

Hans-Peter Heekerens

Wie die Erlebnispädagogik laufen lernte

Outward Bound in der Bonner Republik



Wie die Erlebnispädagogik laufen lernte

Outward Bound in der Bonner Republik

Hans-Peter Heckerens

Für Maria

Impressum

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek:

Hans-Peter Heekerens

**Wie die Erlebnispädagogik laufen lernte.
Outward Bound in der Bonner Republik**

Alle Rechte vorbehalten

© 2021 Hans-Peter Heekerens

ISBN 978-3-947502-59-2

Technische Redaktion und Satz: Meike Kappenstein

Lektorat: Tony Hofmann

Cover-Design und Layout: Hanna Hoos

Herausgeber der „Schriften zur psychosozialen Gesundheit“:

Prof. Dr. Helmut Pauls

Prof. Dr. Frank Como-Zipfel

Dr. Gernot Hahn

ZKS Verlag für psychosoziale Medien:

Albrecht-Dürer-Str. 166

97204 Höchberg

info@zks-verlag.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	11
1 Horizonteröffnung	15
1.1 Irrungen und (Ver-)Wirrungen	15
1.2 Grenzen und Begrenzungen	21
1.3 Geschichtsschreibung: warum und wie?	24
1.4 Ausgewogenheit und Unwucht	32
1.5 Der Forschungsstand: drei Schlaglichter	41
1.6 Die Vergangenheit lebt – Oder: Ein Hoch auf die Zisterzienser!	43
2 Von Weimar nach Bonn: vier biographische Skizzen	47
2.1 Der Attentäter	49
2.2 Der SS-Offizier	55
2.3 Das Monster	59
2.4 Die Anklägerin	65
3 Von Gordonstoun bis Baad	71
3.1 Vorspiel in den USA	71
3.2 Vorarbeit in Deutschland	76
3.3 Die Gordonstoun-Konferenz 1951	80
3.3.1 Konferenzteilnehmer(innen)	80
3.3.2 Kurt Hahn ist Komponist und Dirigent zugleich	91
3.3.3 Hermann, Hermann über alles...	92
3.3.4 Die DGfEE nach Gordonstoun 1951: Satzung, Personal und Programm	95
3.4 Das Badge-Konzept: Grundmuster der Kurzschulen	99
3.5 (Die oft vergessene Kurzschule) Nehmten (1951-1952)	101
3.6 Weissenhaus (1952-1975)	105

3.7	Baad (1956 bis heute)	109
3.8	Viele Wege führen nach Rom	110
4	Die 1950er: Rollback & Rock 'n' Roll	113
4.1	Der kalte Krieg	114
4.2	Landsberg am Lech: Romantik und Verbrechen	118
4.3	Marion Gräfin Dönhoff: Kurt Hahns Chefpropagandistin	124
4.4	Von bekehrten Nazis und unbekehrten Deutsch-Nationalen	136
4.5	Schloss Elmau: ein protestantischer Sehnsuchtsort	137
4.6	1957: Aufregung um Prinz Charles	140
4.7	1958: Fort- und Rückschritte	142
4.8	Erinnerungen eines Buben vom Dorf	147
5	Golo Mann und George L. Mosse:	
	Kurt Hahn im Urteil zweier „Salem“-Schüler	151
5.1	Golo Mann (1909-1994)	152
5.1.1	Golo Mann in „Salem“	152
5.1.2	Vom Golo Mann der Nachkriegsjahre	154
5.1.3	Golo Mann geht mit Kurt Hahn ins Gericht	158
5.2	George L. Mosse (1919-1999)	162
5.2.1	Wer war George L. Mosse?	162
5.2.2	George L. Mosse in „Salem“	164
5.2.3	George L. Mosse seziert Kurt Hahn	165
6	Die 1960er: Bildung & Revolte	171
6.1	„Baad“: die Kurzschule mit Zukunft	172
6.2	„Baad“: Konzept und Kontext	174
6.3	Die Kurzschulpädagogik entdeckt die Mädchen / Frauen	179
6.4	Der Heidelberger Kurzschul-Fan Karl Schwarz	180
6.5	Betreutes Abenteuer	183
6.6	Typisch deutsch: das Erlebnis von Natur und Kameradschaft	185
6.7	Politische Naivität	187
6.8	Das bundesdeutsche Bildungstriumvirat	194
6.9	Die protestantische Mafia	199
6.10	Von Erziehungs- und Erholungsheimen	202
6.11	„68“	205

7	Herman Nohl & Hellmut Becker:	
	zwei Männer um Kurt Hahn	211
7.1	Herman Nohl	212
7.1.1	Der Vater von „Salem“-Schüler(inne)n und der „Salem“-Leiter	212
7.1.2	Verschworene Politiker der Weimarer Zeit	214
7.1.3	Elisabeth Blochmann: die getreue Nohl-Biographin	217
7.1.4	Das Denkmal wackelt	218
7.1.5	Kurt Hahn und Herman Nohl in der Nachkriegszeit	221
7.1.6	Herman Nohl und Carl Heinrich Becker	223
7.2	Hellmut Becker	224
7.2.1	Skizze eines Porträts	224
7.2.2	Die Weizsäcker	227
7.2.3	Die Straßburg-Connection	231
7.2.4	Hellmut Becker und die Hahnsche Sache	233
7.2.5	Götterdämmerung	246
8	Die 1970er: Aufbruch zu neuen Ufern	251
8.1	The Roaring Seventies	253
8.2	Vom Reisen	255
8.3	On the road	256
8.4	Hilfreiche Helfer(innen)	259
8.5	Easy Rider	264
8.6	Reisen in die Innenwelt	267
8.7	„Berchtesgaden“: die moderne Kurzschule	270
8.8	Kurzschule goes Outward Bound	273
8.9	„Erlebnistherapie“ wird in „Erlebnispädagogik“ umgetauft	276
8.10	Outward Bound Plus	278
8.11	„Plus“ ist nicht genug	281
8.12	Die DGfEE in Schwierigkeiten	284
9	Minna Specht & Marina Ewald:	
	zwei Frauen neben Kurt Hahn	289
9.1	Minna Specht	289
9.1.1	Leonard Nelson (1882-1927)	290
9.1.2	Die „Walkemühle“	294
9.1.3	Hermann Lietz (1868-1919)	298

9.1.4	„Gesinnungswandel“	302
9.1.5	Die Landerziehungsheime Nachkriegsdeutschlands	305
9.1.6	Die Kurzschule	308
9.1.7	Minna Specht in der Diskussion	311
9.2	Marina Ewald	312
9.2.1	Die „Salem“-Managerin	314
9.2.2	Die Finnland-Expedition	315
9.2.3	„Spetzgart“	319
9.2.4	zis - Stiftung für Studienreisen	321
9.3	Kurt Hahn und die Frauen	323
10	Die 1980er: Das Alte & das Neue	327
10.1	SOOOH geht's lang: Salewa, Odlo, Orthovox, Outside, Hanwag und Co.	328
10.2	Outside is Inside and Inside is Outside	331
10.3	Die Kurzschulen: Stand und Entwicklung	336
10.4	Die „Deutsche Gesellschaft“ gegen Jörg Ziegenspeck	342
10.5	Was meint in den 1980ern „Erlebnispädagogik“?	348
10.6	Erlebnisorientierte Sportpädagogik	358
10.7	„Erlebnis“ ohne Pomp und Gloria	360
10.8	Ein Abgesang auf die „Verfallserscheinungen“	366
10.9	Lernziel „Solidarität“: Hochschulausbildung in Erlebnispädagogik	379
	Literaturverzeichnis	391

Den Alten geschieht es, daß sie Zeiten erlebt haben, welche die Neuere nicht mehr kennen, die aber für sie noch eine Art von Gegenwart haben. Das war immer so. Es ist heute noch frappanter so, denn die Zeit arbeitet schneller und die nebeneinander existierenden Generationen sind durch sie getrennter als ehemals. Wer vom politischen Leben eines Achtzigjährigen berichtet, muß auf Menschen und Ereignisse anspielen, von denen nur die gleichfalls Alten noch wissen oder der Fachmann. Geschichte sind sie noch nicht; aktuell sind sie nicht mehr; sie sind in der Dämmerung zwischen Gegenwart und Geschichte. Sollen wir sie jedesmal eigens erklären? Für den jüngeren Leser möchte das eine Bequemlichkeit sein, unsere Arbeit, die ein bloßer Versuch sein soll, aber unbequem belasten.

Golo Manns Eingangspassage zu „Kurt Hahn als Politiker“ in Hermann Röhrs Herausgeberwerk von 1966: „Bildung als Wagnis und Bewährung. Eine Darstellung des Lebenswerkes von KURT HAHN“

Vorwort

Man kann ruhig etwas Falsches anfangen.
Wenn man behutsam weitermacht,
kann man es steuern, und es wird richtig.

Sten Nadolny, Netzkarte

Ich bin erstaunt und verwundert darüber, dass offenbar möglich ist, dass sich im Laufe von nur einem Jahrhundert aus einer Bewegung, die einst entstand, um der „Verwahrlosung“ der Jugend Disziplin und Kameradschaft entgegen zu setzen, die sich primär aus national-konservativen Kreisen speiste und, ja, sagen wir es ganz klar, dabei auch den Nazis offen in die Arme spielte, so etwas Großartiges wie die moderne Erlebnispädagogik entwickeln konnte. Beim Lektorat dieses Buches saß ich gebannt vor meinem Bildschirm und vollzog gedanklich die feinen Fäden nach, die Hans-Peter Heekerens von diesem Entwicklungsprozess zeichnet. Einen Teil davon hat er selbst miterlebt und auch mitgestaltet – als Erlebnispädagoge und als Professor für Soziale Arbeit. Manche der Details stammen also aus erster Hand.

Das vorliegende Buch ist eine Mischung aus Fachbuch und persönlichem Erfahrungsbericht. Es hat mich in seinen Bann gezogen, gerade deswegen, weil es vom Zehnten ins Hundertste kommt, ohne dabei jedoch zu irgendeinem Zeitpunkt den roten Faden zu verlieren. Heekerens nennt diese Art von Literatur „Rotweinbuch“ – nachdem im ZKS-Verlag bereits einige Jahre zuvor ein „Weißweinbuch“ veröffentlicht wurde („Hundert Jahre Erlebnispädagogik“). Das „Rotweinartige“ in Heekerens Texten ist beschreibbar als ein Mäandern, als ein sorgfältiges Nachverfolgen der einzelnen Linien, die letztlich in ihrer Summe und in ihrer Verflochtenheit die erste Hälfte der Geschichte der Erlebnispädagogik ausmachen, begonnen in der Zeit der Kurzschulen, bis hinein in die 1980er Jahre. Das vorliegende Buch endet also mittendrin – direkt nach dem Bruch mit der alten, der ersten Zeit. Es macht deutlich, wie die Erlebnispädagogik laufen lernte.

Nach diesem Bruch war vieles anders. Nicht nur die Material-Ausstatter hatten sich zwischenzeitlich professionalisiert, sondern es tauchten auch Marketingfragen auf, wie etwa die, ob Outward Bound ein pädagogischer Begriff ist oder ein Slogan, mit dem man sich (auch)

verkaufen können muss. Vielleicht ist es so, dass Geschichte sich immer in derartigen Spannungsfeldern fortschreibt. Und vielleicht ist es ein Privileg des Alters, dass man, nachdem man in der Fachwelt etabliert ist und nichts mehr beweisen muss, entspannt berichten und auch subjektiv und souverän urteilen darf. Eine sanfte Ironie durchzieht den Text, die dem Zeitzeugen und Chronisten Heekerens voll und ganz zugestanden sei. Dabei ist die Relevanz seiner Gedanken in bewegten Zeiten wie den heutigen besonders evident, da sie es möglich machen, die geschichtlichen Zusammenhänge rückblickend zu durchdringen und gerade auch in ihren Ambiguitäten zu verstehen. Für mich enthält das Buch einiges an Sprengstoff. So darf es eben – um nur ein Beispiel zu nennen – für die Erlebnispädagogik nicht das Diktum der „Stunde Null“ geben, die nach Kriegsende 1945 wie ein großer Reset wirkte. Sondern: Es ist dringend notwendig, zu verstehen, dass es gesamtgesellschaftliche, politische und auch persönlich-individuelle Prozesse in ihrem Vollzug sind, die auch im Feld der Erlebnispädagogik in einer (manchmal inversen) Kontinuität wirksam sind. Heekerens nimmt hier seine Chronistenpflicht ernst, es ist ihm extrem wichtig, ganz genau zu sein. Die Geschichte der Erlebnispädagogik wird gerade deshalb lebendig, weil hier keine „Reliquienverehrung“ betrieben wird.

Auf zwei Besonderheiten des Buches möchte ich vorab hinweisen. So kann es 1. durchaus vorkommen, dass manche Knoten in diesem Netz mehrfach auftauchen, etwa in Form von Zitaten, auf die mehrmals rekurriert wird oder in Form von Personen, die in den einzelnen Kapiteln immer wieder als Akteure (oder auch als Erleidende) eine zentrale Rolle spielen. Es mag sein, dass diese Tatsache zum Teil dem Schreibprozess des Autors geschuldet ist, der sich über viele Monate intensivsten Nachforschens erstreckte. Schreib- und Forschungsprozesse verlaufen ja, wie allgemein bekannt sein dürfte, nur in den seltensten Fällen linear. Meistens sind sie chaotisch und da kann es schon mal vorkommen, dass man ein bestimmtes Zitat mehrfach verwendet. Zugleich finden wir hier auch ein interessantes Abbild der Realität. Historische Knotenpunkte in Form von Schriftstücken, Aussagen und Handlungen sind eben genau diejenigen Stellen der Geschichte, wo etwas „heiß“ zusammenläuft, und die sollte man dann auch mehrfach benennen oder zitieren. Es mag außerdem 2. auffallen, dass in diesem Buch oft sehr lange und ausführliche Textzitate auftauchen. Hier spricht die Vergangenheit direkt zu uns, die Textzeugenschaft kommt zu voller Ehre und es ist eben wichtig, sich die Zeit zu nehmen, um sie voll und ganz auszukosten. Mein Tipp: Lesen Sie das Buch linear, langsam und genau, Kapitel für Kapitel, vielleicht wirklich bei einem Glas Rotwein oder einem anderen genußreichen Getränk Ihrer Wahl.

Ganz persönlich, das gebe ich gerne zu, finde ich die Stelle am faszinierendsten, in denen über VW-Busse berichtet wird. Dies mag der Tatsache geschuldet sein, dass ich in den letzten Jahren selbst einen (inzwischen) 30 Jahre alten Kleinbus zum Wohnmobil umgebaut habe. Gesamtgesellschaftlich bedeutsamer finde ich jedoch die Ausführungen über die Rolle der

Frauen, die in der bisherigen Geschichtsschreibung der Erlebnispädagogik entweder noch gar nicht auftauchten oder bisher viel zu kurz kamen. Wenn ich mir etwas wünschen dürfte, so wäre es, dass das Buch besonders in diesem Punkt ein Umdenken bewirkt, in der Fachwelt, aber auch in der Reflexion und in der Gestaltung der täglichen Praxis. Eine empfindsame Haltung, wie sie in den Anfangstagen der Kurzschulen von den die Erlebnispädagogik mitbegründenden Frauen vertreten wurde, wird in Zeiten der großen globalen Krisen (Klimakrise, Corona etc.) notwendiger denn je werden.

Tony Hofmann, im Herbst 2021

1 Horizonteröffnung

Stopp! Weiteres Lesen auf eigenes Risiko!! In Zeiten der Triggerwarnungen halte ich es aus moralischen Gründen für zwingend geboten, gleich an erster Stelle eine Warnung auszusprechen: Die Lektüre des vorliegenden Buches, ganz oder auch nur teilweise, könnte bei entsprechend sensiblen Personen (w/m/d und sonstige), Reaktionen auslösen, die reichen dürften von vorüber gehenden Verunsicherungen über nachhaltige Verletzungen oder gar schwer zu behandelnde, wenn nicht gar irreversible Kränkungen. Triggerwarnungen werden überwiegend von Heranwachsenden und jungen Erwachsenen gefordert. Dafür habe ich Verständnis. Über mögliche Folgen von (Re-) Traumatisierungen bin ich als Klinischer Psychologe seit Mitte der 1970er bestens informiert. Mögliche negative Auswirkungen können systemisch (ganzheitlich, holistisch – je nach Glaubens-Fasson) sein: Kognitive Irritationen (Hirn) und affektive Verstörungen (Herz) können je einzelnen oder (oft) im Verbund auftreten und (meist) zu Störungen auf der Handlungsebene (Hand) führen. Daher die eindrückliche Warnung, deren Nichtbeachtung mich frei macht von allen Ansprüchen auf materielle oder moralische Haftung: Lesen des vorliegenden Buches auf eigenes Risiko!

1.1 Irrungen und (Ver-)Wirrungen

Mit Irrungen, Verwirrungen und Wirrungen fängt es bei der Leserschaft schon damit an, dass hier von „Lesen auf eigenes Risiko“ die Rede ist, wo frau und man(n) doch „Lesen auf eigene Gefahr“ erwarten darf, nicht zuletzt, weil einem dies von höchster Stelle, behördlicherseits gleichsam eingebläut wird. Etwa mit dem Schild „Begehen auf eigene Gefahr“, das meine Heimatgemeinde Utting am Ammersee an beiden Seiten des kurzen „Bertolt-Brecht-Weges“ aufgestellt hat, da dort im Winter keine Räumung und (Salz- oder Splitt-)Streuung erfolgt. Der Augsburger Dichter, den die Nazis aus seiner kurzen Ammersee-Idylle vertrieben haben, hätte über diese Beschilderung weitaus geistreicher gelästert, als ich das vermag.

Die Unterscheidung von „Gefahr“ und „Risiko“, die ich 1990, damals schon seit vier Jahren überzeugter Hochschullehrer für Erlebnispädagogik, von Niklas Luhmann übernommen habe (Heekerens, 1995), erscheint mir noch immer essentiell. Die Grundformel lautet: Gefahren

drohen, Risiken geht man ein. Die zum Zeitpunkt, da diese Zeilen formuliert werden, noch immer andauernde „Corona-Pandemie“ kann zur Veranschaulichung dieses Zentralsatzes dienen. Für Menschen geht vom Coronavirus SARS-CoV-2 eine Gefahr aus, die in seiner Bedeutung in Abhängigkeit von verschiedenen bio-psycho-sozialer Faktoren stark schwankt, aber auch für Menschen Geltung hat, die den Coronavirus SARS-CoV-2 für eine üble Erfindung finsterner Mächte halten. Die Wahrscheinlichkeit, mit Coronavirus SARS-CoV-2 infiziert zu werden, hängt ab von individuellen Entscheidungen, deren Freiheitsgrade mehr oder minder groß sein können. Meine Frau, die noch als Hochschullehrerin tätig ist, kann nur von zuhause aus lehren, und im Übrigen verhalten wir uns so, dass selbst Karl Lauterbach seine Freude an uns hätte. Wir gehen in Sachen Coronavirus SARS-CoV-2-Infektion also ein recht geringes Risiko ein. Andere gehen ein größeres Risiko ein, sei es nun aus freien Stücken oder gezwungenermaßen.

Einer meiner ersten Mitstreiter in Sachen Erlebnispädagogik an der Hochschule München war Hubert Kölsch. Ich nenne ihn Mitstreiter wie manch andere vor und nach ihm, von denen ich für die Praxis mindestens so viel lernte (etwa beim und fürs Felsklettern) wie sie von mir und mit denen ich meist traditionell am Lagerfeuer mehr oder minder Tiefsinniges zu theoretischen Aspekten der Erlebnispädagogik besprach, erörterte, diskutierte; es gab keine klaren Diskursregeln. Dieser Hubert Kölsch würde nach seinem Studienabschluss schnell kräftig mitspielen auf der bundesrepublikanischen Outward Bound-Szene. Anfang der 1990er kam er auf die Idee, er müsse, um seinen Namen noch mehr zum „Namen“ machen, ein Buch herausgeben; es erschien 1995 erschienen unter dem Titel „Wege moderner Erlebnispädagogik“. Er schlug mich, obschon ich höchst widerwillig war, breit, einen Beitrag zu liefern, aber ich warnte ihn, der würde sehr „modern“ sein. Und das war der Buchbeitrag „Risiko und Gefahr“ (Heekerens, 1995) denn auch: eine Absage an das damals dominierende „Sicherheits“-Gedöns und ein Plädoyer für „mehr Abenteuer wagen“. Ich habe dem Thema „Risiko und Gefahr“ in meinem letzten und online verfügbaren Buch zur Erlebnispädagogik (Heekerens, 2019a) gute 60 Seiten gewidmet; aufgeteilt in zwei Kapitel „Risiko und Gefahr: ein Unterschied, der einen Unterschied macht“ und „Risiko und Wagnis: zwei Seiten einer Medaille“. Und ich erlaube mir, deren Lektüre nach genauerer Analyse des Expertendiskurses zur Corona-Pandemie weiterhin zu empfehlen.

Nachdem hinreichend dargelegt ist, weshalb hinsichtlich (auch) der Lektüre des vorliegenden Buches die Unterscheidung von „Risiko“ und „Gefahr“ sinnvoll scheint, können wir zu einer zweiten Frage kommen, die sich möglichen Leser(inne)n gleich zu Anfang aufdrängt: Warum hat das Buch keine „Einleitung“? Warum befindet sich an eben dem Ort des Buches, an dem Marie und Otto-Normalleser(innen) eine „Einleitung“ erwarten können, so etwas wie „Horizonteneröffnung“? Ich verstehe die Empörung all derer, die diese Frage stellen, zutiefst. In einem Buch, das sich direkt an eine Leserschaft richtet, an die indirekt auch das vorliegende

adressiert ist, eine „pädagogische“ im allgemeinen Sinne also, da bietet eine „Einleitung“ in aller Regel, oft ab Mitte der „Einleitung“ eine Zusammenfassung der einzelnen Kapitel oder Buchbeiträge bei Herausgeberwerken, nebst impliziten oder expliziten Hinweisen dazu, wie diese zu bewerten, einzuordnen und verstehen seien.

So etwas hat viele Vorteile: Es erspart nicht nur eigenes Denken, es erspart sogar eigenes Lesen. Gewiefte Studierende – bei jenen der Sozialen Arbeit kenne ich mich besonders gut aus – kopieren, konfrontiert mit der Erstellung einer Studien- oder sonstigen Qualifizierungsarbeit, solche „Einleitungs“-Passagen, wechseln hie und da kreativ Worte, Satzstellungen und Grammatik (mitunter gar: Orthografie) aus und präsentieren das Ganze dann Dozent(inn)en, die oft Themen vergeben, von denen sie wenig Ahnung haben, als Ausweis ihrer (Lese-)Tüchtigkeit. Es tut mir wahrlich leid, die Texten gegenüber eingeübte Erwartungshaltung gerade von Studierenden enttäuschen zu müssen. Ich kann mich nur mit einem Sachargument erklären: „Einleitungs“-Passagen im beschriebenen Sinne machen durchaus Sinn, wenn es sich bei dem betrachteten Gegenstand um etwas handelt, das allfällige Diskussionen schon längst hinter sich hat. Aber eben das ist hier nicht der Fall; das vorliegende Buch hat auch in diesem Punkte keinerlei Ähnlichkeit mit etwa einem „Lehrbuch der Mechanik“.

Ich bitte alle Betroffenen um Nachsicht dafür, dass es hier „Einleitungs“-Partien mit Zusammenfassungen nebst Verständnisanweisungen für die dort komprimiert dargebotenen Texte aus sachlichen Gründen nicht geben kann. Ich habe tiefstes Verständnis für alle enttäuschten Leser(innen), insbesondere die Studierenden der Sozialen Arbeit unter ihnen, wurde ihnen doch offensichtlich in ihrem ganzen Bildungsverlauf nie die Liebe zu Texten nahe gebracht. Dies aber ist die für viele hohe und für manche unüberwindbare Hürde zur gewinnbringenden Lektüre des vorliegenden Buches: die Liebe zu Texten. Zu Texten freilich, die in Stil und Argumentationsweise solchen der Sozialwissenschaften weitaus näher sind als jenen der universitär verfassten Geisteswissenschaftlichen Pädagogik Deutschlands. Von der trennen mich Welten.

Das musste ich unlängst wieder einmal schmerzlich feststellen, als ich Rezensionen (Heekerens, 2019b, 2019c) anfertigte zu zwei Abschlussberichten (Brachmann, 2019; Keupp u.a., 2019) zur Pädokriminalität an der Odenwaldschule in Oberhambach (OSO). In dem Zusammenhang des „OSO-Skandals“ spielt Hartmut von Hentig eine äußerst unrühmliche Rolle: Er hat von der pädophilen Neigung seines vergötterten Lieblings Gerold Becker schon gewusst, bevor der mit Hellmut Beckers Hilfe und Hartmut von Hentigs Wissen, seine pädokriminelle Karriere an der OSO zum Höhepunkt bringen konnte. Hartmut von Hentig hat die Aufdeckung dieser Verbrechen im Verbund mit Gesinnungsgenoss(inn)en verhindert mit all den vielen Mitteln, die ihm, dem in den Himmel gehobenen „Star-Pädagogen“ Deutschlands, zur Verfügung standen, und er hat, nachdem die Wahrheit nicht mehr zu vertuschen war, die Opfer seines Götterjungen Gerold Becker gar verhöhnt (Heekerens, 2016a; Hentig, 2016).

Was kümmern die universitär verfasste Geisteswissenschaftlichen Pädagogik Deutschlands solch schnöde Niedrigkeiten? In den dortigen Höhen kann man im Jahr 2017 zum Doktor der Philosophie im Fachbereich Erziehungs- und Sozialwissenschaften der Universität Hildesheim promoviert werden mit der begriffs- und ideengeschichtlich konzipierten Dissertationsschrift „Zwischen Kunst und Aisthesis. Grundprobleme ästhetischer Bildung und Erziehung und ihre Bearbeitung bei Hartmut von Hentig“, die 2018 unter dem mäßig modernisierten Titel „Hartmut von Hentig und die ästhetische Erziehung. Eine kritische Bestandsaufnahme“ (Zenke, 2018) publiziert wird. Der angesprochene Kandidat erhielt für seine Promotionsleistung insgesamt die Höchstnote „summa cum laude“. Anderes wäre nicht zu erwarten gewesen bei einer „Doktormutter“, die 1994 promoviert wurde mit einer Schrift, die 1996 unter dem in gewissen Kreisen Adrenalin-ausstoßenden Titel „Die romantische Idee des Kindes und der Kindheit. Auf der Suche nach der verlorenen Unschuld“ (Baader, 1996) veröffentlicht wurde, und einem „Doktorvater“, der 1984 promoviert wurde mit einer Schrift (Schubert, 1984), die noch im selben Jahr unter dem Titel „Identität, individuelle Reproduktion und Bildung. Probleme eines aneignungstheoretischen Konzepts von Vergesellschaftung als Vereinzelung“ zur Publikation kam.

Was nun aber auch Leser(innen), die nicht zum Kulturkreis der universitär verfassten Geisteswissenschaftlichen Pädagogik gehören, neben den „kommentierten Zusammenfassungen“ vermissen dürften, ist „die Große Erzählung“. Manche, ja vielleicht viele Leser(innen) werden einen allumfassenden Erklärungsversuch für die Entwicklung von Outward Bound in der Bonner Republik vermissen; einen kulturpsychologischen, ökonomischen, politischen oder soziologischen etwa. Ich habe ganz bewusst darauf verzichtet – aus Erfahrung. Im Jahr 1968 wähnte ich mich – und war damit nicht allein – auf der Seite der Wahrheit, weil ich gleich zwei Großen Erzählungen glaubte: denen von Karl Marx und Sigmund Freud. Meine Lebenserfahrungen im nachfolgenden halben Jahrhundert haben mich Zweierlei gelehrt. Zum einen haben beide Großen Erzählungen in dem Maße an Überzeugungskraft verloren, in dem ich sie an der Wirklichkeit scheitern sah. Zum anderen wurde mir zunehmend bewusster: Das Hören auf Große Erzählungen birgt die Gefahr, großen Vereinfacher(inne)n auf den Leim zu gehen.

Nun ist es ja nicht so, dass ich jedem Systematisierungsversuch auf allen Sachgebieten von vornherein ablehnend gegenüberstünde. Ich habe seit Beginn des Psychologiestudiums 1971 verinnerlicht, dass der Mensch in affektiver und kognitiver Hinsicht das Bedürfnis nach „Ordnung“ hat. In Luhmannscher Sprache: einen Hang zur „Reduktion von Komplexität“. Am besten in binärer und für alle Ewigkeit(en) gültigen Form: „Gott und Teufel“ etwa – sowie in all den sakralen und säkularen Abkömmlingen nebst aller Varianten, die einem Identität sichern, indem man die anderen verteufelt und sich selbst im Besitz messianischen Wissens wähnt. Ich verstehe jede(n), der sich im Unterholz einzelner empirischer Befunde verloren und im

Gestrüpp widersprüchlicher Meinungen gefangen fühlt. Da muss eine Machete her oder – weniger kriegerisch – zumindest Karte und Kompass. Möglicherweise kann jemand später das Material des vorliegenden Buches so ordnen, dass es auch für Menschen, die Verstörungen nicht als hilfreich empfinden, bekömmlich sein wird.

Ich will meine in die Zukunft gerichteten Überlegungen konkretisieren, indem ich an einem Beispiel exemplarisch zu veranschaulichen suche, wie man „Ordnung“ in das von mir ausgebreitete Material bringen könnte. Ich greife dafür zurück auf das Ordnungsschema, das der (Kultur-)Soziologe und Professor für Methoden der empirischen Sozialforschung und Wissenschaftstheorie an der Universität Bamberg, Gerhard Schulze (Jg. 1944) in seinem wohl bekanntesten Buch „Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart“ skizziert hat. In einem Tableau (S. 550 - 553) bezieht er wesentliche Aussagen seiner gesamten Untersuchung ein, indem er eine Darstellung wählt, die zum einen nach drei kulturellen Übergangsstadien der Bonner Republik geordnet ist und zum anderen nach 15 Aspekten der sozialen Wirklichkeit; das macht 45 (!) Ereignisfelder – womit die „neue Übersichtlichkeit“ dann doch recht schnell wieder „alt“ aussieht. Die Voreinstellung von Anhänger(innen) ewig wählender Dualitäten enttäuscht Gerhard Schulze gleich auf doppelte Weise: Zum einen stellt er Veränderungen über die Zeit in Rechnung und zum anderen meint er, selbst bei einer rein kultursoziologischen Untersuchung nicht unter 15 zu unterscheidenden Dimensionen auskommen zu können.

Und weitere Enttäuschung wartet auf all jene, deren Ordnungsschema nicht über den ewig wählenden „Gott und Teufel“-Dualismus (zwei Ereignisfelder) hinauskommt, wenn man sich von den 45 möglichen Ereignisfeldern im Schulzeschen Tableau auch nur drei, gebildet aus den drei Zeitzonen und 1 von 15 Aspekten der sozialen Wirklichkeit näher ansieht. Ich habe für die Darstellung in Tabelle 1 von den Aspekten „Erlebnismarkt“ ausgewählt; dies scheint mir im vorliegenden Kontext die sinnvollste Wahl.

Kulturelles Übergangsstadium	Erlebnismarkt
Restauration der Industriegesellschaft (zwischen Ende der 40er u. Mitte der 60er Jahre)	Dominanz der außenorientierten Konsummotivation; gebrauchswertorientierte Produktstruktur, wenig entwickelte Rationalitäten von Erlebnisangebot und Erlebnisanfrage
Kulturkonflikt (zwischen Mitte der 60er und Ende der 70er Jahre)	Vordringen der innenorientierten Konsummotivation; Veränderung der Produktstruktur durch erlebnisbezogene Umdeutung, Innovation, Diversifizierung, Expansion des Volumens innenorientierten Konsums; Expansion der Distributionsgebiete von Erlebnisangeboten; Korporatisierung und Konzentration; Entwicklungssprung der Rationalitäten von Erlebnisangebot und Erlebnisanfrage
Erlebnisorientierte Gesellschaft (ab Anfang der 80er Jahre)	Dominanz der innenorientierten Konsummotivation; voll entwickelter Erlebnismarkt mit ausgereiften Rationalitäten von Erlebnisangebot und Erlebnisanfrage; zunehmender Einfluß des Erlebnismarktes auf den dimensional Raum alltagsästhetischer Schemata und Milieustruktur

Tabelle 1.1: Die kultursoziologische Größe „Erlebnismarkt“ nach drei Entwicklungsstadien in der Bonner Republik; wörtliche Angaben nach Schulze, 1992, S. 552

Vielleicht wird die Forschung zu Outward Bound in der Bonner Republik, ja in ganz Deutschland sowie dem deutschsprachigen Raum eines Tages die Reife haben, die es braucht, um genügend belastbare Forschungsbefunde zu haben, die man mit Hilfe von Schemata der Art, wie in Tabelle 1 beispielhaft dargestellt, verdichten kann. Beim derzeitigen Forschungs- und Kenntnisstand aber (dazu unten mehr) wäre jeder Versuch einer Synthese verfrüht, historisch-kritische Analyse hingegen dringend gefordert. Sofern dies Texte von Kurt Hahn selbst betrifft, möge die analytische Arbeit erfolgen auf Basis der Originaltexte und nicht derer, die uns in den beiden Herausgeberwerken von Michael Knoll (1986a, 1998) als solche angeboten werden; sie entsprechen nicht den Kriterien einer „wissenschaftlichen Edition“ was umso klarer wird, je mehr Originaltexte – zumal die in englischer Sprache – man studieren kann.

In Abhandlungen zur Geschichte von Outward Bound, der Erlebnistherapie /-pädagogik und den Kurzschulen werden den Leser(inne)n nahezu nie relevante Texte in appetitlichen Portionen angeboten; meist müssen sie sich begnügen mit Textbrocken, die hingeworfen werden, und Brosamen, die von der Schreiber(innen) Tische fallen. Ich höre von einschlägigen Autor(inne)n meist: Die Leser(innen) wollen gar nicht mehr. Das mag als Regel zutreffend sein, ich schaue auf die Ausnahme: Wenn auch nur der zehnte Teil der Leserschaft mehr als den üblichen Lesehunger hat, so hat sich meine Mühe gelohnt. Ich habe beim Zitieren streng darauf geachtet, keine Eigentumsrechte zu verletzen, und ich überschreite beim Zitieren nicht das Maß, das für einen wissenschaftlichen Text rechtlich zugestanden wird. Ja, dies ist ein wissenschaftliches Buch, aber keines, das die mir wohl bekannten üblichen Regeln akademischer

Textgestaltung streng befolgt; ich habe einfach zu viel und zu oft die unkonventionellen Texte Gregory Batesons gelesen.

1.2 Grenzen und Begrenzungen

Fangen wir mit meinem ersten Buch zur Thematik als Bezugspunkt an. Ich habe in „100 Jahre Erlebnispädagogik“ (Heckerens, 2019a) 1919 als „Geburtsjahr“ der Erlebnispädagogik gesetzt mit Hinweis darauf, Kurt Hahn habe in jenem Jahr erstmals ernsthaft und in einem professionellen Rahmen über Pädagogik nachgedacht. Solche Logik kann natürlich nur verfangen bei Menschen, die in Kurt Hahn die oder zumindest eine zentral bedeutsame Gründungsfigur der zeitgenössischen Erlebnispädagogik im deutschsprachigen Raum und anderswo sehen. Wenn man die Ahnenreihe früher beginnen lässt, mit Jean-Jaques Rousseau etwa oder Henry David Thoreau, dann muss man die Geburt der Erlebnispädagogik auf ein viel früheres Jahr legen. Und natürlich gibt es gute Gründe, Kalenderjahre nach 1919 als Geburtsjahre der Erlebnispädagogik zu benennen: 1938 etwa, als Kurt Hahn (1938) in „Education for leisure“ das Konzept einer Kurzschul-Pädagogik erstmals im Ganzen skizzierte, 1941 (Gründung der ersten Kurzschule in Aberdovey) oder 1951 (Gründung der Deutschen Gesellschaft für Europäische Erziehung; DGfEE).

Mit meiner damaligen Datierung auf 1919 wollte ich auf Zweierlei aufmerksam machen: Zum einen darauf, dass ich in Kurt Hahn die bedeutendste Gründungsfigur der Erlebnispädagogik sehe, und zum anderen wollte ich anmahnen, zentrale Konzepte der deutschen Kurzschulpädagogik wie „Erlebnistherapie“ oder „Verfallserscheinungen“ darauf hin zu prüfen, ob und wie sie von Kurt Hahn bereits ab 1919 vor-gedacht wurden. Heute möchte ich einen Gedanken hinzufügen, der mir vor zwei Jahren noch zu banal vorkam: Der Sport ist in Salem älter als der Unterricht in „Salem“. Der nämlich begann erst 1920, der Sport aber schon 1919 – und zwar als *sport* und nicht als (Jahnsches) Turnen. Am 26. Oktober 1919 tritt nach wenigen Übungseinheiten die Salemer Mannschaft gegen die Hockeymannschaft der Freiburger Schulen an; mit Prinz Max im Tor, Kurt Hahn als Rechtsaußen und Marina Ewald, der einzigen Frau des Salemer Teams, als Mittelläuferin (Kölling, 2020, S. 51-52). Marina Ewald hat am meisten Erfahrung mit (Feld-)Hockey; sie hat es kennen gelernt 1912 - 1913 als Stipendiatin an dem für Frauen eingerichteten Quäker-College Bryn Mawr. Marina Ewald treibt die Sache, die wir später „Erlebnispädagogik“ nennen werden, von Anfang an – und das heißt: ab 1919 – mit voran.

Die dabei zu Grunde liegende Bedeutung des Wortes „Erlebnispädagogik“ ist eine sehr ausgedehnte, sowohl in der geographischen Breite wie in der zeitlichen Länge. Sie umfasst zum einen alle weltweit zu findenden Formen von Outdoor-Pädagogik, die sich selbst auf Kurt

Hahn als die oder eine zentrale Gründungsfigur berufen oder aus fachlicher Sicht dem entsprechend einzuordnen sind. Zu denken hat man hier an so unterschiedliche Entwicklungsformen des County Badge-Modells von 1941 (County Badge Experimental Committee, 1941) wie den Duke of Edinburgh's Award, die Erlebnistherapie/-pädagogik, alle Spielarten von Outward Bound- und manche der Experiential Education-Pädagogik. Was die zeitliche Erstreckung anbelangt, so sehe ich für einen umfassenden Begriff von „Erlebnispädagogik“ Vorformen (und nicht bloß „Ideen“) in der „Salem“-Pädagogik; ich denke da an Marina Ewalds „Expeditionen“ in den 1920er (dazu in Kapitel 9 Ausführliches) sowie an die Altsalemer Selbstverpflichtung von 1925: „alljährlich vierwöchiges nikotin- und alkoholfreies Training für das Deutsche Sportabzeichen“ (Hahn, 1934; zitiert nach Knoll, 1986a, S. 66). Und natürlich denke ich auch an das Feldhockey-Spiel vom Oktober 1919 in Salem.

Gegenüber einem sehr großen thematischen Feld, das mit einem so ausgedehnten Begriff von „Erlebnispädagogik“ in den Blick gerät, ist das hier beachtete sehr viel kleiner. Ich habe das Blickfeld bewusst auf die Bundesrepublik begrenzt, weil auf beschränktem Raum nur so die besonderen Wirkfaktoren hierzulande sichtbar werden, die die Entwicklung der Outward Bound-Bewegung in der Bonner Republik beeinflusst haben. Ich wollte den zweiten Schritt nicht vor dem ersten tun und hoffe, mit meinem Buch die bis dato fehlende Grundlage für einen soliden internationalen Vergleich geschaffen zu haben. Diesen mögen andere angehen. Es werden sich Gemeinsamkeiten und Unterschiede finden, wie beispielsweise die Lektüre von „From 'character-training' to 'personal growth': the early history of Outward Bound 1941-1965“ des Briten Mark Freeman (2011) eindrücklich zeigt.

Bei der Frage, weshalb dieser Wechsel in Großbritannien schneller voran ging als in der Bonner Republik, muss man einen Faktor mit in Rechnung stellen, der hier nicht weiter behandelt werden wird: Die in Großbritannien weitaus frühere Rezeption der aus den USA als Re-Import (Heekerens, 2016b) kommenden Humanistischen Psychologie und Psychotherapie mit ihren Konzepten von „persönlichem Wachstum“, „Selbstentdeckung“ und Vergleichbarem mehr. Die anderen Wirkgrößen, die verstehen helfen, weshalb das bundesrepublikanische Outward Bound recht konservativ blieb, werden in den nachfolgenden Kapiteln aufgedeckt.

Der räumlichen Beschränkung auf die Bundesrepublik geht eine zeitliche zur Seite. Betrachtet wird der Zeitraum 1951-1986; das ist die erste Hälfte jener sieben Jahrzehnte zwischen 1951 und 2021. Der Beobachtungszeitraum beginnt mit dem Gründungsjahr der Deutschen Gesellschaft für Europäische Erziehung (DGfEE), des Trägervereins der deutschen Kurz(zeit)schulen; das dürfte für die Erlebnispädagog(inn)en im deutschsprachigen Raum ein selbstvidenter Termin sein. Diskutieren kann man über die Sinnhaftigkeit des Endzeitpunktes. Ich habe in meinem letzten Buch dargelegt, weshalb ich in dem Jahr 1986 eine bestimmte Umbruchszeit und den Beginn einer neuen Erlebnispädagogik sehe (Heekerens, 2019a,

S. 37-41). Ich fasse hier kurz zusammen. Das Jahr 1986 als „Geburtsjahr“ der neuen Erlebnispädagogik im deutschsprachigen Raum ist nichts, was die Bezeichnung „unumstößliche historische Tatsache“ beanspruchen könnte. Das Jahr 1986 als „Geburtsjahr“ zu behandeln macht aber Sinn, weil die Erlebnispädagogik in Deutschland damals gerade eine doppelte De-Institutionalisierung hinter sich hatte – und neue Institutionalisierungen erlebte.

Die eine De-Institutionalisierung hat mit „Salem“ zu tun. Im Jahr 1986 kündigt der Hausherr Max von Baden den Überlassungsvertrag für die ehemals klösterlichen Gemäuer, die die Mittelstufe von „Salem“ beherbergten. Weshalb? Weil der Geist von „Salem“ aus Salem verschwunden sei (Leicht, 1986). Im selben Jahr schreibt Michael Knoll, der damals so etwas wie der Haus- und Hofschreiber von „Salem“ war: „SALEM bedient sich daher, um sein *Hauptziel – die Ausbildung eines kritischen, humanen, schöpferischen Verstandes für den verantwortungsbewussten, mündigen Menschen und Bürger* – zu erreichen, sowohl der anschaulichen Belehrung wie eines Erfahrungslernens, das Handeln und Reflexion einschließt.“ (Knoll, 1986b, S. 117) „Erfahrungslernen, das Handeln und Reflexion einschließt“ – das ist bestenfalls „Kurt Hahn light“. Salem hatte spätestens 1986 seine Funktion als „Leuchtturm“ der Erlebnispädagogik verloren.

Die zweite De-Institutionalisierung betrifft die Entwicklung der deutsch(sprachig)en Erlebnispädagogik außerhalb des institutionellen Rahmens von DGfEE und Kurzschulen. Ich werfe hier nur wenige Schlaglichter: Im Jahr 1985 erscheint „(Er-)Leben statt reden: Erlebnispädagogik in der offenen Jugendarbeit“ (Fischer, Klawe & Thiessen, 1985) und im selben Jahr stößt die DGfEE nicht nur Jörg Ziegenspeck sondern viele Anhänger(innen) der Hahnschen Sache vor den Kopf und lässt ihm und allen anderen den weiteren Gebrauch der Bezeichnung „Outward Bound“ für alle erlebnispädagogischen Aktionen und Institutionen außerhalb von OUTWARD BOUND Deutschland rechtswirksam untersagen (Ziegenspeck, 1986a). Im Jahr 1986 wird, und damit sind wir schon bei Neu-Institutionalisierung, auf Initiative von Michael Jagenlauf und Hartmut Winter die „Gesellschaft zur Förderung der Erlebnispädagogik“ gegründet, Trägerin der „erlebnistage“ bis heute. Im selben Jahr begründet Jörg Ziegenspeck mit „Lernen für's Leben – Lernen mit Herz und Hand“ (Ziegenspeck, 1986b) die bis heute existierende Reihe „Wegbereiter der modernen Erlebnispädagogik“ und ein Jahr später fügt er dem von ihm besorgten überregionalen Informationsdienst „Segeln und Sozialpädagogik“ erstmals den Untertitel „Zeitschrift für Erlebnispädagogik“ zu.

Anfang und Endpunkt des in diesem Buch betrachteten Zeitraums machen also Sinn. Für das Ende hätte sich aber auch ein anderes Jahr angeboten: das Jahr 2021. Dann hätte man dem Buch folgenden Titel geben können: „Sieben Jahrzehnte Outward Bound in Deutschland“. Ich habe Ende 2019 tatsächlich mit dieser Idee geliebäugelt, sie aber mit Silvester jenes Jahres fallen lassen. Ich hatte mich bis dahin entschieden, ein Buch zu schreiben, das umfangreiche

Recherchearbeit erfordert und eine genaue Dokumentation beinhaltet. Damit wäre das Buch doppelt so dick geworden wie das vorliegende und wohl erst 2023 erschienen. Ich entschloss mich, nur die Hälfte der sieben Jahrzehnte zu behandeln – und zwar die erste. Hätte ich die zweite Hälfte bearbeitet, so wäre ich nie das Gefühl losgeworden, mich auf unsicherem Boden zu bewegen. Außerdem erschien es mir emotional schwieriger, eine Zeit zu betrachten, in der ich selbst Akteur war. Und schließlich sagte ich mir: So viele Alte gibt es in der deutschsprachigen Outward Bound-Szene nicht mehr, die die Jahre ab 1951 noch leibhaftig erlebt haben; diese Erfahrung bewerte ich für ein tiefes Durchdringen für äußerst vorteilhaft. 1951 ging ich schon in den dörflichen evangelischen Kindergarten, und an den Tag Anfang Februar 1952, an dem meine Schwester zuhause geboren wurde, habe ich lebhaftige Erinnerungen.

In den 35 Jahren zwischen 1951 und 1986 gab es nach- und nebeneinander verschiedene Bezeichnungen für das kurzzeitpädagogische erlebnisintensive Outdoor-Konzept, das hier betrachtet wird: Erlebnispädagogik, Erlebnistherapie, Kurzschul-Pädagogik, Outward Bound (-Pädagogik) und andere mehr. Ich habe mich entschieden, im Regelfall nur einen Begriff zu verwenden: Outward Bound. Der Begriff ist für die Kurzschularbeit seit 1941 eingeführt, international verbreitet und auch im deutschsprachigen Raum benutzt und verständlich. Als Michael Jagenlauf 1989 einem breiteren Publikum verständlich zu machen sucht, was es mit der Hahnschen Outdoor-Pädagogik auf sich habe, wählt er den Titel „Outward Bound – Zur Modernität der Erlebnispädagogik Kurt Hahns“ (Jagenlauf, 1989).

1.3 Geschichtsschreibung: warum und wie?

Minna Specht, im Jahr 1951 die einzige Frau unter den Gründungspersonen der DGfEE, hat im britischen Exil 1943 ein Buch mit dem Titel „Gesinnungswandel. Die Erziehung der deutschen Jugend nach dem Weltkrieg“ veröffentlicht, das 1948 eine zweite Auflage (Specht, 1948) erfuhr. Man hat die Publikation von 1943 zu sehen im Zusammenhang mit der im selben Jahr erfolgten Gründung des German Educational Reconstruction Committee, einem von deutschen Emigrant(inn)en in Großbritannien in enger Zusammenarbeit mit der Labour Party gegründeten Projekt, das sich mit der Planung und Vorbereitung einer Neuordnung des Bildungs- und Erziehungssystem im Nachkriegsdeutschland beschäftigte. In diesem Buch geht sie auch der Frage nach, wie im Nachkriegsdeutschland Geschichtsunterricht auszusehen habe. In dem Zusammenhang notiert sie:

„Die Kinder finden Geschichte 'spannend', und mit Recht, wenn sie gut vorgetragen wird. Darin rangiert dieses Fach Seite an Seite mit fesselnden Romanen, Filmen und den Ereignissen in Dramen. Sein ihm eigener *Bildungswert*, vergangene Epochen in ihren sozialen und politischen Errungenschaften und Irrtümern zu studieren und deren Tragweite für unsere Zeit zu

beurteilen, geht über das Verständnis und das Interesse der meisten Kinder hinaus. Erst bei der älteren Jugend stösst eine solche Behandlung auf Widerhall und verdient darum einen Platz im Unterrichtsplan der Oberstufe.“ (Specht, 1948, S. 33) Ich gehe davon aus, dass die Mehrzahl der Leser(innen) dieses Buches eine schulische (Mindest-)Bildung hat, die der angesprochenen Oberstufe entspricht. Ich unterstelle aber nicht, dass sie dort ihre Liebe zur Geschichte entdeckt hätten. Ich will mich hier nicht weiter auslassen über den Geschichtsunterricht in der Oberstufe und das vorgängige Geschichtsinteresse der betreffenden Schüler(innen). Ich will nur sagen: Ich möchte im vorliegenden Buch Geschichte „spannend“ machen dadurch, dass ich viele Geschichten erzähle. An diesem Punkte müssen wir aufgreifen, was im Vorwort zu lesen ist:

„Den Alten geschieht es, daß sie Zeiten erlebt haben, welche die Neueren nicht mehr kennen, die aber für sie noch eine Art von Gegenwart haben. Das war immer so. Es ist heute noch frappanter so, denn die Zeit arbeitet schneller und die nebeneinander existierenden Generationen sind durch sie getrennter als ehemals. Wer vom politischen Leben eines Achtzigjährigen berichtet, muß auf Menschen und Ereignisse anspielen, von denen nur die gleichfalls Alten noch wissen oder der Fachmann. Geschichte sind sie noch nicht; aktuell sind sie nicht mehr; sie sind in der Dämmerung zwischen Gegenwart und Geschichte. Sollen wir sie jedesmal eigens erklären? Für den jüngeren Leser möchte das eine Bequemlichkeit sein, unsere Arbeit, die ein bloßer Versuch sein soll, aber unbequem belasten.“ Das ist Golo Manns Eingangspassage zu „Kurt Hahn als Politiker“ in Hermann Röhrs Herausgeberwerk von 1966 „Bildung als Wagnis und Bewährung. Eine Darstellung des Lebenswerkes von KURT HAHN“ (Mann, 1966, S. 9).

Das vorliegende Buch ist nur ein Versuch; es versteht sich als Vorstudie einer erst noch zu schreibenden „Geschichte der Erlebnispädagogik in Deutschland“. Aber die Analyse geht hier doch schon tiefer und ist breiter, als dies bei Golo Mann, dem viele Quellen noch gar nicht zur Verfügung standen, sein konnte. Und hier ist weitaus mehr Platz, als er Golo Mann dort und damals eingeräumt werden konnte. Deshalb will ich die vorliegende Arbeit (und mich) „unbequem belasten“ in der Hoffnung, dies möchte für jüngere Leser(innen) „eine Bequemlichkeit sein“. Mein Pamphlet hat Grenzen. Ich habe früher, vor allem in meinen socialnet-Rezensionen, tatsächlich die URLs zu Begriffs- und Sachdefinitionen sowie die Internetadressen von Wikipedia-Einträgen angegeben. Das halte ich nach vielen klugen Gesprächen zur Sache für paternalistische Infantilisierung(sversuche). Also: Ich unterlasse Quellenangaben in all den Fällen, in denen ich etwas zur Allgemeinbildung gehörig ansehe und/oder die entsprechende Information nur ein bis drei Mausklicke entfernt zu finden ist.

Warum aber überhaupt Geschichte, Geschichtsschreibung und Geschichtskennntnis? Wenn man der anthropologischen Forschung glauben darf, markiert „Geschichte“ die Grenze zwischen Natur und Kultur oder, auf die Entwicklungsgeschichte des Menschen gesehen, jenen Punkt, an dem der Mensch zum Mensch wird auch dadurch, dass er die Anschaulichkeit des „Heute“ erweitert – und das offensichtlich gleichzeitig – um ein „Woher“ (Gestern) und „Wo-hin“ (Morgen). Die Natur kennt keine „Geschichte“, noch nicht einmal das, was der Mensch „Natur-Geschichte“ nennt. „Geschichte“ kennt nur der Mensch, und erst die Konstruktion von „Geschichte“ macht ihn zum Menschen. Vor jeder Geschichts-Schreibung steht das Erzählen von Geschichten, die dann später auch schriftlich fixiert werden können. Der existentielle Sinn des Erzählens von Geschichte(n) besteht in der Selbstvergewisserung – modern gesprochen: in der Sicherung der historischen Identität als unverzichtbarem Bestandteil von Identität überhaupt.

In einem bestimmten Kulturkreis der Erde, dem „Westen“ (im Sinne Heinrich August Winklers), spielt die Sicherung historischer Identität eine höchst bedeutende Rolle. Das judäo-christliche Abendland vergewisserte sich seiner historischen Identität vor allem über biblische Texte, von denen zwei zentral sind. Der eine beginnt mit den Worten „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde...“ (1. Mose 1,1) und im anderen steht: „Es begab sich aber zu der Zeit...“ (Lukas 2,1). Im „Westen“ entstand Geschichtsschreibung im modernen Sinne, zu dessen Methodik die Griechen und die Römer ihren Teil beitrugen. Gymnasiasten mit humanistischer Bildung mussten die zwei einschlägigen Texte im Original lesen: Xenephons „Anabasis“ (um 370 vor Christus) und Cäsars „De bello Gallico“ (um 50 vor Christus). Die Sicherung historischer Identität wird heute gepflegt von der Gesamtheit der akademischen Disziplinen und allen Berufen, die so etwas wie eine „Berufsgeschichte“ vorweisen können. Auch Geschichtsschreibung zu Erlebnispädagogik oder Outward Bound kann seinen Sinn nur darin haben, zu deren Identität beizutragen, indem sie deren historischen Aspekt sichert.

Das ist appellatives Reden, ich weiß. Denn die Frage ist doch, wie viel Wert heutige Erlebnispädagog(inn)en legen, auf den von Minna Specht angesprochenen „*Bildungswert*, vergangene Epochen in ihren sozialen und politischen Errungenschaften und Irrtümern zu studieren und deren Tragweite für unsere Zeit zu beurteilen“. Für das Tagwerk der heutigen Erlebnispädagog(inn)en macht es keinen Unterschied, wie hoch oder niedrig der Bildungsstand in Sachen Geschichte der Erlebnispädagogik im Speziellen oder Geschichte im Allgemeinen ist. Nach allem, was ich an Wissen und Erfahrungen im letzten halben Jahrhundert angesammelt habe, könnte Geschichtskennntnis aber eine Bedeutung haben für die weitere Entwicklung der Erlebnispädagogik im deutschsprachigen Raum. Denn: Was eigentlich hält die (noch) zusammen? Das ist meine Bemerkung mit Blick auf die Leser(innen) dieses Buches als Erlebnispädagog(inn)en.

Nimmt man sie als Staatsbürger(innen) in den Blick, ist noch etwas anderes zu sagen. Für mich selbst habe ich den Bildungswert von Geschichte immer sehr hoch eingeschätzt. Aber ich habe im Laufe meines Lebens zunehmend mehr – meine drei Kinder waren die strengsten Lehrmeister(innen) – gelernt, dass Menschen auch gänzlich ohne Geschichtskenntnisse gute Staatsbürger(innen), glückliche Menschen und tüchtige Professionelle werden können. Und so habe ich denn den Bildungswert von Geschichte insgesamt so bewertet wie den Bildungswert von Kunstgeschichte: *nice to have*, aber kein *must*. Es gibt Menschen, die gehen durch Venedig und äußern am häufigsten „Da müsste mal was gemacht werden“. Sind die in irgendeiner Hinsicht „schlechter“ als einer, der in derselben Stadt auf dem Weg ins Restaurant (mit engen Tischbelegzeiten) die ganze Gesellschaft aufhält mit Bemerkungen über eine Arkade da und einen Architrav dort.

„Man sieht nur, was man weiß“ hat uns Johann Wolfgang von Goethe als eine seiner Weisheiten hinterlassen, und DuMont hat 1968 unter diesem Motto eine Reiseführer-Reihe für das Bildungsbürgertum, dem ich bald angehören sollte, gestartet. Frau und man(n) kann auch ohne Goethe und DuMont schöne Reisen machen und auch ohne Geschichtskennntnis glücklich werden. Dabei bleibe ich bis heute, habe nur zum letzten Punkt einen Änderungsvorschlag: Zumindest anderen kann mangelnde Geschichtskennntnis wohl zum Unglück gereichen. Der Ansicht bin ich seit Ende August 2020. Am 29. des Monats wurden Menschen, die in den Reichstag dringen wollten, noch auf dessen Treppen von der Polizei gestoppt; dass es auch anders hätte laufen können, hat uns die Erstürmung des Capitols durch den Mob am 6. Januar 2021 gezeigt.

Bei dem Berliner Erstürmungsversuch waren mehrere schwarz-weiß-rote Fahnen nicht nur irgendwo, sondern ziemlich oder ganz vorne dabei. Unter, vor oder auch hinter schwarz-weiß-rote Fahnen sah man an diesem Tag auch anderswo in Berlin, am Pariser Platz etwa, Menschen sitzen, gehen oder marschieren. (Thorwarth, 2020); sie waren an diesem Tag die meist gezeigten Flaggen in Berlin. Die schwarz-rot-goldene Fahne steht in der neueren deutschen Geschichte für Parlamentarismus, die schwarz-weiß-rote hingegen für deren Unterdrückung. Das war im Falle des Deutschen Kaiserreiches gegen die Frankfurter Nationalversammlung so und bei Adolf Hitlers Zerschlagung der Weimarer Republik. Wer sich heute um die schwarz-weiß-rote Fahne versammelt, macht die Straße wieder einmal frei den braunen Bataillonen. Dass unter den willigen Helfer(innen) der „Reichsbürgerschaft“ sehr viele waren, die – wie wir aus zahlreichen Interviews wissen – die Bedeutung der schwarz-weiß-rote Fahne nicht kannten, ist eine Erklärung, als Entschuldigung taugt auch hier Nicht-Wissen nicht.

Vielleicht sollte man es sich einmal auch in Deutschland genauer überlegen, ob bestimmte Geschichtskenntnisse nach politischer Bewertung nicht einfach nur ein *nice to have*, sondern ein *must* sein sollten. Nicht nur im östlichen Mitteleuropa und Osteuropa denkt man so,

sondern auch in Frankreich. Im Dezember 2020 veröffentlichte L'Express ein Interview mit Emmanuel Macron, das im Januar 2021 von der ZEIT in auszugsweiser Übersetzung geboten wurde. Im Zusammenhang mit Fragen der Migration führt Frankreichs derzeitiger Staatspräsident u.a. aus: „Und das wiederum führt zu der Frage, was es heißt französisch zu sein. In meinen Augen bedeutet es zunächst, in einer Sprache und in einer Geschichte zuhause zu sein, also ein Schicksal zu teilen. Deshalb werden wir die Anforderungen an die Geschichts- und Französischkenntnisse anheben, vor allem bei der Einbürgerung.“ (Thielicke, 2021, S. 6)

Wer mit dem Anspruch an- und auftritt, eine geschichtswissenschaftliche Arbeit erstellen zu wollen, sollte zu seiner Fachkenntnis Auskunft geben können. Wohlan! Ich habe mein erstes Studium, das der Evangelischen Theologie, abgeschlossen zunächst mit einem Fakultätsexamen und anschließend mit einer Promotion. Die zugrunde liegende Dissertationsschrift trägt den Titel „Die Zeichen-Quelle der johanneischen Redaktion. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des vierten Evangeliums“, unter dem sie auch später veröffentlicht wurde (Heekerens, 1985a). Es ist eine durch und durch geschichtswissenschaftliche Arbeit, die den Nachweis zu bringen sucht für die Annahme, drei bestimmte Wundergeschichten, die wir heute im Johannesevangelium finden, entstammten einer mündlich tradierten Sammlung, die in der Mitte des 1. Jahrhunderts entstanden sei – und zwar in der Auseinandersetzung zwischen den johanneischen Jesus-Nachfolgern und den mit ihnen konkurrierenden Anhängern des Täufers Johannes. Die These gilt heute im internationalen und überkonfessionellen Diskurs zur Sache als gut begründet und diskussionswürdig.

Wenn man ein Forschungsvorhaben mit solcher Thematik über Jahre hinweg betreibt, muss man entweder ein Verrückter oder ein Aficionado sein, wobei der Übergang gleitend ist. Ich bin ein Geschichts-Aficionado seit einem Erweckungserlebnis im Grundschulalter. Ich lebte damals in Guttenbach am Neckar, einem Dorf mit gut 600 Einwohnern (meist aus Kleinbauernfamilien), das 792, zu Zeiten Karls, der später Kaiser werden und „der Große“ heißen sollte, erstmals urkundlich erwähnt wurde, weil es damals an das Kloster Lorsch kam. In die Mauer des (heute katholischen) alten Kirchhofs eingelassen ist ein drei Meter hohes Grabmal aus seltenem gelbem Buntsandstein im Renaissancestil, das im Halbreliet einen Ritter zeigt (Liebig, 1976). Von der tieferliegenden Straße aus war die Unterkante des Grabmals für mich damals auf Augenhöhe; beim Hochblicken bekam ich manchmal Angst. Ich war damals schon ziemlich neugierig und fragte im Dorf herum. Aber niemand wusste so recht Antwort bis auf den jungen Lehrer, der frisch ins Dorf kam und sich einarbeitete. Der klärte mich auf.

Das Grabmal sei das des Ludwig von Habern, Herr auf der Minneburg und Besitzer mehrerer Dörfer in der Umgebung, darunter auch Guttenbach, das nächste Dorf. Dieser Ludwig sei der Sohn des Wilhelm gewesen, der die Minneburg, die er prächtig im Renaissancestil umbauen ließ, und umliegende Dörfer vom Kurfürst in Heidelberg als Lehen erhalten habe. Dafür

musste er seinem Lehensherrn Dienste leisten. Beispielsweise als Heerführer bei der Niederschlagung der Bauernaufstände in der Kurpfalz. Die ihrer Führer beraubten überlebenden und noch arbeitsfähigen Bauern mussten anschließend verschärften Frondienst leisten – z.B. beim Ausbau der Minneburg. Ich war empört und erzählte abends alles meinem Opa, dem Kleinbauern; und zwar auf der Tenne hinterm Scheunentor. Als ich meine Erzählung beendet hatte, deutete er auf den Boden, der mit großen Buntsandsteinplatten gleichen Zuschnitts belegt war, und sagte: „Ein bischen was haben wir uns schon zurückgeholt.“ Im Dreißigjährigen Krieg eroberten Tillys Truppen im März 1622 die zuvor sturmreif zerschossene Burg. Sie wurde von den Heidelberger Kurfürsten aufgegeben, und diente den umliegenden Dörfern für mindestens zweieinhalb Jahrhunderte als Steinbruch – und mir als Ort kindlicher Ritterspiele und jugendlicher Romantik-Camps.

Geschichte „gibt“ es nicht. Jedenfalls nicht in dem Sinne, wie es Buntsandstein gibt, der sich ohne menschliches Zutun gebildet hat und verwittert nach seinem eigenen Maß und Werk. Geschichte wird konstruiert, und da die einer jeweiligen Geschichtskonstruktion als Basis dienenden Fakten sich nicht nur dem Umfang, sondern auch der Bewertung nach ändern, können zum selben „Gegenstand“ unterschiedliche Geschichtskonstruktionen erstellt werden. Die hier vorliegende Geschichtskonstruktion zu Outward Bound in der Bonner Republik ist definitiv eine andere, als die von Karl Schwarz 1968 in „Die Kurzschulen Kurt Hahns“ dargebotene oder die 1983 mit „Die deutschen Kurzschulen“ von Helga Weber und Jörg Ziegenspeck präsentierte. Welche der konkurrierenden Geschichtskonstruktionen sich durchsetzt, hat viel mit Überzeugungskraft zu tun – und den ideologischen Voreinstellungen des Publikums. Auf dem klassischen Weg der neuzeitlichen Naturwissenschaften ist hier keine Entscheidung herbei zu führen; für Geschichte sind Experimente kein Weg zur Wahrheit.

Je länger man sich mit Geschichtsschreibung beschäftigt, umso deutlich wird einem, dass der Wechsel von Geschichtskonstruktionen eher die Regel als die Ausnahme darstellt. Das gilt auch und insbesondere für die hier interessierende Geschichte Nachkriegsdeutschlands und der jungen Bundesrepublik. Ich nehme als Beispiel die „Wehrmachtsausstellungen“. Bezeichnet werden damit zwei Wanderausstellungen des Hamburger Instituts für Sozialforschung, die von 1995 bis 1999 und von 2001 bis 2004 zu sehen waren. Die erste hatte den Titel „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“, die zweite „Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941-1944“. Beide machten Verbrechen der Wehrmacht in der Nazi-Zeit, vor allem im Krieg gegen die UdSSR einer breiten Öffentlichkeit bekannt und lösten Kontroversen dazu aus. Nach der Kritik an der ersten Ausstellung setzte die zweite andere Akzente, bekräftigte aber die Grundaussage von der Beteiligung der Wehrmacht am Vernichtungskrieg des NS-Regimes gegen die Sowjetunion und an den Völkermorden an den europäischen Juden (Holocaust) und Roma (Porajmos). Damit war die von einflussreichen frü-

heren Wehrmachtsangehörigen in der frühen Bundesrepublik betriebene und von der Mehrzahl der Westdeutschen gerne geglaubte Geschichtskonstruktion von der „sauberen Wehrmacht“, an der schon wir „68er“ gerüttelt haben, zusammengebrochen – nach einem halben Jahrhundert.

Als ich im Oktober 1980 nach Berlin zog, musste ich mich erst daran gewöhnen, dass der Wind in der Mauerstadt schneidender und der Ton rauer ist als im lieblich-beschaulichen Heidelberg. Das galt auch für die Musik. In Berlin war damals gerade die Band „Einstürzende Neubauten“ gegründet worden, die 1989, da war ich schon wieder in Süddeutschland (diesmal München), das Album „Haus der Lüge“ herausbrachte. Ich nehme an, die Band nimmt mir nicht übel, dass ich sowohl ihren Albumtitel wie ihren Bandnamen als Metaphern (benutze). Zum einen dafür, wie ich ab der Pubertät, also ab 1961, für lange Jahre die Bundesrepublik erlebt habe: als „Haus der Lüge“. Seit den 1960ern aber, verstärkt ab „68“ gab es immer mehr „Einstürzende Neubauten“: Im Nachkriegsdeutschland rasch zusammen gezimmerte Geschichtskonstruktionen brachen unter der Last erdrückender Beweise zusammen. Das betraf auch die Selbst-Konstruktion von Biographien. Davon werden manche selbst heute noch oder erst heute demontiert. Ich biete zwei Beispiele, die in der ZEIT-Ausgabe 13/2021 vom 25. März 2021 zu lesen waren und online noch immer sind.

Das erste Beispiel handelt von Ernst Lemmer (1898-1970), der auf dem Waldfriedhof Zehlendorf in einem Ehrengrab des Landes Berlin bestattet ist. Zu dem kann man heute lesen:

„Ein aufrechter Mann sei er gewesen, wegen seiner linksliberalen Gesinnung ausgeschlossen aus dem Reichsverband der Deutschen Presse, in Kontakt mit dem Widerstand, ja selbst eine Art Widerstandskämpfer: So stellt es sich auf der Internetseite der Konrad-Adenauer-Stiftung dar und in anderen Kurzbiographien Ernst Lemmers, der nach dem Krieg die CDU mitbegründet hat und unter Adenauer und Erhard bis 1965 Bundesminister war – für das Post- und Fernmeldewesen, für gesamtdeutsche Fragen, schließlich für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte. Straßen und Plätze sind in Deutschland nach Lemmer benannt, ein Bildungsinstitut trägt seinen Namen, besonders in seiner nordrhein-westfälischen Heimat pflegt man sein Andenken. Dabei gibt es guten Grund für einen kritischen Blick. Denn wie Dokumente aus amerikanischen und deutschen Archiven zeigen, war Ernst Lemmer kein Mann des Widerstands, sondern ein Nazi-Spitzel und Agent Provocateur im Dienst von Joseph Goebbels und Hitlers Außenminister Joachim von Ribbentrop. Der Vorwurf an sich ist nicht neu. Erdrückende Beweise für Lemmers NS-Dienste wurden schon 1964 in Ost-Berlin publiziert. Im Westen tat man sie als SED-Propaganda ab.“ (Domeier, 2021, S. 17)

Na ja, was kann man anderes erwarten bei den politisch Schwarzen, werden grünlinksliberale Leser(innen) denken. Indes: Das „Haus der Lüge“ wurde auch von Menschen gebaut, die als besonders progressiv galten und bei vielen heute noch gelten. Es gab Opium nicht nur fürs gemeine, sondern auch fürs gehobene Volk. Nehmen wir etwa Joseph Beuys (1921-1986), den viele Deutsche bis heute dafür lieben, dass er der in Moderner Kunst provinziellen Bundesrepublik Ende der 1970er Glitzer und Glimmer verlieh; sein Name konnte in einem Atemzug genannt werden mit dem Andy Warhols. Und jetzt, zu seinem 100. Geburtstag, muss sich Joseph Beuys gefallen lassen, dass ihn Hanno Rauterberg, stellvertretender Ressortleiter des ZEIT-Feuilletons als „Ein deutscher Heiland“ (Rauterberg, 2021) vorführt. Nicht nur Kunstinteressierte im traditionellen Sinne sollten diesen Artikel lesen. Sondern alle, die Joseph Beuys ernst nehmen mit seinem „erweiterten Kunstbegriff“ und seiner Konzeption von „Sozialer Plastik“. Kein deutscher Vertreter der Bildenden Künste vor und nach ihm hat so sehr darauf gedrungen, dass man Künstler und Kunstwerk nicht trennen darf und man beide in ihrem ökonomischen, politischen und sozialen Kontext zu bewerten, deuten und verstehen habe.

Wohlan! Lasst uns den Künstler Joseph Beuys und das von ihm geschaffene Gesamtkunstwerk „Joseph Beuys“ bewerten, deuten und verstehen an Hand jener Kriterien, die er selbst in den höchsten Rang gehoben hat. Da kommt dann etwa Folgendes raus:

„In seiner Jugend war Beuys ein glühender Nationalsozialist, frohgemut ging er zur Wehrmacht, gleich für zwölf Jahre, aus freien Stücken. Nichts davon sollte er später verschweigen, auch seine Auszeichnungen als Soldat der Flugwaffe nicht. Und doch verklärte Beuys seine Gewaltgeschichte auf sehr eigentümliche Weise. Er formte aus ihr eine Legende der Heilung.

Oft hat er erzählt, wie seine Junkers JU-87, ein Sturzkampfbomber, 1944 über der Krim abgeschossen wurde. Wie seine Feinde ihn selbstlos aufnahmen und hingebungsvoll pflegten. 'Sie rieben meinen Körper mit Fett ein, damit die Wärme zurückkehrt, und wickelten mich in Filz ein, weil Filz die Wärme hält.' Zwölf Tage habe er bewusstlos und mit schweren Schädelverletzungen bei den Tataren gelebt, so der Beuys-Mythos.

In Wahrheit, das wurde längst nachgewiesen, war sein Flugzeug nicht abgeschossen worden, es stürzte ab im Sturm, sieben Kilometer vom Flugfeld entfernt. Nicht in einer Jurte, sondern im Feldlazarett kurierte Beuys seine Verletzungen aus, viel mehr als Kopfweh und eine Platzwunde waren es nicht. Nomadisierende Tataren gab es damals in der Gegend nicht mehr.

Beuys aber glaubte fest an seine Auferstehungsgeschichte und viele, sehr viele Deutsche, selbst nachgeborene, glaubten es ebenfalls: wie einer der ihren, ein überzeugter Nazi, erlöst wird. Wie die Opfer dem Täter die Schuld vergeben. Sie

boten ihm sogar an, erzählte Beuys, ihrem Stamm der Indigenen beizutreten. 'Du nix njemcky', kein böser Deutscher, hätten sie zu ihm gesagt. 'Du Tatar'. Man kann sich leicht vorstellen, wie begierig die Legende aufgenommen wurde. Mit Beuys, mit seiner Kunst stand man auf der Seite der Guten.“ (Rauterberg, 2021, S. 57)

1.4 Ausgewogenheit und Unwucht

Golo Mann hat in seinen Jugenderinnerungen geschrieben: „Radikale Ablehnung mag stark sein, aber interessant ist sie nicht. Lohnend wird Kritik erst dann, wenn es sich um einen Kreis, eine Doktrin, eine Persönlichkeit handelt, die man im Grundsatz bejaht; um Irrtümer, denen abgeholfen werden könnte – wie in den Hahnschen Schulen später geschah, ohne daß die von ihm gegründete Tradition im Wesentlichen verraten worden wäre.“ (Mann, 1986, S. 145) Damit ist ein erstes Maß von Ausgewogenheit benannt: Der Kritik im einzelnen muss eine grundsätzliche Bejahung im Grundsatz zur Seite gehen. Gemessen an diesem Kriterium halte ich die Ausführungen im vorliegenden Buch – wie schon jene in meinem Buch von 2019 – für ausgewogen. Ich habe den weitaus größten Teil meines Berufslebens dafür aufgewendet, Studierenden der Sozialen Arbeit an der Hochschule München leibhaftige Erfahrungen mit der Erlebnispädagogik in der Tradition Kurt Hahns machen zu lassen. Das für dieses informelle Curriculum entwickelte „Münchener Modell“ (Heekerens, 2019a) hatte Prinzipien, welche die vier Elemente der „Erlebnistherapie“ fortschrieben. Die (korrespondierenden) vier „Verfallerscheinungen“ hielt ich seit meiner ersten Kenntnissnahme um 1970 herum für blanken Unsinn – wie offensichtlich zuvor schon die Praktiker der Kurzschulpädagogik.

Für Martin Kölling, Jg. 1959 und seit 1989 Lehrer für Deutsch und Geschichte in „Salem“ ist Kurt Hahn „ein magischer Menschenfischer und rastloser Netzwerker im Dienste seiner pädagogischen Projekte“ (Kölling, 2020, S. 66). Dem kann ich nach allem, was ich von und zu Kurt Hahn gelesen habe, nur zustimmen. Und dafür hat er meinen Respekt ebenso wie dafür, dass er auf die üblichen Annehmlichkeiten des Lebens zugunsten der von ihm betriebenen Sache verzichten konnte; er war ein Asket. Nur ist es so, dass mir das Asketentum desto verdächtiger wurde, je mehr ich mich mit der Geschichte des Christentums und der Psychoanalyse beschäftigte. Es war der Asket Ignatius von Loyola, der die Moderne in Gestalt der Reformation mit allen Mitteln bekämpfte, und Askese schlägt allzu leicht in moralischen Rausch um. Ich sehe beide Seiten von Askese und werte auch dies als Zeichen von Ausgewogenheit.

Ich habe mir ferner Referenzwerte markiert, um mich stets vergewissern zu können, dass ich nicht das Maß verliere. Zwei Referenzwerte sind zusammen im 5. Kapitel „Golo Mann und George L. Mosse: Kurt Hahn im Urteil zweier Salem-Schüler“ dargestellt. Die Prüffrage lautet:

Bin ich mit meiner Kritik an Kurt Hahn unmäßig weit hinausgegangen über das Maß jener beider bedeutenden Historiker? Alle Leser(innen) können sich die Antwort selbst geben; meine lautet: Ich habe die Kritik jener beider Männer weder in Form noch im Inhalt überschritten. Den dritten Referenzpunkt bildet „Salem“ mit der Prüffrage: Wäre meine Kritik in „Salem“ derzeit (schon) hoffähig? Ich habe mir diese Frage nach gründlicher Lektüre der Festschrift zum 100. Geburtstag von „Salem“ (Schule Schloss Salem, 2020) mit „Ja“ beantwortet. Ich will hier nur ein Beispiel von mehreren möglichen geben, die meine Vermutung stützen.

Ende November 2010 fand im Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte in Potsdam ein vom Lepsiushaus Potsdam veranstalteter Kongress mit dem Titel „Johannes Lepsius und der Umgang mit dem Völkermord an den Armeniern“ statt; das war sechs Jahre bevor der Deutsche Bundestag sich – endlich! – dazu durchringen konnte, die Massentötung von Hunderttausenden Armenier(inne)n im Osmanischen Reich der Jahre 1915-1917 (Aghet) als Völkermord einzustufen. Der Kongress diente der Ehrung des Mannes, der in Deutschland zeitnah am lautesten gegen die Verbrechen am armenischen Volk protestierte und in Ostanatolien Hilfe vor Ort leistete. Der Kongress von 2010 war von der Rednerseite her hochkarätig besetzt. Der emeritierte Heidelberger Soziologieprofessor M(ario) Rainer Lepsius, Johannes' Großneffe, referierte über „Johannes Lepsius und Kurt Hahn“ (Lepsius, 2010); Kurt Hahn, 28 Jahre jünger, kannte Johannes Lepsius von Kindesbeinen an. Ich will aus besagter Rede die hier relevante Passage wiedergeben:

„Bei den Friedensverhandlungen mit Deutschland [nach Ende des Ersten Weltkriegs] spielte die Armenienfrage keine Rolle. Der Vertrag [der später die Bezeichnung „Versailler“ bekam] aber enthielt eine Bestimmung über die Alleinschuld Deutschlands am Ausbruch des Weltkrieges und aller mit ihm verbundenen Folgen. Die deutsche Delegation wurde gezwungen, dieser Feststellung zuzustimmen.

Dies zu vermeiden, war auch der Anlass für Kurt Hahn, zusammen mit Prinz Max eine 'Arbeitsgemeinschaft für Politik des Rechts' zu gründen. Hahn wollte durch seine Initiative die Verhandlungsposition des Deutschen Reiches durch die Zurückweisung der Kriegsschuld Deutschlands bei den Friedensvertragsverhandlungen stärken. In Anknüpfung an die Grundsätze der 14 Punkte von Präsident Wilson sollte ein 'Rechtsfrieden' anstelle eines 'Gewaltfriedens' treten. Ferner sollte der Greuelpropaganda über das Verhalten deutscher Soldaten entgegengetreten werden. Am 4. Februar 1919 wurde die Gründungsversammlung im Hause Max Webers in Heidelberg, weshalb die Vereinigung auch den Zusatz 'Heidelberger Vereinigung' trug, einberufen. Zu den Teilnehmern gehörte auch Johannes Lepsius, von dem eine am 9. März 1919 angefertigte Niederschrift überliefert

ist. Darin äußerte er sich [sic!] sehr kritisch über die Zusammenkunft, fand sie schlecht vorbereitet und in der Diskussion ziellos. Kurt Hahn habe ihm weder vorher noch nachher verraten, 'worauf er eigentlich hinaus will'. Er fügte an, 'die Grunddifferenz zwischen Kurt und uns liegt in der verschiedenen Bewertung der Revolution, die dort nur als ein Malheur im gewöhnlichen Geschichtsverlauf, für mich aber der Durchbruch der neuen Weltära ist.' (Lepsius, 2010, S. 6)

Bei der angesprochenen „Niederschrift“ handelt es sich um einen Brief von Johannes Lepsius an Alice Lepsius (seine Frau?) vom 9. März 1919 (Lepsius, 1919), der heute im Lepsius Archiv Potsdam aufbewahrt wird. Martin Kölling hat diesen Brief offensichtlich einsehen können. Jedenfalls zitiert er aus ihm in seinem Beitrag zur 100-Jahre-Festschrift von „Salem“, und dieses Zitat ist nachfolgend wiedergegeben:

„Kurt wird uns für seine Zwecke immer nur als gelegentliches Mittel benutzen, und arbeitet auf seiner bisherigen Linie, ohne dass man ein Ziel sieht [,] weiter. Die Entgleisung seines Zuges im November [9. November 1918, d. Verf.] scheint seine Fahrtrichtung noch nicht geändert zu haben. [...] Mein Gesamteindruck von der Heidelberger Tagung und diesem Gespräch war der, dass unser Freund Kurt seinen Zug auf ein totes Geleise geschoben hat. [...] Mir scheint die Grunddifferenz zwischen Kurt und uns, zwischen seinen und unsern Tendenzen [,] liegt in der verschiedenen Bewertung der Revolution [,] die dort nur als ein Malheur im gewöhnlichen Geschichtsverlauf, für mich aber der Durchbruch einer neuen Weltaera ist.“ (Lepsius, 1919)

Wenn man so etwas heutzutage als „Salem“-Mitarbeiter in einer „Salem“-Festschrift zitieren kann, dann ist auch mein Buch auch in „Salem“ salonfähig.

Auf Ausgewogenheit habe ich auch beim Punkt unterschiedlicher methodischer Zugänge bei einer geschichtswissenschaftlichen Analyse geachtet. Man kann Geschichtsschreibung als auf Fakten (auf-)bauende Erzählung konzipieren. Golo Mann hat sich dafür stark gemacht, zugleich aber darauf hingewiesen, diese Art von Geschichtsschreibung sei mehr literarische Kunst als Wissenschaft im zeitgenössischen Sinne. Golo Manns „Wallenstein. Sein Leben erzählt von Golo Mann“ (Mann, 1971) ist ohne Zweifel ein Kunstwerk. Aber gehört das Werk nun eher in die literarische Gattung des „Historischen Romans“ oder in jene der „Historischen Abhandlung“? Die geschichtswissenschaftliche Zunft neigt zur zweiten Ansicht. Aber auch wenn man sie teilt, so ist doch damit das „Erzählen“ nicht verbannt aus dem Repertoire der Möglichkeiten, Geschichtskonstruktionen zu erstellen. Ebenso wenig kann verpönt sein, zum Verständnis von „Geschichte“ „Geschichten“ anzuführen. Ich werde in diesem Buch immer auch wieder „Geschichten erzählen“.

Aber ich werde nichts zu irgendeiner Art von Legenden-Bildung beitragen. Nach dem mit meinem Wissen übereinstimmenden ersten Satz des Wikipedia-Eintrags zu „Legende“ ist das „eine mit dem Märchen und der Sage verwandte Textsorte bzw. literarische Gattung, in der historische Ereignisse durch spätere Hinzufügungen überhöht und/oder verfälscht wurden“. Kann man mehrere Legenden finden und sie in den Lebenslauf einer geachteten Person einfügen, so kommt man zu einer „Vita“. Steht dahinter eine Person der christlichen Kirche, die am besten schon in den Rang einer/eines Heiligen erhoben wurde, dann bekommt besagte Vita den Rang einer „Hagiografie“. Die Kirchen verlieren an Autorität, die Sehnsucht danach bleibt; also werden immer öfter immer mehr „säkulare Heilige“ erfunden. In gewissen Kreisen wird Kurt Hahn offensichtlich so be- und gehandelt. Die in der Eigengeschichtsschreibung des deutsch(sprachig)en Outward Bound produzierten Großtexte zu Kurt Hahns Leben und Werk sind im Allgemeinen von genau dieser Gattung; ich werde das unten am Beispiel neuerer Texte mit akademischem Anspruch zu beweisen suchen.

Die „Vita“, „Legende“ oder „Hagiographie“ ist eine besondere Form der (Fremd-)Biographie. Meine Vorbehalte gegenüber einer Geschichtsschreibung, die sich hauptsächlich bis ausschließlich auf Biographiearbeit stützt, ist nicht prinzipieller Art. Ich habe einen Sinn für intelligente und kluge Biographik, den ich mit anderen teile (Gallus, 2005). Aber ich kann diese nur goutieren als eine von vier möglichen und in ihrer Gesamtheit notwendigen Betrachtungsweisen. Konkret: Die in der Biographie-Arbeit erfasste personale Dimension (politician/citizen) braucht zur Seite das klassische Dreieck von polity (strukturelle Dimension), politics (prozessuale Dimension) und policy (inhaltliche Dimension der Politik) (vgl. etwa Kershew, 1998). Zu welch absurden Resultaten eine rein biographische Analyse führt, zeigt das Buch „Adolf Hitler. Familienperspektiven“ des von mir als Pionier der Familientherapie hoch geschätzten Helm Stierlin: Da wird „Auschwitz“ hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich aus familiären Vermächtnissen und Delegationen, den Nöten eines Pubertierenden der oberösterreichischen Provinz, der narzisstischen Kränkung eines abgelehnten Kunstakademiebewerbers und den Fronterfahrungen eines Gefreiten des Ersten Weltkriegs begründet (Stierlin, 1995).

Worauf ich wenig Wert lege ist „Begriffs- und Ideengeschichte“, das klassische Geschichtsinterpretationsmuster der akademisch verfassten deutschen Pädagogik „verstehenden“ Charakters. Da stehe ich in einer Linie mit Kurt Hahn und dem Apostel Paulus. Von Kurt Hahns Aktionen, seine Ideen zu verbreiten, wird in diesem Buch noch Einiges zu lesen sein. Und der Apostel Paulus? Ohne ihn, der kein Jesu-Jünger war, sondern im Gegenteil als Saulus vordem Propagandist des jüdischen Mainstreams jener Jahre gegen alle Abspaltungen, Häresien und Ketzereien, wäre die Jesus-Bewegung im Schoß der Geschichte versunken wie vergleichbare „Reform“-Bewegungen jener Jahre und Jahrzehnte; man denke nur an die Anhänger von Johannes dem Täufer, die Essenern und Nazaräern oder die Qumran-Leuten. Paulus hat

die Jesus-Bewegung gerettet vor dem Vergessen, indem er Strukturen etablierte: Gründung von Gemeinden in bedeutenden Städten des östlichen Römerreiches, Regelung ihrer Binnen- und Außenbeziehungen sowie deren Information, Supervision und Visitation. Dass Ideen sich engelsgleich in die Lüfte erheben und sich geeignete Landungsorte intuitiv erspähen, daran glaubte Paulus ebenso wenig wie Kurt Hahn; das überließen beide den Bewohner(innen) akademischer Elfenbeintürme.

Zum Themenkomplex „Ausgewogenheit“ gehört auch der Punkt „Unabhängigkeit des Autors“. Ich habe auf diesen Punkt stets größten Wert gelegt und werde das auch weiterhin tun. An der Sache „Erlebnispädagogik“ habe ich nie auch nur einen Pfennig oder einen Cent verdient – weder direkt noch indirekt. Ich wollte mir auch auf diesem Gebiet all die Souveränität bewahren, für die ein Hochschullehrergehalt nach meinem Dafürhalten und meinen Ansprüchen eine hinreichende materielle Basis bildet. Sicher, jeder Autor braucht einen Verleger, aber mein Verleger weiß, dass ich keinen Schrott abliefern, und er weiß, dass ich nicht publizieren muss; das ist eine gute Verhandlungsgrundlage. Ich muss nicht „gefällig“ schreiben, weil ich unabhängig von der Verkaufszahl das Gleiche bekomme: Nichts. Ich bin auch nicht involviert in Unternehmen, deren Umsatz und Gewinn von einem Buch dieser oder jener Art abhängig sein könnte. Und ich schiele auch nicht auf mögliche, mehr oder minder gut bezahlte „Folgeaufträge“ einer Buchpublikation wie etwa Einladungen zu Vorträgen; ich habe solche nie angenommen und werde das auch künftig nicht tun. Ich will meine Souveränität als Autor weiterhin wahren.

Genug zu „Ausgewogenheit“, kommen wir zu „Unwucht“. Jedes geschichtswissenschaftliche Buch hat mindestens eine Unwucht, meist aber zwei oder mehrere. Mit Unwucht gemeint ist im allgemeinen Sinne: Ab und an läuft es nicht so elegant rund wie sonst. Zweiradfahrer (Fahrrad, Moped, Motorrad) wissen am ehesten, wovon ich rede; aber auch bei Zwei- und Mehrachsern sorgt Unwucht in einen oder anderen, schlimmstenfalls in zwei und mehr Rädern für einen eher holprigen Lauf selbst auf glattem Untergrund. Unwucht sollte man also meiden oder im Eintrittsfall schnellstmöglich beheben. Es sei denn, es gäbe Anlass und Grund, dem schnellen glatten Lauf nicht die höchste Priorität einzuräumen. Ich bin mir dreier Unausgewogenheiten in meinem Buch sehr wohl bewusst und habe meine Gründe dafür, sie nicht beseitigt zu haben. Sie betreffen die Punkte „Nazismus“, „Preußen“ und „Pädagogik“.

Was zunächst den Nazismus, in Gänze ausgesprochen: Nationalsozialismus, anbelangt, so will ich hier nicht begründen, weshalb ich ihn zum Reich des Bösen zähle. Entweder frau und man weiß das, oder sie und er gehören zu den Unbelehrbaren, an denen alle Künste des rationalen Diskurses nur scheitern können. Was die Schärfe meiner Kritik am Nazismus, seinen Wegbereitern und seinen heimlichen oder offenen Verehrer(inne)n seit Mai 1945 bis heute anbelangt, so bitte ich die Nachgeborenen zu bedenken: Ich bin Jahrgang 1947, das erste

Nachkriegskind eines Mannes, der Ende 1946 nach harten und von den Nazis verschuldeten Kriegsjahren, zuletzt „in Nordafrika mit Rommel“, aus britischer Kriegsgefangenschaft nach Hause kam und da erstmals seine 1939 geborene Tochter sah – und zum ersten Mal seit sieben Jahren wieder deren Mutter, mit der er, damals schon in einem kanadischen Holzfäller-Lager, durch Ferntrauung („Stahlhelmtreuung“) seit 1943 ehelich verbunden war.

Aber immerhin: Er kam lebend zurück wie einer meiner zwei Onkels, wenngleich an Leib (wenig) und Seele (schwer) gekennzeichnet. Mein anderer Onkel, der Augapfel seiner Eltern, der Liebling meiner Mutter „fiel“ Ende 1944 in Russland und ist in einem Massengrab verscharrt. Ich bin kein Einzelfall. Wer „68“ Student(in) zwischen 18 und 25 Jahren war, hatte vergleichbare Erlebnisse; das erklärt die damals erstmals öffentlich bekundete Wut auf die Nazis, die eine Besonderheit der bundesrepublikanischen „68er“ im Vergleich mit denen in Paris, Prag und Warschau sowie verschiedenen Städten der USA ist.

Gründe, weshalb ich „Preußen“ äußerst ungnädig behandle, werden in diesem Buch wiederholt zu jeweiligen Anlässen vorgebracht. Ich will hier eingangs nur eine hoffentlich unverdächtige Zeugin anführen, das DGfEE-Gründungsmitglied Minna Specht. Die hat 1943 im britischen Exil die Schrift „Gesinnungswandel. Die Erziehung der deutschen Jugend nach dem Weltkrieg“ veröffentlichen können, das 1948 unter demselben Titel textgleich publiziert wurde. Ich zitiere daraus die Stelle, wo sie unter der Überschrift „Die Methoden der Nazi-Erziehung“ darauf verweist, dass diese ihre Wurzeln in Preußen hat:

„Alle Kinder werden für den Krieg 'erzogen', nicht nur geschult. Es gibt kein anderes Ziel. In der Ferne mag die Zeit locken; in der sie die Früchte des Sieges pflücken werden. Diese Verheissungen werden im wesentlichen benutzt, um heute größere Anstrengungen zu verlangen. Diese Anstrengungen sind es, um die es geht. Sie dienen der Durchführung des Krieges, der die Erfüllung menschlicher Zielsetzung ist und der darum jedes Opfers wert erscheint. Solche Beeinflussung gelingt teils durch die Erbschaft des militanten Nationalismus, den Staat, Junker und Offiziere in die Herzen und Hirne eingepflanzt haben. Diese Kreise wurden und werden unterstützt durch die herrschende Wirtschaftsordnung. Zuerst in Preussen, dann seit Bismarck im geeinten Reich haben Schule, Dienstjahre und Tagespresse unter diesem Einfluss gestanden.“ (Specht. 1948. S. 17)

Gleichsam im „Windschatten“ der großen Minna Specht möchte ich einige eher persönliche Gründe für meine Abneigung gegen „Preußen“ und das „Preußische“ nachtragen. Das hat mit Familiengeschichte zu tun. Ich stamme mütterlicherseits aus einer kleinen Sippschaft namens „Backfisch“, die noch in meiner Kindheit in nur gut 20 Ortschaften am und um das badische Neckartal zwischen Kleinem und Großen Odenwald vertreten war. Die kleinbäuerliche Kultur

der Nachkriegsjahre war noch eine Erzählkultur. Eine in meiner Sippschaft verbreitete Geschichte war die von Hiob Daniel Backfisch aus dem Städtchen Eberbach, drei Ortschaften neckarabwärts. Der war 1886 gestorben, zwei Jahre vor Großvaters Geburt. Von Hiob Daniel Backfisch liest man heute: „Während der liberal-demokratische Kaufmann Frey meist die aufständischen Gemüter der Stadt beschwichtigte, versuchte sein Gegenpart, der 'freie Turner' und Schmied Hiob Daniel Backfisch, die Eberbacher aufzuwiegeln. Beide waren Hauptleute der Bürgerwehr. Backfisch wollte am 24. April 1848 mit der 741 Mann starken Truppe neckarabwärts ziehen und sich einem Sinsheimer Revolutionstrupp [aus dem Kraichgau] anschließen, der in Heidelberg die Republik ausrufen wollte. Frey verhinderte den Ausmarsch.“ (Hofmeyer, 2014)

Auch mit Hiob Daniel Backfischs Mannen wäre der Kampf um die Badische Republik verloren gegangen. Die „pfälzische und badische Revolution“ (Engels, 1949) wurde 1949 niedergeschlagen durch militärisch bei Weitem überlegene preußische Truppen (Feldbauer, 2014). Mancherorts blutig niedergeschlagen. Die Badener(innen) trösteten sich mit dem „Badischen Wiegenlied“, dem von Ludwig Pfau (wohl 1849 oder kurz danach) geschaffenen Klagelied einer badischen Revolutionskriegerwitwe: „Schlaf, mein Kind, schlaf leis, Dort draußen geht der Preuß, Gott aber weiß, wie lang er geht, Bis daß die Freiheit aufersteht, Und wo dein Vater liegt, mein Schatz, Da hat noch mancher Preuße Platz.“ Das „Badische Wiegenlied“ wurde in der Bundesrepublik erstmals auf den Internationalen Essener Songtagen im September 1968 von einem Duo nach selbst komponierter Melodie öffentlich vorgetragen; von da an gehörte es, obschon vom Ursprung her ein Kunstlied, zu den *folksongs* der „68er“ (Robb, 2013).

Kommen wir zum Punkt „Pädagogik“. Ich habe kein Studium der Pädagogik an einer deutschen Universität absolviert, noch nicht einmal eines an einer Pädagogischen Hochschule oder einer (Fach-)Hochschule mit Spezialisierung (etwa auf Sozialpädagogik). Dieser Mangel allein aber mag mich nicht disqualifizieren, mich zu pädagogischen Themen zu äußern und dabei Kompetenz zu beanspruchen. Jedenfalls nicht in den Augen derer, die Kurt Hahn für einen respektablen Pädagogen halten, der nicht nur nicht in Pädagogik, sondern in keinem einzigen akademischen Fach absolviert hat. Ich habe in meinem früheren Buch zur Sache (Heckerens, 2019a) dargelegt, dass ich mich auf Praxisfeldern der Sozialpädagogik ab meinem 14. Lebensjahr so weit qualifiziert habe, dass man mich mit 37 Jahren zum Professor für Sozialarbeit / Sozialpädagogik an der (Fach-)Hochschule München berief.

Auf theoretischem Gebiete aber befand ich mich seit Jahren auf anderen Wegen. Ich geriet allzu früh auf die – aus Sicht der akademisch verfassten Allgemeinen Pädagogik – falsche Bahn, nämlich die des Anton Semjonowitsch Makarenko (1888-1939). Und das kam so. Ab 1965 arbeitete ich unter der verharmlosenden Bezeichnung „Ferienbetreuer“ des Bundesverbandes der Arbeiterwohlfahrt im Rahmen des Deutsch-Französischen Jugendwerkes. Unsere

Partner *outré Rhin* waren die CGT und die PCF, die Confédération Générale du Travail und die Parti Communiste Français. Einige der französischen Mitarbeiter(innen) in den Colonies des Vacances oder Camps d'Adolécents wollten mit dem jungen Deutschen, den sie als Intellektuellen einschätzten und der unvorhergesehen als Chef de la Délégation Allemande in eine prominente Rolle geriet, diskutieren: über Pädagogik und Politik – und am besten über den Zusammenhang zwischen beidem.

Und da kamen sie mir mit Anton Semjonowitsch Makarenko, dessen „Pedagogitschskaja Poema“ 1954 in französischer Übersetzung erschienen war – und das an einer der besten Publikationsadressen Frankreichs: Presses Universitaires de France – 108, Boulevard Saint Germain, Paris. Zum nächsten Sommer kam ich wohl vorbereitet zurück. Natürlich gab es das „Pädagogische Poem“ nicht im westdeutschen Buchhandel; die westdeutsche Pädagogenschaft kümmerte sich nicht um „Sowjetliteratur“. Aber wir hatten damals schon alternative Beschaffungswege für sogenannte „Ost-Literatur“ ausgekundschaftet. Mein Exemplar des „Pädagogischen Poems“ erschien 1951 im (Ost-)Berliner Aufbau-Verlag, wurde von einem Freund in der Deutschen Buchhandlung Prag 1966 ergattert und war schon damals reichlich zerfleddert.

Das „Pädagogische Poem“ berichtet in seinem ersten Teil, und nur der hat meinem Urteil über die Jahre standgehalten, von Anton Semjonowitsch Makarenkos ab 1920 entwickeltem und wahrhaft revolutionärem Erziehungskonzept in einem Arbeitsheim für straffällig gewordene Jugendliche im abgelegenen Gouvernement Poltawa, später „Gorki-Kolonie“, genannt. Als ich später „Gruppenpädagogik“ westlicher Art studierte, dachte ich immer wieder: Das ist „Schönwetterpädagogik“. Der wirklich harten Jungs entledigte sich die deutsche Sozialpädagogik, in dem sie diese für „unmotiviert“, „behandlungsresistent“ oder anderes mehr erklärt und ihre „Bearbeitung“ wahlweise der Justiz oder der Psychiatrie übergab. Gestern ist heute: Für Jugendliche mit schweren Störungen des Sozialverhaltens hat die Jugendhilfe dieses Landes nichts Erfolgversprechendes anzubieten, auch nicht (Heekerens, 2019a) mit der Methode „Erlebnispädagogik“ – die Jugendlichenpsychotherapie ebenso wenig und die Jugendpsychiatrie bestenfalls sedierende Medikamente. Das „Pädagogische Poem“ legt den Finger in eine nach wie vor offenen Wunde.

Dieses gibt das, was als „Pädagogik“ und ihre Vertreter(innen) daherkommt, auf bis heute erfrischende Weise dem Gespött anheim. Fangen wir mit der Pädagogik an: „Mich empörte es, wie schlecht die Technik der Erziehung ausgebildet war, und mich empörte meine Ohnmacht. Mit Widerwillen und Erbitterung dachte ich an die Wissenschaft. Wieviel Jahrtausende besteht sie schon! Welche Namen, welche glänzenden Gedanken! Pestalozzi, Rousseau, Natorp, Bloaskij! Wie viel Bücher, wieviel Papier, wieviel Ruhm! Und dabei völlige Leere. Nichts! Nicht einmal mit einem Rowdy kann man fertig werden, keine Methode, kein Werk-

zeug, keine Logik – einfach nichts. Man kommt sich vor wie ein Scharlatan.“ (Makarenko, 1951, 118)

Und nun zu den Pädagog(inn)en „in höherer Stellung“. Anton Semjonowitsch Makarenko hat uns einen ihrer Vertreter(innen) unvergesslich in Gestalt des Volksbildungsamts-Inspektors Scharin des Jahres 1922 porträtiert:

„Scharin – ein sehr hübscher, gefallsüchtiger Mensch, mit prachtvollem, dunklem, lockigem Haar, ein Herzensbrecher, dem keine Dame in der Gouvernementsstadt widerstehen konnte. Er hatte volle, rote und feuchte Lippen und bogenförmige, scharf geschnittene Augenbrauen. Wer weiß, was er bis 1917 trieb, aber jetzt galt er ausgerechnet auf dem Gebiete der Sozialerziehung als bedeutende Kapazität. Er hatte sich einige hundert moderne Fachausdrücke gut eingeprägt, verstand es, endlos leere Phrasen aneinanderzureihen, und war überzeugt, daß sie wertvolle pädagogische und revolutionäre Gedanken in sich bargen. [...]

Nach meinem Vortrag über Disziplin griff er mich schonungslos an: 'Das lokalisierte System der medizinisch-pädagogischen Einwirkung auf die Persönlichkeit des Kindes darf, sofern es sich in der Institution der Sozialerziehung differenziert, nur soweit prävalieren, als es mit den natürlichen Bedürfnissen des Kindes übereinstimmt und schöpferische Perspektiven in der Entwicklung der gegebenen Struktur – der biologischen, sozialen und ökonomischen – offenbart. Davon ausgehend, stellen wir fest...' Zwei Stunden lang, beinahe ohne Atem zu holen und mit halbgeschlossenen Augen, langweilte er die Versammlung mit dergleichen gelehrtem Zimt und schloß dann mit banalem Pathos: 'Leben ist Frohsinn!'" (Makarenko, 1951, S. 143-144)

Lieb' Pädagogenschaft, magst ruhig sein. Wir sind doch hier nicht in Russland. Hier herrscht Ordnung, und für die sorgt im vorliegenden Falle eine Institution höchsten Ansehens: die Deutsche Nationalbibliothek DNB. Die intellektuell dürftige und moralisch fragwürdige (Heekrens, 2016a) autobiographische Schrift des Hartmut von Hentig, jahrzehntelang Schirmherr der pädokriminellen Verbrechen seines Günstlings Gerold Becker, mit dem trotzigem Titel „Noch immer Mein Leben“ (Hentig, 2016) wird von der DNB in die Sachgruppen „370 Erziehung, Schul- und Bildungswesen; 360 Soziale Probleme, Sozialdienste, Versicherungen“ eingeordnet, das „Pädagogische Poem“ hingegen in die Sachgruppe „08a Schöne Literatur“. Ja, dann...

1.5 Der Forschungsstand: drei Schlaglichter

Wenn frau/man(n) als Wissenschaftler(in) ein bestimmtes thematisches Gebiet bearbeitet, muss man über den Stand früherer Arbeit Rechenschaft ablegen. Das soll hier in einem Rahmen, der „Normalleser(innen)“ nicht allzu sehr langweilt, geschehen. Es gibt zwei Schriften, die sich exklusiv (der Geschichte) der deutschen Kurzschule widmen: „Die Kurzschulen Kurt Hahns“ von Karl Schwarz (1968) und „Die deutschen Kurzschulen“ von Helga Weber und Jörg Ziegenspeck (1983). Das sind Produkte von Eigengeschichtsschreibung der deutschen Outward Bound-Bewegung, weshalb sie nicht einfach als zeitgenössische Dokumente behandelt werden können, sondern selbst Gegenstand einer Geschichtsschreibung zum bundesrepublikanischen Outward Bound der Jahre 1951-1986 werden müssen; wir werden auf beide Schriften im Kontext der Betrachtung ihrer Publikationsjahre ausführlich eingehen.

Hier aber werden zunächst nur Schriften berücksichtigt, die folgenden Einschlusskriterien genügen: Sie sind als Produkte von externer Geschichtsschreibung anzusehen, sie sind nach Ende des Beobachtungszeitraums, also nach 1986, verfasst und sie erheben Anspruch auf Wissenschaftlichkeit. Drei Publikationen, die diesen Kriterien (auf den ersten Blick) genügen, waren ausfindig zu machen. Sie werden hier in der Reihenfolge „je jünger – je eher“ behandelt, weil man nur so literarische Abhängigkeiten (vulgo: Abschreiben) erkennen kann. Die Auseinandersetzung mit diesen drei Schriften war ausführlich, wird hier aber nur ausschnittthaft wiedergegeben, weil sonst die Lektüre für „Normalleser(innen)“ ungebührlich belastete worden wäre; wer an Details interessiert ist, darf sich gerne an den Autor wenden. Beim jüngsten auffindbaren Text handelt es sich um einen Teil der von der Deutschen Sporthochschule Köln 2010 als Dissertation genehmigten und online verfügbaren Qualifikationsschrift „Die United World Colleges und ihre aktuelle pädagogische Bedeutung“ (Schaffeld, 2010). Dort findet sich der Abschnitt „2.2.3 Erzieherische Gründe. Im Fokus: der pädagogische Visionär/Vater der pädagogischen Leitlinien, Kurt Hahn. Die Grundsätze seiner Pädagogik bis dato“ mit den Unterabschnitten „2.2.3.1 Salem: Erziehung zur Verantwortung“, „2.3.2 Gordonstoun: Internationalisierung und soziale Dienste“ sowie „2.2.3.3 Der Ursprung der Outward Bound-Bewegung – die ‚Erlebnistherapie‘“. Studiert man besagten Buchabschnitt mit einigem kritischen Verstand, kann oder muss man feststellen:

Was hier betrieben wird, ist nicht moderne Geschichtsschreibung, sondern ältliche Hagiographie; die Absicht besteht in Legendenbildung, nicht in Aufklärung. Möglich ist das nur, weil es eine „offizielle“ Geschichtsschreibung der Erlebnispädagogik bislang nicht gibt; es fehlt der deutsch(sprachig)en Erlebnispädagogik ab disziplinärer Identität.

Nehmen wir als zweites Beispiel für akademisch qualifizierte (Fremd-)Geschichtsschreibung in Sachen „Outward Bound“ die Publikationen von Michael Lausberg. Da gibt es einmal sein

2007 erschienenes Buch „Kinder sollen sich selbst entdecken. Die Erlebnispädagogik Kurt Hahns“ (Lausberg, 2007) sowie zwei Internetauftritte (Lausberg, o.J.a; b). Michael Lausberg versucht auf unterschiedliche Weise, den Eindruck zu erwecken, er habe bei Jörg Ziegenspeck in Lüneburg studiert und sei dort über die Erlebnispädagogik Kurt Hahns promoviert worden. Beides ist, wie mich Jörg Ziegenspeck auf Nachfrage in Frühjahr 2021 wissen ließ, falsch. Es ist nicht so, dass in der Causa „Lausberg“ disziplinäre Kontrollmechanismen versagt hätten; es ist vielmehr so, dass die Causa „Lausberg“ auf deren völliges Fehlen eindringlich hinweisen. Scharlatane und Dilletanten wie Michael Lausberg weisen immer wieder in aller Nachdrücklichkeit darauf hin: Der deutsch(sprachig)en Erlebnispädagogik mangelt es an disziplinärer Identität.

Den dritten hier näher zu betrachtenden Text stellt das Buch „Kurt Hahn. Leben und Werk eines umstrittenen Pädagogen“ von Peter Friese (2000) dar, das auf einer Dissertation am Pädagogischen Institut der Universität Oldenburg beruht. Das ist eine ausgewachsene Biographie, materialgesättigt und kenntnisreich. Wer Hinweise zu bestimmten Punkten von Leben und Werk Kurt Hahns haben möchte, wird hier mit großer Sicherheit fündig. Ich spreche bewusst von „Hinweisen“, ich sage nicht, man könne alles in diesem Buch für bare Münze nehmen. Denn dies ist das Buch wahrlich nicht: die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit. Diese Einschätzung rührt zum einen her von der grundsätzlichen Ideologie des Buches, die einem beim Lesen Schritt um Schritt begegnet: Peter Friese wähnt Kurt Hahn in einem Meer von Feinden – vor denen er ihn retten muss. Und nur er ihn (noch) retten kann.

Zum anderen beruht meine Einschätzung des Werkes auf einer genauen Analyse der Frieseschen Beweisführung, die sich allzu oft als falsch, wenn nicht geradezu als absurd erweist. Ein erstes Beispiel. Da findet sich früh im Buch der Satz „Was die Erlebnispädagogik angeht, hat Kurt Hahn hat [! sic] die Bezeichnung Erlebnispädagoge für seine Person nie zurückgewiesen.“ (Friese, 2000, S. 20) Welch ein markiger Satz. Und welch ein Nonsens. Wie hätte Kurt Hahn „die Bezeichnung Erlebnispädagoge für seine Person“ jemals zurückweisen können? „Erlebnispädagogik“ wurde als Begriff für den Hahnschen Ansatz nachweislich erst ab Mitte der 1970er in Kurzschul-Kreisen gebraucht (Heckerens, 2019a); aber da war Kurt Hahn schon tot. Peter Friese ist ein wahrer Materialien-Digger, aber er kann seine Funde allzu oft nicht ordnen und bewerten. Ihm fehlt sehr oft das dazu nötige allgemeine Hintergrundwissen. Ich will das an einem besonders krassen Beispiel nachfolgend illustrieren.

Da referiert er auf S. 216 unvermittelt aus einem Brief Hellmut Beckers an Kurt Hahn vom 15. Februar 1950, von dem ich weiß (Peter Friese selbst gibt den Fundort nicht an), dass er im „Salem“-Archiv (heute: Kurt-Hahn-Archiv im Kreisarchiv Bodenseekreis) aufbewahrt wird (Becker, 1950). Dort beklagt sich Hellmut Becker, dass bei Verteilung der zu erwartenden US-Gelder die Landerziehungsheime Schondorf (mein Nachbardorf am Ammersee), Birkle-

hof (Südschwarzwald) und Holzminden (Weserbergland) ausgeschlossen seien. Peter Frieese fährt an dieser Stelle dann fort: „Die Gründe für die Ausnahmen hatte Hahn schon gegenüber Geheeb [Brief Kurt Hahns vom 29. Juli 1928] genannt, damals noch blumig umschrieben: *‘Bei aller Hochachtung vor bestimmten Leistungen der Oso [Odenwaldschule Ober-Hambach] erschreckt mich immer wieder aufs neue bei manchen ihrer Schüler die frühe und, wie ich glaube, nicht gesunde Blüte.[...]’* (29.07.1928) und in einem Brief [vom 25. Oktober 1953] an Prinz Georg Wilhelm [damals „Salem“-Leiter] aus dem Jahr 1953 wiederholt Hahn seine Vorbehalte: Er hielt nichts von der *‘Odenwaldlerei’*, in jenen Schulen, wie er das *‘überspannte Prinzip der Freiwilligkeit’* despektierlich nannte.“ (Frieese, 2000, S. 216)

Man wähnt sich angesichts der Frieseschen Ausführungen in Absurdistan. Er kramt zwei Briefe heraus – wohl aus dem „Salem“-Archiv, aber er gibt keinen Fundort an. Beide Briefe haben zum Inhalt, dass Kurt Hahn zu Weimarer wie zu Bonner Zeiten Vorbehalte hegte gegenüber der OSO, vor allem wegen deren „Liberalität“, um ein Schlagwort zu benutzen. Kurt Hahns Abneigung dagegen sei, so Peter Frieese, der Grund dafür gewesen, dass die OSO zu den von Hellmut Becker beklagten „Ausnahmen“ gehöre, jenen Landerziehungsheimen, die Kurt Hahn „von den Geldzuwendungen ausgenommen hatte“ (Frieese, 2000, S. 216). Wie kommt Peter Frieese darauf? Keine der genannten „ausgenommenen“ Landerziehungsheime ist identisch mit einer „Oso“, die im „Odenwald“ läge und einen Leiter namens „Geheeb“ gehabt hätte. Das Gegenteil trifft, wie im 3. Kapitel noch ausführlich dargelegt werden wird, zu: Die Nachkriegsleiterin der OSO, Minna Specht, gehört schon in den 1940ern zu Kurt Hahns engsten Bündnisgenoss(inn)en, die OSO-Leiterin Minna Specht ist auf der DGfEE-Gründungskonferenz 1951 mit am Tisch, und die OSO ist eines der drei Landerziehungsheime, die im Hahnschen Verteilungsplan der von ihm eingeworbenen US-Gelder von Anfang an vorgesehen sind.

Ich beurteile das Friesesche Unternehmen als ein tragisches. Hier ist einer gescheitert – mitunter grandios gescheitert –, deshalb, weil er weder in seinem Oldenburger Doktorvater sachlich-fachliche Hilfe finden konnte – noch sonst irgendwo auf der deutschsprachigen Erlebnispädagogik-Szene der Jahrtausendwende.

1.6 Die Vergangenheit lebt – Oder: Ein Hoch auf die Zisterzienser!

Kurt Hahn hat verschiedene Male geäußert, Prinz Max habe angemahnt, „Salem“ solle sich stets bewusst sein, dass man in Salem auf heiligem Boden und in der Tradition der Zisterzienser stünde. Ich habe großen Respekt für die Leistungen des Zisterzienser-Ordens. In manchem geht er in Verehrung über; man muss die Kirchen der Abteien San Galgano (Toskana) oder Fontenay

(Burgund) leidenschaftlich erlebt haben, um das nachvollziehen zu können. Die Zisterzienser waren visionäre Bauherren (und manchmal auch Baumeister), sie waren Wissenschaftler – und sie waren Bauern. Bauern, die nasses Land urbar machten (wie um Salem) und Bauern, die – als Winzer im modernen Sinne (Viticulteurs und Viniculteurs zugleich) – exzellenten Wein produzierten (wie um Salem). „Salem“ hat immer auch davon profitiert, dass die Markgrafen von Baden um Salem hervorragende Weinberge aus dem Schatz der Zisterzienser übernehmen konnten.

Ab Herbst 2020, als die Arbeiten zum vorliegenden Buch Erfolg versprechend schienen, tranken meine Frau und ich immer mal wieder ein Glas von einem bestimmten Rotwein. Für „100 Jahre Erlebnispädagogik“ (vgl. Heckerens, 2019a, S. 13) hatte ich mir zur Begleitung ja einen Weißwein ausgewählt. Weißwein und Rotwein stehen dabei als Metaphern für Inspiration vs. Kontemplation. Und ja doch: Das vorliegende Buch ist ein Lese-Buch, das zum Nach-Sinnen anregen möchte. Und dabei kann der eine oder andere Schluck Rotwein, der gar keinen großen Namen tragen und von bedeutender Herkunft sein muss, wohl aber rund und bekömmlich, ein hilfreicher Begleiter sein.

Ich selbst, Badener von Geburt und Kenner badischen Weins seit Heidelberger Studientagen, habe mir wie für „100 Jahre Erlebnispädagogik“ einen etwas teureren und typischen Salemer Wein mit besonderer Geschichte ausgewählt: einen „2016 Markgraf von Baden Bermatinger Leopoldsberg Spätburgunder“ – „Erste Lage“ (darunter gibt es nichts); die „Große Lage“, die es da auch gibt, kostet gleich das Dreifache. Warum, um alles in der Welt, sind Weine vom Bermatinger Leopoldsberg denn so teuer? Bermatingen im Bodenseekreis, Baden liegt knappe sechs Kilometer südsüdöstlich von Salem. Dort gibt es einen nach Südwesten steil abfallenden Weinberg auf einer Endmoräne der letzten Eiszeit, den heute unter baden-württembergischen Denkmalschutz stehenden Weinberg namens „Leopoldsberg“, auf dem seit zweieinhalb Jahrhunderten vorwiegend oder ausschließlich Spätburgunder (Pinot noir) angebaut wird; seit den napoleonischen Umwälzungsjahren 1803-1806 ist er Eigentum des Landes Baden und im Besitz des Hauses Baden.

Der Weinbau in Bermatingen ist alt, wovon nicht zuletzt historische Baudenkmäler zeugen. Das älteste Gebäude des Rathausensembles ist das heutige Gasthaus „Adler“, wo schon 1390, als Bermatingen ein Salemer Klosterdorf wurde, die „Tafern“ stand: eine Schankwirtschaft und zugleich Salemer Amtshaus. Von den heute noch bestehenden und spätestens aus dem 18. Jahrhundert erhaltenen Häusern der Gemeinde, die unter Denkmalschutz stehen, sind zwei als Standorte von „Torkeln“ (Keltern) ausgewiesen und ebenfalls zwei als „Tafernwirtschaften“ (Schänken); die älteste wurde 1596 als Salemer Besitz errichtet.

Spätburgunder wurde dort aber erst sehr viel später ausgeschenkt, weil der Pinot noir-Rebe erst im 18. Jahrhundert der Weg nach Bermatingen und auf den Leopoldsberg gewiesen wurde.

Und das auf recht kuriose Pfade und durch kräftiges Zutun eines gewissen Karl Joseph Riepp. Der wurde 1710 im Weiler Eldern bei Ottobeuren, wenige Kilometer östlich von Memmingen und rund anderthalb Autostunden nordöstlich von Salem geboren. Da sollte es doch leicht zu bewerkstelligen sein, dass ein fahrender Gesell auf einer seiner Walzen ein paar Pinot-noir-Reiser aus dem Unterallgäu ins Bodenseegebiet bringt. Das Problem war nur: Es gab damals überhaupt keine Weinreben im Unterallgäu. In Ottobeuren wuchs zwar in den Kindheits- und Jugendjahren von Karl Joseph die heute noch zu bewundernde Klosteranlage in berückend barockem Stil heran, aber kein einziger Trieb einer *Vitis vinifera*.

Oft ist nicht der direkte Weg der zum Erfolg führende. So auch hier. Der fahrende Gesell Karl Joseph wird im burgundischen Dijon ein berühmter Orgelbauer (*Facteurs d'orgues du Roy*), französischer Staatsbürger und Händler von Wein aus eigenem Anbau, was ihn reich macht. Denn seine Weine wachsen an der Côte de Nuits, einem der bekanntesten Weinbaugebiete der Erde, von wo die berühmtesten roten Burgunderweine stammen. Zwischen 1766 und 1774 baut er im Salemer Münster drei Orgeln ein und sorgt für den Export-Import einiger Pinot-noir-Setzlinge von der Côte de Nuits nach Salem. Die Zisterzienser der Abtei von Abbaye Notre-Dame de Cîteaux, der Mutter aller Zisterzienserklöster und Hort burgundischer Weinkunde, werden da – zum Wohle der Salemer Ordensbrüder selbstverständlich – ihre Hände mit im Spiel gehabt haben.

Karl Josephs Orgeln wurde von den späteren Herren von Salem, den Markgrafen von Baden teils verscherbelt, teils verschandelt. An eines seiner Mitbringsel aber haben sie nie Hand angelegt, sondern seine Pflege stets fachkundigen Händen anvertraut: die Pinot-noir-Weinstöcke auf dem Leopoldsberg in Bermatingen. Auf so viel Klugheit erhebe ich mein Glas.

2 Von Weimar nach Bonn: vier biographische Skizzen

„Von Weimar nach Bonn“ ist der Titel des 1970 erschienenen Buches von Golo Mann (1970), das den Untertitel „Fünfzig Jahre deutsche Republik“ trägt. Nun ja: „Fünfzig Jahre deutsche Republik“ könnte einem suggerieren, es sei in Deutschland in Sachen „Republik“ von 1920 bis 1970 nur einfach so vorangegangen. War aber nicht so. Da gab es doch dieses das anheimelnde Bild störende tausendjährige Jahrzwölft mit seinen dezidiert antirepublikanischen Merkmalen; manche nennen das vulgär „Nazi-Reich“. Was aber an der Mannschen Idee von „Weimar nach Bonn“ nach wie vor reizvoll ist: Vor dieser Hintergrundfolie können zur Erhellung geschichtlicher Entwicklungen paradigmatische Figuren auf die Bühne gebracht werden.

Man kann die für Deutschland und Europa relevanten Aspekte des 20. Jahrhunderts in vielfältiger Weise betrachten und von ihnen auf unterschiedliche Weise berichten. Eine Möglichkeit ist die der realen oder fiktiven Biographie. Wenn diese dann noch einer Person gilt, an deren persönlichem Geschick und Lebenslauf sich das Allgemeine einer Epoche sichtbar machen lässt, hat man schon die halbe Miete. Und deren zweite Hälfte, wenn man seinen Stoff noch in einer Weise wirkt, dass er der behandelten Thematik in methodischer Hinsicht kongenial ist. Als gelungenes Beispiel für eine solchen Verschränkung von Inhalt und Methodik (Hanimann, 2020; Plath, 2020) darf man Annette Webers (2020) „Annette, ein Heldinnenepos“ ansehen. Dafür gab es 2020 den Deutschen Buchpreis.

„Annette“ ist keine fiktive Figur. Mit und unter diesem Namen wird vielmehr einem breiten Publikum bekannt gemacht die 1924 in einfache Verhältnisse geborene und heute noch lebende Französin Annette Beaumanoir. Schon als 16-Jährige kämpft sie in der Résistance gegen die deutschen Besatzer. Sie rettet Jüdinnen und Juden vor der Deportation, wofür Israel in Yad Vashem ehrt, wird jedoch für diese Eigenmächtigkeit von der KP Frankreichs bestraft und wechselt zur gaullistischen Résistance. Nach dem Krieg heiratet Annette, studiert Medizin und bekommt drei Kinder, bevor sie als „Kofferträgerin“ Geld für den Befreiungskampf der Algerier durch Frankreich transportiert. Sie wird verraten und zu zehn Jahren Haft verurteilt, kann jedoch nach Nordafrika fliehen, gehört der ersten Regierung des unabhängigen Algeriens an, gerät nach dem Putsch gegen den Präsidenten Ben Bella 1965 abermals in Lebensgefahr und

entkommt mit knapper Not. Danach arbeitet sie in einer Genfer Klinik, bis das Gerichtsurteil aufgehoben wird und sie nach Frankreich zurückkehren kann.

Nehmen wir als zweites Beispiel eines, von dem der „Ammersee Kurier“, unser Heimatblättchen, immer mal wieder berichtet. Die dort behandelte Frage lautet der Sache nach: Was hat der im Spätjahr 2020 getroffene Gemeinderats-Beschluss unseres Nachbardorfes Schondorf am Ammersee, mit der westpiemontesischen Gemeinde Boves eine Städtepartnerschaft einzugehen, zu tun mit einem gewissen Joachim (Jochen) Peiper? Der wurde 1915 in Berlin-Wilmersdorf geboren, wegen Kriegsverbrechen 1946 im Dachauer Malmedy-Prozess zum Tode verurteilt, als Häftling in Landsberg am Lech 1951 vom Hohen Kommissar John J. McCloy begnadigt und 1956 aus deutscher Haft entlassen. So weit so gut. Oder schlecht aus der Perspektive von Menschen, die meinen, Kriegsverbrecher sollten nicht unter „lebenslänglich“ davon kommen; aus Respekt vor den Opfern und zur Abschreckung.

Joachim Peiper, bis heute von Neo-Nazis verehrt, begann seine Karriere in der Leibstandarte Adolf Hitler, wurde bald Adjutant des Reichsführers SS Heinrich Himmlers, dessen Sekretärin er heiratete, und war bei Kriegsende einer der am höchsten dekorierten Führer der Waffen-SS. Eines seiner grausamen Kriegsverbrechen beging er im September 1943 in Boves, und begraben ist das, was man als seinen Leichnam vermutet, in einem Familiengrab im beschaulichen Schondorf am Ammersee. Dass man hier auf Vermutung angewiesen ist, liegt daran: Im Juli 1976 hat offensichtlich eine französische antifaschistische Gruppierung ihm die noch immer offene Rechnung präsentiert und von ihm an seinem selbst gewählten Aufenthaltsort Bouves in Nordwestfrankreich nichts mehr als menschliche Verkohlungen hinterlassen; er war gewarnt und hatte ein Gewehr.

Auf dem weiten Gebiet der großen Literatur wie auf dem kleinen der Lokalereignisse ist deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts in Biographien Einzelner präsent. In ihnen spiegeln sich die einzelnen Zeitabschnitte, wie gebrochen auch immer, eindrucksvoll wieder. In weiteren Kapiteln dieses Buches wird der Blick vorrangig auf Ereignisse, Personen oder bestimmte Zeitfenster gerichtet sein. Natürlich werden auch dort und dabei geschichtliche Prozesse nicht ausgeblendet, aber sie treten doch sehr in den Hintergrund und sind meist nur von geringer Zeitspanne. Die Geschichte der Outward Bound-Bewegung in der Bonner Republik beginnt aber schon in der Weimarer Zeit (Heckerens, 2019a). Daher scheint es sinnvoll, den geschichtlichen Entwicklungsbogen von Weimar nach Bonn zumindest zu skizzieren. Am besten scheint mir das an Hand markanter Biographien möglich.

2.1 Der Attentäter

Der Salem-Schüler George L. Mosse berichtet uns in seinen Erinnerungen (Mosse, 2003, S. 113-115) davon, wie er von Salem aus gleichsam in letzter Minute in sicheres Schweizer Exil gelangte und somit dem KZ entkam:

„Mit meinem lange bewahrten Gleichmut war es schlagartig vorbei, als ich endlich meine Koffer packte, nur wenige Stunden vor der mir verbliebenen Frist um Mitternacht desselben Abends [31.3.1933]. In diesen Stunden begegnete mir die Politik zum ersten, aber keineswegs zum letzten Mal, nicht bloß in abstrakter Form, sondern als persönliche Bedrohung.

Um auf dem schnellsten Weg aus Deutschland wegzukommen, brauchte ich nur die Fähre zu nehmen, die von der deutschen [wohl Friedrichshafen, gute 20 Kilometer von Salem entfernt] auf die schweizerische Seite des Bodensees [wohl Romanshorn] übersetzte. Auf beiden Seiten der letzten Wegstrecke zur Fähre standen uniformierte SA-Männer Spalier und kontrollierten die Papiere derjenigen, die an Bord gingen. Als ich an die Reihe kam, wurde mir mein Pass [der bereits mit einem „J“ versehen war] abgenommen; man registrierte meinen Namen, tauschte bedeutungsvolle Blicke aus, und dann wanderte der Pass von einem SA-Mann zum nächsten, die ganze Reihe durch. [...]

Entgegen meiner Erwartung – ich rechnete fest damit, angehalten und in Gewahrsam genommen zu werden – ließen mich die SA-Leute aufs Schiff, es war die letzte Fähre, die vor Mitternacht ablegte. Weshalb mir die Ausreise gestattet wurde, obwohl die SA-Männer meinen Namen [„Gerhard Israel Lachmann-Mosse“; vgl. S. 153] offensichtlich erkannten, glaubte ich damals und glaube ich heute zu wissen. Es wäre ihnen sicherlich ein Leichtes gewesen, mich unter einem Vorwand bis nach dem Auslaufen der Fähre festzuhalten (eine Viertelstunde hätte dafür, soweit ich mich erinnere, ausgereicht). Was mich davor bewahrte, war die oft verspottete Gewissenhaftigkeit und Vorschriftsgläubigkeit der Deutschen: Das neue Recht [mit weitgehenden antijüdischen Vorschriften auch die Bewegungsfreiheit betreffend] trat um null Uhr [mit Beginn des 1.4.1933] in Kraft, und null Uhr bedeutet null Uhr und nicht 23 Uhr.“

Ein anderer, der sechseinhalb Jahre später, gute zwei Monate nach dem Überfall der Wehrmacht auf Polen, ganz in der Nähe, nämlich in Konstanz sein Heil in der Flucht nach der Schweiz suchte, hatte weniger Glück. Er, zwischenzeitlich zum „Sonderhäftling des Führers“ geworden, wurde auf Führerbefehl am späten Abend des 9. April 1945 vom SS-Oberscharführer

Theodor Bongartz, Leiter des Krematoriumskommandos im KZ Dachau, wo das Opfer seit über fünf Jahren unter falschem Namen vegetieren musste, durch einen Genickschuss umgebracht und seine Leiche sofort im dortigen Krematorium verbrannt. Das war einen Monat vor der bedingungslosen Kapitulation der Wehrmacht und zwanzig Tage vor der Befreiung des KZ Dachaus durch die US-Army. Nichts sollte, wie auch immer es mit Deutschland weiter gehen würde, an diesen Mann erinnern; Adolf Hitlers Fluch sollte lange wirken.

Der Mann, von dem hier die Rede ist, war am Abend des 8. November 1939 um ca. 20:40 Uhr im Konstanzer Hafen mit dem Schiff aus Überlingen angekommen. Dorthin war er mit der Bahn von München über Lindau gelangt. Vom Konstanzer Hafen zur Schweizer Grenze sind es nur wenige Minuten, die der heutige Tourist meist überschreitet, ohne es zu merken – selbst wenn er den schmalen Wasserlauf an der Grenzbachstraße quert und das Straßenschild „Grenzbachstraße“ gelesen hat. Genau die Stelle wollte unser Mann meiden, weil er hervorragende Ortskenntnis besaß; er hatte in der zweiten Hälfte der 1920er in Konstanz und im naheliegenden Schweizer Gebiet gearbeitet. Er hielt sich weiter östlich und wurde dann doch, es fehlte das notwendige Quäntchen Glück, wenige Meter von der damals schon streng bewachten Grenze zur rettenden Schweiz entfernt, in der Nähe des (Haupt-)Zollamtes Emmishofer Tor von zwei Grenzzollmitarbeitern aufgegriffen, die ihn nach kurzem Verhör und eingehender Leibesvisitation in die Konstanzer Gestapo-Zentrale in der Mainaustraße brachten. In die Gestapo-Zentrale nicht zuletzt deshalb, weil er unter dem Rockaufschlag ein Abzeichen des kommunistischen Rotfrontkämpferbundes trug.

Um 21:20 Uhr dieses Abends, der uns hier interessierende Mann kann noch nicht in der Konstanzer Gestapo-Zentrale gewesen sein, explodierte im Münchener Bürgerbräukeller, exakt zur vom Attentäter vorgesehenen Zeit, eine zeitzündergesteuerte Bombe. In dessen tödlicher Nähe hätten zu diesem Zeitpunkt Adolf Hitler und andere NS-Größen (Martin Bormann, Joseph Goebbels, Heinrich Himmler, Rudolf Hess, Alfred Rosenberg u.a.) gestanden oder gesessen. Wäre das Attentat geglückt, der Welt wäre wohl großes Unheil erspart geblieben. So aber legte eine externe Störgröße die Weiche um: Über dem Flugfeld Berlin-Tempelhof lag an jenem Abend Nebel, der Führer musste auf Schienenverkehr umstellen und früher, als geplant, den Bürgerbräukeller verlassen – 13 Minuten, bevor die Bombe explodierte (und sieben Menschen tötete).

Die Gestapo, sie beherrschte Folter und Terror in zuvor nie bekannter Weise, brauchte nicht lange, um herauszubekommen, dass der Attentäter von München und der in Konstanz kurz vor der Grenze zur Schweiz Festgenommene, ein und dieselbe Person ist: Johann Georg Elser, geboren 1903 in der ostschwäbischen Provinz (Hermeringen, knapp 1000 Einwohner) als nicht-eheliches Kind von Maria Müller, der Tochter eines Landwirts und (Nebenberufs-)Wagners (Haasis, 1999; Ortner, 1989). Nach dem Besuch der Volksschule in Königsbronn 1910 bis

1917 begann er eine Lehre als Eisendreher in den ehemaligen Königlichen Hüttenwerken Königsbronn. 1919 brach er diese aus gesundheitlichen Gründen ab und begann eine Lehre als Schreiner. Nach Bestehen der Gesellenprüfung als Jahrgangsbester 1922 arbeitete er bis 1925 in verschiedenen Schreinereien in Königsbronn, Aalen und Heidenheim als Bau- und Möbeltischler. Der Wunsch nach höherem Lohn und eine aufkommende Sehnsucht in die Ferne ließen ihn nie wirklich sesshaft werden.

Für kurze Zeit fand er Arbeit beim Propellerbau bei Dornier in Friedrichshafen. Nur in Konstanz lebte und arbeitete er ab 1925 für eine längere Zeit und stellte hölzerne Uhrengehäuse für vorgefertigte Stand-, Kamin- und Tischuhren in der Uhrenfabrik Constantia, Metzner & Co her. Im Jahr 1929 musste die betriebliche Arbeit aufgrund mehrerer Todesfälle in der Betriebsleitung immer wieder unterbrochen werden, bis schließlich die Arbeiten endgültig eingestellt und sämtliche Arbeiter entlassen wurden. Bis 1932 blieb er am Bodensee und war dort in unterschiedlichen Schreinereien, wo er jedoch aufgrund von Schließungen und Mitarbeiterentlassungen immer nur für kurze Zeit bleiben konnte. 1930 arbeitete er ein halbes Jahr lang auch als Grenzgänger von Konstanz mit dem Fahrrad aus in Bottighofen in der Schweiz in der Schreinerei Schönholzer als Schreiner. Von 1930 bis 1932 stellte er in Meersburg in der Kunkelgasse in der Nachfolgefirma der in Konkurs gegangenen Konstanzer Uhrenfabrik für den Uhrenfabrikanten Rothmund Holzgehäuse her. Nach dem Konkurs von Rothmund musste er seine Wohnung in Konstanz aus finanziellen Gründen aufgeben. Er fand eine Unterkunft in Meersburg und arbeitete gegen Kost und Logis. Er war ein typischer Proletarier der Weimarer Zeit.

Es brauchte Jahre und Jahrzehnte, bis Johann Georg Elser im Nachkriegsdeutschland (West wie Ost) als Widerstandskämpfer anerkannt wurde. Der Umschwung der öffentlichen Meinung setzte – wie in vergleichbaren Fällen auch – ein mit „68“. Am Sonntag, dem 9. November 1969, war im ARD zu bester Zeit, 20.15-21.45 noch Platz; ab 1970 würde der von den „Tatort“-Krimis eingenommen sein. Ein Jahr zuvor aber ging es um einen „Tatort“ der etwas anderen Art. Gezeigt wurde „Der Attentäter“, Regie: Rainer Erlern, Buch: Hans Gottschalk; beide dafür ausgezeichnet mit dem Adolf-Grimme-Preis. Die Hörzu, wahrlich kein Revoluzzerblatt notierte in Heft 47/1969 (auf S. 12): „Hans Gottschalk zeichnet in seinem mit wissenschaftlicher Akribie in Szene gesetzten Dokumentarspiel Vorbereitung und Vorgang der Tat nach. Kein Detail blieb unerwähnt (sogar die Höllenmaschine wurde nachkonstruiert).[...] Über das Faktische hinaus aber wirkte vor allem die Person des in seiner unfanatischen Zielstrebigkeit geradezu rührenden Elser, den Fritz Hollenbeck ohne heldische Attitüde überzeugend verkörperte.“

Zur allgemeinen öffentlichen Anerkennung von Person und Tat Johann Georg Elser brauchte es aber weitere 30 Jahre. Erst kurz vor Ende des für Deutschland und große Teile der Welt

schrecklichen 20. Jahrhunderts und erst, nachdem an die Stelle der Bonner West- die Berliner Gesamtrepublik getreten war, kam Johann Georg Elser die Ehre zuteil, die ihm gebührt. Und zwar durch eine in der Frankfurter Rundschau vom 18. November 1999 veröffentlichte Ehrenerklärung der beiden damaligen Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin (Steinbach & Tuchel, 1999). Ich zitiere daraus kommentarlos die bedeutsamsten Passagen:

„Elsers Widerstand gegen den Nationalsozialismus war nach 1945 noch umstrittener als die gesamte Gegnerschaft zum Regime. Immer wieder rankten sich um seine Tat neue Gerüchte. Diffamierungen aus der NS-Zeit wirkten fort und überlagerten sich nicht selten mit teils bizarren Nachkriegsdeutungen. Georg Elser war eine Herausforderung: Er machte deutlich, dass ein einfacher Mann aus dem Volke sich zu einer weltgeschichtlichen Tat aufraffen konnte. Er strafte all jene Lügen, die sich weiterhin einredeten, sie hätten dem Terror des NS-Staates nichts entgegensetzen können. Der 'Durchschnittsbürger', das zeigte Elser Beispiel, war keineswegs zum Mitläufer bestimmt – er konnte dem Rad des Staates durchaus in die Speichen greifen.

Lange Zeit wurde übrigens in beiden Teilen Deutschlands nicht akzeptiert, dass ein Arbeiter ohne Rücksicht auf sich und seine unmittelbaren Angehörigen eine Tat bis ins Detail geplant, gewagt und durchgeführt hatte, zu der sich andere weder 1939 noch später entschließen konnten. Elser's Handeln wurde bis zum Beweis seiner Alleintäterschaft Ende der sechziger Jahre bestenfalls verschiedensten Auftraggebern zugeordnet. Heute, 60 Jahre nach dem Attentat, können die einzelnen Stränge der Deutungen und Diffamierungen von Elser, der vor zwei Jahren vom heutigen Staatsminister Palmer als 'großer Sohn' des Landes Baden-Württemberg bezeichnet wurde, genau nachgezeichnet und analysiert werden.

Die nationalsozialistische Deutung prägte die erste Interpretation der Tat. Die NS-Führung musste zwar kurz nach Elser's Festnahme bereits Mitte November 1939 dessen Täterschaft akzeptieren. Allerdings weigerte sich das Regime, diese Wahrheit zu verkünden – zu brisant wäre sie gewesen. Die These, Elser sei ein Werkzeug des britischen Geheimdienstes, geht auf NS-Propagandaminister Joseph Goebbels zurück, der bereits in der Nacht nach dem Attentat behauptet hatte, das Attentat sei 'zweifelloos in London erdacht' worden. Die Organisation des Anschlags habe Otto Strasser, der Führer der 'Schwarzen Front', einer auch im Ausland sehr aktiven Oppositionsbewegung früherer Nationalsozialisten, übernommen.

Um diese Verschwörungsthese zu stützen, lenkte die NS-Propaganda die Aufmerksamkeit auf die britischen Geheimdienstagenten Best und Stevens, die am

9. November 1939 in Venlo in eine langfristig vorbereitete Falle des deutschen SD-Auslandsgeheimdienstes gelaufen waren. Die beiden Entführten wurden zu 'Hintermännern' des Münchener Anschlags stilisiert, obwohl sie in Wirklichkeit nichts damit zu tun hatten. Die NS-Führung plante gegen Elser und die beiden britischen Offiziere nach einem siegreichen Ende des Krieges einen Schauprozess vor dem Volksgerichtshof. Deshalb wurde Elser seit 1940 ebenso wie die beiden Briten im Zellenbau des KZ Sachsenhausen gefangen gehalten. Elser wurde hier Tag und Nacht von mindestens zwei SS-Männern bewacht. Von Kontakten zu anderen Gefangenen blieb er völlig abgeschnitten und verbrachte so mehr als fünf Jahre in totaler Isolation.

Die zweite Deutung der Tat war eine Reaktion auf die nationalsozialistische Propaganda. Otto Strasser, am 13. November 1939 aus der Schweiz nach Frankreich ausgewiesen (dies hatte die Schweizer Regierung übrigens schon vor dem Anschlag Elzers beschlossen), ging im November 1939 sofort in die Offensive: Er sah im Attentat einen 'außenpolitischen Reichstags-Brand', also eine nationalsozialistische Provokation. Diese Deutung vertrat er noch lange nach 1945. 1939 wurde Strassers These, die NS-Führung sei selbst die Urheberin des Attentats, von vielen ausländischen Zeitungen geteilt. Diese gingen oftmals davon aus, dass die NS-Führung selbst den Anschlag inszeniert habe, um den Mythos des von der 'Vorsehung' geschützten Hitler zu untermauern. Nach 1945 setzte sich Strassers Deutung in Variationen durch. Als besonders fatal erwiesen sich Gerüchte, die auch ein integrierter Mann wie Martin Niemöller verbreitete, sowie die 1950 erschienenen Erinnerungen von Elzers Mithäftling in Sachsenhausen und Dachau, Captain Sigismund Payne Best, betitelt 'The Venlo Incident'. Bests Darstellung wimmelt von Fehlern und Abstrusitäten. Dennoch fand seine Interpretation Eingang in die historische Forschung, als etwa Gerhard Ritter in seiner Goerdeler-Biographie 1954 in seiner Wertung des Attentats festhielt, dass 'dessen Inszenierung durch Himmlers Organe als Propagandatricks heute kaum noch zweifelhaft' sei, oder Hans Rothfels in seinem Standardwerk über den deutschen Widerstand betonte, dass es 'doch wohl keine Frage' sei, dass 'die Installation einer Höllenmaschine nicht ohne die Hilfe der Gestapo möglich gewesen ist'.

Gemeinsam war all diesen Geschichten, die die Zeit bis 1969 prägten, dass weder die Zeitgenossen noch die Historiker oder die Überlebenden des Widerstands Elser der eigenständigen Vorbereitung und Durchführung der Tat für fähig hielten. Auch wenn die Militäropposition und der nationalkonservativ-bürgerliche Widerstand in den sechziger Jahren nicht mehr mit dem Odium des 'Verrats' behaftet

waren, die Tat Elser konnte noch nicht als ein Akt des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus akzeptiert werden.

Georg Elser hatte keiner Elite angehört, der man das Recht auf Widerstand zubilligte; keine gesellschaftliche Großgruppe setzte sich für sein Andenken ein. Er blieb 'Werkzeug' der Machthaber, nicht aber ein Mensch, der sich selbst in Übereinstimmung mit seinem Gewissen einen Handlungsauftrag gegeben hatte. Auf eine völlig neue Grundlage wurde das Bild Elser erst Ende der sechziger Jahre gestellt.

Denn 1969 veröffentlichte Anton Hoch seine Recherchen und konnte zweifelsfrei mit den alten Mythen über Elser aufräumen. Kurze Zeit später edierte Lothar Gruchmann die Vernehmungen Elser von 1939, die zwar über weite Strecken in der Sprache der Gestapo gehalten sind, aber dennoch wichtige Einblicke in Elser Leben und Denken ermöglichen. Diese Publikationen sowie ein dokumentarisches Fernsehspiel von Rainer Erler leiteten eine Wende in der öffentlichen und wissenschaftlichen Einschätzung der Tat vom 8. November 1939 ein. Vor allem machten sie deutlich, dass Elser ethische Überzeugungen hatte, dass er sich zu seiner Verantwortung bekannte, keine Ausflüchte suchte, um sich zu retten, und die Folgen seiner Tat aufrecht trug. Er steht so in einer Reihe mit anderen Regimegegnern, die der NS-Führung deutlich machten, dass Macht und Furcht, Terror und Anpassung nicht jeden Zeitgenossen zu einem willigen und angepassten Werkzeug der Nationalsozialisten werden ließen.

Doch Elser Ehrung blieb den achtziger, im eigentlichen Sinne sogar den neunziger Jahren vorbehalten. Es schien, als schreckte die deutsche Öffentlichkeit vor Elser zurück. Vielleicht beeinflusste sie die Auseinandersetzung mit dem Terrorismus in den siebziger Jahren, vielleicht ahnte sie auch, dass es mit der Verkommenheit der politischen Eliten in der NS-Zeit noch schlimmer bestellt war, als man vermutete, wenn ein einfacher Schreiner den verbrecherischen Charakter des Regimes durchschaute und nicht glauben wollte, dass Recht bleiben müsse, was einmal als Recht gegolten habe, wie ein anderer Sohn des Landes Baden-Württemberg [der CDU-Politiker Hans Filbinger] erklärte, der es sogar zum Ministerpräsidenten [1966-1978; zu bester „68er“-Zeit] gebracht hatte.“ (Steinbach & Tüchel, 1999)

2.2 Der SS-Offizier

Glücklicherweise ist aus den Zeiten der Bonner Republik nicht nur solch Erschreckliches wie zur Causa Elser zu berichten, sondern auch Erfreuliches und Erhebendes. Das Internet in seinem Nicht-Vergessen, das manchmal ungnädig, ein anderes Mal erhellend wirkt, hebt (Stand: August 2020) einen bestimmten vom Heimatbund Neheim-Hüsten am 14. September 2019 bei Facebook eingestellten Totenzettel eines am 24. Juni 1974 Verstorbenen auf. Der erste Teil dieses Totenzettels (komplett bei Pohl, 2017, S. 370) hat folgenden Inhalt: „Domkapitular Dechant Manfred Graf von Pourtalès wurde am 7.3.1912 in Berlin geboren. Als Spätberufener wurde er 1954 in Paderborn zum Priester geweiht. Als Vikar wirkte er in Bad Pyrmont. Am 22.8.1966 wurde er Pfarrer der Pfarrgemeinde St. Johannes-Baptist in Neheim. 1968 wählten ihn seine Mitbrüder zum Dechanten des Dekanates Arnsberg. 1971 wurde er in das [Paderborner] Domkapitel berufen.“ Welch ein Kirchenmann! Welch ein großer Katholik!

Der in Berlin geborene Manfred Graf von Pourtalès ist das erste von zwei Kindern des Raimund Graf von Portalès und der Luise-Alexandra Gräfin von Bernstorff, der (nach erhaltenen Fotografien: schönen) Tochter des Johann Heinrich Graf von Bernstorff, Spross einer politisch einflussreichen deutsch-dänischen Adelsfamilie aus dem Mecklenburgischen Uradel, seit der Reformation lutherischen Glaubens. Johann Heinrich war in den Jahren 1908-1917 (Kriegseintritt der USA) kaiserlich deutscher Sekretär an der Botschaft des Deutschen Reiches in Washington, weshalb die Hochzeit seiner 23jährigen Tochter mit Manfred im Jahre 1911 dort stattfand. Der um sechs Jahre ältere Bräutigam Raimund Graf von Portalès stammt aus reformierter Tradition – und einer, die ihren Einfluss mehr über Geld als durch Politik geltend machte. Am Anfang der Adelslinie steht der hugenottische Glaubensflüchtling Jeremias Pourtalès, der sich ins damals preußische Neuenburg, heute Neuchâtel in der Confoederatio Helvetica (CH) rettete und im Februar 1750 von Friedrich dem Großen in den preußischen Adelsstand erhoben wurde. Sein Sohn galt bei dessen Tod im Jahr 1814 als der reichste Schweizer, und seine Enkel wurden 1815 von Friedrich Wilhelm III. in den preußischen (erblichen) Grafenstand erhoben.

Nach dem frühen Tod von Manfreds Vater im Juli 1914, da war der erst 31 Jahre alt, heiratete seine damals 28-Jährige Mutter im Februar 1917 Johannes Prinz zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg – und damit in eine erzkatholische Fürstenfamilie mit sehr großem politischen Einfluss von der Weimarer bis in die Bonner Republik. Der getaufte Protestant wird 1922 in der Kapelle des Löwensteinschen Schlosses im westböhmisches Haid (heute: Bor) nach römisch-katholischem Ritus (um-)getauft und 1926 in der Privatkapelle des Bischofs von Würzburg von diesem selbst – es geht um eine hochadelige Angelegenheit – gefirmt (Pohl, 2017). Die Gymnasialzeit verbringt Manfred standesgemäß: 1922-1924 im bayerisch-katholischen Internat von

Kloster Ettal, anschließend bis zu seinem Abitur im badisch-protestantischen „Salem“. Ab dem Sommersemester 1931 studiert er zunächst in Genf, dann im Jahr darauf in Frankfurt am Main Jura, bevor er zum Wintersemester 1932 an der Humboldt-Universität zu Berlin das Studium der Germanistik und Theaterwissenschaften aufnimmt. Die Exmatrikulation ohne Abschluss ist dort für 1935 vermerkt; Studienerfolg sieht anders aus.

Aber es gibt ja eine andere Option. Während seiner Berliner Studienzeit tritt Manfred zum 1. November 1933 in die SS ein. Nach dem Krieg erklärt er dazu (im Februar 1949) „Ich kam als junger Student in Berlin unter den Einfluss des Nationalsozialismus, trat in die SS ein“ und im Januar 1953 ergänzt er: „mit einem Salemer Freund“ (beide Zitate nach Pohl, 2017, S. 377). Der Salem-Absolvent, der Kurt Hahn offensichtlich in Dankbarkeit verbunden war (vgl. Poensgens, 1996), musste dabei keine Skrupel haben. Im Rundschreiben an die Mitglieder des Salemer Bundes vom 2. Juni 1933 hatte Kurt Hahn – aus Gründen, über die man bis ans Ende der Geschichte spekulieren darf – erklärt: „Ich gebe den Rat ohne Zögern: steht nicht abseits, sondern geht in die nationalen Verbände. Der Salemer kann heute in die SA und die SS eintreten.“ (zitiert nach Poensgens, 1996, S. 39)

Was wissen wir über Manfred Graf von Pourtalès als Schüler in Salem? Wenig. Aber was wir wissen, stammt von einem Mitschüler, der später im Exil – er war deutscher Jude – Karriere machen sollte als Historiker des Nazitums: George L. Mosse. Der war zu seiner Salemer Zeit, weil noch nicht in der Oberstufe, untergebracht in der Zweigschule auf dem Hermannsberg, etwas nördlich von Salem. Dort waren er und Manfred – offensichtlich gegen Ende der 1920er – Schulkameraden. Kurt Hahns Mutter, die damals auf dem seit 1921 in Hahnschem Besitz befindlichen Hermannsberg wohnte, bekannte sich ganz im Gegensatz zu ihrem Sohn zum jüdischen Glauben und beging die hohen jüdischen Feiertage mit ihren Ritualen im Kreis eingeladener Schüler. Die waren alle Juden, oder zumindest Kinder von Eltern jüdischer Religion. Mit einer Ausnahme: „Der Kantor Manfred von Pourtalès, der in den Gottesdiensten an den jüdischen Feiertagen auf dem Hermannsberg mit seiner schönen Stimme sang, war kein Jude.“ (Mosse, 2003, S. 107)

Und dann fährt George L. Mosse (2003, auf derselben Seite) fort: „Die Entwicklung, die er später nahm, hat, vor diesem Hintergrund betrachtet, eine ironische Pointe. Nachdem er eine Zeit lang die Gastfreundschaft und die finanzielle Unterstützung der Familie Hahn genossen hatte, schloss er sich, wie viele Absolventen der Schule, der SS an und war womöglich an den blutrünstigen Aktivitäten dieser Organisation beteiligt. Nach Kriegsende übte er Buße, indem er als Mönch in ein Kloster eintrat – nicht gerade ein typischer Lebenslauf, nicht einmal für jene turbulenten Zeiten.“ (Mosse, 2003, S. 107)

Was wissen wir Genaueres über den weiteren Lebensweg des Manfred Graf von Pourtalès, der ja nicht der einzige „Salem“-Schüler war, der sein Heil in der SS suchte? George L. Mos-

se (2003, S. 108-109) schätzt, „dass sich dreihundert unserer Absolventen der Hitlerjugend, der SA und der SS (die sich selbst als elitäre Organisation verstand) anschlossen“. Wir wissen über fast alle dieser Ex-Salem-Hitleristen sehr wenig bis nichts. Und über den SS-Mann Manfred bis vor kurzem nichts mehr als die oben referierten vagen Angaben von George L. Mosse und Ruprecht Poensgens. Vor wenigen Jahren aber hat sich ein Lokalforscher mit der ganzen Akribie und Kompetenz eines professionellen Historikers daran gemacht, Licht in die Causa Manfred Graf von Pourtalès zu bringen. Seine Forschungsergebnisse wurden in einem Publikationsorgan der Region, dem Südwestfalen Archiv (also an entlegenem Ort) publiziert. Diesem Forschungsbericht (Pohl, 2017) wird im Weiteren gefolgt.

Im Frühjahr des Jahres 1934 leistete Manfred Graf von Pourtalès Arbeitsdienst und trat im August dieses Jahres aus der Kirche aus, weshalb er in seiner SS-Akte als „gottgläubig“ geführt wird. Dort wird für das Jahr 1935 nach seiner Exmatrikulation in Berlin als Beruf „SS-Führer“ und „Stud. Phil.“ vermerkt und für den Zeitraum September bis November 1938 seine Verwendung bei der SS-Totenkopfstandarte Oberbayern. Die war „aktiv“ im KZ Dachau, gegründet bereits im März 1933 und seither Ermordungsstätte für bald 42.000 Menschen, die der Hitlerismus „endgültig beseitigt“ wissen wollte. Im Krieg macht der SS-Mann Manfred richtig Karriere und kurz vor Kriegsende hat er dann seinen rechten Platz gefunden:

„Im März 1945 wurde aus der SS-Junkerschule [im oberbayerischen Bad Tölz, wo er seit April 1943 als Obersturmbannführer agierte] die 38. SS[-Grenadier]-Division Nibelungen gebildet, in der Pourtalès dann als Hauptsturmführer [in der Wehrmacht: Hauptmann] Adjutant der Kommandeure war. Zu den Kommandeuren zählten Heinrich Lammerding (1905-1971), der für das Massaker im Dorf Oradour-sur-Glane [das größte Kriegsverbrechen in Frankreich] verantwortlich war, sowie SS-Brigadeführer Carl von Oberkamp (1893-<1947), der zuvor als Kommandeur der SS Division ‚Prinz Eugen‘ im damaligen Jugoslawien verantwortlich war und 1947 dort [weil die US-Army den größten aller deutschen Kriegsverbrecher auf dem Balkan ausgeliefert hatte] hingerichtet wurde.“ (Pohl, 2017, S. 374)

Aber was macht man(n) denn nun am 9. Mai 1945, wenn man seine Studien aus eigenen Stücken vermurkst hat und einem die Alliierten die schöne SS-Karriere versaut haben? Na ja, zunächst einmal bestimmen „hilfreiche Dritte“ den weiteren Lebensweg: die US-Army mit einer ordentlichen Kriegsgefangenschaft und die deutschen Entnazifizierungsbehörden mit einer politischen Internierung. Ab 1948 aber geht es schon aufwärts. Noch bevor er am Ende eines der damals üblichen Entnazifizierungsverfahren im September 1948 als „Mitläufer“ eingestuft wurde, hatte sich der politisch clevere frühere SS-Hauptsturmbannführer Manfred Graf

von Pourtalès der in den ersten Nachkriegsjahren Deutschlands besten Zuflucht versichert: der römisch-katholischen Kirche, in die er schon 1947 – Rom und der katholische Gott haben ein großes Herz für wahrlich reuige Sünder – wieder aufgenommen worden war; Franz zu Löwenstein, ein über die Mutter angeheirateter Verwandter gab den Tipp „Paderborn“ – ein wahrlich „diskreter Ort“.

Der neu-katholische Hermann studierte ab 1949 im erzkatholischen Paderborn und im obererzkatholischen Fribourg (CH) Philosophie nebst Theologie und verbrachte seine Ferienzeiten auf den Liegenschaften des Hohenloher und oberschwäbischen Adels (Löwenstein, Waldburg-Zeil), der selbstverständlich seit Jahrhunderten papsttreu ist. Da wird man dann doch trotz kritischer innerkirchlicher Anfragen im August 1954 zum Priester geweiht. Es folgte eine respektable römisch-klerikale Karriere, der erst der Tod ein Ende setzte. Zu seinen beruflichen Etappen zählt, dass er Anfang der 1960er Militärpfarrer im Nebenamt war. Ein SS-Scherge als Bundeswehr-Beichtvater! Das war kein Ausnahmefall, sondern symptomatisch für eine neu-deutsche (West-)Armee, der zu dienen sich die kritischen Geister meiner Generation weigerten – unter höhnischer Verachtung des konservativen Publikums.

Hat Manfred Graf von Pourtalès jemals Bedauern zum Ausdruck gebracht darüber, dass er einem verbrecherischen System diene? Offensichtlich nicht: „Von Sühne und Reue spricht Pourtalès zwar, aber seltsam unbestimmt, nur in Bezug auf seine Entfernung von der Kirche und den Folgen des Nationalsozialismus für Deutschland. Kein Wort über die Opfer von Verbrechen, kein Wort über seine Zeit in Dachau, an der Ostfront oder über Erkenntnisse, die ihm nach dem Krieg, in der Gefangenschaft gekommen sein könnten. Kein Wort über den Holocaust.“ (Pohl, 2017, S. 381) Man kann gegen die Analysen von Markus Pohl einwenden, sie seien nicht ernst zu nehmen, weil von einem Amateurhistoriker erbracht. Man kann das tun, aber man sollte es lassen, wenn man keine Argumente in der Sache vorzubringen hat.

Dass es gerade Amateurhistoriker sind, die Licht ins braune Dunkel der frühen Bundesrepublik gebracht haben, zeigt ein im Jahre 2020 in deutschen Medien viel diskutiertes Beispiel (vgl. etwa Nicodemus, 2020a, 2020b). Anfang des Jahres 2020 lässt der an filmwissenschaftlichen Fragen interessierte Amateurhistoriker Ulrich Hähnel der ZEIT Dokumente zukommen, die diese nach Gegenprüfung zu einer ersten Publikation in der Sache veranlasst (Nicodemus, 2020a). In den Blick genommen wird Alfred Bauer (1911-1986), in den Jahren 1951-1976 Leiter der Internationalen Filmfestspiele Berlin (Berlinale). Nach Alfred Bauers Tod 1986 stifteten die Filmfestspiele den „Silberner Bär-Alfred-Bauer-Preis“, der ab 1987 während der Berlinale für einen Spielfilm vergeben wurde, der „neue Perspektiven der Filmkunst“ eröffnete.

Hohn und Spott! Dem so nominierten Preis und all denen, die ihn gestiftet und/oder jahrzehntelang verliehen haben. Nicht denen, die ihn entgegengenommen haben, denn man hat sie verdummt. Der Name „Alfred Bauer“ steht für „faschistische Perspektiven der Filmkunst“.

So darf man Ende des Jahres 2020 öffentlich sagen (Nicodemus, 2020b), ohne eine Verleumdungsklage zu riskieren. Alfred Bauer hat an zentraler bürokratischer Stelle die Filmpolitik der Nazis aktiv, in voller Überzeugung, nach bestem Wissen und hohem Können mitgestaltet. Das glauben inzwischen sogar die Filmfestspiele-Verantwortlichen, die aus ihrer Tumbheit von einem Amateur und einer kritischen Journalistin aufgeschreckt, das Institut für Zeitgeschichte, München-Berlin, mit wissenschaftlicher Klärung der Causa beauftragt und seit Herbst 2020 das nüchterne und ernüchternde Ergebnis auf dem Tisch liegen haben (Kurzfassung: Hof, 2020). Den „Silberner Bär-Alfred-Bauer-Preis“ wird es ab 2020 nicht mehr geben. *Vive le progrès!*

2.3 Das Monster

Als der Film im September 1957 in die westdeutschen Großstadtkinos kam, war er sogleich ein großer Erfolg. Die einen gingen hin wegen seines reißerischen Titels „Nachts, wenn der Teufel kam“ (vgl. hier und zum Weiteren den Wikipedia-Eintrag gleichen Namens sowie die Wikipedia-Einträge zu Mario Adorf, Bruno Lüdke, Horst Buchholz, Karlheinz Böhm, Heinrich Franz, Arthur Nebe, Robert Siodmak und Will Berthold). Wer in der Zeit davor die „Münchener Illustrierte“ gelesen hatte, dem war eine Extra-Grusel-Gänsehaut garantiert. Einer der kommerziell erfolgreichsten westdeutschen Nachkriegsschriftsteller, Will Nerthold (1924-2000) hatte dort bereits seine berühmteste Artikelserie unter dem Namen-gebenden Titel „Nachts, wenn der Teufel kam“ veröffentlicht.

Die frühen Avantgardisten des Landes wähten sich natürlich schon vorab bestens informiert; sie hatten den SPIEGEL gelesen. Und dort den Bericht über Arthur Nebe (1894-1945), seit 1937 als Reichskriminaldirektor der Chef des Reichskriminalpolizeiamtes, des Amtes V des Reichssicherheitshauptamtes – zunächst im Rang eines SS-Sturmbannführers, seit 1941 als SS-Gruppenführer. Anfang März 1950 konnte man im SPIEGEL Folgendes zu Arthur Nebe lesen (Anonym, 1950):

„Davon erlebte Nebe die Ueberführung der Giftmörderin Helene Möller nicht, ebensowenig die Aufklärung um den 53fachen Massenmörder Bruno Luedke, der in der Kriminalgeschichte der zivilisierten Welt seinesgleichen nicht hat.

’Als Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar der Reichshauptstadt Berlin ist es mein Recht und meine Pflicht zu verlangen, daß der bestialische Massenmörder und Frauenschlächter Bruno Luedke keines normalen Henkertodes stirbt. Er soll seine scheußlichen Verbrechen wenigstens mit einem martervollen Tode

sühnen. Ich schlage vor, ihn bei lebendigem Leibe verbrennen oder vierteilen zu lassen.'

So schrieb Josef Goebbels an 'den Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei'. Himmler versah das Schreiben mit seinem Grünstift mit einem 'S' (Sicherheitspolizei). So ging es an Kaltenbrunner, der in Rot römisch 'V' (Reichskriminalpolizeiamt) dahinter setzte. Arthur Nebe, dem als Dienstfarbe 'Braun' vorgeschrieben war, malte ein 'B' daneben. 'B' war die Exekutivgruppe des Reichskriminalpolizeiamtes unter Lobbes. Dessen Farbstift mußte 'orange' sein. Lobbes machte also ein orange '1a' dazu. So landete das merkwürdige Schreiben in der Reichszentrale Kapitalverbrechen.

Ohne Worte legte der Leiter der Reichszentrale Wehner den Goebbels'schen Schrieb Lobbes nochmals vor. Der grinste und zuckte die Achseln. Wehner ließ ihn im Aktengrab der Generalregistratur eintragen und aufbewahren.

Im Berliner Alex aber liefen die merkwürdigsten Vernehmungen, die dort jemals geführt worden sind, unterbrochen von den denkwürdigsten Dienstreisen, die je eine deutsche Mordkommission gemacht hat.

Der Fall 'Bruno Luedke' wäre wert gewesen, unter normalen Verhältnissen bis in die letzten Einzelheiten behandelt zu werden. 1944 waren aber keine normalen Verhältnisse mehr. Auch die Berliner Mordinspektion mußte bereits improvisieren. Kriminaldirektor Togotzes, inzwischen ihr Leiter, und der erst gerade zum Mordkommissar avancierte Kriminalkommissar Franz, taten ihr Bestes, den Fall Luedke trotzdem aufzuhellen. Für Arthur Nebe und die gesamte Kriminalpolizei wurde aus den Szenen der Vernehmungen, Tatort-Rekonstruktionen, nachgeahmten Morden an einer Puppe und den Reisen des Kriminalkommissars Franz mit seinem 'Schützling Luedke' ein Film gedreht.

Der Fall 'Bruno Luedke' war ebenso ein kriminalpolizeiliches Problem wie ein Monstrefall der deutschen Kriminalgeschichte. Der Monstrefall ist auf seltsame Art erledigt worden, das Problem ist geblieben.“ (Anonym, 1950)

Die zweite, zahlenmäßig viel kleinere, aber weitaus meinungsmächtigere Gruppe der 1957er Kinobesucher(innen) von „Nachts, wenn der Teufel kam“, bestand aus selbst- und fremdberufenen Cineasten fortschrittlicher Couleur, die hauptsächlich kamen wegen des Regisseurs. Der war nicht irgendeiner. Robert Siodmak (1900-1973) war ein deutsch-jüdischer Regisseur, der im deutschsprachigen Raum schon zu Ruhm gekommen war, bevor er das Exil dem KZ vorzog, in die USA ging und in Hollywood Karriere machte: Seine *films noirs* aus den 1940ern gelten als Klassiker des Genres, und Filmlegenden wie Tony Curtis, Ava Gardner und Burt Lancaster verdanken ihm ihre Karrieren. Nach Europa zurück ging er aus verschiedenen Grün-

den, deren Gewichte im einzelnen bis heute nicht geklärt sind. „Nach Europa zurück gehen“ hieß für ihn und andere, die es aus moralischen Gründen vorzogen und es sich finanziell leisten konnten (Thomas Mann etwa), nicht nach Westdeutschland, sondern in die Schweiz zu ziehen. Das stalinistische Ostdeutschland (DDR) war nur für Menschen wie Bertold Brecht eine Option und das auch nur, weil er sich 1950 für seine Person und seine Ehefrau Helene Weigel die österreichische Staatsbürgerschaft – *you never know* – gesichert hatte.

Robert Siodmak ließ sich, er hatte dafür das genügende Geld, wie andere wohl betuchte deutsche Emigrant(inn)en nieder in der Schweiz südlich des Alpenhauptkamms, wo sie schon ganz *bella Italia* vor sich hatten: im Tessin am nördlichen Teil des Langen Sees (Lago Maggiore), dort wo mit Locarno und dem Monte Verità seit Anfang des 20. Jahrhunderts ein Sehnsuchtsort der deutschen Aussteiger lag. Nach dem 2. Weltkrieg entstand hier eine der teuersten Wohngenden der Welt. Robert war von der politischen Einstellung eher links und als faktisch Verfolgter des Nazi-Regimes ein Nazi-Kritiker. Zu „Nachts, wenn der Teufel kam“ äußerte er sich zeitlebens (er starb 1973) positiv. Ich zitiere aus dem Wikipedia-Eintrag zu ihm:

„Für *Die Ratten* (1955), seine Verfilmung von Gerhart Hauptmanns gleichnamigem Theaterstück, wurde er auf den Internationalen Filmfestspielen Berlin [1955] mit dem Goldenen Bären ausgezeichnet. Der 1957 von ihm inszenierte *Nachts, wenn der Teufel kam* erhielt zahlreiche nationale und internationale Auszeichnungen, darunter auch eine Oscar-Nominierung als Bester fremdsprachiger Film. Der Film behandelt den Fall des angeblichen Serienmörders Bruno Lüdke vor dem zeithistorischen Hintergrund des Nationalsozialismus. In seiner Autobiografie [deutsch, von 1980] bemerkte Siodmak, dass er von seinen nach der Rückkehr aus den USA gedrehten Filmen nur auf diese zwei stolz sei.“ (aus dem Wikipedia-Eintrag zu ihm)

Sein Stolz rührte von den zahlreichen Preisen her, von denen obige Zitat nur einen Teil wiedergibt. Er gründete auch darauf, dass sein Werk in der bundesrepublikanischen Gesellschaft – ausgesprochen aus dem Munde der allgemeinen Filmkritik – insgesamt höchstes Lob erhielt. Ich zitiere zur Anschauung auszugsweise aus dem Wikipedia-Eintrag zum „Lübke“-Film:

- ‚Realistisch, feinfühlig und mit überzeugender Skizzierung des zeithistorischen Hintergrunds baute Siodmak den authentischen Kriminalfall zu einer der beklemmendsten Studien über die Verbindung von Totalitarismus, Gewalt und Verbrechen aus, die das deutsche Kino kennt.‘ – Reclams Lexikon des deutschen Films (1995)
- ‚Siodmaks beste Arbeit nach seiner Rückkehr nach Deutschland gibt ein düsteres Zeitbild.‘ – Heyne Filmlexikon (1996)

- 'Straff inszenierter und in den Hauptrollen überzeugend gespielter deutscher Kriminalfilm mit politischem Hintergrund. Trotz einiger Überzeichnungen sehenswert.' – Lexikon des internationalen Films
- 'Die Geschichte eines perversen Massenmörders im Dritten Reich wird zu einer harten und treffenden Anklage gegen gewisse damalige Machthaber. Ein in Aussage und Gestaltung hervorragender deutscher Zeitfilm.' – Evangelischer Filmbeobachter
- Die Filmzeitschrift *Cinema* lobte: 'Unverhohlene Abrechnung mit der Nazizeit.'

Der Film war vom Regisseur tatsächlich als „Abrechnung mit der Nazizeit“ gedacht. Faktisch aber brachte er Nazi-Propaganda auf die Leinwand: Seht, welche Gräueltaten Minderwertige begehen! Bruno Lüdke passte wahrlich bestens ins Nazi-Bild des „Minderwertigen“. Er wurde 1908 in Berlin-Köpenick als viertes von sechs Kindern in ärmliche Verhältnisse geboren, ging zur Sonderschule, blieb aber zeitlebens Analphabet. Er schlug sich mit Gelegenheitsarbeiten durch und war aufgrund mehrerer Kleindiebstähle polizeibekannt, wurde aber wegen anerkannter Unzurechnungsfähigkeit durch attestierten „angeborenen Schwachsinn“ nicht verurteilt, stattdessen aber für unmündig erklärt. Im Rahmen des Nazi-Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses von 1939 wurde seine Zwangssterilisation angeordnet und im Mai 1940 durchgeführt.

Im Januar 1943, die deutsche Wehrmacht erlebt in Stalingrad und in Nordafrika gerade ihre ersten vernichtenden Niederlagen auch bei den Landstreitkräften, wird eine 51-Jährige im Köpenicker Stadtwald erdrosselt und vergewaltigt aufgefunden. Die ermittelnden Kriminalbeamten um den Regierungs- und Kriminalrat Heinrich Franz, bei der SS im Range eines Obersturmführer (entsprechend einem Oberstleutnant bei der Bundeswehr), nehmen sich die „üblichen Verdächtigen“ vor, zu denen „natürlich“ auch Bruno Lüdke gehört. Und dann beginnt unter kundiger Leitung des Heinrich Franz „Die Fabrikation eines Verbrechers“, die 2018 im gleichnamigen Buch der Mediengeschichtlerin Susanne Regener und des Kulturhistorikers Axel Doßmann (Doßmann & Regener, 2018; Saupe, 2019) eindrücklich dargelegt ist. Bis Ende des Jahres 1943 „gesteht“ Bruno Lüdke, zwischen 1924 und 1943 ganze 84 Morde begangen zu haben; die Berliner Polizei betrachtete durch seine Geständnisse 53 Morde und drei Mordversuche als aufgeklärt. *A monster was born.*

Unterstützung erhielt die Berliner Polizei bei Verbreitung ihrer „Erkenntnisse“ durch den schon oben genannten Arthur Nebe (1894-1945). Der war seit 1937 als Reichskriminaldirektor der Chef des Reichskriminalpolizeiamtes und des wegen unzähliger Verbrechen bekannten Amtes V des Reichssicherheitshauptamtes – zunächst im Rang eines SS-Sturmbannführers, seit 1941 als SS-Gruppenführer. Er war führend tätig bei den Massenverbrechen der SS-Einsatzgruppe B an Juden, Roma, Kommunisten und anderen sowjetischen Bevölkerungsgruppen. Er

erprobte die Massentötung durch Giftgas, beschaffte das Giftgas für die Tötung von Behinderten z.B. bei der Aktion T4 („Tiergarten 4“: die als „Euthanasie“ kaschierte hunderttausendfache Ermordung Behinderter), verfolgte den Hitler-Attentäter Georg Elser und verantwortete die Deportation und Vernichtung von Roma und Menschenversuche an KZ-Häftlingen. Ja, bei einem Manne wie Arthur Nebe war der Fall Bruno Lüdke wahrlich „in besten Händen“.

Was geschah weiter im Falle des „Monsters“ Bruno Lüdke? Ich zitiere aus dem Wikipedia-Eintrag zu ihm:

„Nach Abschluss der Ermittlungen wurde Lüdke auf Veranlassung Heinrich Himmlers [Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei] dem neu errichteten Kriminalmedizinischen Zentralinstitut der Sicherheitspolizei in Wien überstellt. Hier wurde er als vermeintliches Paradebeispiel eines 'geborenen Verbrechers' einer Reihe von erbbiologischen und anthropologischen Untersuchungen unterzogen. Unter anderem wurden von Robert Ritter Film- und Schallplattenaufnahmen angefertigt. Lüdke musste reinen Alkohol zu sich nehmen; anschließend wurde sein Rückenmark punktiert. Am 15. Januar 1944 wurde ein Abguss seines Kopfes angefertigt, der sich noch immer im Department für Gerichtliche Medizin in Wien befindet.

Am 8. April 1944 starb Lüdke unter ungeklärten Umständen. Am wahrscheinlichsten gilt, dass er während eines medizinischen Versuchs in einer Unterdruckkammer getötet wurde. Sein Skelett wurde in die gerichtsmedizinische Sammlung des Instituts aufgenommen und ging wahrscheinlich in der Nachkriegszeit verloren.“

Heute, im Jahr 2021, glaubt niemand, der einigermaßen bei Verstand ist und die kriminologischen Expertisen zum Fall lesen kann, daran, dass Bruno Lüdke auch nur einen einzigen der von ihm „gestandenen“ Morde begangen hat. Auch nicht der Schauspieler, der Bruno Lüdke in „Nachts, wenn der Teufel“ von 1957 dargestellt hat. Höchst eindrucksvoll dargestellt hat, wie neben dem cineastischen Publikum auch das Feuilleton der deutschsprachigen „Kultur“-Presse hervorhebt. Die Springersche „Welt“ attestierte, der Schauspieler ließe „den triebhaften Klumpen“ glaubwürdig in Erscheinung treten. Und auch die Neue Züricher Zeitung wollte beim Gebrauch des Nazi-Jargons nicht hintanstehen und bescheinigte dem Schauspieler, er arbeite „das Viehische des Mordgesellen faszinierend heraus“, „den Haufen Unmensch“ (zitiert nach Kilz & Lebert, 2020).

Zu den ersten Aufführungen von „Nachts, wenn der Teufel“ kam 1957 übrigens kaum einer des Hauptdarstellers wegen. Das war ein gewisser Mario Adorf (geb. 1930). Der war zu jener Zeit als Schauspieler über die Grenzen des damals provinziellen Münchens weitgehend

unbekannt – zumal als Filmschauspieler. Er bekam das Filmband in Gold für den besten Nachwuchsdarsteller. Andere männliche Schauspieler waren da schon weitaus berühmter. Horst Buchholz (1933-2003) etwa, der seit „Die Halbstarken“ von 1956 den bundesdeutschen Jugendlichen, jungen Heranwachsenden und jungen Erwachsenen als „deutscher James Dean“ galt. Oder der besonders beim älteren Publikum geradezu geliebte Schauspieler, Karlheinz Böhm (1928-2014), der Partner Romy Schneiders in den damaligen „Sissy“-Filmen. Mario Adorf hat Horst Buchholz ebenso überlebt wie Karlheinz Böhm; und er hat sie an Bekanntheit wie Beliebtheit bei der Mehrzahl der deutschen Kinobesucher übertroffen. Er lebt noch heute (März 2021).

Er war es, der das jüngste Plädoyer für Bruno Lüdke gehalten hat. Dafür, dass man ihm sein menschliches Antlitz zurück gebe, dem die Nazis eine Verzerrmaske übergezogen hatten, die in Zeiten der Bonner Republik selbst Geister, die sich für „kritisch“ hielten und von anderen als solche angesehen wurden, für „das wahre Gesicht“ des Bruno Lüdke hielten. Er hat der ZEIT im Corona-Sommer 2020 in seinem Ruhesitz an der Côte d’Azur als Neunzigjähriger ein Interview in Sachen „Bruno Lüdke“ gegeben, das mit den Worten endet:

„Das Beste finde ich, man würde einen neuen Film drehen – und diesmal die wahre Geschichte erzählen. Was ich spielen könnte? Vielleicht wäre ich nur der Sprecher. Aber bislang gibt es kein Interesse. Ich habe sogar bei Steven Spielberg anfragen lassen, ob das nicht ein Stoff für ihn wäre. Ich habe keine Antwort bekommen. Aber irgend etwas muss man doch tun. Wenigstens irgendwo in Berlin eine Plakette anzubringen, die erzählt, dass Lüdke kein Mörder war, sondern ein Opfer. Ich habe einen Brief in dieser Sache an den Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier verfasst, ihn aber noch nicht abgeschickt. Aber vielleicht schicke ich ihn jetzt doch noch ab.“ (Kliz & Lebert, 2020, S. 13)

Dem von den Nazis zur Bestie gemachten Menschen Bruno Lüdke die notwendige Ehre zu erweisen, braucht es nicht erst eines Steven Spielbergs, eines deutschen Bundespräsidenten noch einer Plakette irgendwo in Berlin. Es braucht Menschen, die Immanuel Kants 1784 gegebene Antwort auf die Frage, was Aufklärung sei, ernst nehmen: „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschliebung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen.“

2.4 Die Anklägerin

Ebenso lange wie Johann Georg Elser und Bruno Lüdke musste ein weiterer Mensch in (West-) Deutschland nicht nur bis in die Bonner, sondern sogar bis in die Berliner Republik hinein darauf warten, dass ihm Gerechtigkeit zuteilwurde. In Deutschland, ja im deutschsprachigen Raum insgesamt, ist die Person, der unser Interesse hier gilt, vornehmlich unter dem Namen Alice Riccardi und als Gruppen(psycho)analytikerin bekannt (hier und im Weiteren: Schlüter, 2012; Söhner, 2017). Die Gruppen(psycho)analyse hat seit bald einem halben Jahrhundert in der psychosozialen Szene Deutschlands und des deutschsprachigen Raums erhebliche Bedeutung. Ins Gespräch gebracht wurde sie hierzulande durch Horst-Eberhard Richter in und mit seinem 1972 erschienenen Buch „Die Gruppe“ (Richter, 1972) und war sogleich gefeiert von bedeutenden Akteuren der deutschsprachigen psychosozialen Szene (etwa Strotzka, 1972).

Alice Riccardi lebte ab 1967 in Italien und wurde in den 1970er Jahren zur ersten Gruppenanalytikerin Italiens. Mit anderen hat sie 1975 die Altausseer Ausbildungskurse der Internationalen Arbeitsgemeinschaft für Gruppenanalyse gegründet; Altaussee liegt im steirischen Salzkammergut, dort ist Alice Riccardis Grab. Wie kam sie zur Gruppen(psycho)analyse? Alice, geboren 1910 in Ostholstein, Ärztin seit den frühen 1930ern, ging 1949 nach London, wo sie in einer psychotherapeutischen Eheberatungsstelle (unter Supervision von Michael Balint) sowie an psychiatrischen Krankenhäusern arbeitete. Sie schloss dort ihre psychoanalytische und ihre gruppenanalytische Ausbildung ab, wurde Mitglied der Group Analytic Society und lernte den fünf Jahre jüngeren Organisationsberater Augusto Riccardi kennen, den sie 1956 heiratete und nach Belgien und Libyen begleitete. Ab 1967 lebte und praktizierte sie bis zu ihrem Tod im Jahr 2008 als Psychoanalytikerin in Rom und im toskanischen Cortona.

Im Jahr 1997 erhielt Alice Riccardi das Bundesverdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland. Aber nicht für ihre Leistung auf dem Gebiet der Gruppen(psycho)analyse. Sondern für eine großartige Leistung, die schon bald ein halbes Jahrhundert zurücklag. Über die aber mächtige Interessensgruppen, bundesrepublikanische Mediziner(innen) im Allgemeinen und Psychiater(innen) im Besonderen, einen schweren Mantel des Schweigens gelegt hatten. Erst Anfang der 1990er wurde Alice Riccardis Buch von 1948 „Die Tötung Geisteskranker in Deutschland“ durch das Engagement des damals in der psychosozialen Szene, in Kreisen der Sozialen Psychiatrie (Kurzporträt: Reumschüssel-Wienert, 2020) höchst einflussreichen Sozialpsychiaters Klaus Dörner neu entdeckt und 1993 in dem von ihm mit gegründeten Psychiatrieverlag in Köln wieder aufgelegt und damit der sozialpsychiatrisch interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Im gleichen Jahr wies Alice Riccardi in einer Denkschrift zum 80. Geburtstag Hellmut Beckers die deutsche Pädagogenschaft auf das damalige Zu-Tode-Schweigen ihres Buches hin (Riccardi-von Platen, 1993).

Worum ging es da in der unmittelbaren Nachkriegszeit? Ich zitiere aus dem Nachruf im Deutschen Ärzteblatt, einer in diesem Zusammenhang wahrlich „unverdächtigen“ Quelle:

„Von den NS-Verbrechen wollten die Deutschen nach 1945 bald nichts mehr wissen – schlechte Ausgangslage für diejenigen, die aufklären wollten. Alice von Platen-Hallermund gehörte der Kommission an, die für die Ärztekammern seit Dezember 1946 den Nürnberger Ärzteprozess beobachtete. Alexander Mitscherlich, dem Leiter der Kommission, ging es vor allem darum, die Medizinverbrechen an Kriegsgefangenen und Juden zu dokumentieren. Von Platen-Hallermund wollte die Unmenschlichkeit der NS-Medizin am Beispiel der Morde an Psychiatriepatienten darstellen. Ihr Buch 'Die Tötung Geisteskranker in Deutschland' erschien 1948. Obwohl es das erste Buch zu diesem Thema war, wurde es in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen. Man zog es vor, diese Dinge zu verdrängen.“ (Gerst, 2008)

Ein Jahr später ging Alice von Platen-Hallermund, bitter enttäuscht von den allzu verleugnungs- und verdrängungsbereiten Nachkriegsdeutschen in das ihr aus früherer Zeit bekannte London, wo sie die ersten Schritte auf ihrem Weg zur Gruppen(psycho)analytikerin beschritt.

Wie aber kam es überhaupt dazu, dass Alice von Platen-Hallermund „Die Tötung Geisteskranker in Deutschland“ verfassen konnte? Nach dem Abitur im Frühjahr 1928 studierte sie ab dem Wintersemester 1929/30 Medizin in Heidelberg, München, Freiburg, Kiel und Königsberg, schloss im Sommer 1934 ihr Medizinstudium in München ab und erhielt Anfang 1936 ihre Approbation. Schon im Sommer 1935 begann sie zu arbeiten an der Potsdamer Landesheilanstalt, deren Leiter der später an „Euthanasie“-Maßnahmen maßgeblich beteiligte Kinder- und Jugendpsychiater Hans Heinze (1895-1983) war. Aus Protest gegen die Behandlung der Patienten meldete sie sich an ihrer Berliner Stelle 1936 krank und kündigte ihre Stelle von München aus, nachdem sie ihre Approbationsurkunde erhalten hatte. Bis 1939 lebte sie in Florenz, dann in Rom (bis 1940) in engem Kontakt mit intellektuellen künstlerischen Kreisen.

Parallel holte sie wochenweise in München fehlende Praktika nach und promovierte in Berlin. 1940 lernte sie Ernst Homann-Wedeking (1908-2002) kennen, mit dem sie einen Sohn bekam, den sie aber nicht heiratete. In den Jahren 1942-1945 war sie als Landärztin zuerst in Bayern, dann in Oberösterreich tätig. In ihrer oberösterreichischen Tätigkeit erfuhr sie von den systematischen Patiententötungen in Hartheim-Linz und von Transporten ins Konzentrationslager Mauthausen bei Linz. Nach Kriegsende wurde sie Volontärassistentin an der Psychosomatischen Klinik an der Universität Heidelberg bei Viktor von Weizsäcker (1886-1957). Auf seine Vermittlung hin wurde sie von dessen wissenschaftlichem Assistenten Alexander Mit-

scherlich (1908-1982) in die Kommission berufen, die für die deutschen Ärztekammern von Dezember 1946 bis August 1947 den Nürnberger Ärzteprozess beobachtete.

Der Ärzteprozess war der erste der so genannten Nachfolgeprozesse, die auf den Nürnberger Prozess gegen die „Hauptkriegsverbrecher des Dritten Reiches“ folgten. Einer der Hauptanklagepunkte des I. Amerikanischen Militärgerichtshofes gegen die zwanzig führenden Ärzte (davon sieben SS-Ärzte) und drei hohe Beamte waren „Verbrechen gegen die Menschheit“. Auch bei den sog. „Euthanasie“-Prozessen, die vor dem Frankfurter Landgericht zwischen 1946 und 1948 verhandelt wurden, war sie als Beobachterin anwesend. So nahm sie im Januar 1947 am sog. Kalmenhof-Prozess sowie am Hadamar-Prozess in Frankfurt teil.

In Nürnberg nahm Alice von Platen-Hallermund Kontakt zum Soziologen und Publizisten Eugen Kogon (1903-1987) auf, der die Inhaftierung im Konzentrationslager Buchenwald überlebt, als Zeuge der Anklage für die Fleckfieberversuche im Nürnberger Ärzteprozess ausgesagt und im Frühjahr 1946 mit „Der SS-Staat“ (Kogon, 1946) das erste und bis heute bedeutendste Werk zu den deutschen KZs veröffentlicht hatte. Als sie unabhängig von Alexander Mitscherlich die Medizinverbrechen analysierte und eigenständig publizieren wollte, geriet sie in einen heftigen Konflikt mit dieser auch von „68er(inne)n“ als „Lichtgestalt“ Verehrten, der – ganz traditioneller Medizin-Macho – eine geplante Publikation unter seinem Namen sehen wollte. Dennoch erschien „Die Tötung Geisteskranker in Deutschland“ (Frankfurt am Main: Verlag der Frankfurter Hefte) unter ihrem Namen, weil Eugen Kogon, seit 1946 Mitherausgeber der Frankfurter Hefte, dort einen Publikationsort anbieten konnte. Von den 3000 im Juli 1948 gedruckten Exemplaren verschwanden die meisten aus dem öffentlichen Verkehr, nur etwa zwanzig Bände blieben in öffentlichen Bibliotheken erhalten (etwa in der exzellenten Universitätsbibliothek Heidelberg). Bis heute hält sich die Erzählung, das Buch sei von betuchten Mediziner(inne)n „weggekauft“ worden. Fakt ist jedenfalls: Die medizinische Fachpresse und die allgemeine deutsche Publizistik waren an einer Berichterstattung über das Buch wenig interessiert.

Es dauerte Jahre und Jahrzehnte und es bedurfte der unermüdlichen und unerbittlichen Kärnerarbeit vieler Einzelner, darunter der Journalist und Schriftsteller Ernst Klee (1985, 1986), bis die – zuerst west-, dann gesamt- deutsche Gesellschaft jenen Verbrechen an ihren eigenen Landsleuten, begangen im Namen „der Deutschen“, voll und ganz ins Auge sehen konnte. Ich will das hier illustrieren am Beispiel der „Einrichtung“ Irsee, die mir – ich wohne seit 1989 zwischen dem (nunmehr früheren) Dienstort München und dem Bildungsort Irsee – bekannt ist. Das Schwäbische Tagungs- und Bildungszentrum Irsee bietet als Einrichtung des Bezirks Schwaben Gästen aus Wissenschaft und Politik, Wirtschaft und Verbänden Tagungs- und Veranstaltungsmöglichkeiten in der besonderen Atmosphäre des denkmalgeschützten Ensembles eines früheren Benediktinerklosters. Gemeinsam mit dem Bildungswerk des Bayerischen

Bezirketags und der Schwabenakademie wird ein umfangreiches Musik-, Kunst- und Kulturprogramm der beruflichen Weiterbildung und der Erwachsenenbildung angeboten. Ich habe im Laufe meines akademischen Berufslebens davon einige Angebote, alleine, mit Kollegen und/oder mit Studierenden wahrgenommen. So weit, so erfreulich.

Aber da gibt es noch eine andere Seite von Irsee, die mir ab meiner Berufung nach München zum Sommersemester 1984 und den dortigen Aufenthalten aus beruflichem und privatem Interesse (der Biergarten im Klosterbräu liegt wunderschön und bietet höchsten Biergenuss) zunehmend klarer wurde. Ich zitiere aus der Darstellung der Irseeischen Psychiatriegeschichte, wie sie auf der Homepage des Bildungswerkes Irsee zu finden ist (Stand: März 2021):

„Schon nach kurzer Zeit stieg die Zahl der Patienten auf über dreihundert an, so dass am 1. August 1876 die 'Bayerische Heilanstalt für Geisteskranke in Kaufbeuren' eröffnet wurde [...]. Irsee fungierte von nun an als Zweigstelle, in der vorwiegend chronisch Kranke untergebracht waren.

Missstände in den überfüllten Krankenhäusern, die Mangeljahre nach dem Ersten Weltkrieg, vor allem aber die Charakterisierung von unheilbaren oder angeblich 'erblich belasteten' Patienten als ökonomische 'Ballastexistenzen' und 'lebensunwertes Leben' führten zur nationalsozialistischen 'Euthanasie'. So wurden Patienten der Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren/Irsee während des Dritten Reichs nicht nur in spezielle Tötungsanstalten deportiert (nach Grafeneck/Württemberg und Schloss Hartheim/Oberösterreich), sondern auch mit fettloser 'E-Kost', mit Tabletten und Injektionen umgebracht. Die Leichen wurden in anstalts-eigenen Friedhöfen bestattet bzw. in einem eigens errichteten Krematorium verbrannt [...].

Einer der Patienten, dessen Schicksal bereits in den Prozessen der unmittelbaren Nachkriegszeit eine Rolle spielte, war Ernst Lossa, der als vierzehnjähriger Bub im August 1944 mit zwei Spritzen Morphium-Scopolamin in Irsee ermordet wurde [...]. Insgesamt sind in der Anstalt Irsee zwischen 1933 und 1945 1.218 Menschen zu Tode gekommen bzw. ermordet worden. Nach dem Krieg kamen die Täter mit nur geringen Haftstrafen davon [...].

1972 wurde Kloster Irsee als Abteilung des heutigen Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren auf Grund gravierender baulicher Mängel geschlossen [...]. Nach der Sanierung errichtete man bereits im Eröffnungsjahr des Schwäbischen Bildungszentrums 1981 auf dem ehemaligen Anstaltsfriedhof ein Denkmal für die Opfer der NS-Patientenmorde. Mitte der 1990er Jahre folgte die Widmung der ehemaligen Anstalts-Prosektur zur Gedenkstätte. 2009 und 2015 wurden namentlich gekennzeichnete 'Stolpersteine' vor der Klosterfassade gesetzt.“

Initiiert wurde die Aufarbeitung der NS-Psychiatrie-Verbrechen nicht nur, aber auch in Irsee durch den langjährigen ärztlichen Direktor des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren, Prof. Dr. Michael von Cranach (geb. 1941). Professor ehrenhalber wurde er nach der Jahrtausendwende an der (Fach-)Hochschule München durch Betreiben meiner damaligen Fakultät. Dass wir uns in der Würdigung seiner Lebensleistung nicht getäuscht hatten, zeigt nicht zuletzt dies: Michael von Cranach wurde 2019 für seinen lebenslangen und unermüdlichen Einsatz im Gedenken aller dem Nationalsozialismus zum Opfer gefallenen psychisch erkrankten Menschen von der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde mit der Wilhelm-Griesinger-Medaille, der höchsten Auszeichnung dieser Fachgesellschaft, geehrt.

Was von Alice Riccardi, um auf sie zurückzukehren, noch weniger bekannt ist als ihr Einsatz zur Aufklärung von Mediziner(innen)-Verbrechen in Nazi-Deutschland: Ihre ersten Schritte auf dem intellektuellen Parcours hatte Alice von Platen-Hallermund in „Salem“ gewagt. Sie war die jüngste von drei Töchtern des aus einem Hannoveraner Adelsgeschlecht stammenden Carl Julius Erasmus von Platen-Hallermund (1870-1919) und seiner Frau Elisabeth Karoline Friederike, geb. von Alten (1875-1970). Aufgewachsen zwischen Holstein, England, St. Petersburg, Den Haag und Berlin besuchte sie nach dem frühen Tod ihres Vaters ab 1922/23 – standesgemäß – „Salem“, das sie 1928 mit dem Abitur verließ. In ihrer „Salemer“ Zeit setzte Kurt Hahn große Hoffnung auf sie in einem sehr speziellen Fall. Es ging um die „Therapie“ des homophilen Mitschülers Golo Mann, der sich von Kurt Hahn davon überreden ließ, dass Homophilie eine Krankheit sei, die es mit allen Mitteln zu bekämpfen gälte. „Natürlich ließ sich an Golo Manns Homosexualität nichts 'heilen', dafür setzte sich in ihm fest, dass seine Fantasien finstere, abnorme und perverse Vorstellungen seien. Er versuchte nun, in näheren Kontakt zu Mädchen zu kommen, ging mit einer 'Auserwählten', Alice Gräfin von Platen, sonntags spazieren. Bald gab er es auf.“ (Lahme, 2009, S. 46-47)

3 Von Gordonstoun bis Baad

In diesem Kapitel wird das erste Jahrzehnt der Entwicklungsgeschichte der deutschen Kurzschulen und ihrer Trägergesellschaft, der Deutschen Gesellschaft für Europäische Erziehung (DGfEE) betrachtet: von der heute als Geburtsstunde der deutschen Outward Bound – Bewegung angesehenen Gordonstoun-Konferenz im Sommer 1951 bis zur Gründung der dritten Kurzschule in Baad (1956) – nach denen in Nehmten (1951) und Weissenhaus (1952). Eine Geburt ist das natürliche Ende einer Schwangerschaft, und auch von der ist hier die Rede. Über die Gordonstoun-Konferenz 1951 wird berichtet auf der Basis von Fotokopien der damals maschinenschriftlich erstellten Protokolle (britische Schreibmaschine, deutsche Sprache), wie sie vom Kurt-Hahn-Archiv im Kreisarchiv Bodenseekreis bereitgestellt wurden.

3.1 Vorspiel in den USA

Man kann die Vorgeschichte der Konferenz von Gordonstoun, die als Gründungsversammlung der DGfEE gilt und als Geburtsstunde der Outward Bound-Bewegung angesehen wird, verschieden schreiben. Verschieden darin, welchen Entwicklungsstrang man für den wichtigsten hält, und unterschiedlich je nach Beobachterperspektive. Niemand kann hier „Wahrheit“ beanspruchen, noch nicht einmal „Priorität“. Es spricht also auch nichts dagegen, dass wir mit Ausführungen zweier Menschen beginnen, die mit Kurt Hahn die Erfahrung eines von den Nazis erzwungenen Exils teilen, die wie er früher „mosaischen Glaubens“ waren, im Unterschied zu ihm aber Juden blieben. Sie zählen wie Kurt Hahn heute völlig zu Recht zu den bedeutendsten Exilanten aus Nazi-Deutschland. Sie unterscheiden sich aber von Kurt Hahn in zwei weiteren Punkten neben der Sache mit dem Judentum: Zum einen haben sie Deutschland nie wieder zu ihrer Heimat gemacht (und sind auch nicht in „deutscher Heimerde“ begraben) und zum anderen waren oder wurden sie nicht Bildungspolitiker oder Polit-Pädagogen, sondern Historiker im Allgemeinen und exzellente Schreiber zur neueren deutschen Geschichte im Besonderen. Die Rede ist von Fritz Stern und Georg Lachmann-Mosse, später George L. Mosse.

Fritz Stern (1926-2016) entkam als 12-Jähriger zusammen mit seinen Eltern der Shoah durch Flucht in die USA. Das war 1938. Ein viertel Jahrhundert danach, 1963, wurde er Ordentlicher

Professor für Geschichtswissenschaft an der Columbia University in New York City. Seinen Master-Abschluss an der Columbia machte er 1948 – und in eben diesem Jahr hatte er einen Studenten-Job, von dem er in seinem Buch „Fünf Deutschland und ein Leben. Erinnerungen“ (Stern, 2010) Folgendes berichtet:

„Aus der Ferne bekam ich auch Einblick in die amerikanische Besatzungspolitik unter den drei 'Ds': Denazifizierung, Demilitarisierung und Dekartellisierung, unterstützt von Bemühungen um eine Umerziehung der Deutschen – dabei war meine eigene Erfahrung im Grunde bedeutungslos, aber nützlich für meine Erziehung. 1948 kam Kurt Hahn in die Vereinigten Staaten, um amerikanische Stiftungen für die Unterstützung bei der Umerziehung der Deutschen zu gewinnen. [...]

Hahn, eine imponierende Erscheinung, hatte die Schule in Salem 1946 wiedereröffnet. Jetzt wünschte er amerikanische Unterstützung für die Schaffung vieler Salems, um auf diese Weise das Projekt der Umerziehung zu fördern. Paul Ehrlichs Enkel Günter Schwerin, ein ehemaliger Salem-Schüler, erklärte Hahn, ich sei gut geeignet, das notwendige Memorandum für ihn aufzusetzen.

Wir trafen uns, und Hahn umriß seine grundlegenden pädagogischen Ideen und Praktiken, die offenbar auf die Schaffung einer demokratischen Elite hinausliefen; die Erziehung habe die Aufgabe, künftige Führungskader heranzuziehen. Die erste Forderung, die freie Entwicklung des Charakters, sei am besten zu erreichen durch die enthaltsamste Lebensweise, bei starker Betonung körperlicher Ausdauer und der Einprägung von Selbstvertrauen (ähnlich wie in den späteren Programmen von Outward Bound). Weniger angetan war ich von seiner beharrlichen Behauptung, die sinnlichen Begierden männlicher Jugendlicher ließen sich durch kalte Duschen (und andere harte Maßnahmen) bändigen oder möglicherweise sublimieren. Als ich mich von Hahn mit dem Versprechen verabschiedete, bis zum nächsten Tag ein Memorandum zu entwerfen, wollte ich wissen, ob ich auch Prinz Philips Aufenthalt in Gordonstoun erwähnen sollte. Hahn befahl mir noch einmal Platz zu nehmen, und tadelte mich wegen einer so unerhört vulgären, so 'amerikanischen' Frage. Er dachte, ich hätte ihn verstanden; natürlich durfte ich das nicht erwähnen.

Ich schrieb den Bericht über Nacht (und bekam dafür, glaube ich, einhundert Dollar, von denen ich mir meine ersten Skier kaufte), lieferte ihn am nächsten Morgen ab und entdeckte einige Stunden später, daß ich in der getippten Fassung eine Zeile ausgelassen hatte. Ich eilte zurück, um den Fehler zu korrigieren, bekam aber zu hören, es sei zu spät. Ich bestand darauf. Schließlich holte Hahns Sekretärin das schöne, ledergebundene Album [Hahn, 1948a] hervor, in dem mein

Bericht den Haupttext darstellte – und da sah ich als Auftaktbild das Foto von Philip Mountbatten beim Polospiel in Gordonstoun. Das war für mich eine wertvolle Lektion, ein Einblick in den deutschen Idealismus. Als ich einige Jahre später in einem meiner ersten Essays (in Abwandlung des leninistischen Begriffs 'Vulgärmarxismus') den Ausdruck 'Vulgäridealismus' prägte, hatte ich besonders Hahn vor Augen. Ich fand seine hochgesinnte Heuchelei, die sich selbst so furchtbar ernst nahm, abstoßend.

Trotz der prominenten Schüler und meines Berichts lehnte die Stiftung [die Rockefeller Foundation] es ab, neue Salems als Rettung für Deutschland zu unterstützen. Vielleicht tat und tue ich Hahn unrecht, und vielleicht war das Album nicht seine Idee; wir sollten später viele gemeinsame Freunde [Marion Gräfin Dönhoff etwa] haben, und sie alle sahen in ihm ein moralisches Vorbild. Doch die noble Haltung, hinter der sich gerissenes Eigeninteresse verbarg – das war eine Mischung, die ich sehr genau zu erkennen lernte, und nicht allein in Deutschland.“ (Stern, 2010, S. 240-242).

Felix Sterns Ansicht hat heute Gewicht, damals nicht. Anders ist das im Falle des früheren Salem-Schülers und nachmaligen Star-Historikers George L. Mosse, von dem im 5. Kapitel Weiteres zu lesen sein wird. Der hatte 1950, als Kurt Hahn auf neuerlichem Bettel- oder Werbezug in den USA war, immerhin schon eine Assistenzprofessur an der University of Iowa. Und er nutzte seinen guten alten Namen und die junge akademische Würde, um gegen Kurt Hahn vorzugehen:

„Aus heutiger Sicht mag das Urteil, das ich vor knapp fünfzig Jahren über den Hermannsberg [Hahnscher Besitz bei Salem seit 1921] gefällt habe, unverdient hart erscheinen, schrieb ich doch, als Kurt Hahn 1950 in die USA kam, um für seine Schule Geld aufzutreiben, einen der ganz wenigen Leserbriefe meines Lebens, in diesem Fall an die New York Times. Darin warnte ich die Amerikaner davor, eine Schule mit Geldspenden zu unterstützen, die stets fest in der Hand des deutschen Adels und noch dazu nationalistisch eingestellt gewesen war.

Kurt Hahn veröffentlichte nie eine Stellungnahme zu meinem Leserbrief, obwohl er dies offenbar vorhatte, denn es gibt im Archiv des Internats Salem einen Briefentwurf, den ich gesehen habe. Darin unternimmt Hahn einen Versuch, meine Kritik zu entkräften, einmal durch den Hinweis auf seine (zu späte) Kehrtwendung gegen die Nazis, zum anderen durch eine Laudatio auf die deutsche Aristokratie im Allgemeinen und den einen ehemaligen Salem-Schüler im Besonderen, der in die Attentatsverschwörung gegen Hitler im Juli 1944 verwickelt war. Jetzt, da der

Krieg vorbei sei, müssten die Salemer, so schrieb er, gute Europäer und Verteidiger des Christentums werden. Es gebe also noch immer gute Gründe, wehrhafte Männer heranzuziehen. Vielleicht sah Hahn die Unzulänglichkeit dieses Briefes am Ende selbst ein und legte ihn zu den Akten.“ (Mosse, 2003, S. 91)

Kurt Hahn musste sich um solche Intellektuellen-Bedenklerei nicht kümmern. Er wusste, dass bedeutsame Entscheidungen nicht in der Akademie fallen, sondern auf dem Schlachtfeld des politischen Pragmatismus. Das Kurt Hahn-Archiv im Kreisarchiv Bodenseekreis verwahrt den Brief eines gewissen Thomas McKittrick an Kurt Hahn vom 3. Februar 1950 (McKittrick, 1950) auf, in dem der Absender dem Empfänger nun auch schriftlich versichert, er und andere US-Amerikaner würden sich – wie Kurt Hahn – einsetzen für ein Ende des *reeducation*-Programms der angelsächsischen Siegermächte, das in der Welt nur den unbegründeten Hass auf das deutsche Volk befeure. Den Absender des Briefes trieben weniger humanistische als kapitalistische Interessen. Thomas McKittrick arbeitet von 1946 bis 1954 zunächst für die Chase National Bank in New York, danach für die Internationale Bank für Wiederaufbau und Entwicklung, die das Europa diesseits des Eisernen Vorhangs mit Geldmitteln versorgte. Thomas McKittrick hatte eine gewisse „Affinität“ zu Deutschland. In den Jahren 1939-1945 war er Präsident der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich in Basel, die alle Devisengeschäfte des Nazi-Reiches „abwickelte“, darunter das Inverkehrbringen von beschlagnahmten jüdischen Devisen und der Umwandlung von „Raubgold“ in Devisen. Er wusste: *Money makes the world go round* – und Fragen der Moral sind dabei unerheblich bis störend. Kurt Hahn scheinen Freunde solcher Art gefallen zu haben. Zumal sie so wunderbare Formulierungen zu bieten hatten wie diese: „We need Germany re-established, as an honorable member of the family of nations“ (zitiert nach Hahn, 1954).

Bei seiner zweiten US-Reise – die erste war 1948 – gelingt es Kurt Hahn 1949, die Gründung der American-British Foundation for European Education zu initiieren. „Deren Ziel bestand neben der Vermittlung von Stipendien für die Landerziehungsheime [faktisch die Hermann-Lietz-Schulen, die Odenwaldschule (OSO) und Salem] darin, in den Vereinigten Staaten zwischen 1950 und 1953 eine finanzielle Voraussetzung für die Eröffnung von drei deutschen Kurzschulen als Modell für weitere Gründungen zu legen. Als Präsident der Gesellschaft ruft McKittrick zur ständigen Kontaktaufnahme zwischen den Anhängern in den Vereinigten Staaten und Gordonstoun bzw. Deutschland ein London Advisory Committee ins Leben und gewinnt den amerikanischen Hochkommissar John J. McCloy und dessen Gattin Ellen als überzeugte Förderer der Bewegung.“ (Schwarz, 1968, S. 91)

John J. McCloy arbeitete während des Zweiten Weltkriegs als Unterstaatssekretär im US-Kriegsministerium und von 1947 bis 1949 als Präsident der Internationalen Bank für Wiederaufbau und Entwicklung. In den Jahren 1949-1952 war er Hoher Kommissar der USA und

somit deren höchster Vertreter in der Bundesrepublik. Ab 1953 fungierte er als Vorstandsvorsitzender der Chase Manhattan Bank und danach in unterschiedlichen Funktionen auf verschiedenen Feldern der Wirtschaft und Politikberatung. Als Hoher Kommissar war er maßgeblich am politischen und wirtschaftlichen Wiederaufbau Westdeutschlands beteiligt. Ihn als Freund und Förderer zu haben, war in der jungen Bonner Republik von finanziellem (McCloy-Fund), moralischen und politischen Vorteil; so flossen aus dem McCloy-Fund 282 Tsd. DM zur Gründung und Eröffnung der Kurzschule Weissenhaus (Hahn, 1954). Der Zivilist John J. McCloy setzte als Hochkommissar die schon zuvor unter dem US-General Lucius D. Clay als Militärgouverneur der amerikanischen Besatzungszone begonnene Deutschen-freundliche Politik fort. Im Jahr 1952 gehörten die beiden zu den Gründungsmitgliedern der NGO American Council on Germany, einem Netzwerk von einflussreichen Personen zur Förderung freundschaftlicher Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und den USA.

Im Jahr 1950 war klar, dass die *reeducation*-Programme ihren Sinn verfehlen. Tom McKittrick soll das nach Auskunft von Kurt Hahn (1954) in Worte gefasst haben, die auch originale Hahn-Worte sein könnten: „Re-education is the wrong word; restauration is the proper term.“ (Hahn, 1954) Und wenig später liest man in demselben Schriftstück: „My proposal to use the short term school movement for the great task of restoration appealed to him.“ (Hahn, 1954; vgl. Richter, 1966, S. 300) Gleichzeitig nahmen die West-Alliierten mit Beginn des Koreakrieges im Juni 1950 die Bundesrepublik zunehmend mehr als Verbündeten in den Blick. 1950 war das Jahr, in dem die Saat aufgehen konnte, die Kurt Hahn seit Kriegsende vor allem unter den US-Amerikanern gestreut hatte. Die deutsche Kurzschule ist ein Kind des Kalten Krieges.

Aber warum bedarf es denn, wenn schon eine finanziell potente American-British Foundation for European Education vorhanden ist und der Hohe Kommissar der USA mit seinem *McCloy-Fund* eine zweite Geldquelle bereithält, einer eigenen deutschen Vereinigung? Nehmen wir zunächst einmal Kurt Hahns Antwort in seinem Bericht an die American-British Foundation for European Education von 1954: „A daughter-society of the American-British Foundation was called into being – the Deutsche Gesellschaft für Europäische [sic!] Erziehung. The occasion was the grant for scholarships awarded by the American-British Foundation for German independent schools.“ (Hahn, 1954) Dazu zwei Anmerkungen: Als Empfänger jenes *grant for scholarships* waren keineswegs alle Privatschulen vorgesehen, ja noch nicht einmal alle Landerziehungsheime, sondern von denen nur drei: die Lietz-Schulen, die OSO und Salem. Wir betrachten die Angelegenheit gleich noch näher.

Die zweite Anmerkung: *occasion* ist nicht *reason* oder *cause*. Die Gründung einer gesonderten „deutschen Tochter-Gesellschaft“ der American-British Foundation for European Education ist tatsächlich zu verstehen im Kontext angekündigter Finanzmittel von US-amerikanischer Seite. Denn jetzt stellt sich die Frage, wie denn die westdeutsche Öffentlichkeit jener Jahre,

die in Briten und US-Amerikanern die Zerstörer deutscher Städte und nicht die Befreier vom Nazi-Regime sahen, beurteilen würde, wenn Bildungseinrichtungen in der Bundesrepublik von „denen“ Geld bekäme. Im besten Falle hätte man es als eine Variante der *Care*-Pakete ansehen können; also eine gönnerhafte Siegeregeste. Im schlimmsten Falle aber als raffinierte Spielform der Besatzungspolitik und/oder als Fortführung der *reeducation* mit besonderen Mitteln. In Gordonstoun 1951 nimmt die Sorge um die zweite Lesart einen großen Raum ein. Und es war einhellige Meinung: Die DGfEE muss frei sei von jeglichem Geruch, der an „Besatzungspolitik“ und/oder *reeducation* haftet. Die Kurzschulen mussten, um von der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit der 1950er Jahre akzeptiert zu werden, als „deutsche Sache“ dastehen.

3.2 Vorarbeit in Deutschland

Im Hahnschen Bericht an die American-British Foundation of European Education mit dem Titel „Gordonstoun and a Europe mission“ von 1954 (Hahn, 1954) findet sich die Notiz: „We held in 1951, a Conference in Gordonstoun. It was attended by fifteen potential allies from Germany. All were men and women of authority. President Bauerle [sic!] was our very able Chairman. Most of the members of this conference came as skeptics. First-hand experience, both on Gordonstoun and the Outward Bound schools, converted every one of them to believe in the healing power of the 'erlebnis-therapie.'“ (Hahn, 1954). Das ist natürlich Propaganda-Sprache, die Kurt Hahn selbst gegenüber seinen engen Mitkämpfern von der American-British Foundation of European Education verwendet. Er ist einfach ein mit allen Wassern gewaschener Politprofi. Keine(r) der zur Gordonstoun-Konferenz im Sommer 1951 Geladenen war *skeptical* und musste *converted* werden. Die Teilnehmer(innen) jener Konferenz, denen alle Kosten dazu von US-amerikanischer Seite erstattet wurden, waren handverlesen – und zwar von Kurt Hahns Hand verlesen.

Die Gordonstoun-Konferenz 1951 war keine Bekehrungsveranstaltung, sie markiert vielmehr den Endpunkt einer Entwicklung, die der erfahrene Stratege und kluge Taktiker Kurt Hahn parallel zu seinen US-Werbefeldzügen in Westdeutschland angestoßen, gefördert und gesteuert hat. Wir können hier nur punktuell Einblick geben, aber das gibt Eindruck genug. Nehmen wir etwa den Brief Kurt Hahns (1950) unter der Absendernotiz „Gordonstoun, 23.2.1950“ als Antwort auf das Schreiben eines südbadischen Rechtsanwaltes namens Hellmut Becker – man wird von dem hier noch viel lesen – vom 15. Februar 1950 (Becker, 1950). Der beginnt so: „Lieber Helmut [sic! „Helmut“ statt „Hellmut“], Die drei Verschwörer Christiansen-Weniger, Minna Specht und ich betrachten sich nur als Hebammen. Sollte die Stiftung zu stande kommen, so muessten natürlich in naher Zukunft andere heilende Inseln einbezogen werden. Wer

wuerdig ist, das wird das Komitee zu entscheiden haben, dem anzugehoeren Praesident Ernst Wolff und Kultusminister Baeuerle versprochen haben.“ (Hahn, 1950, S. 1)

In diesen Sätzen sind mit Friedrich Christiansen-Weniger, Minna Specht und Theodor Baeuerle schon drei Teilnehmer der Gordonstoun-Konferenz vom Juni 1951 – neben Kurt Hahn natürlich – genannt; wir werden bald Näheres von ihnen hören. Fahren wir fort mit dem Hahn-schen Antwortschreiben an Hellmut Becker vom Februar 1950. Da notiert er: „Ich, der ich [nach Absprache mit Tom McKittrick; Hahn, 1954] nicht dem Komitee angehöre, werde darauf drängen, dass folgende Kriterien ins Gewicht fallen:

„(1) Ist die Schule nach Brauch und Verfassung faehig, die ihr anvertrauten Kinder in verantwortlichem Buergersinn, in Selbstzucht und in bundesgenoessischem Handeln zu ueben?

(2) Ist sie bereit, ihren Einfluss über die eigenen Grenzen auszudehnen?

(3) Ist sie bereit, an der Entwicklung der Kurzschulen – Bewegung mitzuarbeiten?

(4) Ist sie bereit, junge Handwerker fachgemaess auszubilden und als gleichberechtigte Bürger zu behandeln?

(5) Ist sie bereit, dem Rettungsdienst eine wuerdige Stellung im Plan des Gemeinschaftslebens einzuräumen?

(6) Verbuergen Vergangenheit und Gegenwart der Schule, dass sie die Tugend der Standhaftigkeit pflegt – getreu dem Wort des Prinzen Max: ‚Der Wert einer Ueberzeugung liegt nicht in der Klarheit, mit der sie verkuendet wird, sondern in der Standhaftigkeit, mit der sie verteidigt wird.‘“ (Hahn, 1950, S. 1)

Im Mai 1950 erhielt Kurt Hahn einen Brief, dessen Inhalt ihn sehr gefreut haben muss. Der zentrale Satz lautet: „Lesen Sie bitte deshalb aus diesen Worten nur meine Überzeugung, daß sich ganz unschwer Verbindungen zwischen dem Deutschen Roten Kreuz und einer Schule mit Rettungsdienst-Kursen, wie Sie sie etwa in Weissenhaus planen, herstellen lassen müssten.“ Der Brief, datiert auf den 23. Mai 1950 war ein dienstliches Schreiben des Generalsekretärs des Deutschen Roten Kreuzes (DRK), Walther Georg Hartmann (1950). Dem hatte Kurt Hahn nur eine Woche zuvor in einem (von mir nicht aufzufindenden) Schreiben ein Exemplar des „Letter to Bishop Lilje“ (Hahn, 1949) zukommen lassen, der den Empfänger „mehr bewegt, als ich in einem Brief ohne ungebührliche Länge sagen könnte“ (Hartmann, 1950). Das DRK war in jenen Jahren im Aufbruch. Als das „Deutsche Rote Kreuz in der Bundesrepublik Deutschland e.V.“ war es erst am 4. Februar 1950 als Bundesverband (wieder-)gegründet worden. Am 26. Februar 1951 wurde es durch die deutsche Bundesregierung als nationale

Rotkreuz-Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland anerkannt und die Anerkennung durch das Internationale Komitee vom Roten Kreuz erfolgte am 26. Juni 1952.

Im Bericht an die American-British Foundation for European Education schreibt Kurt Hahn wenige Jahre später im Kontext des Berichts über die Gordonstoun-Konferenz: „Perhaps our most important guest on this occasion was Dr. Hartmann, Secretary of the German Red Cross.“ (Hahn, 1954) Die Bedeutung der Zusammenarbeit mit dem DRK hat für Kurt Hahn einen doppelten Grund. Zum einen hatte er damit für seine Kurzschulen eine bedeutsame und über Konfessions- wie Parteigrenzen hinweg geachtete NGO der bundesrepublikanischen Gesellschaft als Partner akquiriert. Zum anderen gewinnt durch diese Kooperation eine Idee des Anglikaners Kurt Hahn Gestalt, die man kurz so skizzieren kann: Nächstenliebe hat in Gestalt des Rettungsdienstes zu erfolgen, der Barmherzige Samariter ist das Grundmodell. In seiner Laienpredigt des Jahres 1943 in der anglikanischen Kathedrale zu Liverpool, die uns Kurt Hahn in „Erziehung zur Verantwortung“ (Hahn, 1958a) überliefert hat, hatte er deklariert: „Ich behaupte, daß heutzutage das Mitleid seine Kraft nur bewahren kann, wenn die Samaritertugenden geübt werden.“ (Hahn, 1958b, S. 56)

Walther Georg Hartmann würde im Sommer 1951 in Gordonstoun mit dabei sein, nicht aber bei einem Treffen ein Jahr zuvor: „Mir tut es sehr leid, dass ich gerade am 30.5.1950 hier ganz unabhkömmlich bin und an der Stuttgarter Besprechung nicht teilnehmen kann.“ (Hartmann, 1950) Es war mir nicht möglich, Dokumente von und zu dieser „Stuttgarter Besprechung“ ausfindig zu machen; vielleicht gelingt dies anderen zu einem späteren Zeitpunkt. Hier und heute kann man daher nur Vermutungen anstellen darüber, wer sich dort traf und worüber geredet wurde. Begründete Vermutungen, die sich auf verstreute Angaben in den Gordonstoun-Protokollen sowie in den hier präsentierten Briefen an und von Kurt Hahn finden. Was die Teilnehmer betrifft, so dürfen wir neben Kurt Hahn mit Theodor Bäuerle, Friedrich Christiansen-Weniger und Minna Specht rechnen. Vielleicht war damals noch Ernst Wolff dabei und schon Georg Wilhelm Prinz von Hannover, Salem-Leiter seit September 1948. Offensichtlich entstanden dort und damals erste Entwürfe von Satzung und Programm der DGfEE, die ihren Namen spätestens hier bekommen haben wird.

Kurt Hahns Vorarbeit in Deutschland war vielfältiger Art, wovon auch die Gordonstoun-Protokolle Zeugnis ablegen. Ein erstes Beispiel: Am 28. Juni 1951, dem achten und auch letzten Konferenztag, werden nachmittags die von Theodor Bäuerl gegenüber der vor einem Jahr veränderte Satzung der (künftigen) DGfEE verlesen, einstimmig angenommen und dann zum Versand an alle Vorstandsmitglieder gegeben, da ohne deren Unterschrift eine ordnungsgemäße Eintragung als „e.V.“ beim Landgericht nicht möglich ist. Das würde noch dauern. Aber das machte nichts, denn wesentlichen Dinge waren schon getan. Das Protokoll jenes 28. Juni 1951

weist als letzten Eintrag für den Vormittag, also noch vor der nachmittäglichen Behandlung der DGfEE-Satzung, Folgendes als Bemerkung von Kurt Hahn aus:

„Er teilt dann noch mit, dass Prinz Georg Wilhelm von Hannover, der schon zwei Tage frueher die Rueckreise antreten musste, in Hamburg mit Herrn Schliewen zusammengetroffen und dass ein Komitee gegruendet worden ist, um die Verwendung der beiden Segelschiffe 'Pamir' und 'Passat' auch zum Heile der Deutschen Jugend richtig einzusetzen – und dass der Prinz von Hannover in dieses Komitee gewaehlt worden sei.“ Über die „Pamir“ und die „Passat“ war schon zuvor auf der Gordonstoun-Konferenz ausführlich, in mehreren Sitzungen und mit Inbrunst diskutiert worden; Kurt Hahn hat mit einem Bericht über die beiden Segelschiffe gar die Konferenz am 21. Juni 1951 eröffnet. Mit Prinz Georgs Wahl in besagtes Komitee war das Vorhaben, das als „Kurzschule Nehmten“ in die Geschichte eingehen sollte, bereits in trockenen Tüchern, bevor die DGfEE überhaupt rechtsfähig war.

Und ebenso verhält es sich mit der „Kurzschule Weissenhaus“. Die Hörer(innen) des Londoner BBC-Rundfunkvortrags von Kurt Hahn am 22. Oktober 1950 konnten Folgendes vernehmen: „Ich komme soeben aus Deutschland; drei Landerziehungsheime sind Pate gestanden bei der Gründung einer Kurzschule an der Ostsee. Sie haben das Schloß Weißenhaus gewählt, das seit 25 Jahren Rettungsstation ist. [...] Die drei Paten sind die Lietzschulen, die Odenwaldschule und Salem, das wiedererstanden ist.“ (zitiert nach Hahn, 1953, S. 578; der exzellent recherchierende Karl Schwarz gibt an, der „Sammlung“-Artikel von 1953 sei nur in der Einleitung verändert gegenüber dem BBC-Vortrag von 1950). Nachgeborenen muss man wohl darauf hinweisen, dass besagte drei Landerziehungsheime in den drei Besatzungszonen der West-Alliierten liegen (von Süden nach Norden): Salem in der französischen, die OSO in der US-amerikanischen und die Lietzschulen in der britischen.

Damit die Konferenzteilnehmer(innen) dem Kurzschul-Projekt „Weissenhaus“ nachträglich ihren Segen geben, wirbt Kurt Hahn auf der vierten Sitzung der Gordostoun-Konferenz am 25. Juni 1951 so: „schildert die besonders guenstigen Umstaende, die Weissenhaus für eine Kurzschule besitzt: Rettungsdienst, Graf Platen Deichhauptmann; Leitung der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger; die Gräfin Leiterin der Ortsgruppe des Roten Kreuzes (100 Mitglieder) in der Jungen und Maedchen taetig sind“. Dazu passt: Die DGfEE „gibt“ es bereits, bevor sie als „e.V.“ bei einem deutschen Amtsgericht eingetragen ist, und die Konferenzteilnehmer(innen) sind sich sehr wohl bewusst, dass die DGfEE schon eine ausgemachte Sache ist. Das illustriert eindrucksvoll eine Protokollpassage vom 26. Juni 1951. Dort geht es um die Frage der Teilnehmerrekrutierung für die geplanten Kurzschulkurse und den damit verbundenen Prozess der Auslese:

„Mrs. Roth: berichtet über die Auswahl, die die amerikanische Hochkommission sich denkt: Es erscheint eine gewoehnliche Annonce in den westdeutschen Zei-

tungen; Jedermann, der sich fuer die Teilnahme an solchen Kursen interessiert, soll sich an den zustaendigen Resident Officer wenden. Dieser sucht die besten aus und gibt die Namen an die amerikanische Laenderinstanz weiter.

Prof. Christiansen: Muss mit Deutschen beraten werden.

Herr Hahn: Deutsche Gesellschaft fuer europaeische Erziehung muss bei der Auswahl vertreten sein.

Dr. Moehlmann: Was ist die Deutsche Gesellschaft fuer europaeische Erziehung?

Min. Baeuerle: moechte es auch wissen. Eine ihrer Aufgaben ist die Kurzschule; welche weiteren Aufgaben soll sie haben?

Frau Specht: Das wuerde sie auch gerne wissen.“

Das Bett mit dem Schmucktuch „Kurzschule“, war also längst bereit, bevor die DGfEE juristisch handlungsfähig war; frau und man(n) musste nur noch hineinschlüpfen. Aber auch Bettgenoss(inn)en sollte man sich sorgfältig auswählen, um nicht alsbald Kissenschlachtenkriege erleben zu müssen und das die Sicht trübende und fürs Gemüt betrübliche Bettfedern-Geplattere.

3.3 Die Gordonstoun-Konferenz 1951

Ein umfassendes Bild von der Gordonstoun-Konferenz vom Juni / Juli 1951 kann man sich nur machen, wenn man die Dokumente dazu in Wiedergaben der Originale gründlich studiert; die Vorlagen dazu sind etwa im Kurt-Hahn-Archiv im Kreisarchiv Bodenseekreis einsehbar oder von dort besorgbar. Hier können natürlich nur Schlaglichter geworfen werden, deren Auswahl der persönlichen Einschätzung des Autors unterlag; ich lasse mich dafür gerne – qualifiziert, bitte – kritisieren. Der Komplex „Gordonstoun-Konferenz“ wird hier präsentiert nach den Gesichtspunkten: Konferenzteilnehmer(innen), Gordonstoun als Kurt-Hahn-Veranstaltung („Kurt Hahn ist Komponist und Dirigent zugleich“), Hermann Lietz als Spiritus Rector („Hermann, Hermann über alles...“), die DGfEE nach Gordonstoun (Satzung, Personal, Programm) und schließlich das Badge-Konzept: Grundmuster der Kurzschulen.

3.3.1 Konferenzteilnehmer(innen)

Man kann sich bei Betrachtung der Teilnehmer(innen) der Gordonstoun-Konferenz zufrieden geben mit dem, womit sich schon Karl Schwarz in „Die Kurzschulen Kurt Hahns“ (1968)

begnügt hat. Da spricht er davon, Kurt Hahn habe im Mai 1950 „eine Reihe pädagogisch interessierter Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens zu einem Treffen“ (Schwarz, 1968, S. 91) zusammengerufen und auf der Gordonstoun-Konferenz 1951 seien „zwölf Persönlichkeiten aus Deutschland“ (Schwarz, 1968, S. 91) anwesend gewesen. Dass man da mal näher hinschaut, war von dem Kurt Hahn-ergebenen Outward Boundler und Doktoranden beim Heidelberger Kurt Hahn-Statthalter Herman Röhrs schwerlich zu erwarten. Sich die Konferenz-Teilnehmer(innen) im Einzelnen vor Augen zu führen, gehört aber zur Chronistenpflicht, der sich zu entziehen das Gespött der historischen Zunft herausfordern würde. Dazu sollte man es nicht weiterhin kommen lassen. Ich betrachte deshalb die Konferenz-Teilnehmer(innen) eingehend – und zwar in der Reihenfolge, wie sie im Protokoll der Gordonstoun-Konferenz unter „Konferenz Teilnehmer“ aufgelistet sind.

Da ist zunächst einmal „Minister a.D. Dr. h.c. Theodor Bäuerle, Vorsitzender“. Theodor Bäuerle (1882-1956) und der nur wenig jüngere Kurt Hahn (1886-1974) kennen sich seit Anfang der 1920er. Davon zeugt ein Briefwechsel, der im Landesarchiv Baden-Württemberg – Generallandesarchiv Karlsruhe zu finden ist. Da gibt es zunächst Theodor Bäuerles Schreiben an Kurt Hahn (Bäuerle, 1922) auf dem offiziellen Briefbogen des „Vereins zur Förderung der Volksbildung“. Es ist auf den 22. September 1922 datiert und folgendermaßen adressiert: „Herrn Professor Hahn Schule Salem Heiligenberg am Bodensee“ und hat als Anrede „Sehr geehrter Herr Professor!“ Der Brief geht an die Privatadresse des „Herrn Professor“; Heiligenberg war damals und ist noch heute die korrekte Postadresse für das innerhalb der Ortsgrenzen von Heiligenberg liegende Anwesen „Hermannsberg“, das Kurt Hahn 1921 käuflich erworben hatte. Eben dort hat ihn, wie dem Schreiben Theodor Bäuerles zu entnehmen ist, „vor einiger Zeit“ ein „Herr Dr. Markel aus London“ besucht, der dem Briefschreiber „von Ihrer muster-gültigen Arbeit berichtet“ hat und dazu anregte, einige Jahresberichte der Markelstiftung nach Heiligenberg zu senden. Aus eigenen Stücken legt Theodor Bäuerle noch ein paar Schriftstücke zu der von ihm initiierten Erwachsenenbildung in Württemberg bei.

Der rasche Antwortbrief Kurt Hahns (Hahn, 1922) ist auf einfachem Papier geschrieben mit „Salem in Baden, den 9. Oktober 1922“ als Kopfzeile und „sehr geehrter Herr Direktor“ als Anrede; mit „Direktor“ nach der Namensunterschrift hatte Theodor Bäuerle sein Schreiben versehen. Kurt Hahn würdigt in seinem Schreiben die Arbeit der Markelstiftung, erwähnt die Erwachsenenbildung mit keinem Wort, lädt Theodor Bäuerle nach Salem ein (für Kost und Logis sei gesorgt) und bittet den Adressaten, „einliegenden Brief an Herrn Dr. Markel weiterzubefördern“.

Es sind zwei Fragen, die sich im Anschluss an die Lektüre am dringlichsten stellen: Wer ist Theodor Bäuerle und wer jener „Herr Dr. Markel aus London“? Fangen wir mit dem zweiten an. Karl Emil Markel (1860-1932) war ein die längste Zeit in Stuttgart aufgewachsener

Chemiker, 1882 in Heidelberg bei Robert Wilhelm Bunsen promoviert, der 1885 aus beruflichen Gründen nach England emigrierte, ein erfolgreicher Unternehmer wurde und die britische Staatsbürgerschaft annahm (Angaben nach dem einschlägigen Wikipedia-Artikel). Während des Ersten Weltkriegs setzte er sich für deutsche Kriegsgefangene und Internierte in Großbritannien ein und engagierte sich nach dessen Ende für Kinderspeisungen in Deutschland. In großen Teilen Deutschlands herrschte nach dem Ersten Weltkrieg eine massive wirtschaftliche und soziale Not. Die Spanische Grippe sorgte zudem dafür, das Leben schwerer und das Sterben leichter zu machen.

Bei einem Besuch in Stuttgart 1919 begegnete Karl Emil Markels Theodor Bäuerle, damals schon seit zwei Jahren hauptamtlicher Direktor des Vereins zur Förderung der Volksbildung in Stuttgart, und zusammen entwickelten sie die Idee, eine Stiftung zu gründen, die bis heute unter ihrem Gründungsnamen „Markelstiftung“ existiert. Karl Emil Markel stellte das Stiftungskapital in Höhe von einer halben Million (inflationsgeschützter) Goldmark zur Verfügung. Im Gründungsdokument vom 6. Dezember 1920 heißt es zu den Zielen der Stiftung, sie solle insbesondere bedürftigen und würdigen Kindern aus solchen Familien und Berufskreisen, die durch den Krieg oder die Kriegsfolgen in ihren wirtschaftlichen Verhältnissen besonders schwer gelitten haben, eine angemessene körperliche, geistige und sittliche Erziehung zu ermöglichen. Auch nach 1920 förderte Karl Emil Markel die Stiftung durch großzügige und regelmäßige Spenden bis zu seinem Tod im Jahr 1932; danach übernahm der Feuerbacher Unternehmer Robert Bosch die Markelstiftung und stattete sie neu mit finanziellen Mitteln aus. Theodor Bäuerle, der zentrale Ideengeber für die Einrichtung der Markelstiftung, war von 1920 bis zu seinem Tod 1956 als Vorsitzender im Vorstand der Markelstiftung tätig.

Jetzt wissen wir schon Einiges von Theodor Bäuerle. Fügen wir manches an und ergänzen Leerstellen (nach Haas, 1963). Fangen wir mit dem Punkt „Volksbildung“ an. Nach Ende des Ersten Weltkriegs war es dem ausgebildeten Pädagogen Theodor Bäuerle ein Anliegen, die Volksbildung, deren Mängel dem (schwer verwundeten) Kriegsteilnehmer im Ersten Weltkrieg eindrucklich vor Augen geführt wurden, auf eine neue Grundlage zu stellen. Der von ihm am 1. Mai 1918 – am traditionellen Kampftag der Arbeiterschaft und Monate vor Kapitulation des Deutschen Reiches – unter Mitwirkung der Firma Bosch und des Württembergischen Kultusministeriums gegründete „Verein zur Förderung der Volksbildung in Stuttgart“ bot die Möglichkeit dazu. Als hauptamtlicher Leiter (Direktor) trat er an die Spitze des Vereins. Sein volksbildnerisches Engagement in Wort und Schrift machten ihn bald über Württemberg und selbst über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt. Er wurde zu einem Pionier des modernen Volksbildungsgedankens.

Im Jahr 1949 wurde eine Arbeitsgemeinschaft der Landesverbände deutscher Volkshochschulen und 1953 der Deutsche Volkshochschulverband (DVV) gegründet. Ab seiner Grün-

derung war Theodor Bäuerle bis zu seinem Tod Präsident des DVV, sein Nachfolger in der DVV-Präsidentschaft war in den Jahren 1956-1974 der schon oben erwähnte Hellmut Becker, der nach 1974 noch als Vorsitzender des Kuratoriums der Pädagogischen Arbeitsstelle des DVV wirkte. Er sorgte dafür, dass im Strukturplan des Deutschen Bildungsrates von 1970 die Erwachsenenbildung als integraler Bestandteil des Bildungssystems verstanden und eine flächendeckende Versorgung angestrebt wurde. Von Hellmut Becker ist in vorliegendem Buch noch Vieles zu lesen.

Bevor Theodor Bäuerle 1953 DVV-Präsident wurde, war er nach Ende des Zweiten Weltkriegs vom Herbst 1945 bis Dezember 1946 zunächst Ministerialdirektor in dem von Theodor Heuss vom Herbst 1945 bis Dezember 1946 geleiteten württembergisch-badischen Kultusministerium, um dann von 1947 bis 1951 das Amt des Kultusministers unter dem von der US-amerikanischen Militärregierung eingesetzten Ministerpräsidenten Reinhold Maier selbst zu verwalten; als Mitglied der Konferenz der Kultusminister leistete er einen wichtigen Beitrag zur Neugestaltung des Schulwesens in der jungen Bundesrepublik. Theodor Bäuerle hatte in der jungen Bundesrepublik einflussreiche politische Freunde, von denen zwei (aus dem Kreis der südwestdeutschen Liberalen) schon genannt wurden: Theodor Heuss wurde mit der Gründung der FDP 1948 deren erster Vorsitzender und war von 1949 bis 1959 der erste Bundespräsident der Republik. Reinhold Maier war bis 1953 gewählter Ministerpräsident des (neu geschaffenen) Landes Baden-Württemberg und nach dem Wahlsieg der CDU bis 1959 Mitglied des Bundestages und bedeutsamer Akteur in der FDP.

Alle drei, Theodor Bäuerle, Theodor Heuss und Reinhold Maier, waren übrigens Protestanten. Man mag das heute vielleicht für nicht bemerkenswert halten, aber damals bedeutete Konfessionszugehörigkeit viel; so wurde über die Konfessionsgrenze hinweg noch bis 1968 eher selten geheiratet. Ganz wichtig: Die Bonner Republik war der erste deutsche Staat seit 1871, in dem die politische Prominenz nicht protestantisch, sondern römisch-katholisch war. Wir werden im weiteren Verlauf der Analyse zunehmend mehr Indizien dafür finden, dass das Vorhaben „Kurzschule“ des zum Protestantismus übergetretenen Ex-Juden Kurt Hahn, ein protestantisches Unternehmen war.

Protestantisch bis in die Knochen war auch der zweitgenannte Konferenzteilnehmer: „Markgraf Berthold von Baden“. Berthold Markgraf von Baden (1906-1963) war eines von zwei Kindern und der einzige Sohn des Prinz Max, seit dessen Tod im Jahre 1929 Hausherr in Salem und zudem von 1928 bis 1963 Chef des Hauses Baden. Dazu war er geworden, weil ihn 1927 der bis zum Ende des Kaiserreiches als Großherzog regierende Friedrich II. von Baden und seine Ehefrau Hilda adoptiert hatten. Deren Ehe war kinderlos geblieben, weshalb das beträchtliche Hausvermögen des Hauses Baden nach dem Tod Friedrichs II. im Jahr 1928 an die Republik Baden gefallen wäre, weil es nur im ehelichen Mannesstamm des großherzoglichen

Hauses vererbbar war. Gegen solch republikanische Gelüste, die von den badischen Politikern der Weimarer Zeit nur viertelherzige Unterstützung fanden, wurde die adelige Adoption ins Feld geführt.

Aber Berthold Markgraf von Baden war nicht nur der Retter badisch-markgräflichen Vermögens, zu dem auch Salem gehörte. Er war es auch, der das Haus Baden international vernetzte – nach Habsburger Vorbild (*tu felix Austria nube*) durch Heirat. Im Jahr 1931 heiratete er Theodora Prinzessin von Griechenland, die zweitälteste Schwester eines Mannes, der später seit 1947 verheiratet war mit der designierten Königin von England (Krönung 1952). Durch Theodoras Empfehlung kam Philip (Jg. 1921), der schon seit Kindertagen kein Elternhaus (mehr) hatte und im Verwandtenkreis hin und her geschoben wurde, 1933 zu Kurt Hahn nach Salem und folgte ihm 1934 nach Gordonstoun. Die Verbindung zwischen Kurt Hahn und Philip war also eine doppelte: Philip war Schüler in seinen Internaten und er war ein enger Verwandter des Hauses Baden.

Die Beziehung zwischen Berthold und seinem Schwager Philip hat mir in Kindertagen viel Freude bereitet. Denn Philip kam in den 1950ern / 1960ern immer mal wieder zur Jagd auf das badisch-markgräfliche Schloss Zwingenberg am Neckar. Das waren immer große Ereignisse, die Alt und Jung anzogen; selbst für Kinder war Schloss Zwingenberg zu Fuß (Geld für Bahnfahren war nicht im Haus) in einer Stunde von meinem Heimatort (Guttenbach - Neckargemach) erreichbar. In späteren Zeiten sahen wir nicht nur Berthold und Philip, sondern auch deren Söhne: Charles, der vielleicht doch noch britischer König wird, Maximilian, seit des Vaters Tod Chef des Hauses Baden und Herr auf Schloss Salem sowie Ludwig, bis heute Herr auf Schloss Zwingenberg. Zu meinen damaligen Exkursionen dorthin gaben mir mein Großvater mütterlicherseits mit, ich solle „dem Großherzog“, den es seit 1918 nicht mehr gab, mit dem Taschentuch winken, während mein Vater meinte, man hätte – wie es die Österreicher getan hatten – das ganze „Aristokratenpack“ 1918 entschädigungslos enteignen sollen. Ich habe später bei Helm Stierlin gelernt, wie man mit widersprüchlichen familiären Delegationen umgehen kann.

Als dritter Konferenzteilnehmer genannt wird „Professor Christiansen-Weniger“. Friedrich (Fritz) Christiansen-Weniger (1897-1989) war zusammen mit seiner Frau Luise gekommen, über die freilich so gut wie nichts in Erfahrung zu bringen ist. Fritz Christiansen Weniger, gebürtiger Hamburger protestantischer Konfession, war ein deutscher Agrarexperte und Hochschullehrer, der vor und nach dem Zweiten Weltkrieg als Agrarexperte beratend und lehrend in der Türkei und anderen Ländern tätig war. In den Jahren 1940-1945 leitete er eine Landwirtschaftliche Forschungsanstalt im damaligen Generalgouvernement (Polen), wo ihn Helmuth James Graf von Moltke vom Kreisauer Kreis kontaktierte. Noch im Jahr 1945 wurde er Gesamtleiter der Hermann-Lietz-Schulen und war seit Juli 1947 zusammen mit Minna Specht im

Vorsitz der neu gegründeten „Vereinigung Deutscher Landerziehungsheime“. Er gab den Anstoß zur 1949 nach Beratung durch Kurt Hahn erfolgten Gründung des Landerziehungsheims Stiftung Louisenlund, manchmal „Salem des Nordens“ genannt. Stifter war Friedrich Herzog zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg; in den Jahren 1934 bis zu seinem Tode war er der Chef des hochadeligen Hauses, aus dem der Vater von Prinz Philip sowie der Ehefrauen des Markgrafen Bertold wie des Prinzen Georg Wilhelm von Hannover stammen. Im europäischen Hochadel geht es eng zu – zumal in dem doch schmalen Segment des europäischen Hoch-Adels protestantischer Konfession.

Dann folgt in der Teilnehmerliste Prinz Georg Wilhelm von Hannover, protestantischer deutscher und europäischer Hochadel. Georg Wilhelm Prinz von Hannover sowie Herzog zu Braunschweig und Lüneburg (1915-2006) war 1930-1934 Schüler in „Salem“ und von 1948 bis 1959 dessen Leiter. Was er in der Zwischenzeit gemacht hat, außer vor dem Zweiten Weltkrieg der deutschen Military-Mannschaft anzugehören, ist öffentlichen Informationsquellen nicht zu entnehmen. Wohl aber dass ihm seine reitsportlichen Fähigkeiten und Kenntnisse zu späterer Karriere verholfen haben. Er gehört 1958 zu den Gründern der bis heute bestehenden und bestens florierenden Reitakademie in (München-)Riem und vertrat den Reitsport später im Nationalen und Internationalen Olympischen Komitee.

Prinz Georg Wilhelm war über seine Mutter Enkel von Wilhelm II., dem letzten Deutschen Kaiser und dem letzten König von Preußen. Auf Schloss Salem saßen nahe Verwandte: Max Prinz von Baden hatte im Jahr 1900 seine Tante Marie Luise, die älteste Schwester seines Vaters Ernst August geheiratet; Max war also sein angeheirateter Onkel. Daher verwundert es nicht, dass seine Heirat 1946 in Schloss Salem stattfindet. Aufmerksamkeit erregt die Braut: Sie heißt Sophie und ist die 1914 geborene und seit 1943 verwitwete jüngste Schwester des späteren britischen Prinzgemahls. Mit Georg Wilhelm saß also 1951 im schottischen Gordonstoun nicht nur ein zweiter Vertreter des deutschen Hochadels am Verhandlungstisch, sondern auch ein weiterer Verwandter der designierten britischen Königin.

Bei dem danach genannten „Herr Walther G. Hartmann“ kann es sich nur um Walther Georg Hartmann (1892-1970) handeln. Er war 1951 bereits seit dem Vorjahr der erste Generalsekretär des kurz zuvor wieder begründeten Deutschen Roten Kreuzes (DRK), als dessen Schriftleiter er zuvor fungierte und der während des Zweiten Weltkriegs tätig war als Chef des Auslandsamtes des DRK. Im Rahmen seiner Aufgaben diente er als wichtiger Verbindungsmann zwischen dem DRK, dem Internationalen Komitee vom Roten Kreuz und der Liga der Rotkreuz-Gesellschaften in Genf. Ob er in der Nazi-Zeit NSDAP-Mitglied war, ist umstritten. In der Zeit vor dem DRK-Generalsekretariat war er seit der Kapitulation Mitarbeiter des Zentralbüros des Hilfswerks der Evangelischen Kirchen in Deutschland.

Bei „Dr. Wolfram von Metzler“ handelt es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um den in

Großbritannien aufgewachsenen Rechtsanwalt gleichen Namens, dessen Lebensdaten nicht zu ermitteln sind. Bekannt ist, dass er 1947/48 im Nürnberger I.G. Farben-Prozess leitende Angestellte des Chemieunternehmens, das Häftlinge des KZ Auschwitz als Zwangsarbeiter eingesetzt hatte, verteidigte. Im Jahr 1965 vertrat er andererseits die Vereinigung der Verfolgung des Naziregimes in einem Prozess gegen den Bayer-Konzern, einem Nachfolgeunternehmen der I.G. Farben. Er wurde der erste Rechtsberater der DGfEE. Im Nachlass von Theodor Bäuerle, aufbewahrt im Landesarchiv Baden-Württemberg – Hauptstadtarchiv Stuttgart, findet sich ein auf den 23. März 1955 datiertes Schreiben an den DGfEE-Vorsitzenden Theodor Schäuble aus einer Hamburger Anwaltskanzlei mit der noblen Adresse „Schauenburger Str. 1“, unterzeichnet von Dr. Wolfram von Metzler. Er kann schwerlich ein römischer Katholik gewesen sein.

Unter „Reg. Dir. Dr. Moehlmann“ vorstellen kann man sich nur Carl Möhlmann, über den wenig und das auch nur an verstreuten Stellen ausfindig zu machen ist. Da gibt es als erste Quelle einen von dem holsteinischen Lokalgeschichtler Gerhard Kay Birkner verfassten materialreichen Bericht über den „Schüler Ruder- und Segelverein Plön“, in dem von „Carl Möhlmann, Ministerialrat im Kieler Kultusministerium“ (Levin & Birkner, 2020, S. 4-5) die Rede ist. Zum zweiten findet sich in einem kurzen geschichtlichen Abriss der Theodor-Mommsen-Schule in Bad Oldeslohe, Schleswig-Holstein zum Jahr 1946 der Eintrag: „Amtliche Wiedereröffnung der Schule am 17. Januar durch einen Vertreter der [britischen] Militärregierung und Regierungsdirektor Möhlmann [...]“. (Nekola, 2021) Und dann ist noch der ZEIT-Artikel vom 10. Oktober 1958 über eine Flensburger Oberstudienrätin, die zehn Jahre lang mit dem Kultusministerium des Landes Schleswig-Holstein gekämpft hat – „seit jenem Aprilabend des Jahres 1950, an dem ihr der Leiter der Abteilung Höhere Schulen im Kultusministerium, der Ministerialrat *Möhlmann*, mitteilte, sie sei zur Oberstudiendirektorin in Neumünster ausersehen“ (W., 1958).

In keinem der drei Fälle wird der Benannte mit einem Dr.-Titel versehen. Aber es kann wenig Zweifel daran geben, dass der Mann, der da im Juni 1951 mit am Konferenztisch von Gordonstoun sitzt, ein hoher Beamter des Kieler Kultusministeriums ist und um 1950 dort Leiter der Abteilung Höhere Schulen. Ohne seine Unterschrift hätte das Landerziehungsheim „Louisenland“ 1949 nicht Höhere Schule werden können. Er dürfte sie mit einiger Sympathie geleistet haben und „Louisenland“ weiterhin wohlwollend verbunden geblieben sein. Jedenfalls der Sache, für die „Louisenland“ ebenso steht wie die recht nahe liegende Kurzschule Weissenhaus, gegründet 1952. Über die veröffentlicht er 1955 in der von Herman Nohl herausgegebenen „Sammlung“ einen Artikel (Möhlmann, 1955). Er kann schwerlich anderes als Protestant gewesen sein.

Und dann kommt „Herr Gustav Richter“, der im Gordonstoun-Protokoll mit keinem einzi-

gen Redebeitrag notiert ist. Reden war nicht sein Auftrag, Zuhören schon. Der Auftrag kam von oberster Stelle: von Kurt Hahn persönlich. Er hatte ihn als ersten Geschäftsführer der DGfEE ausersehen, und Gustav Richter würde als Geschäftsführer tätig sein bis Ende der 1960er. Jörg Ziegenspeck, der sich von den heute noch lebenden Alten der deutschen Erlebnispädagogik am besten auskennt mit der DGfEE, hat unlängst von ihm gesprochen als „dem unverwechselbaren Gustav Richter, der sich als Geschäftsführendes Vorstandsmitglied allseits hohe Achtung und Wertschätzung erworben hatte“ (Ziegenspeck, 2020). Gustav Richter war der verlängerte Arm Kurt Hahns in die DGfEE – oder, wer es poetischer mag: Er machte dort den Hagen in unverbrüchlicher Nibelungentreue zu König Gunther, alias Kurt. Hellmut Becker, der mit Gustav Richter eng und lang in der DGfEE zusammengearbeitet hat, überliefert im Nachruhm zu ihm den Satz, den er kurz vor seinem Tode gesagt haben soll: „Ich bin dankbar, daß es mir vergönnt war, an der Erfüllung des Auftrages von Kurt Hahn zu meinem Teil beitragen zu dürfen.“ (Becker & Ther, 1971, S. 553)

Die ausführlichsten Angaben zu ihm finden sich in den bibliographischen Angaben über die Autoren im Röhrsschen Herausgeberwerk „Bildung als Wagnis und Bewährung. Eine Darstellung des Lebenswerkes von KURT HAHN“ (Röhrs, 1966) auf S. 343. Ich habe allen Grund, diesen Angaben zu vertrauen, da zu Kurt Hahn, Salem und den Kurzschulen niemals zuvor und danach handwerklich solider gearbeitet wurde als am Heidelberger Pädagogischen Seminar der zweiten Hälfte der 1960er Jahre. Ich zitiere die dortigen Angaben zu der wohl bedeutendsten Person von Outward Bound in der Bonner Republik zur Gänze:

„GUSTAV RICHTER, geb. 26.8.1899; Vater Professor der Philosophie an der Universität Leipzig; Humanistisches Gymnasium, Abitur 1917; Teilnahme am 1. Weltkrieg; Studium der Germanistik; Mitarbeiter an der 'Vossischen Zeitung'; ab 1923 Spielleiter am Deutschen Theater unter Max Reinhardt, Direktor an den Städtischen Bühnen Essen, freier Regisseur in Berlin; 1934 durch Nationalsozialisten [wegen 'Vierteljudentums'] erzwungene Berufsaufgabe, Vernehmungen durch die Gestapo, Untertauchen in kleinerem Wirtschaftsbetrieb; im April 1945 bei einem Fliegerangriff schwer verwundet. Seine Mutter war enge Mitarbeiterin Hahns während der politischen Tätigkeit [Kurt Hahns] in Berlin, später bei dem schulischen und erzieherischen Aufbruch in Salem und Gordonstoun; er ist daher mit Kurt Hahn seit 1915 bekannt und mit seiner Arbeit in Verbindung; ab 1946 Studium der englischen Kurzschulen, danach von Hahn mit den verschiedensten Aufgaben zur Durchsetzung der Idee in Deutschland beauftragt; seit ihrer Gründung Geschäftsführer und später Vorstandsmitglied der Deutschen Gesellschaft für Europäische Erziehung e. V., die für die Führung der Kurzschulen in Deutschland die Verantwortung trägt.“ (Röhrs, 1966, S. 343)

Das ist schon klar genug. Aber die Loyalität des einvierteljüdischen und dreiviertelprotestantischen Gustav Richters Kurt Hahn gegenüber ist tiefer und rührt von früher, als hier geschildert wird. Das hat mit seiner Mutter und seiner Familie insgesamt zu tun. Die Mutter Lina Richter (1872-1960) war die einzige Tochter der vier Kinder des jüdischen Bankiers Benoit Oppenheim d. Ä. und dessen Frau Lina Louise aus ostpreußischem Uradel; sie wuchs standesgemäß in Berlin-Wannsee auf, wohin sie sich mit ihren fünf Kindern, geboren zwischen 1900 und 1908, im Jahr 1912 zurückzog, nachdem ihr Mann an den Folgen einer schweren Krankheit verstorben war. Schon 1919 ging sie auf Einladung Kurt Hahns, für den sie bereits im Berlin der Kriegsjahre gearbeitet hatte, mit den jüngeren Kindern nach Salem. Ihre wesentliche Funktion war die der (Chef-)Sekretärin von Kurt Hahn im Zusammenhang von dessen Erstellung der Memoiren des Prinzen Max und gelegentlichen Stellungnahmen in der Causa „Prinz Max“ (etwa Hahn & Richter, 1919). Lina Richter ist darüber hinaus mit weiteren „delikatsten“ Aufgaben betraut. Ich führe hier nur zwei auf.

Im Landesarchiv Baden-Württemberg-Generallandesarchiv Karlsruhe findet sich der mit „gez. Richter“ handschriftlich signierte Durchschlag eines auf den 6. August 1919 datierten kurzen maschinenschriftlichen Schreibens (Richter, 1919a) an Max Weber folgenden Inhalts: „Sehr geehrter Herr Professor Anliegend die endgiltige [! sic] Fassung, die ich Ihnen im Namen des Prinzen Max zusende mit der Bitte, sie nunmehr den Neuesten Münchener Nachrichten zugehen zu lassen. Mit bestem Gruss, auch an Ihre Frau Gemahlin Ihre ergebene“. Mit den „Neuesten Münchener Nachrichten“ können nur die „Münchner Neuesten Nachrichten“, gegründet 1848 gemeint sein. Im Frühjahr 1919 war die damals größte Tageszeitung Süddeutschlands Organ des Revolutionären Zentralrates der Münchner Räterepublik; das war im August des Jahres schon Geschichte, nachdem die kurze sozialistische Periode in der bayerischen Geschichte im Blut ihrer führenden Köpfe ertränkt worden war. München wurde ab Sommer 1919 zur „Hauptstadt der Bewegung“ und die „Neuesten Münchener Nachrichten“ das was sie zuvor auch waren: ein konservatives Blatt. Ob Max Weber, der zehn Monate nach Eingang des Briefes starb, den Beitrag des Prinzen Max noch in den Münchner Neuesten Nachrichten untergebracht hat, entzieht sich meiner Kenntnis.

Für die Zeit nach Max Webers Tod findet sich im Landesarchiv Baden-Württemberg-Generallandesarchiv Karlsruhe der mit „gez. Lina Richter“ handschriftlich signierte Durchschlag eines auf den 7. August 1920 datierten kurzen maschinenschriftlichen Briefes (Richter, 1919b) an Max Webers Ehefrau Marianne, nunmehr Witwe: „Sehr verehrte gnädige Frau, Im Auftrag des Prinzen Max teile ich Ihnen mit, dass er sich nicht entsinnen kann, jemals einen politischen Brief von Ihrem Gatten erhalten zu haben; andernfalls hätte er Ihnen denselben selbstverständlich zur Verfügung gestellt. Mit bestem Gruss Ihre sehr ergebene“. Man wird die Bedeutung dieses Briefes erst dann verstehen können, wenn man dessen Kontext präzise bestimmen kann;

dazu sind mir keine Hinweise bekannt. Auf jeden Fall aber ist der Brief ein weiteres Zeichen für die besondere Bedeutung Lina Richters im Hahnschen Unternehmen. Gustav Richter tritt in die Fußstapfen seiner Mutter. Seine „Hagen“-Loyalität, das weiß Kurt Hahn sehr genau, ist tief gegründet.

Nach „Herr Gustav Richter“ folgt in der Teilnehmerliste der Gordonstoun-Konferenz „Dr. Fabian von Schlabrendorff“. Gemeint sein kann damit nur der aus altem märkischen Adel, protestantisch natürlich, stammende Fabian Ludwig Georg Adolf Kurt Graf von Schlabrendorff (1907-1980), deutscher Jurist, Reserveoffizier und zum Widerstandskreis des 20. Juli 1944 gehörig. Während des Nürnberger Prozesses gegen die Hauptkriegsverbrecher gehörte er zum Beraterstab des Chefs des Nachrichtendienstes des Kriegsministeriums der Vereinigten Staaten, der erster Berater des amerikanischen Hauptanklägers Robert H. Jackson war. Er erwarb sich damit hohen Respekt bei den USA. Im Jahr 1951 arbeitete Fabian von Schlabrendorff als Rechtsanwalt, später, 1967 bis 1975, war er Richter am Bundesverfassungsgericht.

Beim nächsten Eintrag „Herr von Senger“ kann es sich um zwei Personen handeln: um Fridolin (Frido) Rudolf Theodor Ritter und Edler von Senger und Etterlin (1891-1963) oder um seinen Sohn Ferdinand Maria von Senger und Etterlin (1923-1987). Die Familie von Senger und Etterlin gehört zum oberfränkischen – und protestantischen – Reichsadel und kann auf eine über 250-jährige Soldatentradition zurückblicken. Ganz der Familientradition verpflichtet wurden beide hochrangige deutsche Militärs. Es muss Frido sein, der 1951 in Gordonstoun dabei war. Dafür sprechen zum einen seine Lebensdaten: Er passt bestens in die Altersklasse der dort und damals anwesenden Herren. Und zum anderen weist die Chronik der Schule Schloss Salem (2020) als ersten Leiter des neu eröffneten Realgymnasiums in Spetzgart einen „General Fridolin von Senger und Etterlin“ (S. 434) aus.

Und dann gibt es noch eine einschlägige SPIEGEL-Notiz aus dem Jahr 1959:

„Fridolin von Senger und Etterlin, 68, ehemaliger Panzergeneral der großdeutschen Wehrmacht, Erzieher auf Schloß Salem am Bodensee und Mitarbeiter der Zeitschrift 'Außenpolitik', entlockte als Teilnehmer an einem Fernsehgespräch dem permanent deutschfeindlichen Londoner 'Daily Mirror'-Kolumnisten William Neil Connor ('Cassandra'), 50, den ersten Beifall für eine deutsche Militärperson. Connor-Cassandra kritisierte das von dem Amerikaner Ed Murrow geleitete Gespräch, bei dem sich von Senger mit dem amerikanischen General Mark Clark und dem britischen Feldmarschall Montgomery über den Zweiten Weltkrieg unterhielt. Er bezeichnete Clark als 'dumm und salbungsvoll', Montgomery als 'unerträglich' und attestierte nur dem Deutschen von Senger, 'intelligent und gut unterrichtet' gewesen zu sein.“ (Anonym, 1959).

Allzu lange musste Frido von Senger und Etterlin, der erst Mitte 1947 aus US-amerikanischer Kriegsgefangenschaft entlassen worden war, nicht als Salem-Erzieher darben. Ab 1950 war der frühere Panzergruppen-General der Wehrmacht wieder ein gefragter Mann. Der Ost-West-Konflikt, der sich schon vor der Kapitulation Japans im September 1945 abgezeichnet hatte, war zum Kalten Krieg geworden, der mit dem Korea-Krieg, Juni 1950 - Juli 1953 in einen heißen (Stellvertreter-)Krieg umschlug. Frido von Senger und Etterlin war maßgeblich an der Ausarbeitung der Himmeroder Denkschrift von Ende 1950 beteiligt, die im Mai 1955 zur Gründung der Bundeswehr und zur Wiederbewaffnung Deutschlands führte; von Juli 1955 bis 1956 war er Mitglied des Personalgutachterausschusses für die neue Bundeswehr. Diesem Ausschuss ist auch die Reaktivierung des Frido-Sohnes Ferdinand zu verdanken. Im März 1956 wurde der im Referat „Grundsatzfragen des Militärischen Nachrichtenwesens und Fremde Streitkräfte Ost“ eingesetzt, hier kam ihm seine Kriegserfahrung in der Sowjetunion (1941-1944) und die Verwendung im Oberkommando des Heeres (1944-1945) sehr zugute.

Als letzte Teilnehmerperson der Gordonstoun-Konferenz wird dann „Minna Specht“ genannt. Mehr chauvinistische Despektierlichkeit geht nicht, aber sie entspricht dem Zeitgeist – und dem Geist des Kurt Hahn: Frauen kommen an letzter Stelle. Über Minna Specht und ihre Bedeutung für die Entwicklung von Outward Bound in der Bonner Republik, wird in Kapitel 9 noch ausführlich und gesondert berichtet; so viel Respekt bin ich ihr schuldig.

In der Auflistung der Konferenzteilnehmer(innen) folgt nach Minna Specht ein Zwischenraum, nach dem es weiter geht mit „Mr. Kurt Hahn“ und „Mrs. Ruth Roth“, die sich auf der Konferenz einmal mit einem Sachbeitrag zu Wort meldet. Wer war sie? War sie damals Kurt Hahns Sekretärin? Hat sie, was hinreichende Deutschkenntnisse unterstellt, die Protokolle der Gordonstoun-Konferenz verfasst?

Auf dem Blatt „Konferenz Teilnehmer“ findet sich zum Schluss hin die Nennung: „Zeitweise zugezogen von den Mitarbeitern von Gordonstoun“ mit insgesamt vier Angaben: „Mr. Miner“, „Col. Bannerman“, „Dr. Meissner“ und „Prof. Baumann“. Von diesen vier Personen verdient zunächst „Mr. Miner“ das meiste Interesse. Bei „Mr. Miner“ kann es sich um niemand anderes handeln als um Joshua L. Miner. Im Juni 1951 war der mal eben 30 Jahre alt. Nach dem Hochschulabschluss in Princeton wurde er eingezogen, diente bis Kriegsende in Europa im Rang eines dekorierten Captain in der US-Army und ging dann zurück in die USA, wo er in Princeton an einer Schule unterrichtete. Im Jahr 1950 kam er für zwei Jahre nach Gordonstoun und war dort als Lehrer für Mathematik und Leichtathletik tätig. Zudem beauftragte Kurt Hahn ihn immer wieder als Expeditionsbegleiter und betraute ihn mit bestimmten Missionen wie solchen, von denen das Gordonstoun-Protokoll berichtet: die Geschichte mit „Pamir“ und „Passat“ zu erkunden und „Weissenhaus“ auszukundschaften. Joshua L. Miner gilt heute als

Founder of American Outward Bound (Anonym, 2002; McLellen, 2002; Miner & Boldt, 1981; Saxon, 2002).

3.3.2 Kurt Hahn ist Komponist und Dirigent zugleich

Zur Gordonstoun-Konferenz konnte niemand kommen, der nicht von Kurt Hahn persönlich dazu – bei Zusicherung der Kostenübernahme – eingeladen worden wäre. Dort waren nur Leute, von denen Kurt Hahn begründet annehmen konnte, sie würden „seine Sache“ fördern. Dort war niemand – wie hätte das denn sein können? – der Kurt Hahn widersprach oder ihn kritisierte. Ich habe die Gordonstoun-Protokolle unter diesem Gesichtspunkt noch einmal gründlich analysiert und konnte nur eine einzige Bemerkung finden, die man als Kritik an oder Widerspruch gegen Kurt Hahn werten kann. Sie lautet „Die Jugend ist nicht verdorben“, und ist eine indirekte Kritik an Kurt Hahns damals schon öfter geäußerte Anschauung, bei der Jugend herrschten „Verfallserscheinungen“. „Die Jugend ist nicht verdorben“ hat Minna Specht am Ende ihrer ersten Wortmeldung auf der ersten Sitzung der Gordonstoun-Konferenz am 21. Juni 1951 geäußert. Kurt Hahn, der gleich anschließend zu Wort kam, hat diese Bemerkung entwertet, indem er nicht auf sie einging. Nie mehr ist auf der ganzen Konferenz darüber geredet worden, an welche Art von Jugend sich die Kurzschul-Pädagogik eigentlich wenden wolle. Kurt Hahn hat diese Lücke bald mit seinen vielerorts und immer wieder vorgetragenen Klage über die „Verfallserscheinungen“ der Jugend gefüllt – und Minna Specht hat dazu geschwiegen.

Die Art und Weise, wie Kurt Hahn Minna Spechts Hinweis / Einwand „Die Jugend ist nicht verdorben“ kommunikativ vernichtet hat, zeugt von seiner hohen sozialen Kompetenz, die er hier wie anderswo in den Dienst seines unbedingten Willens zur Macht stellt. Er hat die Gordonstoun-Konferenz eingefädelt und er hält auf ihr alle Fäden in der Hand. Das macht er auch durch sehr geschickte kommunikative Manöver, von denen nachfolgend einige Kostproben (versehen mit dem jeweiligen Juni 1951 - Tagesdatum) gegeben werden:

- Zu den von Theodor Baeuerle, Carl Moehlmann und Minna Specht vorgebrachten Bedenken, die Kurzschulen koennten als „britische Angelegenheit erscheinen: „Niemals sollen Englaender zu *Leitern* der deutschen Kurzschulen gemacht werden. Meine Doppelheimat ist Garantie, dass es eine deutsche Angelegenheit bleibt.“ (26.)
- „Dr. Moehlmann: Es muss ein Artikel in der Presse erscheinen ueber Art und Zweck der Kurzschule. – Herr Hahn: Es werden von Prof. Nohl Ausfuehrungen in der 'Xeit' [sic! sc. ZEIT] erscheinen.“ (26.)
- „Min. Baeuerle: Wir koennen die Auswahl nicht den Amerikanern ueberlassen. Es darf

nicht wieder von Re-education gesprochen werden. – Herr Hahn: McCloy hat ja jede Re-education abgelehnt.“ (26.)

- „Dr. Moehlmann: Wie soll die Behandlung der Tagespresse in Deutschland in Hinblick auf die Kurzschulpläne erfolgen? – Herr Hahn: Es wäre gut, wenn einige der Hamburger Herren oder Damen mit Graefin Doenhoff von der 'Zeit' sprechen würden.“
- „Prof. Christiansen: Wie ist es mit den von den Amerikanern bewilligten Mitteln? Gehen diese über die Deutsche Gesellschaft? – Herr Hahn: Alle nunmehr einkommenden Mitteln [sic!] gehen über die Deutsche Gesellschaft. – Prof. Christiansen: Auch die Mittel für Weissenhaus? – Herr Hahn: Auch diese.“ (27.)
- „Min. Baeuerle: Die Geschäftsstelle also zunächst in Falkenstein, Geschäftsführer Herr Gustav Richter. Wer trägt die Kosten für die Geschäftsstelle? – Herr Hahn: Das Geld für die Geschäftsst. stammt von der American-British Foundation for European Education, die gegründet ist von unabhängigen amerikanischen Männern und in der kein einziger Beamter vertreten ist (Vorsitzender Tom McKittrick, Mitglieder van Dusen, Chris. [Christian] Herter, oft in schärfster Opposition gegen die Politik der Regierung, Eric Warburg u.A.)“ (28.)

3.3.3 Hermann, Hermann über alles...

Die Managementtheorien der heutigen Tage unterscheiden seit geraumer Zeit dies – wie jenseits von Ärmelkanal und Atlantik zwischen *mission* und *vision*. Das erste soll „den Weg“ markieren, das zweite „das Ziel“. So weit die Theorie. Dass Unternehmen, Börsen-notierte zumal, so etwas wie eine *vision* hätten oder auch nur haben könnten, wird in dem Maße unglaubwürdig, als dass sie „Quartalsberichts-Getriebene“ sind. Das ist das eine, was die Sache mit der *vision* schwierig macht. Das andere: Oft ist eine *vision* nur Wenigen bekannt oder Außenstehenden wahrnehmbar (zunächst zumindest); die Errichtung eines Islamischen Staats (IS) ist ein Beispiel für eine solche im Dunklen gehaltene *vision*, die man (zunächst) nur durch Analyse der *mission* erhellen konnte.

Im Falle der *vision* der deutschen Kurzschulen hat man es da leichter. Bereits das Gründungstrio „Salem, OSO, Lietzschulen“ hatte als klare Zielbestimmung: Fortführen, was Hermann Lietz begonnen hat – natürlich mit aller gebotenen Diskretion. Auf der 8. Sitzung und letzten Sitzung der Gordonstoun-Konferenz, der vom 28. Juni, geht es um Satzung und Programm des Trägervereins. Bei Satzung und Programm geht es neben anderen Dingen auch um die richtige Ideologie. Wie kann sichergestellt werden, dass in den Kurzschulen der richtige Geist herrscht – und welches ist der „richtige“? Kurt Hahn hatte schon zu Beginn die Richtung

gewiesen: „Frau Specht soll gebeten werden, eine [gegenüber der Stuttgarter von 1950?] veränderte Begründung auszuarbeiten und die drei Landerziehungsheime [Lietz-Schulen, OSO und Salem] herauszulassen. Die Idee von Hermann Lietz – der Junge baut die Schule – sollte aber erwähnt werden.“

Danach findet sich im Protokoll eine Passage, die deutlich macht, dass Hermann Lietz der Spiritus Rector der Kurzschulpädagogik ist bzw. sein soll:

„Min. Baeuerle: Darueber [die Nicht-Nennung der o.g. drei Landerziehungsheime] herrscht Einigkeit. Dann sollte auf die paedagogische Tat der Landerziehungsheime hingewiesen werden.

Frau Specht: Eben hauptsaechlich, dass die Jungen die Schule mitbauen.

Min. Baeuerle: Die Paedagogische Arbeit von Lietz sollte hervorgehoben werden.

Frau Specht: In diesem Zusammenhang sind die Beziehungen zu der Kurzschule wichtig.“

Einige Zeit später geht es dann um die Frage, wer denn Mitglied in der DGfEE werden könne. Zur Debatte steht dabei auch, ob Landerziehungsheime – und wenn ja: welche – Mitglied werden könnten. Da hat Kurt Hahn eine klare Meinung: „Die Landerziehungsheime, die in Frage kommen, muessen Stolz und Demut zeigen. Wie viele haben das Kriterium Lietz. Diese Landerziehungsheime sind die einzigen, die als verantwortlich für die Kurzschule auftreten koennen.“ Und das sind nun mal (zuvörderst) die Lietzschulen, die OSO und Salem. Sie sollen zwar nichts eigens in Programm und Satzung genannt werden, aber qua Mitgliedschaft für die „richtige“ pädagogische Ausrichtung sorgen. So etwas nennt man taktische Raffinesse.

Aber Hermann Lietz wird nicht nur gleichsam *undercover* in die Kurzschulpädagogik eingeführt, sondern als Gallionsfigur benannt. Und zwar im Programm der DGfEE. Dieses wurde lt. Protokoll erst am 2. Juli ausgearbeitet – und zwar von einer nicht spezifizierten Untergruppe der Konferenzteilnehmer(innen). Die Ausführungen zum Programm beginnen mit drei Abschnitten zugleich historischer wie systematischer Art:

„Der Zusammenbruch der Tradition, des Glaubens und des Vertrauens hat in der Welt der Jugend nicht nur eine Luecke hinterlassen, sondern eine Wunde in ihrer Seele, die nach Heilung ruft. Soll sie gesunden, so braucht sie in ihren Erziehern einen Freund, der an ihre Heilkraft glaubt und ueber die Hinsicht verfuegt, sie in Bewegung zu setzen. Getragen von dieser Ueberzeugung, will die Deutsche Gesellschaft für Europaeische Erziehung verschuettete oder bisher nicht aufgerufene Faehigkeiten, die nicht der Befriedigung des Vorteils und der Lust dienen, sondern der verborgenen Sehnsucht nach Dienst und Gemeinschaft.

Schon einmal hat ein Erzieher die Jugend auf diesen Weg gefuehrt, damals als Hermann Lietz die Landerziehungsheim-Bewegung ins Leben rief. Der Rhythmus eines jugendlichen Lebens, mit kraftvoller Anspannung koerperlicher und geistiger Kraefte, sollte der Jugend eine Entwicklung ermoeeglichen, die zum Tun und nicht nur zum Wissen befahigte. Aber die starken Stroeme, die sich damals aus verheissungsvollen Quellen in Bewegung setzten, versickerten, ehe sie in das Leben der Nation einmuendeten.“

Dass Hermann Lietz und kein anderer die Lichtgestalt ist, die der DGfEE den Weg weisen wuerde, hat Kurt Hahn schon im Dezember 1951 einem kleinen Kreis kundgetan und bald danach einer breiten Oeffentlichkeit. Ich spreche hier vom Hahn-Text „Kurzschulen“, der am 6. März 1952 in dem damals bedeutendsten deutschsprachigen Journal, der Neuen Züricher Zeitschrift, erschien. Dessen erster Teil war nach Recherchen des höchst akkurat arbeitenden Karl Schwarz (1968, S. 242) bereits Ende 1951 im (heute unauffindbaren) „Jugendrotkreuz Informationsdienst“ (Hahn, 1951) veröffentlicht worden. Da heißt es:

„Der englische Historiker Trevelyan sagte einmal, daß England in seiner langen Geschichte immer wieder seine Rettung verdankte nicht dem Genie seiner Staatsmänner, sondern dem Committee-Sinn seines Volkes: das ist die Fähigkeit, in Zeiten der Not die Reihen zu schließen. Diese Fähigkeit ist die Grundlage einer gesunden, d.h. funktionierenden Demokratie. Die großen englischen Internate haben einen maßgebenden Anteil an der Entwicklung dieses Committee-Sinnes nicht dadurch, daß sie das bundesgenössische Handeln predigten oder in den Lehrplan aufnahmen, sondern dadurch, daß sie Gelegenheiten zu seiner Betätigung schufen in der verantwortlichen Anteilnahme der Jungen an den täglichen Regierungsgeschäften. Dieses englische Beispiel hat Hermann Lietz im Jahre 1898 zu seiner bahnbrechenden Gründung des ersten Landerziehungsheims begeistert.“ (Hahn, 1952a, S. 7).

Ich habe mich immer gefragt, weshalb eigentlich die „linke“ Minna Specht sich mit dem „rechten“ Kurt Hahn gemein gemacht hat. Ich habe dafür drei Antworten gefunden: Geld, Ideologie und Liebe. Geld, und auch die OSO brauchte welches, Geld kam nicht von den Franzosen und den Briten, sondern von den US-Amerikanern. Und zu denen hat nun mal Kurt Hahn die besseren, um nicht zu sagen: weitaus besseren Kontakte. Den US-Amerikanern kam es natürlich bestens zupass, dass sie bei kritischen Nachfragen zu den Geldempfänger(inne)n (etwa von „jüdischen Kreisen“) mit Minna Specht stets eine veritable antifaschistische Kämpferin vorzuweisen hatten. Geld ist das eine, Ideologie das zweite. Minna Specht und Kurt Hahn hatten in der Weimarer Zeit bei aller politischen Verschiedenheit eine gemeinsame pädagogische

Grundidee: Es sei notwendig, eine Elite, eine Kadergruppe heran zu bilden. Die Nazis fanden die Idee wunderbar und gaben ihr in Form der „Adolf-Hitler-Schulen“ die vollendete Gestalt und in drei „Ordensburgen“ den stilvollen Rahmen. Eine davon sieht man, wenn man nach Baad fährt links oben bei Sonthofen. Weder Minna Specht noch Kurt Hahn haben sich trotz einschlägiger Erfahrungen der Hitler-Zeit abbringen lassen von der Idee, dass eine gesonderte „Eliten-Bildung“ notwendig sei.

Und dann gibt es noch das Dritte, das Minna Specht und Kurt Hahn eint: die Hermann Lietz-Verehrung. Die von dem sachkundigen Professor für Historische Pädagogik Ralf Koerrenz (1989) aufgeworfene Frage „Hermann Lietz – ein Wegbereiter der modernen Erlebnispädagogik?“ (Koerrenz, 1994) ist vollumfänglich, wenn auch mit anderer Begründung als bei Ralf Koerrenz selbst, zu bejahen. Mehr von Hermann Lietz und Minna Spechts unverbrüchlicher Treue zu ihm erfährt man in Kapitel 9.

3.3.4 Die DGfEE nach Gordonstoun 1951: Satzung, Personal und Programm

Die Satzung der DGfEE besteht aus zehn Punkten, von „1. Name und Sitz“ bis „10. Auflösung“. Von diesen scheinen folgende im vorliegenden Zusammenhang bedeutsam:

Als Vereinsaufgabe wird unter Punkt 2 an erster Stelle formuliert: „Die Deutsche Gesellschaft fuer Europaeische Erziehung dient der Foerderung paedagogischer Bestrebungen auf der Grundlage des dieser Satzung anliegenden Programmes.“ Pkt. 4 regelt die Mitgliedschaft: „Die Mitgliedschaft kann nur auf Antrag erworben werden. Mitglieder koennen nur natuerliche Personen sein. Ueber die Aufnahme entscheidet der Vorstand. Bei Einspruechen entscheidet die Mitgliederversammlung.“

Unter Pkt. 5 werden die „Organe der der Gesellschaft“ aufgeführt: „der Vorstand, der Arbeitsausschuss und die Mitgliederversammlung“.

Zum Vorstand heißt es näher spezifizierend unter Punkt 6: „Der Vorstand“: „Der Vorstand besteht aus dem ersten und zweiten Vorsitzenden, dem Schatzmeister und mindestens zwei weiteren Mitgliedern.“

Zu „Der Arbeitsausschuss“ (Pkt. 7) liest man: „Der Arbeitsausschuss wird vom Vorstand berufen. Seine Aufgaben sind insbesondere: Vorbereitung und technische Durchfuehrung von Tagungen, Reisen, Verteilung der Mittel im Sinne der Beschluesse usw.“

Schließlich Punkt 9 „Der Geschaeftsfuehrer“: „Der Vorstand bestellt aus den Reihen der Mitglieder einen hauptamtlichen Geschaeftsfuehrer.“

Das Gordonstoun-Protokoll dokumentiert auch die personale Führungsstruktur der DGfEE, wie sie in deren erstem Geschäftsjahr 1951 aussah. In der nachfolgenden Darstellung werden

alle Personen, die bereits oben als Konferenzteilnehmer(innen) vorgestellt wurden, mit einfachem Namen aufgeführt; in allen anderen Fällen folgt die Darstellung jener des Protokolls von damals.

Für den Vorstand ausgewiesen werden: Theodor Bäuerle (1. Vorsitzender), „Professor Ernst Wolff“ (2. Vorsitzender), „Herr Fritz Fellner“ (Schatzmeister), Fritz Christiansen-Weniger, Walther G. Hartmann, „Landesbischof Lilje“, „Prof. Dr. Hermann Nohl“, Frido von Senger und Minna Specht. Für den Arbeitsausschuss benannt werden: Gustav Richter (Geschäftsführer), Wolfram von Metzler (Rechtsberater), „Herr Joachim von Lukowicz“, Georg Wilhelm von Hannover „ausserdem saemtliche Mitglieder des Vorstandes“.

Zu klären ist die Identität jener Personen, die nicht schon oben unter den Konferenzteilnehmer(inne)n in Augenschein genommen wurden. Da fällt als erster „Professor Ernst Wolff“ (2. Vorsitzender der DGfEE) auf. Bei ihm kann es sich nur um Ernst Bernhard August Wolff (1877-1959) handeln. Der war nach Rückkehr aus dem britischen Exil – er hatte jüdische Vorfahren – von den britischen Besatzungsbehörden im Dezember 1947 zum Vizepräsidenten und im März 1949 zum Präsidenten des Obersten Gerichtshofes der Britischen Zone ernannt worden. Als 1950 der Bundesgerichtshof gegründet wurde, wurde Ernst Wolff zwar zunächst als dessen Präsident in Erwägung gezogen, auf Betreiben des damaligen Bundesjustizministers Thomas Dehler, einem einflussreichen FDP-Politiker jener Jahre, aber ausgebootet zugunsten eines gewissen Hermann Weinkauff. Bei dem hatte die konservative erste Regierung der Bundesrepublik die Gewissheit, dass der Bundesgerichtshof nur Urteile fällen würde, die den Landesherrn in Bund und Bundesländern genehm wären; der Voll-Arier und Nazi-Jurist Hermann Weinkauff sorgte dafür, dass es Ex-Nazis bis hin zu Gestapo-Mitarbeitern in der jungen Bundesrepublik gut hatten.

Kurt Hahn kannte Ernst Wolff wie alle, denen er gestattete, bei der Kurzschul-Bewegung mitzuarbeiten „von früher“. Sicherlich spätestens darüber, dass sie beide zum Kreis der deutschen Exilanten um den anglikanischen Bischof von Chichester, Georg Bell, gehörten. Von ihm spricht Hellmut Becker in seinem Brief an Kurt Hahn (von diesem unwidersprochen) als „Ihr Freund“ (Becker, 1950). Der anglikanische Bischof schlug Ernst Wolff inmitten des Krieges als Vorsitzenden einer Kommission zur Reform des deutschen Rechts vor. Der übernahm diese Aufgabe und präsentierte im Juli 1943 eine Denkschrift, in der neue Grundsätze für eine Reform vorgeschlagen wurden. Georg Bell ist heutigen Deutschen viel zu wenig bekannt. Hier nur drei „Merkzettel“:

- Er war ein enger Freund des protestantischen Widerstandskämpfers Dietrich Bonhoeffers, der kurz vor Kriegsende auf Hitlers persönliche Anweisung im KZ Flössenburg ermordet wurde,

- er war ein Gegner der britischen Luftkriegsstrategie im Zweiten Weltkrieg (Zerstörung Deutschlands bis auf die Grundmauern) und
- er wurde bekannt für seine ökumenische Friedens- und Versöhnungsarbeit.

Wer ist der als Schatzmeister vorgesehene „Herr Fritz Fellner“? Es kann sich nur um jenen Fritz Fellner handeln, von dem im Kurt-Hahn-Archiv im Kreisarchiv Bodenseekreis ein Brief an Markgraf Berthold von Baden vom 10. Oktober 1934 (Fellner, 1934) aufbewahrt wird, in dem er als Präsident des „Salemer Bundes“ den Markgrafen als Hausherrn und Schul-Garant (in illusionärer Verkennung der realen Machtverhältnisse!) beschwört, „Salem“ nicht als verloren anzusehen (ausführlich Poensgens, 1996).

Im Falle von „Landesbischof Lilje“ haben wir eine breitere Datenbasis. Gemeint sein kann nur Johannes Ernst Richard (Hanns) Lilje (1899-1977). Der lutherische Theologe mit schwankender Moral und festem Machtwillen war in der Bonner Republik einer der politisch einflussreichsten Protestanten. Seit 1947 war er Landesbischof der finanzstarken und politisch einflussreichen Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers und Mitglied des Exekutivkomitees des Lutherischen Weltbundes (dessen Präsident er 1952 wurde); 1948 wurde er Mitglied des Zentralkomitees des Weltrates der Kirchen und 1949 stellvertretender Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland.

1951 gehörte er neben Eberhard Müller, dem rührigen Leiter der Evangelischen Akademie Bad Boll (Württemberg) und Reinhold von Thadden, Präsident des Evangelischen Kirchtages zu den Gründern des „Kronberger Kreises“, vordem „Freunde evangelischer Zusammenarbeit“. Der machte sich Gedanken um die politische Potenz des Protestantismus in der katholisch geprägten Bonner Republik. Zugleich hat der dem west-deutschen Protestantismus das meiste Preußische abgestreift: „Mit dem Kronberger Kreis entstand 1951 (bis 1976) ein inner-evangelischer, aktiver und wirkungsmächtiger Zirkel, der für den Nachkriegsprotestantismus zur Anpassungsagentur an die politischen Gegebenheiten der Bundesrepublik und an die ideellen Strömungen in der westdeutschen Gesellschaft wurde.“ (Grünzinger, 1999) Bekannte Mitglieder waren zwei CDU-Politiker: Gerhard Stoltenberg (1982-1992 Bundesminister der Finanzen bzw. Verteidigung) und Richard von Weizsäcker (1984-1994 Bundespräsident). Zu ihm gehörte auch der Direktor der Evangelischen Akademie Tutzing am Starnberger See. Dort hielt am 15. Juli 1963 Egon Bahr einen Vortrag mit dem – von Willy Brandt zugerauten – Titel „Wandel durch Annäherung“. Es war der Anfang vom Ende einer bundesrepublikanischen Ostpolitik in Geist und Namen des Kalten Krieges.

Mit „Prof. Dr. Hermann Nohl“ gemeint sein kann nur der – in Salemscher Tradition stets als „Hermann“ geschriebene – Göttinger Pädagogik-Professor Herman Nohl (1879-1960), über den im 7. Kapitel ausführlich referiert werden wird.

Bei „Herr Joachim von Lukowicz“ handelt es mit hoher Wahrscheinlichkeit um die Person, die in den „Handakten Kurt Hahn“, aufbewahrt im Landesarchiv Baden-Württemberg – Generallandesarchiv Karlsruhe namensgleich als Salem-Schüler der Jahre 1925-1928 geführt wird. Näheres ist über diesen Mann, der offensichtlich aus dem baltischem Adel (Lukowicz oder Lukowitz) stammt, aus öffentlich zugänglichen Quellen nicht in Erfahrung zu bringen.

Das Programm der DGfEE, um dazu zu kommen, wurde nicht mehr im Rahmen der Konferenz selbst erarbeitet und vom Konferenz-Plenum verabschiedet, sondern lt. Protokoll erst am 2. Juli ausgearbeitet – und zwar von einer nicht spezifizierten Untergruppe der Konferenzteilnehmer(innen), deren Arbeitsergebnis dem Plenum nicht mehr vorgelegt werden konnte; dieses hatte sich Tage zuvor aufgelöst.

Nach den schon oben (unter 3.3.3) zitierten drei ersten Abschnitten des Programms folgen vier weitere, von denen jener zu den Kurzschulen folgenden Text hat:

„Neben der Foerderung dieser [die Landerziehungsheime betreffenden] Aufgaben, durch deren Loesung immer nur eine recht geringe Anzahl Jugendlicher erfasst wird, will die Deutsche Gesellschaft für Europaeische Erziehung Kurzschulen ins Leben rufen, in denen eine Jugend, die entweder nur lernt oder nur mit den Haenden arbeitet, gemeinsam in 4 - 6 woechentlichen Kursen ein Training erhaelt, das die Quellen des Selbstvertrauens von neuem erschliesst und damit den Weg zur Tatbereitschaft freilegt. Die Gesellschaft folgt hier einem Experiment, das sich in Grossbritannien mit bewunderswertem Erfolg durchgesetzt hat. Durch das Erlebnis koerperlicher Tauglichkeit, die sich im Kampf mit der Natur, den Bergen und der See erprobt, durch die Schulung in mannigfaltigem Rettungsdienst, der Bewaehrung fordert, wo Menschenleben in Gefahr geraet, wird der verhaengnisvolle Riegel der Passivitaet im Leben unserer Jugend beiseite geschoben und der Gefahr begegnet, den Versuchungen politischer Abenteurer zu verfallen. Andererseits werden soziale Hilfsarbeiten durchgefuehrt werden, um die Wachsamkeit der Jugend auf die Not am Wege zu lenken – ein stiller und nie zu erschoeepfender Dienst.“

Und dann gibt es noch die Schlusspassage, die zwar ein wenig nachgetragen wirkt, deren innerer Bezug zu eben dieser Kurzschul-Passage aber klar ist. Sie lautet: „Wenn wir fragen nach der tiefsten Wirkung einer solchen weitausstrahlenden Erlebnistherapie, so ist es letzten Endes die *Ehrfurcht vor dem Leben*, die hier nicht nur heilend dem Einzelnen begegnet, sondern die die Bruderliebe gegenueber dem Naechsten aufruft und Gemeinschaften stiftet, die die Kuehnheit des Lebens an aufbauende und nicht an zerstoerende Kraefte wagt.“

Im März des darauffolgenden Jahres wird Kurt Hahn mit dem Begriff „Erlebnistherapie“

erstmalig vor ein großes Publikum treten: mit dem Artikel „Kurzschulen“ in der Neuen Zürcher Zeitung vom 6. März 1952 (Hahn, 1952a).

3.4 Das Badge-Konzept: Grundmuster der Kurzschulen

Das Protokoll der sechsten Sitzung am 27. Juni 1951 beginnt mit einer zusammenfassenden Darstellung dessen, womit Kurt Hahn die Sitzung eröffnet hat:

„[Kurt Hahn] demonstriert mit Hilfe von Tabellen das aus dem [lokalen Gordonstoun Badge entstandene regionale] Moray Badge (Abzeichen), das der Ausbildung in allen [bereits existierenden britischen] Kurzschulen zu Grunde gelegt wird: Eingeteilt in vier Leistungsstufen je nach Alter: 12-14jährige, 14-16jährige, 16-17jährige, 17-18jährige. Zwar nach dem Muster des Deutschen Sportabzeichens, doch nicht mit so hohen Anforderungen fuer Alle.

1. Antrieb zur dem Alter entsprechenden koerperlichen Hoechstleistung;
2. Antrieb zur Sorgsamkeit (Projekte Modell Lietz) (ein Projekt war hier z.B. Aeschylus; eines ueber die Flora von Morayshire; ein selbst zusammengebautes Auto; Segelflugmodell)
3. Expedition. Bewaehrung der koerperlichen Tuechtigkeit bei Unternehmungen von Mark und Nachdruck.
4. Dienst. Aufsichnehmen von Verantwortung gegenueber der Gemeinschaft oder Organisation der man angehört. (dies wird im Augenblick in den Kurzschulen etwas zu oberflaechlich so gehandhabt, dass wer ein guter Kamerad ist, damit seinen 'Dienst [sic!] erfuehlt. Es muesste in der Muehsal des Alltags erprobt werden, was sich in der Dramatik des Augenblickes entzuendet hat.“

Zu Recht hat Karl Schwarz (1968) darauf hingewiesen, dass die Kurzschulpädagogik dem Trainingsprogramm nach nicht dem realisierten Moray Badge von 1936, sondern dem geplanten County Badge von 1940 folgt:

„Dabei erfahren auf Wunsch von [Julian] Huxley und [Alexander Dunlop] Lindsay die ursprünglichen Moray-Badge-Bedingungen zwei wesentliche Ergänzungen: Hilfeleistung ('Service') und Projekt gelten jetzt nicht mehr als fakultativ oder alternativ, sondern werden als obligatorische Bedingungen zum Erwerb des Abzeichens einbezogen. Mit den Bestandteilen körperliches Training, Expedition, Projekt und Hilfeleistung sind somit erstmals die vier Elemente der Erlebnistherapie [genauer: dessen was ab 1951 von Kurt Hahn „Erlebnistherapie“

genannt wird] als gleichwertige Bestandteile in einem Trainingsprogramm zusammengefaßt und als 'fourfold achievement' durch ein Abzeichen verbunden.“ (Schwarz, 1968, S. 53)

Nur wurde es ja nichts mit dem County Badge. An dessen Stelle tritt als Ort der Realisierung der mit dem County Badge verbundenen pädagogischen Zielvorstellungen die Kurzschule. Kurt Hahn selbst hat das 1958 in den Vorbemerkungen zum Wiederabdruck von „Rückblick“ (Hahn, 1953) so formuliert: „Im Jahre 1940 kam es zur Gründung des *County Badge Experimental Committee* unter Leitung des *Master's of Balliol* Lord Lindsay, in der Hoffnung, die Grafschaften Großbritanniens dazu zu bringen, dem im Norden Schottlands demonstrierten Beispiel zu folgen. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Anstatt dessen wurde im Jahre 1941 die erste Kurzschule ins Leben gerufen, die *Outward Bound Sea School* in Aberdovey.“ (Hahn, 1958, S. 63)

Die Kurzschulen waren Erben des Badge-Konzepts in mehrerlei Hinsicht – auch in organisatorisch-struktureller. Bereits am 6. Januar 1938 hatte Kurt Hahn als Headmaster of Gordonstoun School, Elgin Morayshire unter dem Titel „Education for leisure“ einen Vortrag gehalten auf der „Conference of Schoolmasters and College Tutors at Magdalen College, Oxford“ (Hahn, 1938). Das Magdalen College gehört zu den ältesten Colleges der Universität Oxford, ist renommiert und schön anzusehen; viel Ehre für Kurt Hahn. Er schlägt dort zwei Pflöcke ein. Der erste betrifft den zeitlichen Umfang eines Trainings zur Erlangung eines Badge: „Four weeks' training is the minimum required to make a start that can be followed up.“ (Hahn, 1938, S. 19) Und was ist mit der Unterbringung der Teilnehmer eines solchen vierwöchigen Trainings? Die Antwort: „not far from it there should be a boarding house for short-term trainees aged from 15 to 18“ (Hahn, 1938, S. 19).

Aber auch in einem anderen Punkte, dem der Ideologie oder des pädagogischen Generalkonzepts, markiert die Rede vom Januar 1938 den Startpunkt der Kurzschul-Pädagogik. Denn dort wird gleichsam unter der Hand und *avant la lettre* die mit dem Begriff „Erlebnistherapie“ verbundene Denk(weis)e eingeführt. Ich biete zur Anschauung zwei Hahn-Texte mit einem Abstand von 14 Jahren. Im „Education for leisure“-Vortrag liest man: „Four weeks training cannot be expected to transmit perfect technique, but they may have a transforming and cleansing effect on boy's or girl's tastes or distastes.“ (Hahn, 1938, S. 19) „Cleansing effect“ ist die Begrifflichkeit um die es geht. Im März 1952 veröffentlicht Kurt Hahn in der Neuen Zürcher Zeitung (NZZ) seinen „Kurzschulen“-Artikel (Hahn, 1952a), in der nach meiner Kenntnis Kurt Hahn erstmals öffentlich, d.h. außerhalb pädagogischer Fachdiskussionen im engen Kreis oder dem Programm der DGfEE von 1951, den Begriff „Erlebnistherapie“ gebraucht. Seinen englischsprachigen Freunden erklärt er den so: „There is one other sceptical question which always confronted me in Germany – 'What can you possibly achieve in one month?' Change brought it about that we could give an answer which for many people carried conviction as to

the healing power of cleansing experiences (Erlebnistherapie).“ (Hahn, 1952b, S. 8) Erlebnistherapie = *cleansing experiences*. Nichts mehr und nichts weniger.

Schließlich kündigt der „Education for leisure“-Vortrag von 1938 an verschiedenen Stellen und in unterschiedlichen Formulierungen an, dass die Jugend bis ins Mark verderbt sei. Was man aus Hahnschem Munde nach dem Zweiten Weltkrieg als „Verfallserscheinungen“ der deutschen Jugend lesen kann, hat er vor dem Zweiten Weltkrieg schon der britischen nachgesagt. Ja, so ist das nun mal: Aus der Sicht mancher alter Männer ist alle Jugend zu jeder Zeit und an welchem Ort auch immer nur eines: „verfallen“. Wir werden uns dem Hahnschen Konstrukt der „Verfallserscheinungen“ im abschließenden 10. Kapitel ausführlich zuwenden.

Die Badge-Idee hat eine lange Tradition, an die Kurt Hahn im Januar 1934 in seinem ersten öffentlichen Statement in Großbritannien erinnert:

„1925 stellten die Salemer Altschüler Regeln auf, die während der Studienzeit zu befolgen waren:

- alljährlich vierwöchiges nikotin- und alkoholfreies Training für das deutsche Sportabzeichen
- einmal drei Monate Fabrikarbeit
- einen sechswöchigen Kurs an einer Segel-, Flieger- oder Reitschule“ (Hahn, 1934; zitiert nach Knoll, 1986, S. 66).

3.5 (Die oft vergessene Kurzschule) Nehmten (1951-1952)

Im Jahr 1952 erschien in der von Herman Nohl verantworteten und damals bedeutendsten Zeitschrift der Geisteswissenschaftlichen Pädagogik West-Deutschlands, in „Die Sammlung“, der Artikel eines von der Gordonstoun-Konferenz her bekannten Mannes: Fritz Christiansen-Weniger. Er trägt den Titel „Kurzschule Nehmten. Versuch einer Vorausbildung des nautischen Nachwuchses für unsere Handelsmarine. Hauptkurs 5. Oktober bis 14. November 1951“ und beginnt mit folgenden Sätzen:

„Am 10. Juni 1951 liefen die vom Reeder Heinz Schliewen zurückerworbenen Tiefseesegler 'Pamir' und 'Passat' unter begeisterter Anteilnahme weiter Bevölkerungskreise in Travemünde ein. Sie sollten umgebaut und als Frachtsegelschiffe zur Ausbildung des nautischen Nachwuchses der Handelsmarine wieder in den Dienst gestellt werden. Der Pädagoge Kurt Hahn erkannte die besonderen

erzieherischen Möglichkeiten und Notwendigkeiten, die sich bei der Durchführung des Planes ergaben. Er flog kurzerhand zum Reeder Schlieven und fand bei ihm ein offenes Ohr. Es wurde beschlossen, eine vier- bis fünfwöchige Vorausbildung einzurichten. An ihr sollten neben deutschen auch Jungen anderer europäischer Länder teilnehmen und die Arbeit so dem europäischen Gedanken dienen. Die deutsche Gesellschaft für europäische Erziehung übernahm die pädagogische Verantwortung für die Arbeit, und ich wurde gebeten die Ausbildung zu leiten.

Wesentliche Anregungen für die Gestaltung des geplanten Kursus erhielten wir durch den Besuch der von Hahn in England entwickelten Kurzschule. In ihr werden junge Menschen aller Schichten im Alter von 15-19 Jahren ohne Rücksicht auf ihren Beruf für vier Wochen zusammengefaßt. Der Prospekt sagt: 'To realise his better self everyone must pass in youth some test of adventure and hardship and the adventure must be real'.

'The schools must be founded on the following principles:

1. They must be residential and the courses must last for a minimum of four weeks.
2. They must be open to all, based on a spiritual foundation, and must contain a diversity of occupations and nationalities, without political or sectional bias.
3. They must present each boy with a set of conditions necessary to give him – possibly for the first time – the opportunity to discover himself. These conditions – self-discipline, team work, adventure, physical hardship and some risk – are rarely met with except in time of war.
4. They must endeavour to develop character through training with a vocational or other practical interest.'

Gab das englische Vorbild uns manche wertvolle Anregung, so mußte doch unsere Form erst gesucht und gefunden werden.“ (Christiansen-Weniger, 1952, S. 326).

In einem wesentlichen Punkt wich Fritz Christiansen-Weniger in Nehmen von den englischen Kurzschulen ab:

„Zuerst mußten wir im Kreise der Erzieher das allgemeine Ziel und die Form unserer Arbeit klarlegen. Wir wollten die Jungen zu echter Kameradschaft; zu Ordnung, Sauberkeit und Höflichkeit, zu Offenheit, Selbstvertrauen und Zuverlässigkeit führen. Dabei wollten wir versuchen, zu innerer Disziplin zu gelangen,

ohne äußeren Zwang und Drill als Krücke zu benutzen. Alle pseudomilitärischen Formen und auch jeden Anklang an sie wollten wir in Nehmten vermeiden. Darauf legte ich, angeregt durch den Besuch in England, besonderen Wert. In den englischen [von Hahn'schem Geist geprägten] Kurzschulen war uns deutschen Gästen manche Form als zu militaristisch, für uns überholt und unbrauchbar aufgefallen.“ (Christiansen-Weniger, 1952, S. 328)

In vielen anderen Dingen aber waren die britischen Kurzschulen Vorbild. So etwa beim Nehmter (Sport-)Abzeichen:

„Um die Leistungen in der Seemannschaft, in den Leibesübungen und in erster Hilfe zu werten und die Jungen anzureizen, wurden nach dem Vorbild von Dr. Zimmermann und Kurt Hahn, die in Gordonstoun und den englischen Kurzschulen Entsprechendes geschaffen haben, das Nehmtener Leistungsbuch und das Nehmtener Abzeichen eingeführt. Dabei wurden für alle Gebiete Leistungsforderungen, die in der Leichtathletik nach Alter gestaffelt waren, festgelegt. Nur wer in allen Sparten die festgesetzte Grenze erreichte, konnte das Abzeichen erhalten. Der Ausgleich einer Minderleistung auf einem Gebiet durch eine Sonderleistung auf einem anderen war ausgeschlossen. Das Abzeichen sollte das Ziel, eine vielseitige Leistung zu erreichen, unterstützen. Neben dem normalen Bronzeabzeichen gab es noch ein silbernes. Hierfür mußte auf allen Gebieten eine entsprechend höhere Leistung nachgewiesen werden.“ (Christiansen-Weniger, 1952, S. 332-333)

Die Vorbildwirkung der britischen Kurzschulen war auch personal vermittelt. Einmal auf der Ebene der Teilnehmer: „Fünfzehn Jungen waren nach Schottland zu Kurt Hahn geschickt worden, um dort zusammen mit 5 Engländern [sprich: Briten] einen ähnlichen Kursus durchzumachen, sie stießen am 12. November mit zehn Engländern zu uns.“ (Christiansen-Weniger, 1952, S. 327) Und dann gab es unter den Erziehern einen Mann, der als „Mr. Behrens, Schüler von Kurt Hahn“ (Christiansen-Weniger, 1952, S. 328) beschrieben wird. Dieser Mann ist in die Geschichtsschreibung von Outward Bound eingegangen unter dem Namen Hilary Tunstall-Behrens. Er war zuvor tätig gewesen als Erzieher in britischen Outward Bound – Schulen, in denen seine nautischen Kenntnisse gefragt waren. Als er von dem Nehmten-Projekt hörte, machte er sich sofort auf den Weg.

Er erreichte letztendlich, was er von Anfang an wollte: Er durfte teilnehmen an der im Januar 1952 startenden Fahrt der Pamir nach Rio Grande do Sul, Südbrasilien, und zurück, auf der die von ihm mit ausgebildeten Jungmannschaft ihren ersten Ausbildungsdienst unter harten Realbedingungen versah. Ein zweiter Nehmten-Ausbilder an Bord war Fritz Christiansen-Weniger.

An dessen Namen erinnert sich die historisch interessierte internationale Outward Bound-Welt aber weit weniger als an den von Hilary Tunstall-Behrens. Der schrieb über die Rio-Reise ein Buch, das 1956 bei dem renommierten Verlag Routledge & Kegan Paul unter dem Titel „Pamir. A Voyage to Rio in a Four-masted Barque“ erschien. Das Buch war ein verlegerischer Erfolg, trug sehr zum Ruhm Kurt Hahns im angelsächsischen Sprachraum bei und machte dort Hilary Tunstall-Behrens zum Hahn-Experten.

Ihm ist es zu verdanken, dass Hermann Röhrs epochales Herausgeberwerk „Bildung als Wagnis und Bewährung: eine Darstellung des Lebenswerkes von KURT HAHN“ (Röhrs, 1966), zu dem er mit „Kurzschulen im Britischen Commonwealth“ einen Beitrag geliefert hat (Tunstall-Behrens, 1966) bereits 1970 in englischer Übersetzung bei Routledge & Kegan Paul in London herauskam – mit ihm als zweitem Herausgeber (Röhrs & Tunstall-Behrens, 1970) und einem Vorwort des Duke of Edinburgh Philip, damals schon Prinzgemahl. Bescheidenheit war keine Zier von Hilary Tunstall-Behrens; vielmehr hatte er von Kurt Hahn gelernt: *propaganda counts and matters!*

Die Nehmten-Kurzschule war mit der Rückkehr der Pamir nach Deutschland zu Ende. Nicht, weil das mit der Pamir (und der Passat) verbundene Konzept, die Windjammer als frachtfahrende Schulschiffe einzusetzen, unsinnig gewesen wäre. Sie wäre zu Ende gewesen, so meine Vermutung, weil der mir als verantwortungsvoller Mensch nahe gebrachte Fritz Christiansen-Weniger auf Grund leibhafter Erfahrung von Gefahr für Leib und Leben auf der Rio-Reise nicht noch einmal das Risiko eingegangen wäre. Er war dieser Entscheidung enthoben, da die Pamir (wie die Passat) in deutschen Häfen als Teil der Konkursmasse an die Kette gelegt wurde, da der Reeder bankrottgegangen war. Die Pamir, schon auf der Rio-Reise in schwere Seenot geraten, sank fünf Jahre später in einem Hurrikan; dabei kamen 80 der 86 Besatzungsmitglieder, unter ihnen viele jugendliche Kadetten, ums Leben. Die Passat, dem Untergang bei einem Orkan nur knapp entkommen, wurde 1959 von der Hansestadt Lübeck gekauft und stach seither nie mehr in See.

Schloss Nehmten am Plöner See war und blieb dank Entgegenkommens des Grafen von Plessen auch ohne die Kurzschule ein Ort der Reformpädagogik in der jungen Bundesrepublik. Ab 1950 versammelten sich dort jahrelang während der Sommerferien freiwillig mehr als hundert Schüler(innen) aus den Oberklassen zu den „Musischen Ferienlehrgängen“ (Reiche, 1958). An deren Anfang stehen zwei Männer: Heinrich Lohse und Martin Luserke. Während die Geschichtsschreibung den ersten dem Vergessen anheimgegeben hat, ist der zweite heute bekannt als bedeutender Vertreter der deutschen Reformpädagogik. Man kann in ihm einen „Wegbereiter der modernen Erlebnispädagogik“ sehen (Giffel, 1987; Ziegenspeck, 1990).

Im ganzen Artikel von Fritz Christiansen-Weniger findet sich nicht ein einziges Mal das Wort „Erlebnis“ oder gar „Erlebnistherapie“. Er hätte, wie das Beispiel seines Roman-schrei-

benden Weggefährten zeigt, allein schon beim Bericht über die Rio-Reise auf der Pamir viele Badewannen mit dem Zusatz „Erlebnis“ duftend aufschäumen können. Wenn man die pädagogischen Partien des Nehnten-Text nach Wörtern mit hoher affektiver Besetzung durchforstet, dann sind es jene, die er als Import aus den britischen Outward Bound-Schulen aufführt: „adventure [...] and some risk (Christiansen-Weniger, 1952, S. 326).

Für Kurt Hahn war Nehnten ein bedeutender Etappensieg und wichtiges Propagandamittel. Sein Bericht „Short term schools“ von 1952 endet mit den Worten: „We won the first battle. Today eighty German cadets are Outward Bound owing allegiance to a Deutschland which serves humanity.“ (Hahn, 1952b, S. 10) Mit Nehnten begann und endete die kurze Geschichte einer Kurzschul-Tradition mit explizit berufsvorbereitendem Charakter. Für Nehnten galt noch, was zehn Jahre zuvor in Aberdovey konstituiert wurde: Training for and through the sea (Hahn, 1947). Danach gilt für die deutsche Kurzschule: „Erziehung durch und nicht für die See oder die Berge ist ihre Aufgabe.“ (Schwarz, 1968, S. 56)

3.6 Weissenhaus (1952–1975)

In Nehnten gab es für Fritz Christiansen-Wegener nach 1952 nichts mehr zu tun, wohl aber gleich nebenan: an der Kurzschule Schloss Weissenhaus, die im Sommer 1952 ihren Betrieb aufnahm. Man findet in der erlebnispädagogischen Literatur und auch außerhalb zwei Schreibweisen der hier zur Frage stehenden Lokalität: „Weissenhaus“ und „Weißenhaus“. Ich gebrauche die erste Schreibweise, weil sie auch beim heutigen Besitzer des Schlosses, Erik Graf Platen (2016), Verwendung findet; der sollte es wissen. Der Graf berichtet mit sichtlichem Stolz, dass Weissenhaus hohen Besuch hatte: 1955 Bundespräsident Theodor Heuss und 1966 Prinz Philip, dessen Besuch zu sehen ist im Zusammenhang seiner Schirmherrschaft für die Kurzschulen und im Kontext der offiziellen Beziehung zwischen dem Vereinigten Königreich und der Bundesrepublik Deutschland. Von Theodor Bäuerle eingefädelt war der Besuch des badisch-schwäbischen Protestanten Theodor Heuss, mit der Gründung der FDP 1948 deren erster Vorsitzender und von 1949 bis 1959 der erste Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland. Er war gut befreundet mit Theodor Bäuerle, und der war in den Anfangsjahren der DGfEE und der Kurzschulen deren *spinductor*.

Im Nachlass von Theodor Bäuerle, aufbewahrt im Landesarchiv Baden-Württemberg – Hauptstadtarchiv Stuttgart, findet sich auch eine Abschrift der „Ansprache des Herrn Bundespräsidenten Prof. Heuss am 24. 6. 1955 in Weissenhaus“, deren Anfang – die Anreden lasse ich weg – es wert ist, hier wiedergegeben zu werden:

„Die Dinge, die hier gemacht werden – herausgearbeitet aus Versuchen zu Er-

fahrungen – sind mir selber theoretisch durch Kurt Hahn, mit dem mich eine Freundschaft seit Jahrzehnten verbindet, sehr früh, schon ehe ich zum ersten Mal [zur Eröffnung von „Weissenhaus“] hier war, vorgetragen worden. Und wenn ich den Worten des Grafen Platen etwas hinzufügen darf, ergänzend, so ist es nicht nur nach meinem Begreifen der notwendige und schöne Sinn des Dienstes am Nächsten, sondern es ist auch ein Stück Erziehungsauftrag an jungen Menschen: daß nämlich das Abenteuer – ich weiß nicht, ob ich das sagen darf, also bei mir gehört nämlich das Abenteuer mit zu dem Experiment eines Menschen, der von seiner Jugend her reifen will – daß das Abenteuer, die überschüssige Kraft, das Etwas-Erleben-Wollen nun für ihn einen Sinn bekommt, so daß er die Gefahr als solche nicht um der Gefahr willen sucht, aber weiß, daß er sie bestehen kann, und er etwas erleben will, was ihm ungewohnt ist, um es im Notfall sinnvoll gebrauchen zu können.“

Ohne Bereitstellung von Abenteuer-Möglichkeiten und dem Erleben von Abenteuer-Erleben keine Erlebnispädagogik – das ist, neomodisch formuliert, die Heussche Botschaft. Recht hat er.

Erik Graf Platen, um auf dessen Bericht zurück zu kommen, erzählt uns, wie es eigentlich zu Weissenhaus als Kurzschul-Standort kommen konnte. Ich bemühe mich aus seinen Erzählungen die historischen Fakten heraus zu filtern und das schmückende Beiwerk beiseite zu lassen, weil es doch wider alle Historizität geht. Etwa mit der Bemerkung über „den berühmten Pädagogen Kurt Hahn“: „Er hatte mit dem Markgrafen von Baden das Internat gegründet und war zwischen 1920 und 1933 dort Schulleiter. Dort konnte er seine pädagogischen Pläne, die auf der Erlebnispädagogik basieren, auf ihre Tauglichkeit testen.“ (Platen, 2016, S. 49) Wer, so fragt sich, hat wohl wann und wo jene „Erlebnispädagogik“ bereitgestellt, auf deren Basis Kurt Hahn (wann und wo?) Pläne entwickelt hat, die er dann ab 1920 in Salem „testen“ konnte?

Fassen wir die ermittelbaren und verifizierbaren Fakten der gräflichen Erzählung in gebotener Kürze zusammen, so kommt man zu folgender Darstellung: Des Berichterstatters Onkel Georg, jüngerer Bruder des Vaters, sei „Salem“-Schüler gewesen, und dessen Mutter von den „Salemer“ Erziehungskonzepten so beeindruckt, dass sie mit Kurt Hahn in Gedankenaustausch trat und eine Einladung nach Weissenhaus aussprach, die Kurt Hahn 1927 wahrnahm. Der habe vor seiner Rückreise an die Gastgeber die mit Wohlwollen aufgenommene Frage gerichtet, ob sie denn nicht Teile des Schlosses bereitstellen könnten für ein Landerziehungsheim „Salemischer“ Art. Ein solches Ersuchen passt in die Hahnschen Expansionspläne jener Jahre; wir wissen, dass sie nie weiter nördlich realisiert werden konnten als 1932 mit dem Birklehof in Hinterzarten, Südschwarzwald. Aus einem Landerziehungsheim Weissenhaus konnte vor der

Machtübertragung an Adolf Hitler nichts werden und auch nicht – aus anderen Gründen – nach Ende des Zweiten Weltkriegs.

Wohl aber mit einem anderen, von Kurt Hahn zwischenzeitlich in Großbritannien entwickelten Schultyp: einer Kurzschule. Aber erst nachdem, beginnend im Jahr 1949 die zuvor im Schloss wohnenden Flüchtlinge zunehmend mehr Arbeit fanden in (den heutigen Bundesländern) Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen. Damit eröffnete sich die von den neuen Schlossherren, den Eltern des Berichterstatters, angebotene Möglichkeit, in Herrenhaus und Park eine Kurzschule zu gründen. Unter dem von Kurt Hahn betonten Gesichtspunkt des Dienstes am Nächsten in Form der „Rettung“, das zum Charakteristikum der deutschen Kurzschulen im Unterschied zu jenen im angelsächsischen Raum werden sollte (Schwarz, 1968), war Weissenhaus ideal: „Seit Jahren war Weissenhaus Standort der Feuerwehr, der Ersten Hilfe im Deutschen Roten Kreuz und einer Station der Gesellschaft zur Rettung Schiffsbrüchiger. Mein Vater war Wehrführer und Obmann der Rettungsstation und meine Mutter war Vorsitzende des DRK-Ortsvereins Weissenhaus. Beide waren bekannt für ihr vorbildliches und unermüdliches Engagement im Ehrenamt, so dass die drei Organisationen gern Übungsmaterial für den Schulbetrieb zur Verfügung stellten und versprachen, dasselbe laufend zu ergänzen, wenn neues gebraucht würde.“ (Platen, 2016, S. 54)

Die Leitung von Weissenhaus übernahm Fritz Christiansen-Weniger; aber nur für zwei Jahre, weil er 1954 als Landwirtschaftsreferent an die deutsche Botschaft in Ankara berufen wurde. Dem ersten Kuratorium gehörten an: Clemens Graf v. Platen Hallermund als Vorsitzender, Marion Gräfin Dönhoff – die von der ZEIT –, der Kieler Jurist, Notar und Bodenreformer Jürgen Hagedorn, Carl Möhlmann und Minna Specht (damals schon Bremen). Im Kuratorium von Weissenhaus saßen auch später immer wieder Leute mit großem Einfluss: Hermann-Hinrich Reemtsma, Gesellschafter und Aufsichtsratsmitglied des Reemtsma-Familienunternehmens oder Peter Jürgen Lüders, eine führende Figur im Bund Deutscher Pfadfinder, der als Vorstandsmitglied von Siemens dafür sorgte, dass es den deutschen Kurzschulen nicht an Siemens-Lehrlingen fehlte. Als DGfEE-Mitglieder werden für die Jahre 1954-1956 genannt (Cöfen u.a., 2016, S. 129): als Vorsitzender Theodor Bäuerle, Gustav Richter als Geschäftsführer und als Vorstandsmitglieder Minna Specht, Fritz Christiansen-Weniger, Clemens Graf v. Platen Hallermund, Ernst Wolff, Walter G. Hartmann, Hanns Lilje, Fritz Fellner, Fridolin von Senger und Etterlin sowie Herman Nohl (der hier wie in anderen DGfEE-Texten „Hermann“ geschrieben wird).

Im Anhang des Sammelwerkes, in dem Erik Graf Platens oben auszugsweise referierter Beitrag veröffentlicht wurde, findet sich (Cölfen u.a., 2016, S. 109-129) ein Faksimile der Broschüre „Kurzschule Weissenhaus“ aus den Jahren 1954-1956; die Broschüre diente der

Außendarstellung und Teilnehmerwerbung. Ich gebe nachstehend den Text (auf S. 114-115) wieder, der als zentrale Botschaft anzusehen ist:

„IN WEISSENHAUS WOLLEN WIR

Jeweils vier Wochen mit den Jugendlichen zusammen leben und arbeiten

Jeden jungen Menschen, der bereit ist, sich in unsere Gemeinschaft einzuordnen, aufnehmen, ohne Rücksicht auf Herkunft, politische und religiöse Bindung

In jedem Kurs Jugendliche der verschiedensten Lebenslagen zusammenführen, damit sie sich gegenseitig kennen und in lebendiger

Auseinandersetzung achten lernen

In unserer Arbeit die Brücke schlagen, zwischen der Welt des Gedankens und der Welt der Tat

Durch planmäßiges Körpertraining, Übung in Rettungsdiensten, durch Selbstdisziplin und durch das Erlebnis der See wesentliche Kräfte im jungen Menschen wecken, die ihm später helfen sollen

Durch Arbeit in der Gruppe, durch Einsatz für die Gemeinschaft, durch ernste Auseinandersetzung mit den Problemen der Zeit die Jugend die Verantwortung für den Nächsten, für die Lebensgemeinschaft in die sie gestellt ist, erkennen und bejahen lassen; dem jungen Menschen dadurch den Mut geben, zu seinen Erkenntnissen zu stehen und ihn widerstandsfähig machen gegen eine Verführung durch die Masse.“

Kein Wort von „Verfallserscheinungen“, kein Wort von „Therapie“ – nicht nur nicht dem Buchstaben nach, auch nicht nach dem Geist!

Am Beispiel der Kurzschule Weissenhaus lässt sich ablesen, wie gut geölt die Propagandamaschinerie der DGfEE funktionierte. Neben den oben erwähnten Prominentenbesuchen, die zumindest in der Regionalpresse Widerhall fanden, gab es da auch noch die BRD-weiten Medien. Schon im Jahr 1955 konnte Carl Möhlmann in der Nohlschen „Sammlung“ den Artikel „Die Kurzschule Weißenhaus der Deutschen Gesellschaft für Europäische Erziehung e. V.“ veröffentlichen. War dies nur etwas für Bildungs-Fachleute, so wurde das interessierte Bildungs-Bürgertum versorgt durch DIE ZEIT. „Auf der Konferenz in Gordonstoun war verabredet worden, gezielt die Presse zu informieren und zu Besuchen einzuladen. Marion Gräfin Dönhoff, Mitglied des Kuratoriums in Weissenhaus, spielte bei der Realisierung eine herausragende Rolle.“ (Helmer, 2016, S. 45) Aber es gab auch die Bösen Buben vom SPIEGEL, der bedeutendsten publizistischen Alternative zur ZEIT. Und dort erschien am 31. August 1954 unter

dem Titel „Wenn Du eingezogen wirst“ ein Artikel (Anonym, 1954) des Tenors: In Weissenhaus findet paramilitärische Ausbildung durch „Erzieher in Uniform“ statt. Erik Graf Platen meinte dazu noch vor wenigen Jahren sagen zu dürfen: „Kritiker, und die gab es natürlich, sahen im straffen Schulalltag vormilitärische Züge. Das lag dem Schulleiter und seinem Kollegium fern und entsprach nicht den Zielen Kurt Hahns. Disziplin war ein Mittel, um im Team das Motto der Schule 'Dienst am Nächsten – Dienst am Frieden' in so kurzer Zeit zu realisieren.“ (Platen, 2016, S. 56) So kann man das adligerweise sehen.

Eine der letzten Würdigungen der 1975 aus betriebswirtschaftlichen Gründen geschlossenen Kurzschule „Weissenhaus“ durch die ZEIT geschah im Juli 1972. Da war Marion Gräfin Dönhoff schon seit vier Jahren Chefredakteurin, bevor sie ein Jahr später Mitherausgeber(in) der ZEIT wurde. Wir lesen da den Beitrag „'Da hat's bei mir gefunkt'. An der Ostsee: Jungen lernen helfen“ (S.B., 1972) aus der Feder einer oder eines gewissen S.B. Es ist einer der üblichen Hahn-devotlerischen ZEIT-Artikel aus den Zeiten, da die Gräfin selbst die Feder führte oder aber auf ihr Geheiß führen ließ. Dennoch haften dem Artikel unabwischbare Spuren von Modernität an, wie man anhand des vorletzten Textabschnittes illustrieren kann: „Weissenhaus ist ein idealer Ort für Umwelterlebnis, Abenteuer und Hilfe durch die Tat: Zur Schule gehört die Bezirksfeuerwehr, eine Rot-Kreuz-Unfallstation und eine Tag und Nacht besetzte Rettungsstation an der Ostsee. Sportliches Training, Canadier-Regatten und mehrtägige Segelfahrten zur Insel Fehmarn erfordern nicht individuelle Höchstleistungen, sondern Teamarbeit und wachsende Willenskraft.“ Im ganzen Artikel kommt die Autorin/der Autor „B.S.“ übrigens gänzlich ohne die üblichen Phrasen von „Verfallserscheinungen“ und das Stereotyp „Erlebnis“ (mit den wahlweisen Suffixen „Therapie“ oder „Pädagogik“) aus.

3.7 Baad (1956 bis heute)

Schon bald konnte Weissenhaus die steigende Nachfrage nicht mehr befriedigen; eine weitere Kurzschule musste her. Die dritte Kurzschule der Bonner Republik wurde – mit US-Mitteln und solchen aus dem Bundesjugendplan – gar nicht auf deutschem Boden gegründet, sondern auf österreichischem; genauer: auf Voralberger Gebiet – und zwar am 1. August 1956. Nun gilt das Kleinwalsertal, ein Hochtal, an dessen Ende auf ca. 1250 Meter Seehöhe der Weiler Baad und dann noch weiter hinten die Kurzschule Baad liegt, gleichsam als „deutsches“ Gebiet. Es entwässert nach Norden, über die Iller bei Ulm in die Donau, ist einigermaßen einfach nur von Norden, also Oberstorf her erreichbar und stellt damit eine funktionale Enklave dar. Das bringt es mit sich, daß für das Kleinwalsertal bestimmte rechtliche Regelungen gab und gibt, die hier eigentlich keine Grenze zwischen zwei souveränen Staaten vorsehen. So gilt nach den

bayerischen und bundesdeutschen Corona-Regelungen das Kleinwalsertal nicht als „Ausland“. Baad ist also ganz weit weg und dennoch mitten drin.

Ein Bericht darüber, wie es überhaupt zu „Baad“ kam, findet sich im Protokoll der Sitzung des Kuratoriums für die Kurzschule Weissenhaus vom 25. Januar 1956. Ein Exemplar dieses Protokolls (oder vielleicht auch das einzige noch existierende) findet sich im Landesarchiv Baden-Württemberg – Hauptstaatsarchiv Stuttgart unter dem Nachlass Theodor Bäuerles, der sich auf die Laufzeit 1955-1956 bezieht und den (sachlich zutreffenden) Titel „Deutsche Gesellschaft für Europäische Erziehung e.V. und die von ihr betreuten Kurzschulen, insbesondere die Kurzschule Weissenhaus in Holstein“ trägt. In besagtem Protokoll liest man auf den Seiten 12-13 Folgendes:

„*Herr Richter* berichtet auf Wunsch des Kuratoriums dann kurz über den augenblicklichen Stand der Kurzschulpläne. Der Plan einer Bergschule stehe im Vordergrund, ermöglicht durch Spenden der Industrie und den amerikanischen Beitrag. Das Projekt einer eigenen Kurzschule in Berlin müsse zunächst zurückgestellt werden, da noch immer keine finanziellen Zusagen von Berlin zu diesem Zweck zu erreichen gewesen wären. Die Hauptschule für die Bergschule bestünde noch in der Ausfindigmachung eines geeigneten Objekts. Er habe im Moment 2 Möglichkeiten in engerer Wahl; bei dem einen handle es sich um ein für unsere Zwecke nahezu ideales Objekt im Kleinen Walsertal, wobei sich jedoch die Verhandlungen mit dem Besitzer noch bis zum 15.2. hinziehen würden [...]

Sollten sich die Verhandlungen jedoch zerschlagen, so sähe er eine 2. Möglichkeit in Hohenaschau zwischen Chiemsee und Kampenwand. Natürlich sei diese Gegend mit dem Kleinen Walsertal nicht zu vergleichen [...] *Gräfin Dönhoff* meint, dass dies immerhin schon ein erheblicher Fortschritt sei; lange Zeit hätte doch die Objektfrage nahezu unlösbar ausgesehen.“

Nur wenige Wochen nach dem Treffen des Weissenhaus-Kuratoriums findet am 12. März 1956 in Stuttgart eine Sitzung des Vorstandes der DGfEE statt, dessen Protokoll im schon bekannten Bäuerle-Nachlass zu finden ist. Wir werden davon zu Anfang des Kapitels über die 1960er (im 6. Kapitel) berichten, denn „Baad“ wird in und mit den 1960ern zum Paradebeispiel der deutschen Kurzschule.

3.8 Viele Wege führen nach Rom

Hier aber sei eine notwendige Anmerkung gemacht. Das vorliegende Buch betrachtet zentral die Entwicklung der deutschen Kurzschulen zwischen 1951 und 1986. Eine solche Betrachtung

tung verstärkt aus Sachgründen die in der erlebnispädagogischen Szene im deutschsprachigen Raum ohnehin vorherrschende Ansicht, die Kurzschule sei von Kurt Hahn als die einzige institutionelle oder institutionalisierbare Form zur Realisierung seiner „Erlebnistherapie“ gedacht. Dem ist nicht so. Kurt Hahn hat verschiedene Male Ausführungen gemacht, die die Möglichkeit mehrerer Wege zumindest andeutet. Am prägnantesten, klar und kurz zugleich, hat er sich dazu im Düsseldorfer Industrie-Club-Vortrag vom 22. April 1958 (Hahn, 1958c) geäußert. Ich gebe auszugsweise die einschlägige Redepassage wieder:

„Immerhin können wir heute auf hoffnungsvolle Versuche hinweisen, der Jugend der freien Welt die Heilquellen zu erschließen, die unseren Kindern zugute kommen Erstens: Die deutschen Kurzschulen [...] Einen zweiten Weg hat der Herzog von Edinburgh durch das Abzeichen gewiesen, das seinen Namen trägt [...]. Einen dritten Weg hat ein französischer Philantrop, M. Jean Walter eröffnet. Er hat im Jahre 1938 die Zellidja Foundation [mehr dazu im 9. Kapitel] ins Leben gerufen; sie bietet den höheren Schülern Frankreichs Stipendien an, um sorgsam zu planende Forschungsreisen zu unternehmen, und zwar ohne Begleitung. [...] Ich täusche mich nicht über die begrenzte Reichweite dieser heilsamen Unternehmungen – Leistungsabzeichen, Kurzschulen, Forschungsreisen –; sie können die sozialen Seuchen nicht heilen, aber sie haben deren Heilbarkeit erwiesen und sollten uns den Mut geben, den Generalangriff gegen die Festung des Feindes vorzutragen. Können wir die festgefügtten Vorurteile so weit überwinden, daß die öffentliche Schule den Willen aufbringt, zu schützen und zu heilen, und zu diesem Zweck bereit ist, den ganzen Tag der ihr anvertrauten Kinder unter ihre Verantwortung zu stellen? Das ist die Schicksalsfrage der Jugend überall in der freien Welt. Wir fordern die Gründung von Stadtrandschulen, die es als ihre vornehmste Pflicht ansehen, genauso wie die Landerziehungsheime ihre Schüler so zu erziehen, daß sie auch in der Umwelt von heute keinen Schaden an ihrer Seele nehmen.“ (Hahn, 1958c, S. 19-21)

Es wurde nichts aus Kurt Hahns Plan von der Stadtrandschule, für den er in Minna Specht (1956, 1957) eine Mitstreiterin hatte. Erst mehr als ein halbes Jahrhundert später wird in Deutschland rechtlich die Ganztagschule möglich – und in der Ausführung total vermurkt (Heckerens, 2017).

4 Die 1950er: Rollback & Rock 'n' Roll

Man oder eher doch frau könnte dieses Jahrzehnt auch ganz anders nennen; nämlich „Das Jahrzehnt der alten Männer“. Ende 1950 ist Kurt Hahn 74 Jahre alt, der Bundespräsident Theodor Heuss 76 und der Bundeskanzler Konrad Adenauer 84. Das ist ein Alters-Rollback erster Güte: Adolf Hitler war, als er sich im heldenhaften Kampf gegen den sowjetischen Untermenschen in einer kühnen Kommandoaktion selbst umbrachte, gerade erst mal 56 Jahre alt, der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda Joseph Goebbels bei seiner letzten Show, dem Mord seiner Kinder mit anschließendem Selbstmord, 47 Jahre und der Reichsführer SS Heinrich Himmler bei seiner letzten grandiosen Heldentat, seinem Suizid, erst 44. Danach kam die Stunde der Großväter.

Eher frau als man(n) könnte „Rollback“ weitaus mehr, als das im Nachfolgenden geschieht, darstellen unter einem Gender-Aspekt. Dazu gibt es gute Gründe. Als Peter Conradi, Schüler der Odenwaldschule Ober-Hambach (OSO) der Jahre 1947-1949, 1993 seinen Beitrag zum OSO-Heft für Minna Specht verfasste, schrieb er im zweiten Abschnitt dies:

„Die OSO war damals eine von Frauen geführte und bestimmte Schule. Das war normal für mich, denn in den Jahren davor waren die Männer im Krieg, und so war die Kindheit meiner Generation überwiegend von Frauen, von den Müttern, den Nachbarinnen und den Lehrerinnen bestimmt. Erst heute – Jahrzehnte später – wird mir klar, wie stark die Position der Frauen in dieser Zeit war, und ich frage mich, warum die Frauen in unserer Gesellschaft all das, was sie während des Krieges und danach an Selbständigkeit, an Verantwortung und Selbstvertrauen gewonnen hatten, in den folgenden Jahrzehnten wieder aufgegeben haben.“
(Conradi, 1993, S, 93)

Heute erstaunt es, dass diese Frage von niemandem sonst in dem ganzen 1993er OSO-Sonderheft für Minna Specht gestellt wird – auch nicht von den dort zahlreich vertretenen Frauen in diesem bald 200 Seiten umfassenden Sammelwerk. Offensichtlich hatten Feminist(inn)en damals Besseres zu tun. Dass nun aber gerade Peter Conradi den Punkt anspricht, ist nicht verwunderlich: Er war einer der hellsten und muntersten Köpfe der SPD zu Zeiten, als man sie als Linkliberaler noch ernst nehmen konnte, und dafür bekannt, immer wieder „unbeque-

me“ Fragen zustellen. Heutzutage ist das angesprochene Thema unter Frauenforscherinnen en vogue; ich verweise hier nur auf die online verfügbaren Publikationen aus neuerer Zeit (Hoffend, 2005; Lennox, 2005; Ramelsberger, 2015).

4.1 Der kalte Krieg

Die 1950er beginnen mit einem Jahr, das den bundesrepublikanischen Geschichtsrevisionisten jener Jahre allen Grund zur Hoffnung gab. Man hat dabei in außenpolitischer Perspektive vor allem an den im Juni 1950 ausgebrochenen Korea-Krieg zu denken. Mit dem Korea-Krieg war der „Kalte Krieg“ oder „Ost-West-Konflikt“, der ab 1947 klare Konturen gewonnen hatte, in eine neue Phase getreten. Nicht in die eines „Heißen Kriegs“, wohl aber in jene, die man später „Stellvertreter-Kriege“ nennen würde. Auch für „Stellvertreter-Kriege“ braucht man Menschen und Material, am besten solches vor Ort. Und „vor Ort“ war Deutschland nun tatsächlich: Mitten durch das Land – im Falle Berlins: mitten durch die Stadt – lief eine Passage der Ost-West-„Front“, die von höchster militärstragischer Bedeutung war.

Konrad Adenauer, der politisch schlaue Fuchs, erkannte die Chance sofort. Seitdem er im Herbst 1949 erster Kanzler der in den drei Westzonen gegründeten Bundesrepublik geworden war, verfolgte er das Ziel, aus der Bundesrepublik einen souveränen Staat zu machen. Das konnte sich der linksrheinische Katholik nur in den Kategorien des ostelbischen Protestanten Otto von Bismarck vorstellen: ein Nationalstaat, der sich auf die Macht der Bajonette stützt. Eine eigene Armee muss her! Und so trafen sich denn auf Betreiben Konrad Adenauers im Oktober 1950 im linksrheinischen Kloster Himmerod – in aller Diskretion, versteht sich – 15 Männer, vordem höchstrangige Befehlshaber der militärischen Mordmaschinerie Adolf Hitlers und wurden sich schnell einig. Ihr Abschlussdokument ist als „Himmeroder Denkschrift“ in die Geschichtsschreibung eingegangen (Rautenberg & Wiggershaus, 1967).

Die klösterliche Denkschrift einiger Wehrmachts-Altvorderen könnte man unter „Diverses“ im Kuriositätenkabinett der Geschichte archivieren, wäre es nicht eines der geschichts- und wirkungsträchtigsten Dokumente der Bundesrepublik. Ich zitiere zu dessen Bedeutung, was dazu als Jüngstes von der Bundeszentrale für politische Bildung verlautbar wurde:

„Im Eifelkloster Himmerod entwarfen deutsche Militärs die grundlegende Planung für die Bundeswehr: die 'Magna Charta der deutschen Wiederbewaffnung' [...]. Das darin erarbeitete militärische und sicherheitspolitische Konzept fügte sich in den aktuellen Ost-West-Konflikt ein, basierte aber auf den operativen Maximen des Generalstabs des Ostfeldzugs der Wehrmacht, die in der Sowjetunion einen Angriffskrieg geführt hatte. Manches klang wie eine Wiederauflage alter

Kriegspläne: Es ginge in der Zukunft um eine europaweite 'Gesamtverteidigung von den Dardanellen bis nach Skandinavien'. Man verstand Verteidigung dabei 'von vornherein offensiv' und sah die Bewaffnung mit 'modernen Waffen', sprich: Atombomben, vor. Totaler Krieg ganz im Geist der Wehrmacht. Diese 'Himmeroder Denkschrift' kann als eigentliche Geburtsstunde der Bundeswehr bezeichnet werden.“ (Bald, 2015)

Der erste Abschnitt besagter Denkschrift befasst sich mit politischen, militärischen und psychologischen Voraussetzungen für einen deutschen Wehrbeitrag im anstehenden (Dritten Welt-) Krieg. Er enthält die Forderung, dass die Westmächte und die Regierung Adenauer die „Diffamierung“ der Wehrmacht und Waffen-SS einstellen, die wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschheit angeklagten oder verurteilten Wehrmachts-Soldaten freilassen, sofern sie auf Befehl oder Grundlage alter (Nazi-)deutscher Gesetze gehandelt haben, schwebende Verfahren einstellen und eine „Ehrenerklärung für den deutschen Soldaten“ abgeben. Einer der Hintergründe für die grundsätzliche Forderung nach Rehabilitation lag in der prekären wirtschaftlichen und sozialen Situation ehemaliger Berufssoldaten. Mit dem Alliierten Kontrollratsgesetz Nr. 34 waren ihre staatliche Besoldung und Ansprüche auf Pensionen entfallen. Im Öffentlichen Dienst bestanden Einstellungsverbote für sie, wegen fehlender ziviler Berufsqualifikationen waren ihre Möglichkeiten, eine Arbeitsstelle zu finden, stark eingeschränkt. Viele ehemalige Berufssoldaten lehnten es ab, sich am Aufbau neuer Streitkräfte zu beteiligen, solange diese Regelungen bestanden.

Die Niemeroder fanden offene Ohren. Schon im Januar 1951 gab der damalige Oberbefehlshaber der NATO-Streitkräfte, Dwight D. Eisenhower, gegenüber Bundeskanzler Konrad Adenauer eine Ehrenerklärung für die Soldaten der Wehrmacht ab. Anfang Dezember 1952 zog der Bundeskanzler Konrad Adenauer seinerseits vor dem Deutschen Bundestag mit einer Ehrenerklärung für die Soldaten der Wehrmacht nach; diese Erklärung wurde am 17. Dezember 1952 auch auf die Angehörigen der Waffen-SS erweitert. Und damit sich die Berufssoldaten der Wehrmacht und der Waffen-SS nicht länger wegen ihrer Pensionsansprüche grämen mussten, verabschiedete der Deutsche Bundestag im Mai 1951 das „Gesetz zur Regelung der Rechtsverhältnisse der unter Artikel 131 des Grundgesetzes fallenden Personen“ (außer Kraft getreten im Oktober 1994). Es regelte die Rechtsverhältnisse von Beamten in der 1949 gegründeten Bundesrepublik Deutschland, die vor dem 8. Mai 1945 in das Beamtenverhältnis berufen worden und danach ausgeschieden waren, ohne seitdem wiederverwendet oder versorgt worden zu sein. Berufssoldaten von Wehrmacht und Waffen-SS, faktisch betraf dies v.a. das Offizierkorps, waren damit rehabilitiert und alimentiert.

Nach dem furiosen Start des ideologischen und politischen Rollbacks in der jungen Bundesrepublik im Jahre 1950 ging es in der Folgezeit weiter aufwärts. Der „Mythos Wehrmacht“

(Bald, o.J.; Bald, Klotz & Wette, 2001) war geboren, die Mär von der „sauberen Wehrmacht“, die Legende vom „unbefleckten Waffenrock“, an der sich bis heute nicht nur die „Reichsbürger“ dieses Landes laben. Wer einen Vater hatte, der in der Hitler-Armee dienen musste, aber dabei klaren Verstand und menschlichen Anstand bewahrte und nicht qua Befehl zum Mörder werden musste, konnte wissen: Das war eine Lüge von Anfang an. Aber bei den meisten Menschen der Bundesrepublik verfiel sie auf Jahre. Es dauerte von Kriegsende an ein halbes Jahrhundert und mehr, bis dieses Lügengespinnst öffentlichkeitswirksam zerrissen wurde – durch die „Wehrmachtsausstellung“.

Gemeint sind damit zwei Wanderausstellungen des Hamburger Instituts für Sozialforschung, die von 1995 bis 1999 und von 2001 bis 2004 zu sehen waren. Die erste hatte den Titel „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“, die zweite, auf vorgebrachte Kritik reagierend, „Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941-1944“. Beide machten die Verbrechen der Wehrmacht in der Zeit des Nationalsozialismus, vor allem im Krieg gegen die Sowjetunion, einer breiten Öffentlichkeit bekannt. Beiden gemeinsam war die Grundaussage von der Beteiligung der Wehrmacht am Vernichtungskrieg des NS-Regimes gegen die Sowjetunion, am Holocaust sowie am Porajmos, dem Genozid an den Roma und Sinti.

Eine Anmerkung noch. Im Februar 1946 schreibt der siebzigjährige Rentner Konrad Adenauer an Bernhard Custodis, seinen Geistlichen Rat und Schulfreund, der an St. Elisabeth in Bonn als Pfarrer wirkte. Der Brief wurde der Öffentlichkeit erst 1983 zugänglich gemacht (Morsey & Schwarz, 1983, S. 172; zitiert nach Winkler, 2019, S. 5-6). Dort meint der Schreiber anklagend, das deutsche Volk habe sich „fast widerstandslos, ja zum Teil mit Begeisterung [...] gleichschalten lassen.“ Und er fährt fort:

„Darin liegt seine Schuld. Im übrigen hat man aber auch gewußt – wenn man auch die Vorgänge nicht in ihrem ganzen Ausmaße gekannt hat –, dass die persönliche Freiheit, alle Rechtsgrundsätze, mit Füßen getreten wurden, daß in den Konzentrationslagern große Grausamkeiten verübt wurden, daß die Gestapo, unsere SS und zum Teil auch unsere Truppen in Polen und Russland mit beispiellosen Grausamkeiten gegen die Zivilbevölkerung vorgingen. Die Judenpogrome 1933 und 1938 geschahen in aller Öffentlichkeit.

Man kann also wirklich nicht behaupten, dass die Öffentlichkeit nicht gewusst habe, dass die nationalsozialistische Regierung und die Heeresleitung ständig aus Grundsatz gegen das Naturrecht, gegen die Haager Konvention und gegen die einfachsten Gebote der Menschlichkeit verstießen.“

Nur vier Jahre später lässt Konrad Adenauer, inzwischen erster Kanzler der neu gegründeten

Bundesrepublik die bewährten Bluthunde der Wehrmacht wieder gegen die Völker der Sowjetunion und ihre Verbündeten von der Leine. Seine moralische Empörung hatte eine Halbwertszeit von maximal zweieinhalb Jahren. Damit war er damals nicht alleine. Einer der zentralen Anklagen der bundesrepublikanischen „68er“ betraf eben diese Verlogenheit. Und auch jene zur Shoah.

„Die ersten Berichte über das Warschauer Ghetto und die Todeslager finden kaum Resonanz, manchmal nicht einmal einen Verlag. Weder an der Seine noch am Rhein kamen die amtierenden Starintellektuellen auf den Gedanken, ihre Essays Briefe und Tagebücher mit Reflexionen über den Massenmord an den europäischen Juden zu beschweren. Simon de Beauvoir füllte in den Pariser Cafés Tausende von Seiten mit ihren Nachkriegsmemoiren. Albert Camus schrieb Hunderte von Leitartikeln und einen berühmten Essay über den Menschen in der Revolte. Der Holocaust spielt darin noch nicht einmal eine Nebenrolle.“ (Radisch, 2020, S. 51)

Auch nicht bei Jean-Paul Sartre. Der schreibt kurz nach der Befreiung von Paris einen später unter dem Titel „Réflexions sur la question juive“ („Überlegungen zur Judenfrage“) veröffentlichten Essay, der im Oktober 1944 fertig ist und in den Jahren 1945/46 stückweise im französischen Original veröffentlicht wird (auf Deutsch: Sartre, 1994). Da wird in bester existentialistischer Weise hin räsoniert und her schwadroniert, aber mit keinem Satz erwähnt, dass die Nazis zur „endgültigen Klärung der Judenfrage“ millionenfachen Mord betrieben haben; auch an den Jüdinnen und Juden von Paris und selbst jenen aus dem unbesetzten Frankreich unter dem Vichy-Regime.

Und das mit Hilfe französischer Exekutivkräfte, bisweilen sogar – wie im Falle der Pariser Vel-d'Hiv-Razzia – ohne Aufforderung oder gar Zutun der deutschen Besatzungsmacht. Erst ein halbes Jahrhundert nach Kriegsende hatte der damalige Staatspräsident Jacques Chirac 1995 den Mut, die Mitschuld Frankreichs an der Deportation der französischen Juden anzuerkennen. Man ahnt, wie schwer sich selbst die Franzosen getan haben mit Auschwitz, wohin die im Sommer 1942 im Vélodrome d'Hiver (dem Wintervelodroms) unweit des Eiffelturms Eingepferchten zur Ermordung gebracht wurden. Und es verwundert angesichts der jahrzehntelangen kollektiven Verdrängung und Verleugnung von Auschwitz in Gesellschaft und Staat Frankreichs nicht, dass sich Jean-Marie Le Pen, 1972 Gründer des Front National, ermuntert sah, ab 1987 wiederholt öffentlich zu erklären, Auschwitz sei nur ein „Detail“ der Geschichte des Zweiten Weltkriegs.

Von da ist es gedanklich nicht weit zur Verlautbarung Alexander Gaulands im Sommer 2018 auf dem Bundeskongress der AfD-Nachwuchsorganisation „Junge Alternative“: „Hitler und

die Nazis sind nur ein Vogelschiss in über 1000 Jahren erfolgreicher deutscher Geschichte.“ Die Deutsch-Nationalen der 1950er, die in „Nürnberg“ offensichtlich ein größeres Problem sahen als in „Auschwitz“ (oder auch nur „Dachau“ mit seinen mörderischen Außenlagern um Landsberg am Lech), hätten den Satz sicher mit klammheimlicher Freude gehört – wenngleich sie natürlich die vulgäre Ausdrucksweise kritisiert hätten.

4.2 Landsberg am Lech: Romantik und Verbrechen

Das Jahr 1951 beginnt in der Bundesrepublik mit einem Ereignis, das man als Provinzposse oder als Symbolakt ansehen kann. Die Geschichte spielt am 7. Januar, 1951, nicht am 6. Januar, dem Epiphantias-Tag, oft auch Drei-Königstag genannt, oder früher. Denn da konnte man als guter Christ, römisch-katholischen wie protestantischen Bekenntnisses, eine solch säkulare Veranstaltung nicht stattfinden lassen, wollte man nicht das Empfinden empfindsamer Christen kränken, von denen die in diesem Punkte besonders sensiblen Römisch-Katholischen an besagtem Orte die Mehrheit stellten. Der 7. Januar war der erste „gute“ Termin für eine säkulare Veranstaltung in bayerischen Landen. Der 7. Januar 1951 fiel auf einen Sonntag. Ein gut gewählter Termin, wollte man – nach Ende der örtlichen Gottesdienste natürlich – als Redner viel Publikum vor sich haben.

Und das hatte man am 7. Januar 1951 auf dem zentralen Platz der Stadt vor dem Rathaus mit seiner wunderschönen Rokokofassade von jenem Stuckateur, der die nur eine Autostunde nach Süden liegenden Wieskirche so ausgestaltet hat, dass sie 1983 zum Weltkulturerbe erklärt wurde. Landsberg am Lech ist heute die vorletzte, die Wieskirche die letzte Station der Romantischen Straße vor Neuschwanstein. Die Redner von damals, das zeigen Photographien (vgl. etwa Staats, 2020, S. 18), blicken auf jene Fassade hinunter; sie reden auf dem zum Rathaus hin abfallenden Gelände gleichsam von oben herab. Die Zuhörer waren zahlreich: 4.000 sollen es gewesen sein (Staats, 2020), ein Drittel der Gesamtbevölkerung (inkl. Alten und Kleinkindern), also gut die Hälfte all derer, die zum Hauptplatz aus eigener Kraft und nach eigenem Willen hätten kommen können; in der Mehrzahl sind es Jungs und Männer. Welch eine machtvolle Demonstration des „Volkswillens“.

Das für die Nachwelt im Bild dokumentiertes Verhalten der dort und damals Versammelten zeugt von klassischer „Manneszucht“. Um das Rednerpult herum ist ein freies Karree von ca. sechs auf sechs Meter, akkurat gebildet mit Winkeln, die man mit allem Recht „rechte“ nennen kann. Hier zeigt sich im Detail, was man(n) alles Gutes gelernt hat in jenem tausendjährigen Jahrzwölft, das erst ein gutes halbes Jahrzehnt zuvor durch massive Gewaltanwendung von außen zu Ende gekommen war. Und jetzt wollen diese Gewaltanwender von draußen auch noch deutsche Männer umbringen, die sich zwischen 1933 und 1945 in und für Deutschland um Volk

und Staat verdient gemacht haben. Das ist das Thema besagter Versammlung am 7. Januar 1951 auf dem Hauptplatz von Landsberg am Lech: Die Besatzungsmächte mögen die Männer entlassen, die gefangen gehalten wurden in dem berühmten Gefängnis der Stadt (Raithel, 2013), 1908 „in zurückhaltend klassifizierendem Jugendstil“ (so die Fremdenführer-Notierung) erbaut und nach Ende des Ersten Weltkriegs mit einer Festungsabteilung für „respektable“ Gefangene (wie etwa Adolf Hitler 1923/24) versehen.

Manchen der Gefangenen, deren Freilassung gefordert wird, droht gar der Tod durch Erhängen – Otto Ohlendorf etwa. Als einer der Redner, der Münchner Gebhard Seelos, Mitglied des Deutschen Bundestages und dort Fraktionsvorsitzender der Bayernpartei, diesen Namen nennt, hört man von hinten, wo sich rund 300 nicht-deutsche Gegendemonstranten aus Unterkünften am Stadtrand versammelt hatten, die Rufe „Massenmörder“. Das bleibt nicht ohne Folgen: „Es kommt zu Rangeleien mit den Umstehenden. Am Ende geht die Polizei gegen die Holocaust-Überlebenden vor, und aus der Menge brüllt es: 'Juden raus!'“ (Staas, 2020, S. 18)

Man muss zum Verständnis dieser Szene zumindest drei Fragen beantworten:

- War die hier geschilderte Versammlung vom 7. Januar 1951 in Landsberg am Lech eine Ausnahme oder typisch für die Bundesrepublik von 1951?
- Weshalb gibt es dort und damals Holocaust-Überlebende?
- Wer war Otto Ohlendorf?

Fangen wir mit der letzten Frage an. Otto Ohlendorf. Jg. 1907, war in der Nazi-Zeit SS-Gruppenführer und Generalleutnant der Polizei, Befehlshaber der Einsatzgruppe D und Amtschef (SD-Inland) im Reichssicherheitshauptamt (RSHA). Über seine Tätigkeit als Befehlshaber der Einsatzgruppe D erklärt er im Vorfeld der am 20. November 1945 beginnenden Nürnberger Prozesse 15 Tage zuvor eidesstattlich: „Als die deutsche Armee in Russland einmarschierte, war ich Fuehrer der Einsatzgruppe D im suedlichen Sektor [Ukraine, Krim, Kaukasus], und im Laufe des Jahres, waehrend dessen ich Fuehrer der Einsatzgruppe D war, liquidierte sie ungefaehr 90.000 Maenner, Frauen und Kinder. Die Mehrzahl der Liquidierten waren Juden, aber es waren unter ihnen auch einige kommunistische Funktionaere.“ (Ohlendorf, 1945) Ja, Otto Ohlendorf einen „Massenmörder“ zu nennen, war vollkommen berechtigt.

Kommen wir damit zur zweiten Frage: Warum gibt es in Landsberg am Lech anfangs des Jahres 1951 Holocaust-Überlebende in nennenswerter Zahl? Ab 1944 war Landsberg am Lech, Garnisonsstadt seit Zeiten, da die Bayern noch auf die Preußen schossen, und seit 1937 „Stadt der (Hitler-)Jugend“ eine feste Stütze des NS-Regimes (Posset, 1993), dann doch noch mal etwas ganz Besonderes. Die kleine Stadt am Lech war ab 1944 Sitz der Kommandatur und neben anderen Gemeinden im Kreis Standort des größten Konzentrationslagerkomplexes („Kau-

fering“) auf Reichsgebiet. Zweck der Maßnahme: Die Häftlinge sollten im Rahmen des Rüstungsprojekts „Ringeltaube“ drei gigantische unterirdische Bunker zur Produktion des neuen Düsenstrahljägers „Messerschmitt Me 262“ bauen. Rund 15.000 überlebende KZ-Häftlinge wurden Ende April 1945 von der 7. US-Army befreit; die Zahl der beim Unternehmen „Ringeltaube“ auf vielfältige Weise zu Tode gebrachten KZ-Häftlinge (manche durch Verbrennen bei lebendigem Leibe) bewegt sich zwischen der gleichen und der dreifachen Zahl (Landsberg Kaufering erinnern, o.J.).

Die US-Army richtete unmittelbar nach der Kapitulation des Deutschen Reiches in einer großen Landsberger Kaserne ein Lager für Displaced Persons (DP) ein; viele davon waren Überlebende der Shoah (ausf. Urban, o.J.). Einige von ihnen gründeten die ab Oktober 1945 erscheinende „Landsberger Lager-Caitung-Arojsgegeben fun Komitet fun gewezene jidisze politisze gefangene“. „Am Donersztik 15 Nowember 1945“ erscheint eine „Ekstra-Ojsgabe“ mit dem Titel „Engliszer Farat“ und der Schlagzeile „Di gerechte forderung fun jidiszn folk bagrobn in a komisje!“ Was war geschehen? Ernest Bevin, britischer Gewerkschaftsführer und Labour Party-Politiker, Großbritanniens Arbeitsminister 1940-1945 und Außenminister 1945-1951 hatte wieder einmal Widerstand gezeigt gegenüber jedem – und jetzt eben auch von den USA unterstützen – Plan, den Juden in Palästina eine Heimstatt zu geben. Das Landsberger „Juden-Lager“ war einer jener Orte, in denen Holocaustüberlebende zur Überzeugung kamen, dass nur ein eigener Staat, den es mit Klauen und Zähnen zu verteidigen gälte, ihnen Sicherheit zu geben vermochte.

Zumindest aber zu der Überzeugung, dass Europa, in dem bis zum Holocaust die ganz überwiegende Mehrheit der weltweit verstreuten Jüdinnen und Juden gelebt hatte, kein safe place (mehr) ist, schon gar nicht ein Ort, in dem man menschenwürdig leben kann. Die Allermeisten der dem deutschen Morden entkommenen europäischen Jüdinnen und Juden, die den Weg nach Palästina respektive Israel oder aber in die USA suchten, waren für mehr oder minder lange Zeit in Landsberg am Lech. Dass man darüber lange Jahre nahezu nichts wusste und auch heute noch allzu wenig weiß, liegt einmal daran, dass Stadt und Landkreis Landsberg am Lech Jahrzehnte lang Musterbeispiele für Verdrängen, Verleugnen und Verneinen waren. Und zum anderen daran, dass Holocaustüberlebende den Namen der Stadt, an dessen Rand sie in „Unterkünften“ mehr vegetierten als lebten, einfach nicht mehr wussten – oder wissen wollten.

So etwa Esther Safran Foer, deren im November 2020 bei Kiepenheuer & Witsch. Köln erschienenen Buch den geradezu trotzig klingenden Titel „Ihr sollt wissen, dass wir noch da sind“ (Foer, 2020a) trägt. Esther Safran Foer. Jg. 1946, ist keine „Holocaustüberlebende“. Solche sind ihre Eltern, und zwar die einzigen ihrer Familien. Aber sie ist eine jener vielen, deren Leben von Wunden und Narben des Holocaust gezeichnet sind. Erst als Erwachsene erfährt die Autorin durch eine eher beiläufige Bemerkung ihrer Mutter, dass ihr Vater vor der Beziehung

zur ihrer Mutter schon eine andere Familie hatte, von der Frau und Tochter von den Nazis umgebracht wurden, während er auf Nazi-Befehl andernorts zum Arbeitseinsatz war. Dieser ersten Familie folgt ihr Vater in den Tod nach, als er sich 1954 im äußerlich sicheren USA-Exil das Leben nahm. Zuvor aber gelang es diesem Mann und seiner zweiten Familie über Deutschland aus Lodz, Polen, das in der unmittelbaren Nachkriegszeit eine polnische Fortsetzung des deutschen Antisemitismus erlebte, zu fliehen. Sie fanden Schutz in einem „Displaced Persons Camp in Bayern“ (Foer, 2020b, S. 25), in dem Jiddisch die Umgangssprache war (Foer, 2020b, S. 26). Das kann nur in Landsberg am Lech gewesen sein.

War das, was am 7. Januar 1951 auf dem Marktplatz der Kleinstadt Landsberg am Lech geschah, Ausnahme oder Regel? Nach allem, was wir wissen, eine Ausnahme darin, dass die staatliche Obrigkeit schon knappe sechs Jahre nach offiziellem Ende des Hitler-Regimes wieder auf Jüdinnen und Juden einprügelt. Diese Landsbergsche Besonderheit hat wohl mit bestimmten historischen Eigentümlichkeiten des Ortes zu tun. Zu den schon oben erwähnten seien hier ergänzend zwei hinzugefügt. In privilegierter Landsberger Festungshaft sitzt in den Jahren 1920-1924 Anton Graf von Arco auf Valley, Jg. 1897, im Ersten Weltkrieg zum Leutnant aufgestiegen und danach Student der Jurisprudenz in München. Im Februar 1919 ermordet er mit Pistolenschüssen von hinten Kurt Eisner, den ersten Ministerpräsidenten des Freistaats Bayern und den einzigen Linken, den dieser bis heute an der Staatsspitze haben würde. Der Grund: „Eisner ist Bolschewist, er ist Jude, er ist kein Deutscher, er fühlt nicht deutsch, untergräbt jedes vaterländische Denken und Fühlen, ist ein Landesverräter.“ (zitiert nach Ullrich, 2009)

Für solch „edle“ Motive hat die Münchener Justiz im Einklang mit der Justiz der Weimarer Republik insgesamt volles Verständnis. Die für den Grafen von Arco auf Valley aus Tiroler Uradel, seit 1614 in Bayern, zunächst rechtmäßig ausgesprochene Todesstrafe wird in lebenslängliche Festungshaft umgewandelt, von der er vier Jahre in Landsberg am Lech absitzen muss, um danach als freier Mann im Jahre 1927 auch noch amnestiert zu werden. Und die vier Jahre Festungshaft in Landsberg am Lech waren nun auch nicht allzu streng. Das Gefängnispersonal, von oben bis unten eingewoben in das soziale Netz dieser erzkatholischen Kleinstadt, die ihre materielle Grundlage und ideologische Identität daraus bezog, dass sie seit Jahr und Tag eine Garnisons- und Verwaltungsstadt war, machte es dem Grafen, der dem Judäo-Bolschewismus die Stirn zu bieten wagte, commod: Er durfte nach Belieben ausgehen und Besuche empfangen, tagsüber arbeitete er als Praktikant auf einem benachbarten Gut (Hirschberg, 1998) und eine gute Maß wird ihm niemand verwehrt haben.

Die Juden waren das eine, das die am Lech wohnenden Landsberger fürchten; und das schon seit Langem. Im Furcht-Regime hinzugekommen war 1917 der Bolschewismus. Das Schlimmste aber war ein lebensbedrohender Cocktail aus dem beiden: der Judäo-Bolschewis-

mus. Das war keine Erfindung der Nazis; die nämlich haben nur die schon 1917 durch Alexander Fjodorowitsch Kerenski im Kampf gegen Lenin in die Welt gesetzte entsprechende Grundkonstruktion aufgegriffen. Derjenige, der das am besten umzusetzen wusste, war Adolf Hitler in „Mein Kampf“. Der schrieb das Buch in den Jahren 1923/24 unter den beschriebenen privilegierten Bedingungen einer Landsberger Festungshaft. Das einheimische Gefängnispersonal wusste alle begünstigenden Kontexte bereitzustellen, unter denen ein solcher Text erblühen konnte.

In diesem Text wird – als eine der milden Maßnahmen – das Einprügeln auf Juden wärmstens empfohlen. Und das haben deutsche „Exekutivorgane“ wie etwa Polizisten denn auch ab Januar 1933 bestens ausgeführt. Aber damit ist ja im Mai 1945 mit der bedingungslosen Kapitulation des Dritten Reiches Schluss. Wollen uns diejenigen glauben machen, die vom Mai 1945 als „Stunde 0“ reden und von einem völligen „Neustart Deutschlands“ im Sommer 1945 parlieren. Wir werden einen solchen Schönredner gleich noch näher kennen lernen. Die historisch-kritische Frage aber lautet: Welchen Grund gäbe es anzunehmen, die Judenverprügelnden Landsberger Polizisten von 1951 hätten etwas für sie völlig Ungeübtes vollbracht? Keinen!

Die ganz überwiegende Mehrzahl der Polizisten, die im Nazi-Reich oft tatkräftig und meist aus voller Überzeugung Terror ausübten, wurde in den Staatsdienst der Bundesrepublik (samt Sicherung der Pensionsansprüche) übernommen (Käppner, 2011). „Und hätte man vor fünfzig Jahren jene Kriterien angelegt, die nun aus guten Gründen im Fall des Angeklagten John Demjanjuk gelten – die Justiz hätte viele Hunderttausende vor Gericht stellen müssen, nämlich alle, die Teil des großen Räderwerks waren, das die Maschinerie des Mordens am Laufen hielt. Viele Täter gehörten zum Beispiel zur Polizei, die maßgeblich am Holocaust und an Verbrechen an Regimegegnern und Zwangsarbeitern beteiligt war.“ (Käppner, 2011). Nun ja, nicht überall in der jungen Bundesrepublik wurde von deutschen Polizisten auf Juden eingepüßelt. Aber das hatte weniger damit zu tun, dass an anderen Orten der Bundesrepublik und West-Berlins als Landsberg am Lech ein besonders fortschrittlicher Geist die Oberhand gewonnen hätte – es mangelte grundsätzlich an jüdischem „Verprügelungsmaterial“ wie es auf Grund bestimmter historischer Umstände nun einmal und einmalig in Landsberg am Lech vorhanden war.

Die andere Seite des Landsberg am Lech nach dem Mai 1945 war die: Die Gefangenenanstalt Landsberg am Lech wurde am 30. April 1945 von Streitkräften der US-Armee befreit. Ab 1. Januar 1947 richtete die US-Armee dort das War Criminal Prison No. 1 ein. Hier wurden Freiheitsstrafen und Todesurteile aus diversen Prozessen gegen deutsche Kriegsverbrecher vollstreckt. Die letzten Todesurteile im Gefängnis von Landsberg am Lech wurden im Juni 1951 realisiert. Menschen, die wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschheit („Ge-

nozid“ war damals noch kein juristischer Tatbestand) angeklagt waren, wurden vor der Hinrichtung bewahrt, ihre langjährigen, mitunter lebenslänglichen (Ersatz-)Haftstrafen radikal gekürzt, und viele von ihnen alsbald frei gelassen. Das alles auf Initiative des US-amerikanischen Hochkommissars John J. McCloy, der dies als „Geste der Versöhnung“ ausgab, wohl wissend, dass anders die Deutschen nicht als Militärpartner gegen die UdSSR zu gewinnen wären.

Zu den letzten Sieben in Landsberg am Lech 1951 Hingerichteten gehört der oben genannte Otto Ohlendorf (Deller, o.J.). Otto Ohlendorf war ein feinfühligler Mensch. Er führte von Juli 1941 bis Juli 1942 als SS-Brigadeführer die Einsatzgruppe D in Rußland, die in dieser Zeit 90.000 Menschen umbrachte, zunächst in Massenerschießungen – als diese zu psychischen Problemen in den Kommandos führten, auf seine Veranlassung hin in Vergasungswagen. Den Opfern wurde gesagt, sie würden umgesiedelt, und sie bestiegen meist arglos die LKWs, in die die Motorenabgase eingeleitet wurden. Es gab zwei Anwälte, die die Hinrichtung Otto Ohlendorfs verhindern wollten. Der eine war ein US-Amerikaner, der andere ein Deutscher: der hier schon mehrfach genannte Hellmut Becker. Der zweifelte nicht an Otto Ohlendorfs massenhafter Morderei, sah in ihm aber – was immer das in dem Zusammenhang heißen und bedeuten mag – einen „echten Intellektuellen“ (Raulff, 2009, S. 391). Hellmut Becker würde recht bald in den Vorstand der DGfEE aufgenommen werden und auf Jahrzehnte hinaus deren Politik entscheidend mitgestalten. Man wird ihm in diesem Buch noch öfters begegnen.

Mit Landsberg am Lech, das seit 1990 meine Kreisstadt ist, weil das Westufer des Ammersees auf Landsberger Kreisgebiet liegt, habe ich schon Ende der 1960er meinen Frieden gemacht. Das hat mit Jonny Cash zu tun. Der hat im Mai 1969, zur besten „68er“-Zeit das Livealbum „At Folsom Prison“ rausgebracht, das im Januar des Jahres in der Haftanstalt Folsom State Prison in Kalifornien aufgenommen worden war. Mit der Musik konnte man selbst mit und in einer „Ente“ von Heidelberg nach Saloniki gurken, ab Salzburg auf Landstraßen und ohne Alpentunnels. Den „Folsom Prison Blues“ höre ich bis heute, wenn ich unser Wohnmobil für eine wirkliche Reise in Bewegung setze. Im Jahr 1950 ging Jonny Cash zur U.S. Air Force und wurde ab Oktober 1951 auf der Landsberg Air Base, dem früheren Fliegerhorst Penzing, bei der 12th Radio Squadron Mobile des United States Air Force Security Service eingesetzt und hörte auf einer Abhörstation Morsesignale aus dem sowjetischen Funkverkehr ab. Im nahe gelegenen Landsberg am Lech kaufte er sich im Musikhaus Ballach für 20 DM eine Gitarre und begann, damit auf Bühnen aufzutreten. Hier gründete er seine erste Band, die „Landsberg Barbarians“ (der Titel eine Parodie auf den der lokalen Army-Postille „Landsberg Bavarians“). Nachdem er im Oktober 1951 im „Amerikino“ in der Landsberger US-Kaserne den Film „Inside the Walls of Folsom Prison“ gesehen hatte, machte er noch auf der Landsberg Air Base erste Skizzen für den nach seiner Rückkehr in die USA 1954 veröffentlichten „Folsom Prison Blues“. Er wurde sein Markenzeichen.

Hören konnte man diesen Song in Deutschland bis in die 1960er hinein aber nicht im öffentlich-rechtlichen Rundfunk und Fernsehen der Bundesrepublik. Wohl aber auf dem Sender, zu dem mich meine einige Jahre älteren Cousins aus meinem Heimatort Guttenbach-Neckargerach zur Grundschulzeit (ab 1954) verführten: AFN – American Forces Network, von 1943 bis in die 1990er-Jahre das Synonym für die Rundfunkaktivitäten des US-Militärs im westlichen Mitteleuropa. Die Cousins waren seit Langem AFN-addicted, und ich bin mir heute sicher, dass sie im Krieg – der Vater „im Feld“, die Mutter nachsichtig und überlastet – „Feindsender“ (ab-)hörten. Jetzt vergötterten sie AFN, denn dort konnte man die Songs eines jungen US-Amerikaners hören, der im gleichen Alter war wie meine Cousins: Elvis Presley. Der war kurz vor 9 Uhr am Morgen des 1. Oktober 1958 an der Columbuskaje in Bremerhaven von Bord des Truppentransporters „USS General Randall“ gegangen, um für anderthalb Jahre seine US-Wehrpflicht in Deutschland abzuleisten. Die deutschen Elvis-Fans waren begeistert, die selbsternannten Hüter der „deutschen Kultur“ entsetzt.

4.3 Marion Gräfin Dönhoff: Kurt Hahns Chefpropagandistin

Marion Gräfin Dönhoff wird nachfolgend deshalb so viel Platz eingeräumt, weil sie in der ganzen Zeitspanne, die im vorliegenden Buch betrachtet wird, die bedeutendste Redakteurin und Publizistin war, die die Hahnsche Sache mit zunehmendem Gewicht öffentlichkeitswirksam unterstützte. Wer sie nur aus den Jahren ab 1971 kennt, aus der Zeit, nachdem ihr der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verliehen worden war, wird hier eine etwas andere Marion Gräfin Dönhoff kennen lernen: die ostpreußische Adelige protestantischer Konfession als eine ausgesprochen deutsch-nationale Konservative.

Am 21. Februar 1946 erschien die erste Ausgabe der ZEIT. Aber es gibt auch eine längst vergessene und Jahrzehnte lang verschollene Null-Nummer vom 15. September 1945, die erst kürzlich im Archiv von Helmut Schmidt in Langenhorn entdeckt wurde. Axel Schuster, Archivar bei der ZEIT-Stiftung, der Marion Dönhoff Stiftung und der Bundeskanzler-Helmut-Schmidt-Stiftung hat beide Zeitausgaben der Öffentlichkeit zugänglich gemacht und sie miteinander verglichen (Schuster, 2021). Eines seiner Ergebnisse lautet: „Auf Seite 3 [der Null-Nummer] war außerdem ein [sehr, sehr] kurzer Beitrag 'Die Lage der KZ-Häftlinge' geplant. In der Ausgabe vom Februar 1946 gibt es dagegen keinen einzigen Artikel, der sich ausdrücklich und kritisch mit den nationalsozialistischen Verbrechen und ihren Opfern auseinandersetzt. Die ZEIT sollte sich damit noch lange schwer tun.“ (Schuster, 2021, S. 3) Wie tief „braun“ die ZEIT in ihren Anfängen war und wie national-konservativ damals die – über jeden Nazi-

Verdacht erhabene – ZEIT-Redakteurin Marion Gräfin Dönhoff, dokumentiert die ZEIT selbst in zwei neueren Artikeln (Staas & Friederichs, 2021; Werner, 2021).

Im Totschweigen der jüdischen Ermordeten war DIE ZEIT in der jungen Bundesrepublik nicht allein. Im „Stuttgarter Schuldbekenntnis“ des Rats der Evangelischen Kirche in Deutschland vom Oktober werden Jüdinnen und Juden nicht erwähnt. Ich zitiere eine jüdische Stimme aus dem heutigen Deutschland:

„Inhaltlich bietet das Schuldbekenntnis aus heutiger Sicht einige Probleme. So ist der Massenmord an den Juden mit keiner Silbe erwähnt. Die Formulierungen im Komparativ (‘nicht mutiger’, ‘nicht treuer’, ‘nicht brennender’) können so verstanden werden, dass durchaus viel Mut, Treue und Brennen vorhanden gewesen seien, aber eben nicht genug.

Die Verstrickungen mit dem Regime und das unselige Wirken der ‘Deutschen Christen’ sowie der Antisemitismus in der Kirche finden keine Erwähnung. Unpräzise bleibt zudem, wer überhaupt mit dem ‘wir’ in der Erklärung gemeint ist – nur die Unterzeichner oder alle Evangelischen oder gar das ganze deutsche Volk?

Innerhalb Deutschlands traf das Dokument zum Teil auf heftige Ablehnung. Im hannoverschen Kirchenamt [Oberlandeskirchenrat war damals der Hahn-Spezi Hanns Lilje] füllten die Protestbriefe ganze Kartons. Menschen fühlten sich für Verbrechen in Mithaftung genommen, obwohl sie sich unschuldig wähnten. In ihrer Selbstwahrnehmung waren sie Opfer, nicht Täter.“ (Mockler, 2015)

Die römisch-katholische Kirche hat ihren Mitgliedern bis heute jegliche Schmach in Sachen „Shoah“ erspart. Sie ist neuerdings immerhin schon so weit vorangeschritten, dass im Jahr 2020 – hier liegt kein Tippfehler vor – die Deutsche Bischofskonferenz unter dem Datum des 17. Februar 2020 in der Pressemitteilung Nr. 022 verkünden konnte: „Deutsche Bischofskonferenz und Zentralrat der Juden diskutieren über Papst Pius XII. und die Shoah.“ (Deutsche Bischofskonferenz, 2020). Da kann ich mit den Worten des erzkatholischen Engels Aloisius nur sagen: „Halleluj, Luja!, sog i, Luja sog i, Zefix Halleluja, Luja. . .“

Die Überlebenden der Shoah waren klug genug zu wissen, woran sie mit diesen Nachkriegs-deutschen waren. Nicht nur in Landsberg am Lech, sondern auch anderswo. Davon zeugt ein Witz, der nur in der jüdischen Gemeinschaft entstanden sein konnte. Überliefert hat ihn uns Josef Joffe. Der konnte das, ohne das Risiko einzugehen, von den links-liberalen Gojim Deutschlands wegen „Antisemitismus“ ans Kreuz (natürlich aus deutscher Eiche) genagelt zu werden. Der jüdischstämmige Herausgeber der ZEIT hat uns in der Weihnachtsausgabe der ZEIT des Jahres 2020 einen nachdenkenswerten Feuilleton-Artikel zu „Antisemitismus“ geschenkt. Der beginnt mit folgendem Abschnitt:

„Nachkriegszeit, Frankfurter Hauptbahnhof. Ein Überlebender schleppt seinen Koffer durch die Halle und spricht einen Reisenden an: 'tschuldigung. Sind Sie Antisemit?' – 'Was fällt Ihnen ein, Sie Rüpel? Natürlich nicht!' So geht's von einem zum anderen, bis einer blafft: 'Ja, bin ich. Ich kann dieses Judenpack nicht ausstehen!' Der Jude lächelt beglückt: 'Endlich ein ehrlicher Mensch. Würden Sie bitte kurz auf meinen Koffer aufpassen?'" (Joffe, 2020, S. 48)

Das ist die ZEIT von heute, die in der jungen Bundesrepublik war eine ganz andere. Da die ZEIT damals ihre Zeit ja nicht den Opfern der Nazi-Verbrechen widmen musste, hatte sie beste Gelegenheit, sich anderer „Opfer“ anzunehmen. In der ersten ZEIT-Ausgabe des Jahres 1951 erschien unter der Überschrift „Recht in Bordeaux“ ein Artikel über das Massaker von Ascq – so der heutige Name des einschlägigen Wikipedia-Eintrags. Das Massaker in der Ortschaft Ascq, in Nordfrankreich acht Kilometer östlich von Lille und Ort einer wichtigen Bahnstrecke an die Atlantikküste, war ein von Angehörigen einer Kompanie der SS-Aufklärungsabteilung 12 der deutschen 12. SS-Panzer-Division „Hitlerjugend“ in der Nacht vom 1. auf den 2. April 1944 im besetzten Frankreich verübtes Kriegsverbrechen, bei dem 86 Zivilisten ermordet wurden. Auf der Bahnstrecke in der Nähe hatte die Résistance ein Attentat auf den Zugverkehr der Nazi-Besatzungstruppen verübt. Das Massaker von Ascq ging in das kollektive Gedächtnis Frankreichs ein. Nicht zuletzt deshalb, weil bereits drei Jahre später der damalige Präsident der Französischen Republik Vincent Auriol in Ascq den Grundstein für eine Gedenkstätte legte und der Résistance-Kämpfer und Poet Louis Arragon den Hingemordeten von Ascq 1954 ein Gedicht widmete.

Vincent Auriol und Louis Arragon waren Linke und für die/den Verfasser(in) des hier betrachteten ZEIT-Artikels offensichtlich ein Schreckensbild des Bolschewismus. Entsprechend der politischen Orientierung war auch die Unterscheidung von Opfer/Täter verschieden. Für Vincent Auriol und Louis Arragon waren die 68 Ermordeten die Opfer, für die/den Verfasser(in) des ZEIT-Artikels hingegen die neun Männer jener mörderischen Kommandoeinheit, die nach Kriegsende ausfindig gemacht werden konnten. Die/der Verfasser(in) des ZEIT-Artikels feiert es als einen Sieg der Gerechtigkeit über das Recht, dass das Todesurteil über diese neun Männer, die hier nur als Opfer von Siegerjustiz erscheinen, in Haftstrafen (aus denen sie noch in den 1950ern entlassen werden sollten) umgewandelt wurden.

Der Artikel (M., 1951) ist mit „M“ gekennzeichnet, worunter man mit guten Gründen Marion Graf von Dönhoff vermuten darf; zum einen hat sie sich dieser Abkürzung auch andernorts bedient und zum anderen ist es ein Artikel ganz in ihrem Geist und Stil: eine kluges Klein- und Wegreden von Nazi-Verbrechen. Das entspricht ganz dem Zeitgeist und ist Populismus auf gehobenem Niveau. Dergleichen rächte sich in diesem wie in vergleichbaren Fällen. Es gibt so etwas wie die Wiederkehr des Verdrängten, von der Marion Graf von Dönhoff nichts wissen

kann, weil sie den Juden deutscher Zunge Sigmund Freud – zumindest damals noch nicht – gelesen hatte. Ich betrachte hier nur zwei Beispiele von Wiederkehr im Falle des Massakers von Ascq.

Das erste Beispiel ist ein französisches. Der Gründer des rechtsextremen Front National, Jean-Marie Le Pen, hat 2005 die deutsche Besatzung im Zweiten Weltkrieg als „nicht besonders inhuman“ bezeichnet und in diesem Zusammenhang auch das Massaker von Ascq verharmlost. So etwas ging in der Bundesrepublik der 1950er, nicht im heutigen Frankreich. Jean-Marie Le Pen wurde Februar 2008 zu einer dreimonatigen Haftstrafe auf Bewährung sowie einer Geldstrafe von 10.000 Euro verurteilt, und das Urteil zuletzt 2012 in zwei vom Verurteilten angestrebten Gerichtsverfahren bestätigt: „Massacre d’Ascq: Jean-Marie Le Pen condamné pour ‘contestation de crimes contre l’humanité’“ titelt am 7. April 2012 die regionale La Voix du Nord (G., 2012).

Der zweite Fall von Wiederkehr des Verdrängten ereignet sich in Deutschland mehr als sieben (in Zahlen: 7) Jahrzehnte nach dem Massaker. Im Oktober 2017 wurde bekannt, dass die Generalstaatsanwaltschaft Celle in dieser Sache ein Verfahren wegen Beihilfe zum Mord gegen einen der neun Täter, den zu diesem Zeitpunkt 94-jährigen ehemaligen SS-Unterscharführer Karl Münster, führt. Das Verfahren wurde im März 2018 eingestellt, da eine erneute Verurteilung in derselben Sache nicht zulässig ist; denn verurteilt worden war Karl Münster ja bereits in Frankreich. Aber ihm drohte Ungemach wegen einer anderen Sache: Im Juli 2019 teilte die Staatsanwaltschaft Hildesheim mit, sie habe Karl Münster wegen Volksverhetzung und Verunglimpfung Verstorbener angeklagt. Hintergrund der Anklage: Im November 2018 war Karl Münster mit einem entsprechenden Redebeitrag aufgetreten auf einem Rechtsextremisten-Treffen im Privathaus des führenden Neonazis Thorsten Heise, auf dessen Anwesen sich ein Denkmal für die Waffen-SS, einschließlich Abzeichen der 12. SS-Panzer-Division befindet. Karl Münters Tod im September 2019 machten allen rechtlichen Bemühungen ein Ende.

Marion Gräfin Dönhoffs oben behandelter ZEIT-Artikel vom Januar 1951 war wohl vorbereitet durch einen im Oktober des Vorjahres und hier mit ihrem vollen Namen versehenen ZEIT-Artikel des Titels „Kriegsverbrechen und das Völkerrecht“. Dort bestreitet sie eloquent, rhetorisch geschickt und deutsch-national bis in die Knochen die Rechtmäßigkeit der Nürnberger Prozesse. Ich referiere die zentrale Passage:

„Nürnberg war falsch, weil es von falschen Voraussetzungen ausging. Damals glaubte man, der Normalzustand unserer Welt sei gut und die Menschen vernünftig und lediglich das, was in Deutschland geschehen war, sei eine Abirrung, ein Sonderfall. Und eben darum schuf man ein Sonderrecht. Auf der Londoner Konferenz von 1945 über die Kriegsverbrecherverfahren wurde ein Viermächtebeschluß gefaßt, der die Grundlage des Statuts von Nürnberg bildete, und bei dem die Rus-

sen daran mitwirkten, diejenigen zu verurteilen, mit denen sie gemeinsam den Angriffskrieg gegen Polen vorbereitet hatten. Ob dieses Viermächtestatut tatsächlich ein Teil des *Völkerrechts* ist, dürfte dadurch noch zweifelhafter geworden sein. Man legte damals die sehr vagen Begriffe des Völkerrechts zugrunde und bediente sich nicht des deutschen oder angelsächsischen Strafrechts, weil man ja ganz neue Tatbestände als Verbrechen erfassen wollte, so den Angriffskrieg und die Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Man führte diese Gesetze mit rückwirkender Gültigkeit ein, weil man fürchtete, der 'Gesetzgeber' des verbrecherischen Staates sonst nicht habhaft zu werden. Man ließ den höheren Befehl als schuld-ausschließend nicht zu, weil man glaubte, daß im Führerstaat dann, außer Hitler selbst, niemand zur Verantwortung gezogen werden könnte. Und die Universalität des Rechtes, das *tu quoque* – du auch – beachtete man nicht, denn es handelte sich ja um einen Sonderfall. All das war objektiv betrachtet begreiflich, aber es führte zu einer vollkommenen Verwirrung des Rechtsbewußtseins.“ (Dönhoff, 1950)

In den Augen der zivilisierten Welt gelten die Nürnberger Prozesse heute als Durchbruch des Prinzips, dass es für einen Kernbestand von Verbrechen keine Immunität geben darf. Erstmals wurden die Vertreter eines zum Zeitpunkt ihrer Taten souveränen Staates für ihr Handeln zur Rechenschaft gezogen. Als Nürnberger Prozesse gingen die von den vier Alliierten vereinbarten und vom Gericht angewendeten Grundsätze in das Völkerrecht ein:

- Jede Person, welche ein völkerrechtliches Verbrechen (zu dem seit 1951, also erst nach Ende der Nürnberger Prozesse auch Genozid gehört) begeht, ist hierfür strafrechtlich verantwortlich.
- Auch wenn sein nationales Recht für ein völkerrechtliches Verbrechen keine Strafe androht, ist der Täter nach dem Völkerrecht strafbar.
- Staatsoberhäupter und Regierungsmitglieder sind für von ihnen begangene völkerrechtliche Verbrechen nach dem Völkerrecht verantwortlich.
- Handeln auf höheren Befehl befreit nicht von völkerrechtlicher Verantwortlichkeit, sofern der Täter auch anders hätte handeln können.
- Jeder, der wegen eines völkerrechtlichen Verbrechens angeklagt ist, hat Anspruch auf ein ordnungsgemäßes Verfahren.

Eine Anmerkung noch: Marion Gräfin Dönhoff übersetzte *crime against humanity* mit „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“, wie das bis heute selbst bei bekannten Autor(inn)en und

renommierten Verlagen der Fall ist (etwa Sands, 2018; vgl. Heekerens, 2018). Ich selbst übersetze wie sonst auch im vorliegenden Buch *crime against humanity* mit „Verbrechen gegen die Menschheit“ und folge damit der Argumentation von Hannah Ahrendt in ihrer deutschen Ausgabe von „Eichmann in Jerusalem“: „Das den Nürnberger Prozessen zugrunde liegende Londoner Statut hat [...] die 'Verbrechen gegen die Menschheit' als 'unmenschliche Handlungen' definiert, woraus dann in der deutschen Übersetzung die bekannten 'Verbrechen gegen die Menschlichkeit' geworden sind — als hätten es die Nazis lediglich an 'Menschlichkeit' fehlen lassen, als sie Millionen in die Gaskammern schickten, wahrhaftig das Understatement des Jahrhunderts.“ (Ahrendt, 1968, S. 399)

Nehmen wir einen dritten und letzten Text der Marion Gräfin Dönhoff, in der sie uns ihre Künste zeigt, die Deutschen Nachkriegsdeutschlands ausschließlich als Opfer darzustellen, den 8. Mai 1945 nur als Tag der Niederlage zu betrachten und die Nürnberger sowie verwandte Prozesse als „Siegerjustiz“ zu brandmarken. Es würde lange dauern und große Kraft von Vielen erfordern, diese Art von Geschichtsschreibung zu dekonstruieren, ihre Ideologie offenzulegen und eine andere Geschichtsschreibung, die „der Wahrheit“ näher kommt, zu etablieren. So dauerte es beispielsweise vier Jahrzehnte ab Kriegsende, bis ein deutscher Bundespräsident, Richard von Weizsäcker nämlich, sagen konnte: „Der 8. Mai [1945] war ein Tag der Befreiung. Er hat uns alle befreit von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft.“ Wir werden auf diesen Richard von Weizsäcker später und in anderem Zusammenhang noch zu sprechen kommen.

Der hier zu behandelnde Dönhoffsche ZEIT-Artikel wurde am 8. März 1951, also zwei Monate nach den oben geschilderten „Begebenheiten“ in Landsberg am Lech veröffentlicht und trägt den Titel „Landsberger Begnadigungen. Todesurteile und Drohbriefe. Das Echo auf Landsberg im In- und Ausland“ (Dönhoff, 1951a). Ja, es gab Zeiten, da kannte man im Aus- und Inland Landsberg am Lech aus anderen Quellen als den Reiseprospekten für die „Romantische Straße“ und den Immobilienbroschüren zu „Wohnen am Westufer des Ammersees“. Der Artikel ist rhetorisch raffiniert, voll intellektueller Subtilität, populistisch und deutsch-national bis zum Geht-nicht-mehr. Die zentrale Botschaft, mehr zwischen als in den Zeilen zu lesen lautet: Hätten die Siegermächte die juristische Aufarbeitung der Nazi-Verbrechen den Deutschen überlassen statt „Siegerjustiz“ auszuüben, dann wäre die unmittelbar nach Kriegsende ohne Zweifel vorhandene Zustimmung der Deutschen zur juristischen Vergangenheitsbewältigung erhalten geblieben und nicht, wie geschehen – siehe oben: Landsberg am Lech – in Ablehnung umgekippt, eben weil sie als Siegerjustiz erlebt wurde. Gut gebrüllt, Löwin. Es ist nur so: Das ist Unsinn-Geschrei.

Welche (bundes-)deutsche Justiz hätte denn im Nachkriegsdeutschland und der jungen Bundesrepublik Recht sprechen können in Sachen Kriegsverbrechen, Verbrechen gegen die Mensch-

heit und Genozid, wo sich die Jurist(inn)en Deutschlands doch in ihrer überwältigenden Mehrheit und schon sehr früh aus eigenem Antrieb „dem Führer“ unterworfen und nach dessen Selbstmord nichts anderes zu tun hatte, als ihr tiefes Braun zu leugnen, zu verdecken oder mit allerlei Bleichmittel aufzuhellen. Ich will hier nicht den scharfen und bissigen Kommentatoren dieser Angelegenheiten das Wort geben, sondern Raum lassen für die ausgewogenen Worte aus dem Bundesministerium für Justiz und Verbraucherschutz (1989) anlässlich der Ausstellung „Justiz und Nationalsozialismus“, die nach Ministeriumsworten als „der erste ernsthafte justizeigene Beitrag zur Auseinandersetzung mit der NS-Justiz und ihren Folgen“ anzusehen ist. Wir reden hier wohlgerne von 1989, dem 40. Jahr der Bundesrepublik. Von den breiten und zumeist sachkundigen Ausführungen seien im Nachfolgenden nur jene Passagen referiert, die klar machen, wie lächerlich der Gedanke ist, die bundesdeutsche Justiz sei in der Lage gewesen, aus eigener Kraft Recht zu sprechen zu Kriegsverbrechen, Verbrechen gegen die Menschheit und Genozid, die von Deutschen, in deutschem Namen oder auf Befehl bzw. Veranlassung von deutscher Obrigkeit begangen wurden:

„Nach dem Machtantritt fand Hitler auch in der Justiz Zustimmung und Unterstützung. Am 7. April 1933 empfing Hitler die Repräsentanten der deutschen Richterschaft, die ihm erklärten, die deutschen Richter würden geschlossen und mit allen Kräften an der Erreichung der Ziele mitarbeiten, die sich die Regierung gesetzt habe. Der 7. April war der Tag des Inkrafttretens des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums, das jüdische Mitbürger und politische Gegner aus dem öffentlichen Dienst und damit auch aus der Justiz ausschloss. Bereits am 28. Februar 1933 hatte durch die Verordnung zum Schutz von Volk und Staat, die die Grundrechte außer Kraft setzte, die Demontage des Rechtsstaates begonnen. Die Freiheit der Person stand zur Disposition. Politische Gegner wurden in 'Schutzhaft' genommen, in Lager gesperrt und gefoltert. All dies unterlag weder richterlicher noch anderweitiger staatlicher Kontrolle.

Während sich das Regime etablierte und offen seine Gegner terrorisierte, schworen im Oktober 1933 in Leipzig vor dem Reichsgericht mehr als 10.000 Juristen mit erhobenem rechten Arm und unter Berufung auf Gott, Hitler auf seinem Weg als deutsche Juristen bis an das Ende ihrer Tage folgen zu wollen. Viele machten diesen in die Geschichte als 'Rütl-Schwur' eingegangenen Satz wahr. Insbesondere das Strafrecht wurde zum Kampfinstrument gegen rassische Minderheiten und politische Gegner umfunktioniert. Schon lange vor Inkrafttreten der Nürnberger Rassengesetze glaubten Zivilgerichte der nationalsozialistischen Ideologie dadurch gerecht werden zu müssen, dass die Volksgemeinschaft als neue Rechtsidee

herausgestellt wurde. So genügte es zum Beispiel, mit einem jüdischen Ehepartner verheiratet zu sein, um die Ehe erfolgreich anfechten zu können.

Zur rascheren Aburteilung von Widerstand und oppositionellem Verhalten wurden Sondergerichte – die Roland Freisler 'eine Panzertruppe der Rechtspflege' nannte – und der berüchtigte Volksgerichtshof eingerichtet. Insgesamt wurden von 1933 bis 1945 von den zivilen Strafgerichten etwa 16.000 Todesurteile verhängt. [...]

Der rechtspolitisch und historisch interessanteste Teil [Teil III der Ausstellung] zeigt, dass es der deutschen Justiz nach dem Zusammenbruch des ‚Dritten Reiches‘ in weiten Teilen nicht um späte Gerechtigkeit, sondern um Rechtfertigung ging: ‚Was damals Recht war, kann doch heute kein Unrecht sein‘ lautete eine gängige Verteidigungsstrategie.

Diesen Rechtfertigungsbemühungen blieb der Erfolg nicht versagt. Der Ausgang vieler Verfahren gegen NS-Juristen widerspricht unserem Gerechtigkeitsempfinden. Kein einziger Richter der Sondergerichte oder des Volksgerichtshofes wurde wegen eines der zahlreichen Unrechtsurteile von bundesdeutschen Gerichten rechtskräftig verurteilt. [...] Von einer Aufarbeitung der Unrechtsjustiz des NS-Staates in der Bundesrepublik Deutschland kann keine Rede sein. Am Ende steht die biologische Amnestie.“ (Bundesministerium für Justiz und Verbraucherschutz, 1989)

Es gibt Menschen, die bevorzugen zum Verständnis von Geschichte Geschichten, also anschauliche Beispiele. Ich präsentiere nachfolgend einige. Da ist zum einen Österreich, dessen Verhalten in Sachen „Selbstreinigung“ nach Mai 1945 gleichsam als gigantische Feldstudie anzusehen ist. Österreich hatte seit 1955 volle staatliche Souveränität, einen faktischen Friedensvertrag mit den vier Alliierten und keine Besatzungstruppen mehr im Land. Bis dahin gab es auf dem Staatsgebiet Österreichs keinen von den Alliierten und Besatzungsmächten angestregten Prozess wegen Kriegsverbrechen oder Verbrechen gegen die Menschheit („Genozid“ war ja noch kein Straftatbestand), ja, es gab noch nicht einmal ein von den Alliierten und Besatzungsmächten eingerichtetes Gefängnis, in dem dieser Verbrechen Angeklagte einsaßen. Nach Dönhoffschem Postulat also beste Voraussetzungen für eine wahre „Selbstreinigung“. Nur: Sie unterblieb.

Es dauerte bis 1986, also 41 Jahre nach Kriegsende und 31 Jahre seit der danach folgenden Neugründung eines souveränen österreichischen Staates, bis sich in der Alpenrepublik etwas tat in Sachen „Selbstbearbeitung der Nazi-Vergangenheit“ (Uhl, 2018). Der Anstoß dazu kam im Wesentlichen von außen: Kurz vor der Wahl zum Bundespräsidenten Österreichs als Kandidat der Österreichischen Volkspartei (die heute mit Sebastian Kurz den Bundeskanz-

ler stellt) machten die New York Times und der Jüdische Weltkongress darauf aufmerksam, dass Kurt Waldheim, kurz nach dem „Anschluss“ Österreichs ans Deutsche (Nazi-)Reich dem NS-Studentenbund, der SA und der SA-Reiterstandarte 5/90 beigetreten sowie in Diensten der Wehrmacht tätig gewesen sei – auch bei „Kampagnen“ auf dem Balkan und in Griechenland, die als „Kriegsverbrechen“ zu gelten haben. Das war in Österreich (aber auch sonst in der Welt) niemandem so recht „aufgefallen“, seit er kurz nach dem Krieg in den diplomatischen Dienst Österreichs aufgenommen worden war, 1964 dessen UNO-Botschafter, 1968 dessen Außenminister und 1970 UN-Generalsekretär wurde. Oh, welch herrliche Zeiten, da man als Alt-Nazi Weltkarriere machen konnte.

„Österreich ist kein akzeptables Beispiel, Österreich ist ein Anti-Beispiel“ höre ich die protestantische ostpreußische Gräfin sagen, die mir erklären würde, in Sachen Moral, das sei doch seit Zeiten des Alten Fritz bekannt, habe Preußen nichts gemein mit jenem Österreich, von dem man nicht genau wisse, ob und in welchem Maße sich seine verlotterte Moral mehr balkanischem Schlendrian oder römisch-katholischer Vergessenskultur verdanke. Nehmen wir, ohne ihrer – fiktiven! – Anklage Österreichs zuzustimmen, daher zwei Beispiele „aus dem Reich“. Und zwar nicht irgendwelche – wie etwa einen in der Ukraine zwangsrekrutierten KZ-Hilfsaufseher. Sondern markante und bedeutende Figuren des Nazi-Terrors mit unleugbar teutonisch-deutscher Herkunft: Adolf Eichmann, den „Chefplaner der Endlösung“, und Josef Mengele, den „Todesengel von Auschwitz“.

Fangen wir mit Josef Mengele an. Alles, was im Nachfolgenden an Aussagen getroffen wird, ist bestens dokumentiert und beruht auf jüngster Dokumentation (Marwell, 2020). Josef Mengele war im Sommer 1949 die Flucht nach Buenos Aires (Argentinien) gelungen, weil es an einem „Aufarbeitungswillen“ des westdeutschen Volkes doch allzu sehr mangelte – nicht aber an alten Netzwerken aus der Nazizeit (von Altnaziseilschaften bis zu römisch-katholischen Protektionen hinauf bis in den Vatikan). Und es gab neue Helfer(innen); zu denken hat man da v.a. an die von der USA als Re-Import in Sizilien und Süditalien etablierte und mit der römisch-katholischen Kirche bestens verbandelte Mafia, die für Geld oder die Aussicht darauf, alles organisierte. Das war die Realität der von Marion Gräfin Dönhoff in ideologischer Verblendung postulierten „Selbstheilung“. Welchen Spott dieses Gedankenkonstrukt verdient, demonstriert die bundesrepublikanische Wirklichkeit im Falle Josef Mengeles in besonderer Weise.

Der wollte seine verwitwete Schwägerin Martha Mengele heiraten. Um die zu treffen, flog der „Todesengel von Auschwitz“ 1956 mit gefälschten Papieren, beschafft von unerschütterlichen Freunden des „Führers“ in Südamerika, über New York City nach Genf, um von da an den vereinbarten Treffpunkt Engelberg in der Zentralschweiz zu reisen. Dort traf er Martha und seinen 1944 in Freiburg im Breisgau geborenen Sohn Rolf aus früherer Ehe. Außerdem

nutzte er die Gelegenheit – er konnte sich der auf dem rechten Auge stockblinden bundesrepublikanischen Exekutive bis hinunter zum kleinen Grenzbeamten sicher sein –, um Visite in seiner Geburtsstadt Günzburg an der Donau zu machen. Josef Mengele führte den Verwaltungsapparat der jungen Bundesrepublik gleich danach noch einmal an der Nase herum, wenn dieser nicht schon vorab auf Mengele-Kurs gewesen sein sollte.

Um seine Hochzeit mit Martha zu ermöglichen, benötigte Mengele eine Geburtsurkunde. Im Sommer 1956 beantragte Mengele deshalb bei der deutschen Botschaft in Buenos Aires Ausweispapiere auf seinen richtigen Namen und erhielt im September 1956 ohne Umstand einen neuen deutschen Reisepass, denn in Deutschland lag kein Haftbefehl gegen ihn vor. So lebte es sich gut als damals größter Verbrecher gegen die Menschheit. Und er starb, auch weil er aus der bundesdeutschen Justiz heraus vor eventueller Nachforschung der bundesdeutschen Rechtsbehörden rechtzeitig gewarnt wurde, und die bundesdeutsche Justiz alles Energische vermissen ließ, 1979 in Brasilien, ohne dass er jemals für seine Verbrechen zur Verantwortung gezogen worden wäre. Die jüdischen Auschwitz-Überlebenden, ihre Nachkommen und Freunde in aller Welt verachten Deutschland deswegen bis heute.

Vor einem bundesrepublikanischen Gericht auch nicht zur Verantwortung gezogen wurde ein zweiter Nazi-Großverbrecher: Adolf Eichmann. Auch hier gilt: Was im Nachfolgenden an Aussagen getroffen wird, ist bestens dokumentiert und beruht auf jüngster Dokumentation (Stangneth, 2011). Adolf Eichmann gelang auf dem schon oben beschriebenen „Standardweg für hohe NS-Chargen“ 1950 die Flucht nach Argentinien. Seit 1952 kannte der bundesrepublikanische Auslandsgeheimdienst seinen Aufenthaltsort. Der hieß zuerst und seit seiner Gründung 1946, noch vor Beginn der Bundesrepublik und auf Geheiß der US-Besatzungsmacht erfolgt, „Organisation Gehlen“. Die Mitarbeiter waren beste Alt-Nazis und logierten auf feinsten NS-Liegenschaft, jener der „Siedlung für Angehörige des Stabes des Stellvertreters des Führers“ in Pullach an der Isar etwas südlich von München.

Dem Generalmajor a. D. Reinhard Gehlen, früher Chef der Abteilung „Fremde Heere Ost“ (FHO), war es gelungen, das gesamte Archiv der FHO-Abteilung des einstigen deutschen Generalstabs Anfang 1945 nach Bayern zu transportieren und in 50 Stahlkisten zu vergraben. Die USA-Behörden erkannten ebenso schnell wie im Falle des Raketenspezialisten Wernher von Braun dessen Bedeutung für ihre Interessen im sich abzeichnenden Generalkonflikt mit der UdSSR. Wie viel Blut da an den Händen der jeweils Protegierten haftete, war den beteiligten US-Behörden egal. Nicht ganz egal war den „Organisation Gehlen“-Mitarbeitern nach Gründung der Bundesrepublik, dass sie schon vom Namen her als Alt-Nazis erkenntlich waren. Da traf es sich gut, dass ein gewisser Hans Globke für „Ordnung“ sorgte: Im April 1956 wurde die „Organisation Gehlen“ als „Bundesnachrichtendienst“ in die Bundesverwaltung übernommen. Damit geschah weitaus mehr als das übliche Reinwaschen vom Braunen mittels Ausstellen

von „Persil-Scheinen“. Hier wurde ein veritables „Meister Proper-Zertifikat“ ausgestellt. Wenn eine braune Hand die andere braune Hand wäscht, so sind beide hinterher blitzsauber und blütenrein – das ist womöglich das größte aller „Wunder“-Leistungen der jungen Bundesrepublik.

Nur: Wie konnte Hans Globke die Reinwaschung der „Organisation Gehlen“ bewerkstelligen und weshalb tat er das? Hans Globke wurde unter der Kanzlerschaft Konrad Adenauers sofort, nämlich schon 1949 im Bundeskanzleramt zum Ministerialdirigenten ernannt und stieg 1953 als Nachfolger des in den Bundestag gewählten Otto Lenz zum Beamteten Staatssekretär und somit zum Chef des Bundeskanzleramtes auf. „Chef des Bundeskanzleramtes“ kann man nur als Tarnbezeichnung werten, faktisch war er in den Jahren 1953 - 1963 nicht nur der heimliche Generalsekretär der CDU, sondern auch der geheime Kanzler der jungen Bundesrepublik; Konrad Adenauer, der in seiner politischen Karriere ja nie über (Kölner) Lokalpolitik hinaus gekommen war, piffte in wesentlichen Dingen der Innen- und Außenpolitik nach Hans Globkes Pfeife. So weit, so gut. Wäre da nicht „die Sache von Gestern“ gewesen, die zunehmend mehr ans Tageslicht gezerrt wurde, wogegen Hans Globke und seine Gesinnungsgenossen bis hoch ins Bundeskanzleramt alles in ihrer mächtigen Macht stehende – letztendlich vergeblich – taten. Die „Sache von gestern“: Hans Globke war zu Nazi-Zeiten nicht einfach ein „Groß-Nazi“, er war ein „Größest-Nazi“, der wesentlich mithalf, die juristischen und Denkvoraussetzungen für den Holocaust zu schaffen. Darüber hätten nach dem Zusammenbruch Hitler-Deutschlands einige Personen nähere Auskunft geben können – allen voran Adolf Eichmann.

Und deshalb hat die „Organisation Gehlen“ bzw. der Bundesnachrichtendienst seine Kenntnisse über Adolf Eichmanns Aufenthaltsort(e) in Südamerika mit aller gebotenen Diskretion behandelt. Dumm nur, dass einer der wenigen hochrangigen Juristen der jungen Bundesrepublik, Fritz Bauer, hessischer Generalstaatsanwalt in den Jahren 1956 - 1968, ins Spiel gebracht wurde. Der, Jude, Homosexueller, KZ-Häftling und von den Nazis ins Exil gezwungen, war keiner, mit dem man das in der frühen Bundesrepublik übliche Spiel „Wäschst Du meine braunen Hände sauber, mach ich Deine braunen Hände rein“ treiben konnte. Fritz Bauer war für dergleichen Tauschgeschäfte nicht zu haben und deshalb konnte er – und nur er! – ab 1963 (wie spät!!) den ersten „Auschwitz-Prozess“ eröffnen. Fritz Bauer hat 1957 durch einen an ihn persönlich gerichteten Brief des mit ihm befreundeten Holocaust-Überlebenden Lothar Hermann aus Buenos Aires Genaueres über den Aufenthaltsort Adolf Eichmanns erfahren. Er hat, wohl wissend, dass die bundesrepublikanische Justiz nur ein blass-schwarzer Aufguss eines tief-braunen Suds war, seine Informationen – damit Kopf und Kragen riskierend – an den israelischen Auslandsgeheimdienst Mossad weitergegeben, der nach Israel-internen Querelen Adolf Eichmann durch ein kühnes Kommando-Unternehmen 1960 der israelischen Gerichtsbarkeit zuführte. Der israelischen, weil sich die deutsche Gerichtsbarkeit doch allzu sehr zierte bzw. ihr von allzu vielen „Nazi-Verzierereien“ die notwendige Klarsicht verstellt war.

Seit wann eigentlich kennen sich Kurt Hahn und Marion Gräfin Dönhoff, um zu ihr als Person zurückzukehren? Höchstwahrscheinlich schon aus der Zeit vor Gründung der Bundesrepublik. Es gibt da nämlich einen ZEIT-Artikel mit dem Titel „Ein [sic!] Schule der Selbstbewährung“ in der ZEIT vom 15. Januar 1948, für den es keine Verfasserangabe gibt (daher hier: Anonym, 1948). Der Text dieses Artikels ist heute in einer online-Version erhalten, die allerdings so stark vom Original abweichend – siehe Titel „Ein“ statt „Eine“ – geboten wird, dass man den korrekten Text rekonstruieren muss, aber auch kann. Der Text wurde von jemandem verfasst, der (wohl 1947) Gordonstoun zusammen mit Anderen besichtigen und mit Kurt Hahn sprechen konnte. Wir wissen, dass Kurt Hahn für solche Art Bildungstourist(inn)en in Gordonstoun Unterkunft und für ihre Reisekosten Zuschüsse bzw. Ersetzung aus Spendengeld verschafft hat.

Nach längerer Textanalyse bin ich bis zum Beweis des Gegenteils der Überzeugung, dass der Text von Marion Gräfin Dönhoff stammt. Nur ein Detail: Wer sonst hätte damals in der ZEIT eine Beschreibung von Kurt Hahns Kopf geliefert mit der Bemerkung „prägnant, aber nicht kantig, so als hätte Barlach ihn entworfen“ (Anonym, 1948; Rekonstruktion des ursprünglichen Textes durch den Autor). Der Text ist weitaus mehr Hahn-freundlich als in jenem Maße, das man als Dank für die Einladung hätte erwarten dürfen. Da wird der Kurt Hahn aus Salemer Zeit gleichsam zum antifaschistischen Kämpfer stilisiert und der Kurt Hahn des Jahres 1947 zum Hoffnungsträger für die westdeutsche Bildungslandschaft. Der Artikel ist der erste seiner Art in der ZEIT und begründet eine Tradition der wohlwollenden ZEIT-Berichterstattung zu Kurt Hahn und seinem Werk – zumindest, wenn der Beitrag aus (bundes-)deutscher Feder stammt.

Ich werte es als Bestätigung meiner vermuteten Dönhoffschen Verfasserschaft, dass das akribische Forscherduo, Helga Weber und Jörg Ziegenspeck, das sich auf viele heute nicht mehr lebende Zeug(inn)en und deren heute schwer greifbares Material stützen konnten, besagten ZEIT-Artikel vom Januar 1948 Marion Gräfin Dönhoff zuschreiben (Weber & Ziegenspeck, 1983, S. 265). Man darf es als gesichert ansehen, dass Marion Gräfin Dönhoff auf der Hahnschen Einladungsliste für deutschen Bildungstourist(inn)en nach Gordonstoun stand. Nur: Wie kam sie darauf?

Die ZEIT ist schon 1947 eine Erfolg versprechende überregionale Zeitung konservativer Prägung. Und Marion Gräfin Dönhoff ist spätestens seit der fünften ZEIT-Ausgabe vom 20. März 1946 deren kommender Star. Ihr Artikel „Totengedenken“ fand auf der Hauptseite Platz, der zweite „Ritt gen Westen“ im Feuilleton. Die Gräfin war ab da die ZEIT-Chefverantwortliche für die politische Gemütslage der gebildeten Stände im (West-)Land. Und wenn die eingefärbt wurde durch eine national-konservative protestantisch-preußische Adelige von Geblüt, der man den Orden „Sympathisantin des militärischen Widerstands gegen Hitler“ umgehängt hatte, die aber in den (Nazi-)Deutschen der Nachkriegszeit nur Opfer sehen wollte, dann fand

das Kurt Hahns Aufmerksamkeit. Er hatte für das Politische immer das rechte Gespür, wenn- gleich darin nicht stets das nötige Urteilsvermögen. „Totengedenken“ ist heute nicht mehr greifbar, wohl aber „Ritt gen Westen“ (Dönhoff, 1946). Ein Text in bester Rilke-Manier: „Rei- ten, reiten, reiten, durch den Tag, durch die Nacht, durch den Tag. Reiten, reiten, reiten.“

4.4 Von bekehrten Nazis und unbekehrten Deutsch-Nationalen

Es mag manche geben, die mein Urteil über die Marion Gräfin Dönhoff und die ZEIT der spä- ten 1940er und frühen 1950er zu scharf finden. Für solche Einschätzung habe ich Verständnis. Ich möchte freilich darauf hinweisen, dass ich mit meiner Meinung nicht alleine dastehe. Zu einer der bedeutendsten Biographien über Marion Gräfin Dönhoff gehört die des Journalisten und Buchautors Klaus Harpprecht (2008). Der weiß uns als Zeitzeuge dieses zu berichten:

„Die 'Zeit' freilich schlug die weitaus schärfsten Töne an , wenn sich der Chro- nist recht erinnert, der damals jedes gedruckte Blatt Papier gelesen hat, das ihm, dem Volontär in der Redaktion von 'Christ und Welt', vor Augen kam . Man darf ohne Übertreibung feststellen, dass die 'Zeit' damals zu den rechts-nationalen Pu- blikationen zählte, unbeschadet einiger liberaler Querströme , wie sie vor allem in den Reportagen von Müller-Marein spürbar wurden. Auf eine knappe Formel ge- bracht: die Kernmannschaft von 'Christ und Welt' rekrutierte sich aus bekehrten Nazis - die der 'Zeit' aus unbekehrten Deutsch-Nationalen.“ (Harpprecht, 2008, S. 363)

„Der Hunger und die akute Not der Millionen schien nahezu jede Gewissensre- gung zu ersticken. Im Übrigen war man – auch in den sogenannten informierten oder 'gebildeten' Kreisen – der Meinung, die Sowjets hätten durch die Gewaltor- gien bei der Eroberung Ostdeutschlands, die Briten und Amerikaner durch ihren radikalen Bombenkrieg sozusagen für einen moralischen Gleichstand gesorgt. Das war ein Irrtum, zumal sich Verbrechen nicht gegen Verbrechen und schon gar nicht gegen den Willen zur Vernichtung ganzer Völker aufrechnen lässt.“ (Harpprecht, 2008, S. 364)

Klaus Harpprecht war verheiratet mit Renate Lasker-Harpprecht, die als junge Frau die KZs Auschwitz und Bergen-Belsen überlebte. Als sie Anfang des Jahres 2021 starb, wurde sie umgehend in der ZEIT mit dem Nachruf „Eine Jahrhundertzeugin“ (Naß, 2021) geehrt. Dort kann man lesen:

„Über seine Frau Renate hat der Publizist und ZEIT-Autor Klaus Harpprecht einmal gesagt, sie besitze 'die ungeheure Gabe, den Leuten mit nüchterner Normalität zu begegnen'. Nur eins ließ sie, Journalistin wie ihr Mann, den Deutschen nicht durchgehen: ihre Sentimentalität. Sie hasste es, wenn Deutsche ihr eigenes Schicksal beklagten, Bombenkrieg und Vertreibung, sobald die Rede auf die NS-Jahre kam. Sentimentalität gestattete sie selbst Überlebenden des Holocausts nicht: 'Auschwitz erlaubt keine Altmänner-, keine Altweiber-Rührung.' Was sie forderte, waren 'Wille zur Wahrhaftigkeit' und 'Mut zur Wahrheit'. Beides fand sie bei Politikern wie Willy Brandt und Richard von Weizsäcker. 'Ohne die Basis deutscher Aufrichtigkeit und Einsicht könnte es kein vereintes Europa geben', schrieb sie 1996 in der ZEIT.“ (Naß, 2021)

4.5 Schloss Elmau: ein protestantischer Sehnsuchtsort

Es gibt heute viele Menschen im Erwachsenenalter, die von den westdeutschen 1950er nur Kenntnisse haben aus elterlichen oder gar großelterlichen Berichten, denen man wenig Aufmerksamkeit und noch weniger Glauben schenkt(e), und ein paar Brocken, kleine zumeist, aus dem Geschichtsunterricht, sofern der nicht mit „Hitler“ endete. Es herrscht also Informationsbedarf und vielleicht sogar Informationslust dachte sich auch der rowohlt Berlin Verlag, der 2019 gleich zwei Bücher zur (west-)deutschen Nachkriegswirklichkeit herausbrachte, die binnen kurzem eine 2. Auflage erfuhren. Es sind keine gleichsinnigen Erzählungen, was ja nur von verlegerischem Unsinn zeugen würde, sondern höchst unterschiedliche. Das eine Buch erzählt vom Neuen im Alten und läuft unter „Wolfszeit. Deutschland und die Deutschen 1945-1955“ (Jähner, 2019). Das andere Buch berichtet vom Alten im Neuen und hat den Titel „Das braune Netz. Wie die Bundesrepublik von früheren Nazis zum Erfolg geführt wurde“ (Winkler, 2019). Ich habe beide Bücher rezensiert (Heckerens, 2019b, 2019c) und empfehle allen, die an der (west-)deutschen Nachkriegszeit Interesse haben, meine Rezensionen als Einstiegslektüre – nicht zuletzt, weil diese online verfügbar sind.

Hier aber biete ich als Einstieg eine ganz andere Option, nämlich die Geschichte von Schloss Elmau, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit eine erste Wende erfährt. Man kann an ihrer Gesamthistorie die Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert ablesen – mit Details, die viele überraschen dürften. Das „Wolfszeit“-Buch von Harald Jähner, Jg. 1953 und seit 2011 Honorarprofessor für Kulturjournalismus an der Universität (früher: Hochschule) der Künste Berlin erschien im Februar 2019 und gewann im März des Jahres den Preis der Leipziger Buchmesse in der Kategorie Sachbuch / Essayistik. Da wird man als Autor gerne zu Lesungen auch an noblen Adressen eingeladen. Zur allerersten Lesung wurde für den Juli 2019 nach „Krün“ ein-

geladen. Die Gemeinde Krün kennt man dem Namen nach schon zehn Kilometer nördlich von Garmisch-Partenkirchen kaum mehr. Aber die üblichen Eingeweihten wissen: „Krün“ steht für „Schloss Elmau Luxury Spa Retreat & Cultural Hideaway“, 2015 Austragungsort des G7-Gipfels; man kann sich die Zuhörerschaft jener Lesung vom Sommer 2019 höchst lebhaftig vorstellen.

Das Publikum auf Schloss Elmau war, bevor Dietmar Müller-Elmau, reich geworden durch eine Firma für Hotelsoftware (Fidelio), 1997 die Leitung übernahm, ein anderes – auch der Preise wegen. Und dieses frühere Publikum, zum Großteil aus der protestantischen Bildungselite der Bonner Republik, kannte auch noch die Geschichte von „Schloss Elmau“, speziell die der ersten Jahre nach 1945 (ich zitiere aus dem einschlägigen Wikipedia-Eintrag):

„Nach Kriegsende 1945 wurde Johannes Müller [1864-1949; der Großvater von Dietmar Müller-Elmau] in einem Entnazifizierungsverfahren wegen Verherrlichung von Hitler in Wort und Schrift als Hauptschuldiger (Kriegsverbrecher) verurteilt. Die Verurteilung war rechtlich umstritten, da Johannes Müller weder Mitglied in der Partei noch einer ihrer Unterorganisationen und auch kein Kriegsteilnehmer war. Johannes Müller bekannte sich dennoch zu seiner Schuld und wollte sich nicht verteidigen. Die Familie Müller klagte schließlich gegen das Urteil der Spruchkammer. Initiator des Verfahrens war [der Holocaust-Überlebende] Dr. Philipp Auerbach, bayrischer Staatskommissar für rassistisch, religiös und politisch Verfolgte. Dieser übernahm das Schloss 1947 ohne Rechtstitel und betrieb es, nachdem es kurze Zeit als Lazarett und Winterkampfschule der US-Armee diente, dann als Erholungsheim für Tuberkulose-Kranke, Displaced Persons und Überlebende des Holocaust. Dr. Henri Heitan, Chefarzt des [American Jewish] Joint Distribution Committee in Feldafing [70 km nördlich], hatte Elmau ausfindig gemacht und beschlossen, dort ein Erholungsheim für Überlebende einzurichten. Direktor war der [jüdische] Lederindustrielle Jakob Rosenberg. Überlebende konnten sich dabei für jeweils 14 Tage in Elmau erholen. Johannes Müller starb am 4. Januar 1949 in Elmau.

Dr. Auerbach wurde 1951 aufgrund des in der Nachkriegszeit grassierenden Antisemitismus wegen angeblicher Unregelmäßigkeiten in dem vom Generalanwalt geführten Landesamt für Wiedergutmachung verhaftet. Er nahm sich nach seiner Verurteilung [durch Richter mit Nazi-Vergangenheit] 1952 im Gefängnis das Leben. Zwei Jahre später wurde er [was ihm nichts nützte und niemandem schadete] von einem Untersuchungsausschuss des Bayerischen Landtages in vollem Umfang rehabilitiert.“

Die historisch Interessierten jener protestantischen Bildungselite der Bonner Republik, die in Schloss Elmau nicht einfach nur Urlaub machen, sondern zu sich selbst kommen wollte, kannten auch die ganze Geschichte des besagten Johannes Müller. Und die ist nicht ohne Interesse für diejenigen, die wissen, wer Max von Baden, der Mitgründer von „Salem“ ist (ich zitiere aus dem Wikipedia-Eintrag zu Johannes Müller, dem studierten protestantischen Theologen und promovierten Philosophen):

„1903 gründete er zusammen mit Heinrich Lhotzky die *Pflegestätte persönlichen Lebens* auf Schloss Mainberg. Seine Hörer kamen aus den unterschiedlichsten Kreisen [...]. Das Schloss war ihm von dem Industriellen Alexander Erbslöh als Wirkungsstätte zur Verfügung gestellt worden. 1912 betrug die durchschnittliche Aufenthaltsdauer 13,7 Tage. Müller führte seminarähnliche Wochen zu ermäßigten Preisen für Studenten ein, die im folgenden Jahr auf Theologen und Lehrer erweitert wurden. Einzelne blieben bis zu zwei Monaten. Da Erbslöh eine Erweiterung ablehnte und [die schwerreiche] Elsa von Michael, geb. Haniel, ihm ihre Unterstützung zusagte, erwarb Müller 1912 das Einödanwesen Elmau bei Garmisch. 1916 gelangen Bau und Eröffnung von Schloss Elmau mit wesentlicher finanzieller Unterstützung [25 Millionen Euro nach heutigem Wert] von Elsa von Michael. Hier leitete er eine 'Freistätte persönlichen Lebens', um dem 'Menschen von heute' zu einem Leben verhelfen zu können, das (seiner Ansicht nach) dessen Wesen entsprach und im Sinne der Ethik Jesu geführt wurde. Lehre und Leben in Elmau waren geprägt von 'gläubiger Vergemeinschaftung', volkstümlichem deutschen Tanz, Reformkost, Kammerkonzerten sowie der Überwindung von Standes- und Klassengrenzen. Ab August 1914 verherrlichte er den [Ersten Welt-] Krieg als 'Heilkrise'.

Im Unterschied zu Mainberg stand Müller in Elmau, das auch Gäste anzog, die lediglich an Musik und Natur interessiert waren, mehr im Hintergrund. Als Helferinnen arbeiteten junge Frauen ohne Gehalt im Haus; sie fanden dabei bisweilen ihren Mann. Zu den engsten Freunden von Johannes Müller zählten damals unter anderem der Thronfolger des Hauses Baden und enge Freund von Cosima Wagner Generalmajor Prinz Max von Baden, der sich von Müller die Heilung seiner Angstattacken und die Überwindung seiner seelischen Isolation erhoffte, sowie Adolf von Harnack [...]. 1917 wurde Müller auf Vorschlag von Adolf von Harnack die Ehrendoktorwürde der theologischen Fakultät der Universität Berlin verliehen. [...]

Seine anfänglich distanzierte Haltung Hitler gegenüber kehrte sich ins Gegenteil. [...] Mit Nachdruck bekannte er sich 1933 zur 'Wiedergeburt des deutschen

Volkes'. Er pries Hitler als 'das Empfangsorgan für die Regierung Gottes und Sender der ewigen Strahlen' und rechtfertigte in seinem 1934 erschienenen Werk *Das Deutsche Wunder und die Kirche* die gewaltsamen kirchenpolitischen Maßnahmen der Nationalsozialisten und der Deutschen Christen (DC), einschließlich der Einführung des 'Arierparagraphen' in der Kirche. In der Folge wurde er von den *Deutschen Christen* als einer ihrer Denker und Lehrer zitiert.“

Anfang der 1950, als die Bundesrepublik sich vom Besiegten zum Partner wandelte, pachteten Bernhard und Sieglinde Müller, die Kinder von Johannes, Schloss Elmau vom Staat, der es seit der Beschlagnahmung 1945 verwaltete, 1960 erhielten die beiden es als Erbe zugesprochen. Mit Unterstützung von Stammgästen und berühmten Künstler(inne)n machte die Hotelleitung Schloss Elmau binnen kurzem wieder zu einer bedeutenden Kultur- und Erholungseinrichtung, die insbesondere bei linksliberalen Akademiker(inne)n protestantischer Konfession beliebt war. Im Jahr 1957 tagte die Schriftstellervereinigung Gruppe 47 in Elmau; dabei waren u.a. Ingeborg Bachmann und Marcel Reich-Ranicki. Im selben Jahr etablierte der wegen seiner jüdischen Herkunft aus Nazi-Deutschland geflohene britische Dirigent Hans Oppenheim zusammen mit dem Londoner Amadeus-Quartett die ersten Britisch-Deutschen Musiktage auf Schloss Elmau, auf denen in den Folgejahren weltberühmte Musiker auftreten würden.

4.6 1957: Aufregung um Prinz Charles

Im Frühsommer 1957 herrscht in Großbritannien Aufregung – zumindest eine mediale. Grund und Anlass sind Überlegungen des britischen Königspaares, Queen Elizabeth und Prinz Philip, ihren erstgeborenen Sohn Charles (geb. 1949), den designierten Thronfolger, ins Internat Gordonstoun zu schicken. Dort war Prinz Philip früher und zu Hahnschen Zeiten selbst Schüler und er hoffte, sein Sohn würde dort ebenso wie er selbst, zu einem „richtigen Mann“ erzogen werden. Das war, wie sich schon wenig später herausstellen sollte, ein grandioser Irrtum. Und selbst noch nach Prinz Philips Tod Anfang April 2021 ist noch immer die Frage offen, wann Charles denn „reif“ sei für die Krone. In einem neueren Beitrag (wohl zwischen 2015 und 2020 entstanden) von RadioTimes heißt es zu Charles' Zeit in Gordonstoun: „Gordonstoun was completely wrong for Charles. Where the athletic and confident Philip had thrived, Charles was absolutely miserable. He later referred to his years at Gordonstoun as 'a prison sentence', calling the school 'Colditz in kilts'." (Griffith, o.J.)

What the hell is Colditz? Gemeint ist Schloss Colditz in Sachsen. Von März 1933 bis August 1934 bestand dort das KZ Colditz, in dem über 2000 Nazi-Gegner von der SA und „regulären“ Polizeikräften schwer misshandelt wurden. Das Schloss diente dann zwischen 1936 und 1937

als Reichsarbeitsdienst-Lager und von 1940 bis 1945 als Kriegsgefangenenlager für Offiziere, auch für britische; im englischen Film „Colditz“ von 2005 wird daran erinnert. Im April 1941 gelang es dem französischen Offizier Alain Le Ray als erstem aus diesem als ausbruchssicher geltenden Gefangenenlager zu fliehen; er würde als Führer französischer Résistance-Kämpfer den Nazi-Truppen selbst in Gestalt ihrer Elite-Gruppen von Gebirgsjägern erhebliche Verluste zufügen. Der bekannteste britische Offizier, dem die Flucht aus Colditz gelang, ist Airey Middleton Sheffield Neave. Er schlug sich bis Gibraltar durch, kehrte von dort nach England zurück, arbeitete danach für den Geheimdienst MI9 (Unterstützung von Widerstandskämpfern) und war 1947 beteiligt am Krupp-Prozess, einem der Nürnberger Prozesse, wo er Ermittlungsergebnisse präsentierte.

Aber noch ist im Juni 1957 Charles, Prince of Wales, nicht in Gordonstoun. Noch ist das ja nur eine Idee des königlichen Elternpaars, die freilich auf den dafür vorgesehenen Informationspfaden von drinnen nach draußen gedrungen ist und in den britischen Medien kontrovers diskutiert wird. Der nationalkonservative Daily Express moniert das Deutsch-Nationale an Gordonstoun, der Daily Graphic kontert mit der Bemerkung, Selbstdisziplin und regelmäßiges Körperwaschen seien kein deutsches Vorrecht (nach Müller-Marein, 1957). Josef Müller-Marein (J.M.-M.), eben Chefredakteur der ZEIT geworden (und bis 1968 bleibend) wittert das Internationale dieser binnen-britischen Debatte: Es geht hier auch um die Beziehung zwischen der Bundesrepublik Deutschland und dem Vereinigten Königreich. Die ist 1957 noch äußerst instabil, erst 1965 wird die Queen mit dem ersten Staatsbesuch eines gekrönten britischen Hauptes seit 1909 festen Boden einziehen.

Der Chefredakteur der ZEIT müsste schreiben, der Chefredakteur der ZEIT schreibt. Eine mittellange Notiz in der ZEIT vom 27. Juni 1957 unter dem Titel „In England nicht gefragt? Kontroverse um Prinz Charles und Gordonstoun“ (Müller-Marein, 1957). J.M.-M. versteht nichts von Großbritannien, sein Herz war und blieb bei Frankreich – vom „Frankreichfeldzug“ 1940 bis zu seinem Tod 1981 in Thimory in der Loire-Region. Aber da gibt es ja den Briten-Kenner Kurt Hahn; alles spricht dafür, dass der Hinweis auf den durch die ZEIT-Redakteurin Marion Gräfin Dönhoff erfolgte, die J.M.-M. 1968 in der ZEIT-Chefredaktion nachfolgen sollte.

Der angefragte Kurt Hahn lässt sich nicht lumpen, sondern liefert für dieselbe Ausgabe der ZEIT, in der J.M.-M. auf die Kontroverse um Prinz Charles' Internatverbringung nach Gordonstoun aufmerksam macht, einen Beitrag unter dem Titel „Stoff pauken genügt nicht“ (Hahn, 1957a). Wer wollte dem damals und wer will dem heute widersprechen? Das ist Teil des Genialischen, das Kurt Hahn auszeichnet, dass er große Wahrheiten mit seinen klein(lich)en (Halb-)Lügen geschickt zu verbinden wusste. Was den Punkt „Charles und Gordonstoun“ anbelangt, führt er aus: „Das erste Ziel des Landerziehungsheimes *Salem*, das im April 1920 in

Bewunderung der Leistung führender englischer Internate (Eton, Harrow, Rugby, Winchester, Marlborough) von Prinz Max von Baden auf seinem Wohnsitz Schloß Salem gegründet wurde, war es, die Heilung der zerstörten deutschen Gesinnung zu fördern, das fernere Ziel, auch zur Solidarität Europas beizutragen.“ (Hahn, 1957a)

Am Beispiel „Gordonstoun“ lässt sich im Übrigen sehr eindrücklich demonstrieren, welcher Sinnes- und Gesinnungswandel sich durch, mit und unter „68“ in den bundesrepublikanischen Medien vollzog. Bis 1967 war, wie am Beispiel der ZEIT illustriert, jenes Internat gleichsam die Gralsburg. Als solche wird sie bis heute angesehen von der Mehrzahl der Hahn-gläubigen Erlebnispädago(inn)en und in der mehr oder minder offiziellen Geschichtsschreibung von Outward Bound / OUTWARD BOUND im In- und Ausland. In der ZEIT vom 4. Juli 1969 aber findet sich ein Beitrag über den erfolgreichen Kampf von Charles, Prince of Wales gegen die britischen Traditionalisten. Dort liest man die Notiz „Gordonstoun mit seinem blinden Glauben an Charakterbildung durch Körpererertüchtigung“ (Lucas, 1969). Man muss dieser Bemerkung kein Gewicht beimessen, wenn man nicht weiß, wer sich unter dem Autorennahmen Robert Lucas verbirgt: Robert Ehrenzweig, geboren 1904 in Wien, gestorben 1984 in London, Jude, Sozialist und aktiver Anti-Faschist, in den Jahren 1938 - 1967 Mitarbeiter des German Service der BBC, 1966 als Member of the Order of the British Empire geehrt.

4.7 1958: Fort- und Rückschritte

Das Jahr 1958 markiert für die Geschichte der jungen deutschen Bundesrepublik „die Mitte“. Es ist zehn Jahre her, dass die Grundlagen des 1949 eröffneten Staates, erarbeitet wurden und es ist noch zehn Jahre hin, bevor sie 1968 eine neue Gestalt zu nehmen begann. In der Politik, die damals noch weitaus mehr als heute eine Männer-Domäne ist, setzt man bei den Spitzen-gestalten nicht auf die vom Nazitum mehr oder minder kontaminierten „Väter“, sondern auf die Großväter. Freilich nur auf solche, die frei vom Verdacht sind, zu Nazi-Zeiten „Vaterlands-verräter“ (Emigranten, Widerständler u.ä) gewesen oder geworden zu sein. Sondern solche, die dafür bekannt sind, „alt-deutsche“ Werte, die die Nazis nur „missbraucht“ hätten, hoch zu halten.

Bundespräsident ist von 1949 bis 1959 Theodor Heuss, der am 23. März 1933 zusammen mit den vier anderen Abgeordneten der Deutschen Staatspartei im Reichstag dem Hitlerschen Ermächtigungsgesetz, der „demokratischen Lizenz zum staatlichen Terror“ zugestimmt hatte. Bundeskanzler ist von 1949 bis 1963 Konrad Adenauer; ihn als „Antifaschisten“ zu deklarieren, widerspräche aller historischen (Er-)Kenntnis. Im Kreis der jungbundesrepublikanischen Greise ist Kurt Hahn bestens positioniert: 1958 ist er mit 72 Jahren der Jüngste im Senioren-kreis, Theodor Heuss ist schon 74 und Konrad Adenauer gar 82 Jahre alt. Theodor Heuss wird

ein Jahr später die Bundespräsidentenschaft abgeben, Konrad Adenauer muss 1963 die Bundeskanzlerschaft aufgeben. In beiden Fällen ist institutionelle Vorkehrung für die Nachfolge getroffen: Nachfolger von Theodor Heuss wurde 1959 der Alt-Nazi Heinrich Lübke (mit dem noch die „68er“ ihren Spaß hatten), neuer Bundeskanzler im Jahre 1963 Ludwig Ehrhard („der Dicke mit der Zigarre“). Und wer wurde Nachfolger Kurt Hahns, der nach dem Ausscheiden aus Gordonstoun keine offizielle Funktionen mehr inne hatte, aber „von hinten heraus“ zu steuern suchte, solange seine Kräfte reichten? Wir werden dieser Frage später nachgehen.

Im Jahr 1958 lief in den deutschen Kinos der Film „Das Mädchen Rosemarie“ an – ein Film nach dem authentischen Fall der Ende Oktober 1957 in Frankfurt am Main ermordet aufgefundenen Edelprostituierten Rosemarie Nitribitt (1933-1957). Das Vorhandensein von „Edelprostituierten“ deutet auf wirtschaftliche Prosperität hin – im bundesdeutschen Falle hieß das „Wirtschaftswunder“ und ist mit folgender Angabe am klarsten zu markieren: Am 5. August 1955 war der einmillionste VW-Käfer vom Band gelaufen. Zeitgleich zu den Vorführungen von „Das Mädchen Rosemarie“ liefen Ermittlungen der für Mordfälle im damaligen Frankfurt am Main zuständigen Staatsanwaltschaft. Ins Visier der ermittelnden Kriminalbeamten kamen, weil als „Nitribitt-Kunden“ angesehen auch namhafte Vertreter des neu aufblühenden alt-deutschen Industrie-Adels, der unter den Nazis nur wenig gelitten, sich mit deren Hilfe („Fremdarbeiter“ etc.) stattdessen gestärkt hatte: Harald von Bohlen und Halbach (aus der Krupp-Dynastie) etwa oder Harald Quandt (aus einer der bis heute reichsten Unternehmerfamilien Deutschlands) sowie Ernst Wilhelm Sachs (älterer Sohn des Fichtel & Sachs-Alleinhabers Willy Sachs) sowie dessen jüngerer Bruder Gunter, bekannt als Ehemann von Brigitte Bardot in den Jahren 1966-1969.

„Natürlich“, wurden die Verdächtigen von ihren (höchst bezahlten) Verteidigern schnell aus der Schusslinie gezogen, und ebenso „natürlich“ blieb der Mord an dem „Mädchen Rosmarie“, aus schwierigsten sozialen Verhältnissen kommend und schon als Kind „amtsbekannt“, ungeklärt. Man darf das (bis heute) so sagen, da von Jahr zu Jahr zunehmend mehr klar wird, dass die „Verschwörungstheoretiker“ von gestern die Wahrheit gesagt haben, die der Zeitgenossenschaft unerträglich erschien. Dass die Zeitgenossenschaft, die öffentlich-rechtlichen wie die privaten Medien eingeschlossen, für bestimmte „unangenehme“ Wahrheiten (noch) nicht reif wahr, wusste ein intimer Kenner der Frankfurter staatsanwaltschaftlichen Ermittlungen in Sachen „Das Mädchen Rosmarie“ sehr genau. Sein Name: Fritz Bauer. Aber der hatte wahrlich Wichtigeres zu tun, als den Mörder von Rosemarie Nitribitt ausfindig zu machen. Er wollte die Mörder von „Auschwitz“ dingfest machen.

Das Jahr 1958 markiert noch auf einem anderen Gebiet den Anfang vom Ende: dem des modernen Patriarchats. Ich zitiere für alle, die sich an die ersten zehn Jahre der D-Mark nicht mehr erinnern oder denen dies - in Elternhaus, (Hoch-)Schule oder einschlägigen Aufklärungsveran-

staltungen - nicht zur Erinnerung mitgegeben wurde, die 2008 veröffentlichte Kurzdarstellung von Ute Gerhard, der ersten Inhaberin eines Lehrstuhls für Frauen- und Geschlechterforschung an einer deutschen Universität:

„Die vergangenen 50 Jahre als frauenpolitische Fortschrittsgeschichte zu erzählen, wäre unangemessen. Insbesondere die ersten zehn Jahre nach der Verabschiedung des Artikels 3 Grundgesetz (GG) im Jahr 1949 sind aus heutiger Sicht eher als Rückfall in ein emanzipatorisches Mittelalter zu bezeichnen. Wer sich an die 1950er Jahre erinnert oder heute Bilder oder Filme aus jener Zeit sieht, wird gewahr, wie anders, fügsam oder gar ergeben Frauen ihre Rolle gespielt haben, und wie grundlegend sich die Geschlechterbeziehungen im alltäglichen Umgang seither verändert haben. Der Rückruf der Frauen in die Familie als wahren Ort weiblicher Bestimmung beinhaltete nicht nur Beschwörungen über das Wesen der Frau, bizarr anmutende Konventionen und Moden (Petticoat und Stöckelschuhe), sondern auch die klare Anweisung, zu Heim und Kindern zurückzukehren. Nach zwei Weltkriegen und ihren Katastrophen war die Wiederherstellung rigider Geschlechterrollen sowie das Leitbild von Ehe und Kernfamilie als dominante Lebensform wichtiger Bestandteil einer angeblichen 'Normalisierung' der Lebensverhältnisse. Und dies geschah, obwohl Frauen, vor allem die Mütter in der Kriegs- und Nachkriegszeit, auf sich allein gestellt, das Leben unter schwierigsten Bedingungen gemeistert hatten, und dies eigentlich die 'Stunde der Frauen' war.“ (Gerhard, 2008, S. 3)

Am 1. Juli 1958 trat, und das war eine Wendemarke, das „Gesetz über die Gleichberechtigung von Mann und Frau auf dem Gebiet des bürgerlichen Rechts“ in Kraft. Bis dahin, man mag das heute kaum mehr glauben, bis dahin verwaltete ein Ehemann das von seiner Frau in die Ehe eingebrachte Vermögen, die daraus erwachsenden Zinsen und das Gehalt, das seine Frau verdiente. Ab dann waren Frauen berechtigt, ein eigenes Konto zu eröffnen und damit über ihr eigenes Geld zu entscheiden. Und: Der Ehemann konnte nicht mehr so ohne Weiteres bestimmen darüber, ob seine Ehefrau einer Erwerbstätigkeit nachgehen durfte. Die Bemerkung „nicht mehr so ohne Weiteres“ meint, dass ein Ehemann die Berufstätigkeit seiner Frau auch weiterhin – und das bis 1977 ! („Erstes Gesetz zur Reform des Ehe- und Familienrechts“) – unterbinden konnte, gelang es ihm glaubhaft zu machen, die Berufstätigkeit sei nicht „mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar“. Welcher ehrbare Richter wollte einem solch klagenden Manne nicht den vollsten Glauben schenken?

Man ahnt, dass man kurz vor Verabschiedung des Gleichberechtigungsgesetzes von 1958 in trauter Herrenrunde (Näheres folgt gleich) richtig verstanden wurde, wenn man Folgendes

zum Besten gab: „Es erhebt sich nun die Frage: Ist das Elternhaus von heute der Aufgabe gewachsen, die heranwachsende Jugend vor Schaden an ihrer Seele zu behüten? Ich leugne nicht, daß wir nicht selten, besonders in kinderreichen Familien, einer fest gefügten Tradition begegnen, in deren Schutz die Söhne und Töchter aufwachsen; aber nur zu oft ist auch das gesunde Elternhaus nicht in der Lage, die Aufgabe des Schützens zu erfüllen, besonders dann nicht, wenn Vater und Mutter im Berufsleben stehen.“ (S. 4-5) Aber nicht nur auf dem Gebiet der Familienpolitik wusste der Redner Sympathiepunkte zu sammeln. Sondern auch auf dem der Weltpolitik, wozu er u.a. dies ausführte: „Ich nenne eine andere Schicksalsstunde: 1943, als der Vertrag von Teheran geschlossen wurde. Er brach die Atlantikcharta, die im Jahre 1941 mit besonderer Feierlichkeit der Welt verkündet worden war und auch den Feinden die Zusicherung gab, daß keine Bevölkerung gegen ihren Willen einer Fremdherrschaft ausgeliefert werden würde.“ (S. 6)

Alle im Raum wissen, was gemeint ist: Deutschland hat gemäß der Teheraner Vereinbarung mit der Kapitulation 1945 große Gebiete im Osten an Polen und die UdSSR verloren – und nicht nur der Bund der Vertriebenen sinnt auf Geschichtsrevision. Bei „Teheran 1943“, so darf der Redner zu Recht annehmen, bei „Teheran 1943“ wird jeder im Auditorium an „Versailles 1919“ denken; an „Schmach“ und „Schande“. Außerdem ist sich der Vortragende gewiss: Die Ereignisse zwischen August 1941 (Atlantikcharta) und November - Dezember 1943 (Teheran-Vereinbarung), die einen Gesinnungswechsel erklären könnten, sind von der Zuhörerschaft erfolgreich verdrängt. Hier die wichtigsten Fakten für die Nachgeborenen: Im August 1941 nimmt sich der Russlandfeldzug der Wehrmacht noch wie einer von vielen zuvor (Polen, Frankreich, Balkan, Nordafrika) aus. Erst allmählich wird deutlich, dass hier nicht Krieg, sondern Ausbeutungs- und Vernichtungskrieg geführt wird. Und spät erst glaubt die Weltöffentlichkeit, dass hinter der Ostfront fabrikmäßig gemordet und Genozid betrieben wird. Dies zum einen. Und zum anderen: Im August 1941 sind die USA zwar Verbündete Großbritanniens, aber keine Kriegsteilnehmer. Die werden sie erst im Dezember 1941 nach dem Angriff Japans auf Pearl Harbor, der postwendenden Kriegserklärung der USA und den nachfolgenden Kriegserklärungen Deutschlands und Italiens an diese.

Jener oben angeführte Redner hatte sein Publikum freilich schon vor den oben referierten Passagen für sich eingenommen. Das Publikum waren die zu einem Vortrag am 22. April 1958 vor den Mitgliedern des Industrie-Clubs Düsseldorf Eingeladenen – allesamt Männer und Führungskräfte aus der westdeutschen Schwerindustrie. Der Industrie-Clubs Düsseldorf hatte schon 1958 einen Ruf (ausf. Ackermann, 2006). Ob nun einen guten oder schlechten, hängt vom Urteil des externen Beobachters ab. Etwa zu dem Punkt, dass man Adolf Hitler Gelegenheit gab, in einer Rede am 26. Januar 1932 wichtige Elemente seines Geschichts- und Menschenbilds sowie seine Gedanken zum „Wiederaufstieg“ Deutschlands vorzustellen. Im

Publikum jenes Vortrags von 1958 haben sich nicht nur keine Frauen befunden (die sind erst seit 1977 zugelassen), auch Antifaschisten und Juden dürften nicht zugegen gewesen sein. Sondern mehrheitlich: Wirtschaftsbosse, die ihr Geschäft auch schon im Dritten Reich und mit dessen Machthabern betrieben hatten.

Denen war der Redner natürlich wohl bekannt: als Enkel jenes Mannes, der eine Stahl- und Walzwerke AG gegründet hatte, von deren Produktionsstandorten zwei recht nahe am Vortragsort lagen: in Düsseldorf-Oberbilk und Duisburg-Großenbaum. Zudem hatte der Vortragende schon in den ersten Minuten Ersprießliches vorgetragen. Zuerst listet Kurt Hahn, der bislang anonymisierte Redner, auf, was es in Salem, Gordonstoun und geistig verwandten deutschen Landschulheimen der Weimarer Zeit an hehren Zielen gegeben habe; sie reichen von „Gemeinsinn, Gerechtigkeitsgefühl“ bis „Fähigkeit, sich in unvorhergesehenen Situationen zu bewähren, Leistungen im Unterricht“ (Hahn, 1958c, S. 3). Dann holt er aus:

„Hier werden Forderungen aufgestellt, die vor 1933 vom Heer und von der Marine gegengezeichnet, aber nicht von den bürgerlichen Berufen erhoben wurden. Die Qualität des Angebots wird bestimmt durch die Qualität, mit der die Nachfrage vorlieb nimmt. Heute wie damals haben unsere Berufe eine große Konsumfähigkeit für mindere Menschenware: wohl werden die Besten willkommen geheißen, und nicht selten öffnet sich ihnen eine siegreiche Laufbahn. Doch der Leichtentmutigte, der Weichling, der Verantwortungsscheue, der Unfaire – sie können zwar nicht die höheren Stufen erklimmen; aber sie können irgendwie durchkommen, vorausgesetzt, daß sie über eine gewisse äußere Tüchtigkeit verfügen.“ (Hahn, 1958c, S. 4)

Irgendwie kommt einem der Text bekannt vor. Er ähnelt doch in verblüffender Weise diesem:

„Der Ungerechte, der zum bundesgenössischen Handeln unfähige Selbstling, der Mutlose, der Skeptiker, der rasch Erlahmende, der langsam Reagierende, der Weichling, der den Wallungen des Augenblicks erliegt – sie sind natürlich außerstande, die höchste Stufe zu erklimmen; aber ein jeder von ihnen kann irgendwie durchkommen, ja sogar seinem Selbstgefühl schmeichelnde Erfolge erzielen, vorausgesetzt, daß er über eine gewisse äußerliche Tüchtigkeit verfügt. Wir können den Satz aufstellen: Die heutigen Berufe haben eine große Konsumfähigkeit für schlechte Menschenware.“

Dieser zweite Text findet sich heute auf Seite 29 des Beitrags „Die Aufgabe der Landerziehungsheime“, wie er 1958 von Kurt Hahn (Hahn, 1928b) selbst in „Erziehung zur Verantwortung. Reden und Aufsätze“ (S. 28-43) veröffentlicht worden ist. Auch dieser Text war, wie wir

aus einem Hahn-Brief (1928a) an Herman Nohl vom 6. September 1928 wissen, zuvörderst für das (Finanz- und Industrie-)Kapital bestimmt:

„In der Anlage sende ich Ihnen zu Ihrer streng vertraulichen Kenntnisnahme meine 'Denkschrift über die nationale Aufgabe der Landerziehungsheime'. [...] Gegenwärtig wird meine Denkschrift einigen Industriegewaltigen unterbreitet. Aussicht auf Resonanz scheint zu bestehen; aber es kann Wochen und Monate dauern, bis die Sache marschiert. Sollten die massgebenden Leute gewonnen werden (was noch keineswegs sicher ist), so ist der Plan, eine Konferenz nach Frankfurt zu berufen, an der ausser Vertretern von Bank und Industrie die Leiter der Landheime teilnehmen sollen, ferner Freunde unserer Bewegung.“ (Hahn, 1928a)

Kurt Hahn redet 1958 noch oder wieder so, wie er schon 1928 gesprochen hat. Dass es dazwischen den Genozid an den europäischen Jüdinnen und Juden sowie den Roma gab, die Kriegsverbrechen und die Verbrechen gegen die Menschheit der Wehrmacht, deutscher Polizeieinheiten, der SA, SS, Waffen-SS und den schrecklichsten Krieg aller Zeiten gegeben hat, merkt man nicht. Kurt Hahn ist in bildungs- und gesellschaftspolitischer Hinsicht 1958 – wieder oder noch? – da, wo er sich schon 1928 bewegte. Er redete aber keinesfalls an seinen Zuhörern von 1958 vorbei: Mit „Menschenware“ können die anwesenden bundesrepublikanischen Wirtschaftsführer etwas anfangen. „Menschenware“ hatte man doch noch bis vor 13 Jahren zuhauf bekommen – vor allem in folgenden Varianten: KZ-Häftlinge, russische Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter(innen) und andere mehr.

4.8 Erinnerungen eines Buben vom Dorf

Ich hatte in meiner Grundschulzeit in dem Bauerndörfchen Guttenbach (US-Zone nahe Heidelberg), heute eingemeindet in die Großgemeinde Neckargerach auf der anderen Neckarseite, ältere Cousins, die als Kinder noch erlebt hatten, dass im Rathaus der Gemeinde von November 1944 bis März 1945 die Verwaltung des von den Alliierten mit Befreiung bedrohten KZs Natzweiler im Elsass untergebracht war. KZ-Häftlinge mussten durchs Dorf und runter bis zur Neckarfähre zum gegenüberliegenden Neckargerach einen Graben für Telefonleitungen schachten, in den mildtätige Guttenbacher(innen) hin und wieder ein paar Kanten Brot werfen konnten, wenn andere die Wächter kurz ablenkten. In Neckargerach befand sich eines von fünf Lagern des KZs Neckarelz, zunächst einer Außenstelle des elsässischen KZ Natzweiler-Struthof, ab Herbst 1944 des hierher verlegten Hauptlagers. Zweck des Unternehmens: Ausbau von Stollen in Obrigheim am Neckar, damit dort die Daimler-Benz-Motoren GmbH untertage militärisch wichtige Flugzeugmotoren herstellen konnte.

Mir wurde das von meinen beiden älteren Cousins – und nur von ihnen – bereits in meiner Kindheit erzählt. Das Schweigen, das man in meinem Heimatkreis Mosbach über das „Neckar-KZ“ gebreitet hatte, wurde erst 40 Jahre nach der deutschen Kapitulation erstmals ein wenig gelüftet. Seit 1985 gibt es eine zunehmende Erforschung und öffentliche Aufklärung; 1985 war ich bereits 38 Jahre alt. Ich wusste bereits mit 8 Jahren so ziemlich alles zur Sache. Die Häftlingsbaracken in Neckargerach, errichtet vom Reichsarbeitsdienst, standen ebenso wie jene der KZ-Aufseher in Guttenbach nach dem Krieg zunächst Flüchtlingen zur Erstaufnahme zur Verfügung, und das für viele Jahre. In einer der Guttenbacher Baracken wohnte zusammen mit ihrer aus Schlesien vertriebenen Familie, die in Guttenbach nicht zuletzt wegen ihres handwerklichen Geschicks und ihrer unermüdlichen Tüchtigkeit eine neue Heimat fand, eine junge Flüchtlingsfrau, die nicht nur – wie die Bauersfrauen und -töchter des Dorfes – eine Nähmaschine (mit Tretpedale) besaß, sondern – und das war der Unterschied – viel Fantasie, um aus „Altem“ „Neues“ zu machen. Aus dem Konfirmationsanzug meines in Russland „gefallenen“ Onkels Erwins etwa „etwas zum Anziehen“ für meinen körperlich eher klein geratenen Vater.

An den Guttenbacher Baracken vorbei kam ich sonntags, denn nur dann war das erlaubt, zu meinen oben erwähnten Cousins. Die machten etwas damals unter Jugendlichen, Heranwachsenden und jungen Erwachsenen der Umgebung recht weit Verbreitetes: Sie hörten im zu Nazi-Zeiten billig, weil vom Staat subventioniert, gekauften Radio („Volksempfänger“) die Sendungen von AFN: American Forces Network. Und dort konnte man das hören, wovon mich meine Gymnasiallehrer(innen) in der Kreis(klein)stadt Mosbach noch Jahre später und bis Mitte der 1960er hinein warnen sollten: „Negermusik“ (Jazz, Blues u.a.m.) und „Rebellengetöse“ (Rock 'n' Roll). Seither habe ich zu allem, was nach „deutscher Volksmusik“ klingt, ein gebrochenes Verhältnis. Und bis heute habe ich gerne Blue-Jeans am Leib, deren Tragen, obschon in den Care-Paketen an unsere Familie immer wieder vorhanden, verboten waren – zumindest am Gymnasium, wo sie von der Lehrermehrheit unter dem Namen „Nietenhosen“ als amerikanisches Cowboy-Produkt der Verachtung anheimgegeben wurden.

Ich hatte zu den „Amis“, die bei allfälligen Manövern als Besatzungs-GIs immer mal wieder im Dorf waren ein gespaltenes Verhältnis. Einerseits bedachten sie mich wahrlich reichlich mit Chewing Gum, Schokoladebrocken und Messingpatronenhülsen, die man beim regelmäßig durchfahrenden „Lumpensammler“ ganz gut verkaufen konnte. Diese Besatzungs-GIs, darunter solche, die man früher „Neger“ nannte, hatten nie gegen Deutsche gekämpft; die US-Kampftruppen gegen Nazi-Deutschland waren nach der Kapitulation schnell in die USA zurückgeführt worden. Jene US-Kampftruppen aber, die ich damals von den Besatzungs-GIs emotional noch wenig unterscheiden konnte, hatten in dem für mich relevanten sozialen Umfeld einen denkbar schlechten Eindruck hinterlassen.

Sie hatten im Frühjahr 1945 von einem Jagdflugzeug aus meinen Großvater und meine Tan-

te, bewaffnet nur mit Hacken zum Bestellen des Rübenfeldes, mit Maschinengewehrfeuer beschossen – und ebenso in den Tagen nach dem 22. März 1945 Neckargeracher Frauen und Kinder im Wald bei Guttenbach, die nach den Bomberangriffen auf ihr Dorf das Heil in der Flucht auf die andere Neckarseite suchten. Weshalb Neckargerach zu drei Vierteln in Schutt und Asche gelegt wurde, wobei 220 Menschen, meist Kinder, Frauen und alte Männer den Tod fanden, ist bis heute unklar. Zwei sachliche Gründe können angeführt werden: Zum einen lag deutsches Militär in Stärke von rund 500 Mann im Dorf, und zum anderen führt durch dieses auf einem langen Damm die Bahn, die Material zu der o.g. Flugzeugmotorenfabrik zwei Ortschaften neckaraufwärts brachte.

Über diesen Bombenangriff gibt es den 1950 publizierten Bericht einer Zeugin, einer angesehenen Neckargeracher Bürgerin (Herbold, 1950), der der Sache nach hauptsächlich eine Dokumentation des o.g. US-Luftwaffe-Angriffs ist und den bei uns in den 1950ern selbst die Kinder lasen, sobald sie lesen gelernt hatten; mit Lektüre des Büchleins erledigten wir Deutsch, Geschichte und Heimatkunde gleichsam auf einen Streich. In dieser Broschüre, die mir aus dem Familienerbe zugekommen ist, heißt es für die unmittelbare Nachkriegszeit:

„Die wirklichen amerikanischen Offiziere zeigten sich gebildet und gewandt. Sie erkannten bald die politische Leichtgläubigkeit der Deutschen. Noch aber wurde die Meinung der Kollektivschuld der Deutschen aufrechterhalten. Deshalb war es den Amerikanern auch zunächst nicht erlaubt, Deutsche zu begrüßen, d.h. ihnen die Hand zu reichen, wie es bei uns üblich ist. Dies war eine Schmach für den aufrechten Deutschen, der mit blanken Augen in die Welt und in das Antlitz seines früheren Gegners blicken konnte; denn in der Tat, was war dem einzelnen Menschen zu allen Zeiten, seitdem die Welt besteht, möglich, gegen Krieg und Kriegsführung, die ihn nötigt, wichtig oder gar heilig hielt, zu tun? Gewiß, ihn verweigern, das haben wir auch in Deutschland erlebt. Wie viele brave Soldaten mußten in Erkenntnis des Unsinnns ihren Widerstand noch kurz vor Kriegsschluß mit dem schmachvollen Tode durch Erhängen bezahlen.“ (Herbold, 1950, S. 19-20).

Das Herboldsche Büchlein von 1950 war eine Ehrung „für den aufrechten Deutschen, der mit blanken Augen in die Welt und in das Antlitz seines früheren Gegners blicken konnte“. Und ein aufrechter Deutscher war doch jeder Deutsche, der Krieg, Gefangenschaft und sonstige kriegsbedingte Unbill lebend überstanden hatte. Die kleine Schrift wurde, wie auf S. 36 ordnungsgemäß vermerkt, genehmigt durch das Office of the United States High Commissioner for Germany in der Kreisstadt (und meinem Geburtsort) Mosbach. Ja, wenn die das durch-

gewunken haben, dann kann die Herboldsche Rede doch nur die Wahrheit sein, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit.

5 Golo Mann und George L. Mosse: Kurt Hahn im Urteil zweier „Salem“-Schüler

Kurt Hahn ist immer wieder Gegenstand von Geschichtsschreibung geworden. Bei Geschichtsschreibung kann man etwas Ordnung in die verschiedenen Spielformen dadurch bringen, dass man zwei Grundunterscheidungen unterschiedlicher Art vornimmt. Die eine betrifft die Qualifikation: Da gibt es einerseits Fach-, andererseits Amateur-Historiker(innen). Die zweite Unterscheidung zielt auf die Beobachterperspektive ab: Handelt es sich um Fremd- oder um „Eigengeschichtsschreibung“ (Jäkel, 2013). Von den damit gewonnenen vier Grundmöglichkeiten entfällt das Gros der Geschichtsschreibung zu Kurt Hahns Leben und Werk in jene, wo sich Eigengeschichtsschreibung mit Amateur-Historik paart. Das ist der Grund, weshalb die meisten Oeuvres zu Kurt Hahn Legenden- oder Hofgeschichtsschreibung sind. Das Paradebeispiel der Kombination „Fach-Historik / Fremdgeschichtsschreibung“ sind die Arbeiten von Lothar Machtan (Machtan, 2018a, 2018b), in denen Kurt Hahn gar nicht gut weg kommt.

Bei zwei Menschen, die sich ausführlich zu Kurt Hahns Leben und Werk öffentlich geäußert haben, passt die oben skizzierte Vierfelder-Tafel nicht so recht. Sie gelten der historischen Zunft als solche der „ihren“ (im ersten Falle mit einigem Zähneknirschen), aber bei der Frage „Eigen- oder Fremdbeobachtung?“ fällt eine klare Antwort schwer. Golo Mann und George L. Mosse waren zu Hahnscher Zeit „Salem“-Schüler. Und sie haben mit Kurt Hahn auch jenseits von „Salem“ einiges gemeinsam. Zum einen gehörten sie in der Weimarer Republik der bürgerlichen Oberschicht an; wenngleich verschieden hinsichtlich finanzieller Ausstattung und dem Maß an Bildungsbürgerlichkeit, konnten sie sich doch bei persönlichen Begegnungen mit Kurt Hahn als *entre nous* fühlen. Zum anderen hat das Hitler-Reich alle aus ihrer Heimat „gedrängt“, um einen verallgemeinernden und nicht allzu verschreckenden Begriff zu verwenden: Kurt Hahn musste gehen, weil er Jude war, George L. Mosse floh, weil er Jude war, und Golo Mann folgte seinen Eltern ins Ausland, weil er Sohn des Anti-Nazis Thomas Mann war. Und dann hatten die Drei noch eines gemeinsam: Sie waren homosexuell. Das war in Deutschland bis „68“ der häufigste und wichtigste Grund für soziale Ausgrenzung; ihre Verschleppung in

KZs und Brandmarkung mit dem Rosa Winkel zu Nazi-Zeiten war davon nur die auffälligste Variante.

5.1 Golo Mann (1909–1994)

In Golo Manns Beitrag „Kurt Hahn als Politiker“ in Hermann Röhrs Herausgeberwerk von 1966 „Bildung als Wagnis und Bewährung“ heißt es nach dem hier als „Vor-Wort“ gewählten ersten Abschnitt im zweiten: „Kurt Hahn hat nie 'Politik als Beruf' betrieben. Sie war nicht das Zentrum seines Wirkens, obgleich im Zusammenhang mit ihm, eben mit seiner Pädagogik. Diese hat immer auch politische Zwecke verfolgt, zeitweise direkt und bewusst. Zuletzt sind im Umkreis des Hahnschen Humanismus Pädagogik und Politik ein und dasselbe; eine Identität, die auf klassische Vorbilder zurückgeht.“ (Mann, 1966, S. 9)

5.1.1 Golo Mann in „Salem“

Kurt Hahn hat Golo Mann schon früh als Homo Politicus ernst genommen. In einem auf den 13. Februar 1925 datierten Schreiben Kurt Hahns an den damals knapp 16-jährigen Golo (Hahn, 1925), in dem es hauptsächlich um dessen Kritik an der Institution „Farbentragende“, einer Elitegruppe unter den „Salemer“ Schüler(inne)n geht, findet sich folgender Abschnitt:

„3.) Wir brauchen den Orden [sc. die 'Farbentragenden'], und wir brauchen den täglichen Ansporn durch die äussere Tracht [sie trugen tatsächlich 'Farben'], daran zu denken, dass wir eine Gemeinschaft von Kämpfern sein wollen. Salem ist in Kampfstellung gegen das heutige Deutschland [sprich: die Weimarer Republik] und ist mit dazu berufen, sich dem Verfall entgegenzuwerfen. Es ist undenkbar, dass sich alle Kinder, die nach Salem kommen, eignen, 'an die Front geschickt zu werden'. Ruthenen liess man nicht an der russischen Front kämpfen. Der Verfall unseres Landes ist nicht immer abstoßend, sein dekadenter Zauber muss auch manchen von unseren Jungen und Mädchen ergreifen. Wir aber wollen die Farben nur denen geben, denen wir vertrauen können, dass sie im Kampf durchhalten und nicht zum Gegner überlaufen. [...].“ (zitiert nach Krimm, 2020, S. 92)

Die Farbe derer, die „im Kampf durchhalten und nicht zum Gegner überlaufen“ würde in naher Zukunft hauptsächlich das Braun der SA oder das Schwarz der SS sein.

Kurt Hahn kannte sich gut aus in Geschichte: Die Zaren haben die Ruthenen tatsächlich nicht an russischen Fronten kämpfen lassen; jedenfalls nicht an solchen, an denen etwas auf

dem Spiel stand. Die Ruthenen sind eine ethnische Bezeichnung der österreichischen Habsburger für eine Bevölkerungsgruppe, die man grob gesagt als das zentrale Staatsvolk der heutigen Ukraine bezeichnen kann. Unter der Knute der Zaren haben die Ruthenen zwar „mitgemacht“, aber im Konfliktfalle auf sie zählen konnten die Moskowiter aller Zeiten nie, auch nicht als sie vorübergehend in St. Petersburg / Leningrad residierten. Wie „unzuverlässig“ die Ruthenen noch heute sind, muss Zar Putin der Größe erfahren: Die in Kiew herrschenden Ruthenen betrachten seine „Heimführung der Krim zu Mütterchen Russland“ schnöde als Annexion und seine Unterstützung von Separatisten in der Ostukraine als Einmischung in innere Angelegenheiten.

Was ist der frühere Zustand, dessen „Verfall“ sich die „Salemer“ Elite in Zeiten der Weimarer Republik „entgegenzuwerfen“ habe? Es sind die Zustände des gestrigen Deutschlands, des Deutschen Kaiserreiches, das 1871 am Symbolort Versailles des eben besiegten Frankreich gegründet wurde, im Herbst 1918 die bedingungslose Kapitulation akzeptieren musste und mit dem Vertrag von Versailles – Symbol bleibt Symbol – einen Friedensvertrag diktiert bekam, für den Adolf Hitler später die Rechnung präsentiert hat. Was war das für ein Kaiser-Reich, dessen Ende zum Dritten Reich führte? Eckart Conze, Professor für Neuere und Neueste Geschichte hat die jüngste Studie zu diesem Reich geliefert (Conze, 2020). Ihre Kernaussage lautet:

„Tatsächlich beruhte das politische System des Reiches auf einer Verzahnung preußischer und deutscher Institutionen. Mit dem Kaiser – als König von Preußen – stellte Preußen das Präsidium des Bundesrates und konnte mit seinen Stimmen auf alle Gesetzesvorhaben einwirken und jede Verfassungsänderung blockieren. Die politische Willensbildung und die Legislative in Preußen blieben zudem bis 1918 bestimmt vom Dreiklassenwahlrecht für die Wahlen zum Abgeordnetenhaus sowie von der Existenz des vom adeligen Grundbesitz dominierten Herrenhauses. Nicht nur für den Soziologen Max Weber war das Kaiserreich keine Demokratie und konnte keine werden, solange in seinem Hegemonialstaat Preußen ein undemokratisches Wahlrecht existierte.“ (Conze, 2021; ergänzend sei angemerkt: Frauen hatten im ganzen Deutschen Kaiserreich kein Wahlrecht)

Was aber haben wir uns unter „Weimarer Republik“ vorzustellen? Da fällt Intellektuellen zuerst und manchen ausschließlich ein kulturell erblühtes Deutschland ein: *Roaring Twenties*, Bauhaus und Art Déco, Bert Brecht und Fritz Lang. Aber das ist nur Puderzucker, den die Nazis schon 1933 binnen Jahresfrist wegblasen. Die Massen hat all das, was die nachgeborenen Kultur-Feinschmecker(innen) an der Weimarer Republik so goutieren, nicht berührt; sie hatten anderes im Sinn, nämlich ihre Sorgen ums alltägliche Überleben. Um die haben sich (auch) die Nazis gesorgt – und deshalb hatten (auch) die Nazis Erfolg bei den Massen. Wir

müssen und können hier nicht im Einzelnen rekapitulieren, wie aus der Weimarer Republik der Hitlersche Nazi-Staat entspringen konnte. Ich gebe hier, wo nur extrem komprimierte Darstellung auf Aufmerksamkeit hoffen darf, jene wieder, die sich mit meiner Einschätzung und der Generalansicht der historischen Forschung deckt:

„Die 1918/19 entstandene deutsche ('Weimarer') und die österreichische Republik waren das Produkt einer militärischen Niederlage und einer in Österreich gescheiterten, in Deutschland blutig niedergekämpften Arbeiterrevolution. Das Ergebnis waren zwei hybride Staaten, in denen die parlamentarische Demokratie – mit Parteien und Gewaltenteilung – die fortbestehende kapitalistische Wirtschaftsgesellschaft 'überbaute': eine demokratische Insel inmitten vordemokratischer Verhältnisse in Industrie und Landwirtschaft, Familien und Bürokratie. Interessiert an diesem 'Überbau' waren die reformistischen Arbeiterorganisationen und der (schrumpfende) liberale Flügel des Bürgertums der 'verspäteten Nation' (H. Plessner); die reale Macht aber lag in den Händen des 'Finanzkapitals' (R. Hilferding), des Heeres und der Staatsbürokratie. Nach wenigen Jahren eines trügerischen inneren und äußeren Friedens entledigte sich – im Gefolge der Wirtschaftskrise von 1929 – der wirtschaftliche 'Unterbau' mit Hilfe faschistischer Milizen (der SA und SS) seines unpassenden demokratischen Überbaus und ersetzte ihn durch zwei Spielarten des 'autoritären Staats', den deutschen 'Nationalsozialismus' und den 'Austrofaschismus'.“ (Dahmer, 2021)

George L. Mosse hat, seitdem seine hellsichtigen Eltern nach der Machtübertragung auf Hitler Anfang 1933, Deutschland mit ihren Kindern verlassen hatten, deutschen Boden (im Unterschied zu israelischem) später nur selten und dann nur für kurze Zeit betreten; er ist auch nicht „in deutscher Erde“ begraben, sondern am Ort seines langen akademischen Wirkens, in Madison, Wisconsin. Anders in Sachen „(realisierter) Heimatliebe“ verhält es sich bei Golo Mann.

5.1.2 Vom Golo Mann der Nachkriegsjahre

In den Jahren 1956-1957 verbrachte er viele Wochen im Gasthaus „Zur Krone“ im schweizerischen Altnau am Bodensee, nahe Kreuzlingen; das ist unweit von Konstanz. Von dort ist schwerlich nach Süden zu schauen, noch nicht einmal der ebenso mächtige wie prächtige Säntis gerät in den Blick. Wohl aber kann man den Blick schweifen lassen nach Norden über den Bodensee – nach Deutschland. Von Altnau aus hätte Golo Mann trockenen Fußes mit einem kräftigen Marsch binnen Tagesfrist Salem erreichen können, den Ort, an dem er 1923 in die Internatsschule eintrat, die er 1927 mit dem (Konstanzer) Abitur (Gesamtnote: „ziemlich gut“)

verließ. Er schrieb in Altnau an der „Deutschen Geschichte des XIX. und XX. Jahrhunderts“, die in zwei Bänden erstmals 1958 bei der Büchergilde Gutenberg in Frankfurt am Main erscheint und sofort ein Bestseller wird. Ich selbst besitze das Werk als wohlfeiles und mehr als 1.000 Seiten umfassendes Taschenbuch des Fischer-Verlages, Frankfurt am Main, das als 16. Auflage markiert ist. Kurzum: Seit Ende der 1950er durfte sich Golo Mann sicher sein, dass er für seine Werke in der Bundesrepublik auf ein zahlungsfreudiges Publikum und eine dem Autor geneigte Kritikerschar rechnen konnte.

Natürlich muss man sich als Autor hie und da sehen und hören lassen: bei Lesungen oder Vorträgen etwa. Auf diese Art und Weise war Golo Mann in der Bundesrepublik der 1950er und 1960er gleichsam ambulatorisch unterwegs. Auch seine Professur – auf Lebenszeit! – an der Technischen Hochschule Stuttgart war keine Einladung zu einer neuen Beheimatung. Dort stellten ihm in seinen Studium generale - Veranstaltungen Studierende der Ingenieurs- und Naturwissenschaften ein wenig sachkundiges und begeisterungsfähiges Auditorium. Die Professur, die er zum Wintersemester 1960/61 nur deswegen angenommen hatte, weil man in drei Zugstunden von Stuttgart in Zürich ist, gab er 1965 entnervt auf, nachdem er sie die ganze Zeit über eher schlecht als recht über die Runden gebracht hatte. Obwohl sie nur mit der Verpflichtung für eine Vorlesung und ein Seminar verbunden war, die er an einem einzigen Tag „hinter sich brachte“. Aber wer kennt sich schon aus mit zarten Dichterseelen.

Noch ein zweites Mal findet sich Golo Mann auf bundesdeutschem Boden: 1979 kauft er ein Haus in Icking an der Isar zwischen München und Bad Tölz – das er aber zwei Jahre später wieder aufgibt, um endgültig nach Kilchberg am Zürichsee zurückzukehren in das Haus, das sein Vater 1954 gekauft hatte und in dem seine Mutter 1980 – „endlich“ aus seiner Sicht – gestorben war. Aber weshalb, um alles in der Welt, gerade Icking? Ja, die Ortsgrenze berührt die Isar und dort gibt es sogar ein ansprechendes Lokal, aber ansonsten ist es in Icking von der Landschaft her recht langweilig; das aufregendste ist die B 11, die nach Innsbruck spektakuläre Aussichten und Panoramen bietet. Hatte er nicht ein wunderschön gelegenes Haus in Berzona, 12 Kilometer westnordwestlich von Locarno? Suchte er Sicherheit? Etwa darin, dass unweit von Icking der Landkreis Weilheim liegt, in dem sein politischer Freund von damals, Franz Josef Strauß, zuverlässig über Jahrzehnte hinweg zum Bundestagsabgeordneten gewählt wurde? Im Jahr 1979 begann der Wahlkampf um die nächste Bundeskanzlerschaft. Die SPD hatte den Altkanzler Helmut Schmidt nominiert, die Unionsparteien Franz Josef Strauß, und Golo Mann war sein prominentester Wahlhelfer.

Vielleicht fiel die Wahl aber auch deshalb auf Icking, weil das obere Isartal ihn an schöne Kindheitstage erinnerte. Icking liegt nur 30 Kilometer flussabwärts von Bad Tölz, wo die Manns bis 1917 ihre Sommerresidenz hatten. Zu bedenken hat man auch, dass die Bundesrepublik um 1980 in Fragen der Erotik schon weitaus liberaler war als die Schweiz. Und?

Jedenfalls war Icking weit genug weg von München mit seinen Paparazzi. Icking war kein so schlechter Ort für einen Homosexuellen. „Dort wohnte er mit einem jungen Marokkaner als ‚Diener‘, die Nachbarn griffen zum Fernglas.“ (Arsenschek, 2010)

Heimat- oder staatenlos, ohne festen Wohnsitz oder „zustellungsfähige Adresse“ war Golo Mann nie. Er war über seinen Vater, der dort 1954 ein Haus gekauft hatte, heimatberechtigt in Kilchberg, Kanton Zürich, und er hat dieses Recht nie aufgegeben – auch nicht, als er doch immer mal wieder der Bundesrepublik Avancen machte und diese ihm. Er hatte vorgesorgt: Wie viele Deutsche mit Geld und/oder Papieren vor und nach ihm, die schweizerische Sicherheit mit südländischer Freiheit verbinden wollten, hatte er zwei Möglichkeiten: das „französische“ Wallis oder das „italienische“ Tessin. Er wählte das Zweite und lässt sich 1961 ein Haus in Berzona bauen – in der Nachbarschaft von Alfred Andersch und Max Frisch. Und recht nahe beim für die deutsche kulturelle und politische Alternativszene der Jahre 1900-1940 geradezu mystischen Ort Monte Verità bei Ascona und dem von seinen Verehrern als spiritueller Ort angesehenen Grab des Stefan George in Minusio bei Locarno. Locarno und Ascona liegen eng beieinander; die Stadtgebiete werden aber durch die Maggia klar getrennt.

Gestorben ist Golo Mann in Deutschland, aber nicht aus Liebe zu diesem Land. Er starb 1994 in Leverkusen, wohin er 1992 gezogen war, weil er gesundheitliche Probleme hatte und dort seine „an-adoptierte“ Schwiegertochter Ingrid Beck-Mann, die Witwe von Golo Manns Adoptivsohn Hans Beck-Mann, lebte. Die war gelernte Krankenschwester und hatte zuvor schon Golos jüngere Schwester Monika bis zu deren Tod umsorgt und gepflegt. Begraben sein aber wollte er wie schon zuvor sein Vater nicht in „deutscher Heimerde“, sondern auf dem Friedhof jenes Ortes, den seine Eltern nach ihrem Abschied von den USA in der „Kommunisten-fressenden“ McCarthy-Ära als Wohn- und Familiensitz gewählt hatten: Kilchberg am Zürichsee. Dort wollte er seine letzte Ruhestätte finden; nicht aber in der Familiengruft, sondern etwas, aber nicht weit abseits davon.

Volker Reinhardt, Jg. 1954, seit 1992 Professor für Allgemeine und Schweizer Geschichte der Neuzeit an der Universität Freiburg / Université de Fribourg, Schweiz, hat in seinem Beitrag zu dem von ihm herausgegebenen Sammelwerk „Deutsche Familien“ zu den „Manns“ hinsichtlich Golo Mann Folgendes ausgeführt: „Die Abnabelung von der Überfigur des Vaters scheint dem Drittgeborenen Angelus Gottfried, genannt Golo, am besten zu gelingen – zumindest wenn man seinen im Alter von 77 Jahren veröffentlichten Jugenderinnerungen Glauben schenken will. In ihnen bekundet der ungeliebte Sohn ein frühes Einverständnis mit konservativen Grundeinstellungen und schlägt einen entsprechenden Lebensweg ein.“ (Reinhardt, 2005, S. 110) Mit den hier genannten „Jugenderinnerungen“ gemeint ist das 1986 bei Fischer in Frankfurt a.M. erschienene Buch „Erinnerungen und Gedanken. Eine Jugend in Deutschland“ (Mann, 1986), in dem er „Salem“ und Kurt Hahn lange Passagen widmet.

Ich stimme Volker Reinhardt darin zu, dass man bei Lektüre der „Jugenderinnerungen“ immer in Rechnung stellen muss, dass sie von einem Mann geschrieben wurden, der im Alter einen Konservatismus an den Tag legte, dem eine gewisse Skurrilität eigen war. So hatte er doch tatsächlich wenige Jahre zuvor mit allen Mitteln, die einem renommierten Schriftsteller in einer Demokratie mit einer starken Vierten Gewalt zur Verfügung stehen, die Feder geführt und das Wort geschwungen für Franz Josef Strauß, der bei der Bundestagswahl 1980 dann aber doch als Kanzlerkandidat der Unionsparteien gegen den amtierenden Bundeskanzler Helmut Schmidt (SPD) scheiterte. Golo Manns bedeutendster Biograph, Tilman Lahme, meint, eine „Neigung zur Versöhnung mit der Vergangenheit“ sei der „Klangteppich der *Erinnerungen*“ (Lahme, 2009, S. 47). Und sein Historiker-Kollege Konrad Krimm pflichtete ihm bei: „Keineswegs unkritisch, aber in der langen Distanz doch anerkennend und auch verklärend, deuten die 'Erinnerungen und Gedanken' von 1986 die Salemer Konflikte nur eben an.“ (Krimm, 2020, S. 81)

Wie groß die Diskrepanz ist zwischen dem, was Golo Mann öffentlich bekundet und dem, was er für sich denkt, zeigt sich daran, wie er Kurt Hahns „Sexualerziehung“ im Allgemeinen und in Fällen von (vermuteter) männlicher Homosexualität beurteilt. In den „Erinnerungen“ kommt Kurt Hahn da für seinen Fall und viele andere Fälle ganz gut weg (Mann, 1986). Dazu bemerkt der Golo Mann-Biograph Tilmann Lahme: „Ganz ehrlich war das nicht. Im Tagebuch schrieb er über Hahn, dieser sei sicher guten Willens gewesen, habe ihm aber – wie die Eltern – doch mehr 'Falsches als Gutes' getan.“ (Lahme, 2009, S. 47). Tilmann Lahmes Urteil basiert auf dem Golo Mann - Eintrag vom 7. Oktober 1978 in sein unveröffentlichtes Tagebuch, das sich im Schweizerischen Nationalarchiv befindet; zum Zeitpunkt des Eintrages war Kurt Hahn schon bald vier Jahre tot.

Mit großer Wahrscheinlichkeit bezieht sich Golo Manns oben zitiertes Urteil auf Kurt Hahns „pädagogischen Umgang“ (zusammenf. Lahme, 2009, S. 44-47) mit seiner, Golo Manns, Homosexualität. Die muss wie jede Homosexualität eines seiner Schüler in Kurt Hahn alle jene bewussten und unbewussten Abwehr- und Bewältigungsstrategien aktiviert haben, die der sich seit seines eigenen homosexuellen Erwachens in der Pubertät angeeignet hatte (Heekerens, 2019a). Als die homophilen Neigungen des 17-jährigen „Salem“-Zöglings Golo Mann nicht mehr zu übersehen sind, schickt ihn Kurt Hahn zu dem mit der Psychoanalyse wohl vertrauten Zürcher Psychiater Louis (Ludwig) Frank. Der diagnostiziert eine „ausgesprochene Sexualneurose, und zwar um eine sadistisch-masochistische Homosexualität“ (Lahme, 2009, S. 44), die „absolut nicht angeboren“ (Lahme 2009, S. 45), sondern „heilbar“ (ebd.) sei.

Die zitierten Passagen stammen alle aus einem im Thomas-Mann-Archiv der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich aufbewahrten und auf den 11. November 1926 datierten Brief Louis (Ludwig) Franks an Kurt Hahn und sind in dem bei Tilmann Lahm zu findendem

Text wiedergegeben. In besagtem Brief werden auch klare ärztliche Ansagen gemacht dazu, wessen es bedürfe, damit eine mögliche Heilung der homosexuellen Neigungen denn auch wirklich, gelänge: „Sie erfordern aber ein längeres, konsequentes Behandeln, das von dem Pat. selbst mit größter Energie durchgeführt werden muss. Wie mir scheint, hat der Pat. den Willen dazu. Es sollte alles geschehen, um ihn darin zu unterstützen, weil seine weitere geistige Entwicklung in hohem Grade von dieser Abnormität abhängt.“ (zitiert nach Lahme, 2009, S. 45)

Gefragt waren nach Ansicht der Zürcher medizinischen Kapazität, der sich der Zustimmung der medizinischen Zunft seiner Zeit sicher sein durfte, also Dinge wie Selbstüberwindung und Willenstraining. Das bedeutete Zweierlei: Zum einen durfte sich Kurt Hahn in seiner Laien-Selbstbehandlung seiner Homophilie (Heekerens, 2019a) nun fachlicher Vergewisserung sicher sein, und zum anderen waren die Frankschen Ausführungen medizinisches Flutwasser auf die Hahnsche Pädagogik-Mühle. Wir wissen heute: „Natürlich ließ sich an Golo Manns Homosexualität nichts 'heilen', dafür setzte sich ihm fest, dass seine Phantasien finstere, abnorme und perverse Vorstellungen seien.“ (Lahme, 2009, S. 46)

Ein weiteres Beispiel dafür, wie sehr Golo Mann im Nachhinein den Mann in edelstes Licht rückt, den er zuvor, oft unter dem Eindruck unmittelbarer Ereignisse, in seinem Tagebuch anders bewertet, charakterisiert und dargestellt hatte, betrifft das „NS-Ideologische“. Im Tagebucheintrag vom 28. Mai 1933, in der kurzen zeitlichen Spanne zwischen Kurt Hahns Inhaftierung und seinem erzwungenen Gang ins Exil, findet sich Folgendes zu Kurt Hahn: „Es hat etwas Tragisches und ungeheuer Bezeichnendes, diesen Mann, seit 20 Jahren den reinsten Formulator und Praktiker der nationalsozialistischen Ideen, Praktiker in Politik und Erziehung, der hundertfach nachweisen kann, dass seine Schule die ideale Hitlerschule sei, in dessen unterdrücktem, heimlich brennenden Judentum ein furchtbarer Widerspruch liegt, der sich nun rächt – diesen Mann verfolgt, in jeder Tätigkeit mit sadistischem Raffinement gelähmt, verbannt, ruiniert zu sehen.“ (Lahme, 2009, S. 95)

5.1.3 Golo Mann geht mit Kurt Hahn ins Gericht

Dass Golo Mann die Abnabelung vom Vater bestens gelungen sei, wie Volker Reinhardt meint, halte ich für ein Fehlurteil. Um nicht missverstanden zu werden: Ich bin völlig desinteressiert an der Frage, welches der vier Kinder von Thomas Mann sich vom Vater am besten abgenabelt habe. Mich interessiert einzig und allein die Reinhardtsche These, Golo habe sich von seinem Vater überhaupt „erfolgreich“ im Sinne der Entwicklungspsychologie abgenabelt. Das wage ich füglich zu bezweifeln. Ja, da verfügt der Sohn, er wolle nicht in dieselbe Gruft wie sein Vater – aber allzu weit von ihm entfernt will er sich denn auch nicht gebettet wissen. Mei-

ne These, die auf psychotherapeutischer Erfahrung einer- und gründlicher Lektüre mehrerer Golo Mann- Biographien andererseits beruht, lautet: Golo Mann war seinem Vater bis in den Tod hinein in tiefer Ambivalenz eng verbunden. Und ambivalent war auch sein Verhältnis zu Deutschland.

Golo Mann, so darf man mit einiger tiefenpsychologischen Vorbildung sagen, Golo Mann hat immer wieder versucht, an die Stelle des übermächtigen leiblichen Vaters, weniger beängstigende Vaterfiguren zu setzen. Drei davon sind bekannt: Kurt Hahn, Karl Jaspers und Franz Josef Strauss. Kurt Hahn kann ihm, wie nachfolgend zu zeigen ist, kein „Ersatzvater“ sein und ebenso wenig Franz Josef Strauss, der Nachgeborenen nur aus zwei Gründen in Erinnerung ist. Zum einen heißt der „neue Münchner Flughafen“, wie das die Alteingesessenen nennen, nach ihm. Und zum anderen ist er bis heute die weitaus beste und bekannteste Spottfigur des bayerischen, westdeutschen und gesamtdeutschen Kabarets.

Ernsthaft in Frage als „Ersatzvater“ gekommen wäre nur Karl Jaspers. Im Frühjahr 1929 wechselte Golo Mann zur Universität Heidelberg, wo er dem Rat seines akademischen Lehrers Karl Jaspers folgte, in Philosophie zu promovieren und parallel Geschichte und Latein auf Lehramt zu studieren. Ab Herbst 1930 engagierte er sich zudem politisch in der sozialistischen Studentengruppe. Im April 1932 reichte Golo seine Dissertation mit dem Titel „Das Einzelne und das Ich in Hegels Philosophie“ ein, die von Karl Jaspers mit dem mäßigen Prädikat „cum laude“, zwei Stufen unter „summa cum laude“ bewertet wurde, worüber sich der Doktorand sehr enttäuscht zeigte. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs streute Karl Jaspers Salz in die noch nicht verheilte Wunde: Er widmete nicht nur Cupido, sondern auch Eros einer anderen Person: einem Weib, einem jüdischen gar – ihr Name: Hannah (Johanna) Ahrendt. Der (persönliche) Streit mit ihr ist als (sachlich formulierte) Kritik Golo Manns an Hannah Ahrendts „Eichmann in Jerusalem“ (Ahrendt, 1964) in die Geschichtsschreibung eingegangen.

In Sachen „Kurt Hahn“ versucht Golo Mann seine Position als Historiker an „offizieller Stelle“, nämlich in seinen vorab zur Veröffentlichung geplanten „Erinnerungen“ so zu klären: „Wenn ich nun von Kurt Hahn spreche, so muß ich, so gut es gelingt, unterscheiden zwischen dem Eindruck, den der noch jugendliche auf den Knaben, den drei oder vier Jahrzehnte später der alte auf den alternden machte, und der historischen, einer im Ursprung versunkenen Zeit angehörigen Person, die heute jener ist, der gerade sechsunddreißig Jahre alt war, als ich ihm zum ersten Mal begegnete.“ (Mann, 1986, S. 132) Es ist jeder Leserin und jedem Leser vorbehalten, sich selbst ein Urteil darüber zu bilden, ob und wie gut der Historiker Golo Mann diese Aufgabe gemeistert hat. Dazu muss sie oder er das entsprechende Kapitel der „Erinnerungen“ selbst lesen. Für all jene, die das nicht können oder wollen, biete ich nachfolgend mir zentral erscheinende Passagen als Zitate oder in Paraphrasierung.

Betrachten wir zunächst, was Golo Mann zu „Kurt Hahn, die Pädagogik und die Politik“ zu

sagen hat: „Kurt Hahn war, man darf nicht sagen, ein gescheiterter Politiker, denn nie wünschte er, Politik zu seinem Beruf zu machen; wohl aber hatte er, im Verborgenen, oder halb Verborgenen, politisch wirken wollen. Nun, seit dem unglücklichen Verlauf und Ende des [Ersten] Weltkrieges sollte die Pädagogik ihm die Politik ersetzen oder sollte die menschlichen Voraussetzungen für eine neue und bessere Politik schaffen.“ (Mann, 1986, S. 137) Später gegen Ende des seitenlangen Vergleichs von Kurt Hahn und Adolf Hitler (A.H.) nennt Golo Mann zwei Gemeinsamkeiten der Männer, die es wert sind, in Erinnerung behalten zu werden: 1. „Kurt Hahn und A.H. waren von der Macht der Propaganda überzeugt.“ (G. Mann, 1986, S. 143). 2. „Wozu kommt, daß beide an den Willen glaubten, an die Möglichkeit und Wünschbarkeit, ihn erzieherisch zu entwickeln und zu stärken.“ (Mann, 1986, S. 144).

Der zweite Punkt der Mannschen Bewertung, der mir denk-würdig scheint, ist sein Statement: „Hahns Pädagogik fehlte es an Diskretion.“ (Mann, 1986, S. 145). Es wäre sicherlich reizvoll und könnte die Seiten einer (kultur-)historischen Dissertation füllen, wollte man sich des Themas „Golo Mann und die Diskretion“ in gebotener Breite und Tiefe annehmen. Hier müssen wenige Andeutungen genügen. Fritz J. Raddatz, einer der bedeutendsten Literaturkritiker deutscher Sprache und geehrt mit dem Orden Officier des Arts et des Lettres der französischen Republik, hat Golo Mann zu dessen 70. Geburtstag in der ZEIT geehrt unter der Überschrift „Grandseigneur von Geblüt“ mit den Worten: „Golo Mann hat die Bürgertugenden, die wir so oft vermissen in Deutschland – Diskretion und Würde, Integrität und Stil.“ (Raddatz, 1979) „Diskretion“ meint „Takt“, wie die nachfolgenden Ausführungen Golo Manns illustrieren:

„Hahns Pädagogik fehlte es an Diskretion. Zu oft, zu deutlich ließ er uns wissen, was er von uns erhoffte: daß wir Deutschland eine Generation von 'Führern' stellen sollten, besser als jene des Kaiserreichs gewesen waren; ferner auch, daß wir den moralischen Verfall, wie er ihn sah, aufhalten oder den üblen Gang der Dinge umzukehren bestimmt waren. Darin lag eine Anmaßung, eine Überschätzung dessen, was eine Schule, wäre sie auch ein System von dreien oder vierein, im glücklichsten Fall leisten konnte.“ (Mann, 1986, S. 145)

Und dann fährt Golo Mann fort: „Ein anderer Irrtum der Hahnschen Pädagogik war, daß er allzu sehr an den Willen und seine Möglichkeiten einer systematischen Stärkung glaubte.“ (Mann, 1986, S. 145) Hier führt er das Beispiel eines beim „Kameradendiebstahl“ erwischten Jugendlichen an, dessen „abweichendes Verhalten“ Kurt Hahn mit Mitteln begegnete, für die der Ausdruck „Schwarze Pädagogik“ eher eine Beschönigung ist. „Ohne jeden Zweifel war der Junge kleptomane; hier half keine Strafjustiz, sondern, allenfalls, der Psychiater. Es ging dann auch der Verurteilte einige Jahre später elend zugrund.“ (G. Mann, 1986, S. 146-147)

„Ein dritter Irrtum wiegt am schwersten. Kurt Hahn hatte von Sexualität und sexueller Erziehung keine Ahnung. Es lag dies daran, daß er die Neigung, die in ihm war, die homoerotische, moralisch missbilligte und mit einer mir unvorstellbaren Anstrengung des Willens in sich selbst erstickt hatte. Die Folge war, daß er, was er bei sich zum Schweigen zwang, überall witterte, fürchtete und mit wahrhaft inquisitorischen Mitteln dagegen vorging, ungefähr so, wie solches ehemals in Jesuitenschulen geschah.“ (Mann, 1986, S. 147) Ich stimme Golo Mann vollkommen darin zu, dass Kurt Hahns Einstellung zu Sexualität aus seiner eigenen Lebensgeschichte, aus seinem Umgang mit der erwachenden Sexualität heraus zu erklären ist.

Nur muss man eben auch Kurt Hahns Umgang mit seiner eigenen Sexualität, einer homoerotischen, verstehen aus den Zwangskontexten seiner Pubertätsjahre. Als er in die Pubertät kam, hatten die kirchlichen und medizinischen Autoritäten noch die Deutungshoheit über die Sexualität im Allgemeinen und die des Jugendalters im Besonderen. „In der Sexualerziehung traten diese beiden Konzepte, das Religiöse und das Medizinische oftmals nebeneinander und miteinander vermischt auf. Sie gehörten beide zur Angstpädagogik, die Jugendliche davon abschrecken sollte, vor der Ehe sexuell aktiv zu werden.“ (Sauerteig, 2019, S. 215) Hinzu kam, dass Kurt Hahn sich seiner Homophilie offensichtlich früh gewahr wurde und diese nur als *bad or mad* beurteilen konnte.

Um mit dem „Salem“-Leiter Kurt Hahn in Mannscher Betrachtung bei der Sache mit den Mädchen oder jungen Frauen in „Salem“ fortzufahren: „Was die Mädchen betrifft, so war ihre Rolle in Salem, solange Hahn die Leitung innehatte, keine ganz glückliche, die Rolle einer Minderheit. [...]. Daß in Salem überhaupt Coedukation war [...], diese Einrichtung verfolgte meines Erachtens zwei Ziele: die Jungen sollten Ritterlichkeit erlernen und sollten gegen homoerotische Anwandlungen desto besser gesichert bleiben.“ (Mann, 1986, S. 148)

Am bekanntesten unter Erlebnispädagogen dürfte diese, vielfach in der erlebnispädagogischen Literatur zitierte Bemerkung sein: „Wenn ich gelegentlich Kritik an ihm [dem akademischen Lehrer Karl Jaspers in den Jahren 1929-1933 in Heidelberg] übte, zu seinen Lebzeiten und danach, so war es aus dem gleichen Grunde, aus dem ich Kritik an dem Lehrer meiner Frühzeit, Kurt Hahn übte: eben weil ich für ihn stimme, nicht gegen ihn. Auf meine Art zu leben, mag Hahn den stärkeren Einfluss gehabt haben, auf mein Denken Jaspers.“ (Mann, 1986, S. 328) Nur: Was meint Golo Mann eigentlich mit „meine Art zu leben“? Welchen Einfluss Karl Jaspers auf sein Denken hatte, das legt er nach oben referierter Notiz seitenlang dar. Entsprechende Ausführungen zu Kurt Hahn und seine „Art zu leben“ fehlen.

5.2 George L. Mosse (1919–1999)

Mitte Juli des Jahres 2000 erschien in der University of Wisconsin Press in Madison, WI das Buch „Confronting History: A Memoir“, dessen Manuskript der frühere Geschichtsprofessor der University of Wisconsin (UW) kurz vor seinem Tod im Januar 1999 vollendet hatte. Damit ehrte die weltberühmte Universität, von dessen Professor(innen)en deutsche (Sozial-) Pädagog(inn)en zumindest Abraham Maslow und Carl Rogers kennen (sollten), posthum ihren bis dahin bedeutendsten Historiker, der dort Europäische Geschichte gelehrt hatte. Zwischenzeitlich lehrte der aber auch immer mal wieder als Dozent und später (1980–1985) als Lehrstuhlinhaber Deutsche Geschichte an der Hebräischen Universität in Jerusalem.

5.2.1 Wer war George L. Mosse?

Als 1993 das U.S. Holocaust Memorial Museum eröffnete, wurde er als erster zum Research Historian in Residence ernannt; die Ehre wiegt hier schwerer als das Stipendium. Gerade noch rechtzeitig vor seinem Tod im Jahre 1999 und erst nach der Wiedervereinigung wurde er auch in Deutschland geehrt: mit der Einrichtung der Mosse-Lectures, einer international und interdisziplinär angelegten Vortragsreihe an der Humboldt-Universität zu Berlin, veranstaltet seit ihrer Etablierung 1997 durch das Institut für deutsche Literatur. Seit George L. Mosses Tod widmen sich die Mosse-Lectures ausdrücklich der Wissensvermittlung und der Darstellung historischer Sachverhalte und Konflikte, insbesondere auch der Vergangenheit und Gegenwart jüdischen Lebens, Denkens und Handelns in Deutschland.

Die Mosse-Lectures wurden im Mai 1997 eröffnet mit einem Vortrag von George L. Mosse zu „Das liberale Erbe und die national-sozialistische Öffentlichkeit“. Damit stellte sich der Redner in eine demokratische Tradition, die sich auf das Wirken des Verlagshauses Mosse in der Weimarer Republik sowie dessen Widerstand gegen den Nationalsozialismus berufen kann. Als Mosse-Lecturers kamen nur Menschen mit entsprechendem Namen und Nimbus in Frage. Ich nenne beispielhaft nur die drei ersten: Daniel Libeskind, den Gestalter des Jüdischen Museums Berlin, Herta Müller, die deutsch-rumänische oder rumänisch-deutsche Schriftstellerin, die 2009 mit dem Literatur-Nobelpreis geehrt werden sollte, und Michael Naumann, den bekanntesten und bedeutendsten Kulturstatsminister, den dieses Land je hatte.

Ansehen machte sich der Historiker George L. Mosse im deutschsprachigen Raum nicht nur unter Fachkolleg(inn)en, die seine englischsprachigen Publikationen umgehend zur Kenntnis nahmen, sondern auch bei einem breiten Bildungspublikum, weil viele seiner Werke bald ins Deutsche übersetzt wurden – über ein Dutzend, zuletzt das oben genannte Memoiren-Werk (Mosse, 2003a). Das mit „1968“ als Ereignis einsetzende (bundes-)deutsche Interesse an dem

Werk des Historikers rührt einmal her von den Themen, die er behandelt: „Ein Volk, ein Reich, ein Führer“ (Mosse, 1979) etwa oder „Der nationalsozialistische Alltag“ (Mosse, 1993b).

Der zweite Umstand, der sein Werk auch in der Bundesrepublik allmählich – zögerlich zunächst, dann aber immer schneller – bekannt werden ließ, war sein Ruf als guter Fachmann. Nicht nur, dass er immer wieder demonstrierte, wie gut er mit dem Werkzeug des Historikers umzugehen wusste. Er hat immer wieder zeigen können, dass ein guter Historiker neben perfekter Werkzeugbeherrschung auch verfügen muss über eine nicht-technische Fähigkeit, die den instrumentellen Fertigkeiten Maß und Ziel gibt. Er nennt sie „Einfühlungsvermögen“:

„Als ausgebildeter Historiker verfüge ich über eine gewisse Übung in dem Versuch, in die Vergangenheit zurückzugehen und zu verstehen, wie die damals lebenden Menschen ihre Welt sahen. Ich bin seit jeher der Überzeugung, dass Einfühlungsvermögen die höchste Tugend ist, die ein Historiker kultivieren sollte, und ich hoffe, dass diese Überzeugung mir bei dem Unterfangen, auf mein eigenes Leben zurückzublicken, gute Dienste geleistet hat. Unter Einfühlungsvermögen verstehe ich, dass man die eigenen Vorurteile der Gegenwart nicht in die Vergangenheit projiziert.“ (Mosse, 2003, S. 11)

Der dritte Grund dafür, weshalb George L. Mosse gerade in Sachen „Nationalsozialismus“ als interessanter Autor Geltung erlangte, war in seiner Biographie begründet. Er ist eine Generation jünger als Kurt Hahn, der 1886 geboren wurde und im September 1918, als George L. Mosse geboren wurde, als 34-Jähriger höchste Politik machte – als Freund und Privatsekretär des Prinzen Max von Baden, der Anfang Oktober 1918 zum (faktisch letzten) Reichskanzler des deutschen Kaiserreiches ernannt wurde. Es ist eine Generation Unterschied zwischen den beiden, aber es gibt auch viele Gemeinsamkeiten, die man so zusammenfassen kann: Sie sind beide in Berlin geborene Söhne reicher jüdischer Eltern von unternehmerischer Bedeutung und gesellschaftlichem Einfluss. Sie sind beide homosexuell. Beide flohen rechtzeitig aus dem Nazi-Reich – im April 1933 der 14jährige George L. Mosse (von Salem aus) in die Schweiz, im Juli desselben Jahres Kurt Hahn im Alter von 47 Jahren ins Vereinigte Königreich (näherhin: nach Schottland).

George L. Mosse hat in seinen Memoiren, die auf Deutsch unter dem vom hiesigen Feuilleton zu Recht zerrissenen Titel „Aus großem Hause“ (Mosse, 2003) erschienen, auch über seine ersten 14 Lebensjahre berichtet. Die waren ihm nicht „bloßes Vorspiel“ zu den nachfolgenden Lebensabschnitten, die man von außen und „den Sachen“ wegen als „bedeutsamer“ ansehen könnte. Die Psychologie, und zwar nicht nur die tiefenpsychologische, spricht gegen eine solche extern vorgenommene Gewichtung. George L. Mosse selbst hat sich in seinem Memoirenwerk entsprechend geäußert: „Am stärksten jedoch verknüpfen sich mit dem ra-

schen Verfliegen der Zeit in meiner Erinnerung die einander ablösenden politischen Krisen und Umwälzungen, die in der Zeit vor der Wahl Adolf Hitlers zum Reichskanzler zurückreichen. Der zunehmende Einfluss der nationalistischen, rassistischen und antisemitischen politischen Rechten in der Weimarer Republik, die wachsende Unsicherheit der Juden und die wirtschaftlichen Verwerfungen [...] drücken meiner Welt allemal ihren Stempel auf.“ (S. 9-10)

Zur Zeit der Weimarer Republik, genauer: zwischen 1928 und 1933, zwischen seinem zehnten und fünfzehnten Lebensjahr also, ging der Autor fernab Berlins in ein Internat, über das er in seinen Memoiren unter dem Titel „Salem als Charakterschule“ über 33 Buchseiten hinweg berichtet. Seine Ausführungen werden hierzulande in der erlebnispädagogischen Literatur bis heute weitgehend ignoriert. Das hat mindestens drei Gründe. Zum einen reagiert die erlebnispädagogische Literatur auf Neuerungen generell nur sehr verzögert, weil sie nicht oder nur in geringem Maße eingebunden ist in den üblichen akademischen Forschungsbetrieb. Zum zweiten fremdelt die erlebnispädagogische Literatur im deutschsprachigen Raum mit dem „Fremden“, sie liebt „das Heimspiel“. Und zum Dritten ist es ja so: Der auch hierzulande mit Ehre geradezu überschüttete George L. Mosse weiß über Kurt Hahn und das „Salem“ seiner Zeit allzu viel Ehrwürdiges zu berichten (alle nachfolgenden Zitate aus Mosse, 1993).

5.2.2 George L. Mosse in „Salem“

Im vorliegenden Zusammenhang ist zunächst von Bedeutung, wie der von der Kindheit in die Pubertät kommende George L. Mosse „Salem“ erlebt hat; genauer: dessen Unterstufen-Dependance auf dem Hermannsberg bei Salem. Dort lebte damals schon in dem von Kurt Hahn 1921 erworbenen Rest eines ehemaligen Frauenklosters seine seit 1907 verwitwete Mutter Charlotte (gestorben 1934), und er selbst nahm dort 1953, nachdem er die Leitung von Gordonstoun niedergelegt hatte, auch seinen letzten Wohnsitz (gestorben 1974; begraben in Salem).

Die Schülerinnen und Schüler waren untergebracht im erhaltenen Flügel eines 1808 durch das Land Baden aufgehobenen Franziskanerinnenklosters; einem Gebäude, „das mit seiner spartanischen Aura den Geist der Schule zum Ausdruck brachte“ (S. 87). „Charakterbildung war das Hauptanliegen der Schule, wobei das Schwergewicht auf der körperlichen Abhärtung lag.“ (S. 92) „Das Ziel des Internats Salem war das Heranziehen 'soldatischer' Männer und Frauen, die jene Charaktereigenschaften verinnerlichen sollten, die Hahn für die wesentlichen hielt: Pflichtgefühl, moralische Festigkeit und tatkräftigen Mut, eiserne Selbstkontrolle, Initiative und Mitgefühl, demonstriert durch die Bereitschaft zur Hingabe an andere.“ (S. 94)

Anschließend folgen Ausführungen, die man zur Kenntnis nehmen sollte, um Kurt Hahns

Erziehungskonzept mit einigermaßen kritischem Verstand sachlich und historisch korrekt zu verorten. Ich zitiere die dem letzten Satz von oben nachfolgende Passage in voller Länge:

„Das sind durchweg lobenswerte Grundsätze, die sich nicht allzu sehr von denen an vergleichbaren englischen Schulen unterschieden, und Hahn wollte ja auch in Deutschland ähnliche Prinzipien durchsetzen, wie die Engländer sie nach seiner Überzeugung praktizierten. In der Praxis wurde jedoch die Disziplin zur eigentlichen Oberlehrerin – so erschien es mir wenigstens. Wir wurden gedrillt, Selbstdisziplin zu entwickeln und zu gehorchen. Die Charakterbildung, wie sie in Salem praktiziert wurde, schloss die individuelle Initiative aus. Was gefördert und produziert wurde, war die konformistische Aneignung der Tugenden, die Salem für die wichtigsten hielt. Konformität ist ein Bestandteil des Gemeinschaftsgefühls, das sich an jedem Internat entwickelt. In Salem wurde jedoch Wert auf eine vermeintlich freiwillige Konformität gelegt, die dann aber zum integralen Bestandteil der Persönlichkeit werden sollte, die diese Schule durchlaufen hatten.“ (S. 94)

Und da die erlebnispädagogische Eigengeschichtsschreibung in Deutschland und dem deutschsprachigen Raum nicht müde wird zu suggerieren, wie „britisch“, sprich: wie „fortschrittlich“ – Kurt Hahn (schon) zu Salemer Zeiten gewesen sei, möge man folgende Mosse-Notiz zur Kenntnis nehmen:

„Sport war in Salem überaus wichtig, wie in englischen Internaten auch – man ging davon aus, dass er Disziplin und Mannschaftsgeist förderte. Hahn kopierte jedoch das englische Vorbild nicht so getreulich, wie er es zu tun vorgab; er verlieh dem Sportunterricht vielmehr einen Drall, der auf die Entwicklung soldatischer Tugenden hinzielte. In seinen Schriften bezeichnet er englische Sportarten als 'Kampfspiele' – in Wirklichkeit hatte die Sportförderung an englischen Schulen zu keiner Zeit militärische Hintergedanken. Diesen Unterschied aufzuzeigen ist wichtig, weil er auf die Existenz eines nationalistisch-politischen Programms [bei Kurt Hahn] hindeutet.“ (S. 98-99)

Besser kann man die Differenz zwischen *British discipline* und „preußischem Kadavergehorsam“ nicht markieren.

5.2.3 George L. Mosse seziert Kurt Hahn

Wichtig sind ferner George L. Mosses, sicherlich auf Erfahrungen von dort und damals basierenden, aber durch die Erfahrungen und Reflexionen in den Jahren und Jahrzehnten danach

geformten Ausführungen zu folgenden fünf Aspekten der Hahnschen Grundeinstellungen und -überzeugungen:

- Wie war es mit seinem Judentum?
- Wie mit seiner Homosexualität?
- Und wie mit seiner politischen Grundhaltung?
- Ferner: Wie hielt es mit der Sexualität?
- Und schließlich: Was hielt er von Familie?

Das sind Fragen, deren Beantwortung auch in der uns hier näher interessierenden Zeit in Westdeutschland / der Bundesrepublik nach der Kapitulation Hitler-Deutschlands von Bedeutung sind. Fangen wir mit dem Punkt „Sexualität“ an:

„Eine der bezeichnenden Maximen Kurt Hahns besagte, Jugendliche seien von den Kräften des Bösen bedroht und müssten diese bekämpfen und besiegen. Eine solche Kraft des Bösen war seiner Überzeugung nach der Sexualtrieb, der zu jedem Zeitpunkt durchbrechen und die geistige Energie eines Knaben oder eines Mädchens vollständig aufzehren konnte.“ (S. 96)

„Wir waren vielmehr höchst beeindruckt von dem empathischen Zusammenhang, den Hahn herstellte zwischen der großen Leidenschaft, die ein Junge besitzen musste, um ein wahrhafter Mann werden zu können, und der ebenso leidenschaftlichen Liebe zur deutschen Landschaft und Ehre. Dieses Konzept verband Patriotismus, Ehrlichkeit und sexuelle Reinheit mit Selbstdisziplin.“ (S. 103)

Zu „Homosexualität“ lässt uns George L. Mosse wissen:

„Von dem, was man damals einen perversen Sexualtrieb [gemeint ist: homosexuelle Neigung] nannte, bemerkte ich zunächst nicht viel – dazu kam es erst in der anderen Atmosphäre meines englischen Internats [ab 1934], dann aber mit voller Wucht. Kurt Hahn selbst war ein Einzelgänger umgeben von Frauen, die ihn anbeteten und wichtige Funktionen in der Verwaltung der Schule innehatten, interessierte er sich doch hauptsächlich für seine männlichen Schüler. Das Idealbild, das er vom Salemer Zögling und seinem athletischen Körperbau zeichnete, macht dies sehr wohl deutlich. Wir kamen jedoch niemals auf den Gedanken, dass er homosexuell sein könnte. Außerdem lebten wir damals noch nicht in einer Zeit, in der private Dinge in die Öffentlichkeit getragen werden und es kam nie auch nur zur Andeutung eines Skandals.“ (S. 104)

Kurt Hahn war der Mann von Charakter, den er als Entwicklungsziel skizzierte – auch und gerade in Sachen Selbstdisziplin.

Was die Frage nach dem „Judentum“ Kurt Hahns anbelangt, liest man:

„Kurt Hahns Mutter, die auf dem Hermannsberg eine eigene Wohnung hatte, bekannte sich, anders als ihr Sohn, bewusst zu ihrem jüdischen Glauben. Hahn hatte dem Judentum schon vor Jahren abgeschworen; seine jüdische Herkunft wurde niemals erwähnt, außer von den Nazis, und später im Exil trat er [1945] zur anglikanischen Kirche [in deren Kirchen er schon zuvor gepredigt hatte] über. Die ganze Aura der Schule war christlich und protestantisch, genau wie die Morgenandachten im Stammhaus, die im wunderschönen, barocken 'Betsaal' stattfanden. Frau Hahn auf dem Hermannsberg beging hingegen die hohen jüdischen Feiertage und bestand darauf, dass die jüdischen Schüler und Schülerinnen an den Ritualen teilnahmen – sehr zu unserem Unbehagen, denn auf diese Weise wurden wir aus der Menge herausgehoben, und das hatten wir nicht gern.“ (S. 106)

Weshalb nicht? Weil der Antisemitismus in allen Salemer Schulen „ständig in der Luft lag“ (S. 105). „Von uns jüdischen Jungen auf dem Hermannsberg gab, von einer einzigen Ausnahme abgesehen, keiner von sich aus sein Judentum zu, und der eine, der es tat, wurde drangsaliert und einmal sogar zum Zeichen dafür, dass man ihn für einen Feigling hielt, mit gelber Farbe bepinselt.“ (S. 106) Der Antisemitismus konnte auch „kultivierter“ daher kommen: „Das blonde Mädchen, zu dem ich auf dem Hermannsberg die engste Beziehung hatte, riet mir oft genug, nach Jerusalem 'zurückzukehren', und dies trotz der Tatsache, dass sie im Sommer mehrmals zu uns nach Schenkendorf [neoklassizistisches Schloss südlich von Berlin und *Mosse-Sommersitz*] zu Besuch kam.“ (S. 109)

Was Kurt Hahns Verständnis von Familie, genauer: deren Erziehungsfähigkeit anbelangt, so gelangt George L. Mosse zu der Überzeugung: „Kurt Hahn war tatsächlich der Überzeugung, die moderne Familie sei nicht in der Lage, Kinder angemessen aufzuziehen: Die Väter seien zu beschäftigt, die Mütter zu wenig streng.“ (S. 92) Und was den Punkt „Politik“ anbelangt, notiert er: „Das politische Klima, in dem das schulische Leben sich entfaltete, war entschieden deutschnational geprägt, d.h. man stand der rechtsorientierten Deutschnationalen Volkspartei nahe.“ (S. 108)

Die Deutschnationale Volkspartei (DNVP) wird von der heutigen Geschichtswissenschaft zu den Steigbügelhaltern des Hitlerismus gezählt. Ich nenne nur die bedeutsamsten Stufen zur Machtübertragung an die Nazis; Hitler hat ja im Unterschied zu Mussolini und Franco die Macht nicht erobern müssen, sie wurde ihm vom deutschnationalen Bürgertum in den Schoß gelegt: Lieber die Nazis als die Sozis, lieber braun als rot. „Die Deutschnationale Volkspartei

tei (DNVP)“, so der heutige Wikipedia-Eintrag, „war eine nationalkonservative Partei in der Weimarer Republik, deren Programmatik Nationalismus, Nationalliberalismus, Antisemitismus, kaiserlich-monarchistischen Konservatismus sowie völkische Elemente enthielt. Nachdem sie anfänglich eindeutig republikfeindlich gesinnt gewesen war und beispielsweise den Kapp-Putsch von 1920 unterstützt hatte, beteiligte sie sich ab Mitte der 1920er Jahre zunehmend an Reichs- und Landesregierungen. Nach der Wahlniederlage von 1928 und der Wahl des Verlegers Alfred Hugenberg zum Parteivorsitzenden vertrat die Partei jedoch wieder extreme nationalistische Ansichten und Forderungen. Infolge der Kooperation mit der NSDAP verlor die DNVP ab 1930 zunehmend an Bedeutung. Nach der Selbstauflösung im Juni 1933 schlossen sich ihre Reichstagsabgeordneten der NSDAP-Fraktion an.“

Das geht noch ein bisschen genauer: Das Kabinett Papen, gebildet von dem im Hintergrund wirkenden Kurt von Schleicher, war die Regierung Deutschlands vom 1. Juni bis 3. Dezember 1932. Diesem Kabinett, dem Franz von Papen als Reichskanzler vorstand und dem meist parteilose Fachminister mit adliger Abstammung oder akademischem Hintergrund angehörten, wird seit damals als „Kabinett der Barone“ bezeichnet. Neben den Parteilosen war nur die DNVP in der Regierung vertreten – mit drei Ministern. Dieses Kabinett fand keine Reichstagsmehrheit, weshalb der Reichspräsident Paul von Hindenburg Kurt von Schleicher zum Reichskanzler ernannte und nach dessen politischem Scheitern dann am 30. Januar 1933 Adolf Hitler. Dies nach Vorarbeit Franz von Papens im Auftrag des Reichspräsidenten, der ein Kabinett Hitler arrangiert hatte, das im Wesentlichen aus einer Koalitionsregierung von NSDAP und DNVP bestand – unter Einschluss weiterer nationalkonservativer bis völkisch orientierter Politiker des rechten Rands. Die Nazis würden sich ihrer bürgerlichen Steigbügelhalter binnen kurzem entledigen.

Man sage nicht, Kurt Hahn im Berlin-fernen Salem habe von alledem nichts wissen können. Der Salemer Hofchronist Michael Knoll notiert unter dem Jahr 1932 „Gespräche mit Treviranus, Brüning und Papen über Lösung der politischen Krise“ (Knoll, o.J.). Franz von Papen hat in der Tat an entscheidender Stelle und zum günstigen Zeitpunkt erfolgreich daran mitgewirkt, die Krise zu lösen – indem er sie in eine Katastrophe verwandelte. Heinrich Brüning, der mächtige Zentrums-Politiker, sorgte ab 1933 dafür, dass der politische Katholizismus den Nazis keine Schwierigkeiten machte, und Gottfried (Reinhold) Treviranus, zu Zeiten Brüningsscher Kanzlerschaft (März 1930- Oktober 1931) der Verbindungsmann zwischen Reichsregierung und Großindustrie hatte einfach ausgedient. Michael Knoll (o.J.) hat für den Dezember des Jahres 1931 eine „Salemer Tagung über politische und ökonomische Fragen“ notiert und einen Auszug der Teilnehmerliste präsentiert: Leopold Ziegler, Wilhelm Schäfer, Walter Dyckerhoff, Ernst Wilhelm Eschmann, Hans Zehrer und Robert Friedländer-Precht.

Es lohnte, sich die im Dezember 1932 in Salem versammelte illustre Gesellschaft eingehend

vor Augen zu führen; wir wüssten nachher noch mehr und Genaueres darüber, was den „Salem Geist“ am Vorabend des „Dritten Reiches“ ausmachte. Hier können nur drei Schlaglichter geworfen werden. Etwa auf Leopold Ziegler, der 1925 mit der Hilfe eines – in der Literatur unbenannten – Mäzens ein Haus im idyllischen Überlingen am Überlinger See bezog, rund zehn Kilometer westlich von Salem; der Mann war den damaligen Rechtsnationalen nicht zuletzt durch sein Werk „Das heilige Reich der Deutschen“ (Ziegler, 1925) aufgefallen. Am Nord-West-Ende des Überlinger Sees, im damaligen Weiler Bodman-Sommerhalde hatte sich 1918 Wilhelm Schäfer niedergelassen. An diesem romantischen Ort erarbeitete er über Jahre „Die dreizehn Bücher der deutschen Seele“ (Schäfer, 1922). Der GröFaZ, der Größte Führer aller Zeiten, hat ihn nicht zuletzt deshalb 1944 in die „Gottbegnadeten-Liste“ der 1041 Künstler aufgenommen, die Adolf Hitler und Joseph Goebbels als „systemrelevant“ galten.

Im Dezember 1932 waren in Salem aber nicht nur „Künstler“ zugange. Sondern auch „Männer der Tat“. Walter Dyckerhoff etwa, der Erfinder des Weißzementes und ein Unternehmer, der im Nazi-Reich zu Ansehen und Geld kam; u.a. deshalb, weil er Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter zu unmenschlichen Bedingungen ausbeutete – auch in meinem Wohnort Utting am Ammersee, wo der Zement hergestellt wurde für das Rüstungsprojekt „Ringeltaube“, drei gigantische unterirdische Bunker in der Nähe von Landsberg am Lech zur Produktion des Düsenstrahljägers Me 262. Dieser Walter Dyckerhoff (man sehe sich den wikipedia-Eintrag zu ihm an) hatte bereits ein Jahr vor besagtem Salem-Meeting die „Eingabe der Wirtschaftspolitischen Vereinigung Frankfurt am Main“ unterschrieben. Diese Eingabe war ein Schreiben, das im Juli 1931 dem Reichspräsidenten Paul von Hindenburg zugeleitet wurde; seine zentrale Forderung lautete, die Regierungsgewalt an die NSDAP zu übertragen.

Mit einer bloßen Unterschrift begnügte sich Walter Dyckerhoff in seinem Engagement für Adolf Hitlers Partei nicht. Im Oktober 1931 hielt er unter dem Titel „Zur Volksgemeinschaft!“ einen Vortrag vor einer Zuhörerschaft des Deutschen Instituts für technische Arbeitsschulung (DINTA); dort forderte er vom Unternehmer „die Schließung der sozialen Kluft durch Schaffung der Werksgemeinschaft, die sich zur Volksgemeinschaft erweitert“. Ein Jahr später spricht Adolf Hitler auf der DINTA-Herbsttagung. Bald ein viertel Jahrhundert später erinnerte sich ein Beobachter vor Ort: „Damals fand ich die übergroße Mehrheit von Vertretern der deutschen (und österreichischen) eisenschaffend-eisenverarbeitenden Industrie verzaubert und verhext auf Hitler starren. Sein naher Aufstieg zur Staatsführung wurde nicht nur unabwendbar erachtet, sondern geradezu herbeigewünscht und herbeigesehnt.“ (Wikipedia-Eintrag zu DINTA) Der Berichterstatter ist der oben porträtierte Leopold Ziegler.

Ich sehe vor meinem geistigen Auge viele unkritische Kurt Hahn-Verehrer(innen) in Schnapspatmung verfallen. Da schadet es dann auch nicht mehr, ein paar weitere Anmerkungen George L. Mosses zur Kenntnis zu bringen:

„Damals [im August 1932] – die Weimarer Republik sollte nur noch rund fünf Monate existieren – verkündete Hitler in einem Telegramm seine Solidarität mit seinen 'Genossen', den SA-Männern, die in dem schlesischen Dorf Petomba (Beuthen) einen kommunistischen Arbeiter vor den Augen seiner Mutter brutal zu Tode getrampelt hatten. Nach Überzeugung Hahns hatte der Mord in Potempa die Ehre des deutschen Volkes besudelt und eine Ernennung Hitlers zum Reichskanzler endgültig undenkbar gemacht: Mit dieser Reaktion unterstrich er einmal mehr die Grundsätze seiner Schule: Hitler hatte die 'Ehre' Deutschlands beschmutzt, indem er ein so brutales politisches Verbrechen gutgeheißen hatte. Er hatte damit die Ideale der Ehrlichkeit und des sauberen Kampfes verletzt, für die die Schule und das deutsche Offizierskorps angeblich standen. Gemessen an all dem, was die Nazis bis dahin schon getan hatten, erinnerte diese Reaktion ein wenig an die trotzigte Erklärung unserer Schulleiterin auf dem Hermannsberg, sie werde Hitlers Mein Kampf nicht durchnehmen, weil es in schlechtem Deutsch geschrieben sei.“ (S. 110-111)

Man ahnt: Die Idee der „Pädagogischen Provinz“ hat etwas ziemlich Provinzlerisches. „Wir waren weit weg von dem, was in der Welt um uns herum [in den Jahren 1932/33] passierte – wir lasen keine Zeitung und hatten kein Radio. Das Leben in unserem streng reglementierten 'Schulstaat' ähnelte in der Tat dem Dasein auf einer Insel inmitten eines sturmgepeitschten Meeres, ein Umstand, der später den Übergang in die reale Welt ziemlich erschwerte.“ (S. 110) Das zum *hidden curriculum* „Salem“, die stellvertretend steht für jegliche Form „Pädagogischer Provinz“: Ihr heimlicher Lehrplan besteht darin, die Welt in ihrer ökonomischen, politischen und sozialen Wirklichkeit selbst dann auszugrenzen, wenn sie jede Form „Pädagogischer Provinz“ als pädagogischen Popanz hinwegzufegen droht.

Die deutsch(sprachig)e Salem-Gemeinde, Kurt Hahn-Gefolgschaft und erlebnispädagogische Bewegung kennt George L. Mosse nicht. Ich meine ernsthaft „nicht kennt“, nicht etwa „ignoriert“, „verkennt“ oder gar „verdrängt“. Nein, hier liegt schlichte Ignoranz vor. Ganz anders verhält es sich bei den Schwulen dieses Landes; die preisen George L. Mosse dafür, dass er wesentlich dazu beigetragen hat, ihnen ihre Würde zu geben. Sie verweisen etwa auf seine Ansprache von 1997 unter dem Titel „Das gläserne Dach“ zur Eröffnung der Ausstellung „Goodbye to Berlin? 100 Jahre Schwulenbewegung“ (Mosse, 1997; vgl. Mosse 1999) und erinnern daran (Torsten, 2019), er habe wesentlich dazu beigetragen, dass heute in Berlin sich an der Ebertstraße das Denkmal für die ermordeten Jüdinnen und Juden Europas und das Denkmal für die im Nationalsozialismus verfolgten Homosexuellen gegenüber stehen.

6 Die 1960er: Bildung & Revolte

In der ZEIT-Ausgabe 17/2021 findet sich ein Interview der quirligen Journalistin Gisela Steinhauer, Jg. 1960, mit dem in die Jahre gekommenen Jürgen Michaelson, Jg. 1935, Künstlername Yorn. Sie kennen Yorn nicht? Auch nicht seinen Rivalen Karl Lagerfeld? Fragen Sie, sofern sie aus einer deutschen Mittelschichtsfamilie stammen, einfach Ihre Mutter (ersatzweise den Vater). Vom Yorn-Interview interessiert hier vor allem diese Passage (die Interviewfragen in Kursiv):

„Was sagten Ihre Eltern dazu?“

Meine Eltern waren sprachlos. Denn ein Haute-Couture-Haus in Paris zu eröffnen war in ihren Augen ähnlich frivol wie der Erwerb eines Etablissements auf der Reeperbahn. Dennoch wagte ich den Schritt. Und war nach meiner ersten großen Modenschau restlos pleite.

Kam Pannenhilfe aus Bremen [Wohnort der Eltern]?

Nein. Die Rettung kam in Gestalt von Herrn Dahlbender, Chef der Damenoberbekleidung bei Karstadt in Essen. Der rückte damals im Privatjet mit seiner Karstadt-Crew an, und ich konnte den Damen und Herren in den Räumen der Hutmacherin Madame Vignerot meine Kollektion vorführen. Herr Dahlbender sah sich also die Kollektion an und sagte: 'Tja, Yorn, Ihr Nofretete-Look ist zwar wunderbar.' Aber das war nicht der ideale Look für Größe 48 in Gelsenkirchen. Herr Dahlbender empfahl mir, exklusiv für Karstadt fünf weiße Blusen und fünf blaue Röcke zu entwerfen. Das war für mich als Couturier zwar keine große Herausforderung, aber ich willigte ein. Im Frühjahr 1964 präsentierten alle Karstadt-Filialen meine Modelle im Schaufenster. Nach einer Woche gab es keinen blauen Rock mehr und keine weiße Bluse. Wir schlossen einen Vertrag, der 34 Jahre gehalten hat.“ (Steinhauer, 2021)

Die Mittelschichtsfrauen der Bundesrepublik kauften also 1964 alle blauen Röcke und weißen Blusen eines Pariser Courtiers, derer sie in den Karstadt-Filialen des Landes habhaft werden konnten, binnen Kurzem auf – selbst in Gelsenkirchen, was nahe bei Castrop-Rauxel und Wanne-Eickel liegt. Na und? Na ja, dazu mussten die Käuferinnen Geld haben, Geld ausgeben

dürfen und speziell dazu Geld ausgeben wollen. Es gab wieder Geld in der Bonner Republik, weil das „Wirtschaftswunder“, ein Kind aus deutschem Fleiß und Können sowie US-Geldern, blühte, die weibliche Erwerbsbeteiligung der Frauen wieder angestiegen war, und Frauen seit 1958 eigenes Geld auch ohne Rückfrage mit dem Herrn Ehegatten oder Ehegarten-Herrn ausgeben konnten. Die deutschen Frauen entwickelten Geschmack, der für die einen eine Schwester der Bildung ist, für die anderen Bildung auf ästhetischem Gebiet.

Und Paris war nunmehr ein Sehnsuchtsort – und das nicht nur für die Frauen aus Gelsenkirchen, Castrop-Rauxel und Wanne-Eickel. Paris war nun nicht mehr die Hauptstadt des von Preußen zum „Erbfeind“ erklärten Frankreich. Als solchen hatten die preußischen Junker und Militärs das Land der einzigen bürgerlichen Revolution auf dem europäischen Festland dämonisiert, weil Preußen im Juli 1807 durch den Friedensvertrag von Tilsit, Ostpreußen zwischen (faktisch) dem Napoleonischen Frankreich und dem Russischen Zarenreich in den Rang einer bloßen Mittelmacht zurückgestuft wurde; welch eine narzisstische Kränkung. Da wettete der Preußen-Dichter Ernst Moritz Arndt 1813: „Das ist des Deutschen Vaterland, wo Zorn vertilgt den welschen Tand, wo jeder Franzmann Feind, wo jeder Deutsche heißt Freund.“ Drei zunehmend mörderischer werdende Kriege gegen Frankreich zwischen 1870 und 1945 hat uns diese Preußerei eingebracht. 1964 aber kaufen deutsche Frauen „welschen Tand“. Im Januar des Vorjahres 1963 war der „Vertrag über die deutsch-französische Zusammenarbeit“, bekannt als Élysée-Vertrag, unterzeichnet worden; ab 1966 würde ich für das Deutsch-Französische Jugendwerk arbeiten. Das „Preußische“ kommt zunehmend mehr zum Verstauben in die Vitrinen, für viele damalige Bundesrepublikaner(innen) gar auf den Müllhaufen der Geschichte. Die Westdeutschen suchen und finden ab Anfang der 1960er ihr Glück immer häufiger an den Gestaden des Mittelmeers. Reisen bildet.

6.1 „Baad“: die Kurzschnur mit Zukunft

Im 3. Kapitel wurde davon berichtet, dass der DGfEE-Geschäftsführer Gustav Richter dem Weissenhaus-Kuratorium am 25. Januar 1956 Pläne für eine weitere Kurzschnur vorlegt und dabei erstmals „Baad“ ins Spiel bringt. Nur wenige Wochen nach diesem Treffen findet am 12. März 1956 in Stuttgart eine Sitzung des DGfEE-Vorstandes statt, dessen Protokoll im Bäuerle-Nachlass, aufbewahrt im Landesarchiv Baden-Württemberg – Hauptstadtarchiv Stuttgart zu finden ist.

Anwesend sind nur drei Personen, aber das ist gerade die richtig kleine Zahl und die qualifizierte Besetzung, um die Entscheidung trotz aller Bedenken und Einwendungen von innen und außen pro „Baad“ zu fällen. Die drei damals anwesenden DGfEE-Vorstandsmitglieder sind: der Vorsitzende Theodor Bäuerle, der Schatzmeister Fritz Fellner und der Geschäftsführer Gustav

Richter; so etwas nennt man „schlankes Management“. Was ein für die deutsche Kurzschulpädagogik geeigneter Standort sei, entscheidet im Jahr 1956 kein Pädagog(innen)gremium, sondern faktisch Gustav Richter, der sich dabei der Zustimmung Kurt Hahns oder zumindest dessen Duldung und des Lobs von Marion Gräfin Dönhoff sicher sein durfte. Was er 1956 sicherlich ahnte, aber nicht mit Gewissheit wissen konnte: Die Outward Bound-Bewegung Deutschlands spendet ihm bis heute Beifall für seinen „Baad“-Coup. Wovon deutsch(sprachige) Erlebnispädagog(inn)en allerdings wenig wissen: Gustav Richter alleine ist es, der in zahllosen Gesprächen und Verhandlungen mit relevanten Akteuren aus Bildung, Politik und Wirtschaft, den Karren „Kurzschulpädagogik“ in Gang gesetzt, am Laufen und in vollen Schwung gebracht; zahlreiche Dokumente, die davon zeugen, finden sich im genannten Theodor Bäuerle-Nachlass.

Dort findet sich auch eine Aktennotiz Gustav Richters „*Betreff: Voraussetzungen für eine neue Kurzschule*, stand [sic!] 1o. [sic!] August 1955.“ In der liest man auf Seite 3 dieses: „1o.) [sic!] Durch Herrn Hellmut Becker erhielt der Unterzeichnete Nachricht über ein evtl. geeignetes Objekt in Oberstdorf und hofft, in der nächsten Zeit klären zu können, ob dieses Objekt für eine Kurzschule geeignet wäre.“ Hellmut Becker, der damals noch kein DGfEE-Mitglied war und von dem in diesem Buch noch Vieles und das in unterschiedlichen Zusammenhängen zu lesen sein wird, hatte (auch schon) bei „Baad“ die Finger im Spiel. Mit der Einrichtung von „Baad“ fand die lange und intensive Suche ein Ende, die Gustav Richter schon 1953 begonnen hatte und von der er im gleichen Jahr mit dem 21-seitigen Bericht (Richter, 1953) genaues Zeugnis ablegt hatte.

Aber alle kleinen Manöver wären nicht von Erfolg gekrönt worden, hätte „die große Politik“ nicht einen mächtigen Schutzschirm aufgestellt. Ich will hier keine tiefschürfenden Polit-Analysen liefern, sondern lediglich ein Zeit-Dokument mit hoher Aussagekraft präsentieren. Es handelt sich um das Schreiben, das in Abschrift aufbewahrt wird im Theodor Bäuerle-Nachlass. Es wurde unter dem Briefkopf der American-British Foundation verfasst, ist mit dem Datum des 10. Mai 1955 versehen, unterzeichnet von der Präsidentin Ellen Z. McCloy, der Gattin des früheren Hohen Kommissars der USA in der Bundesrepublik, und gerichtet an „Herrn Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer, Bonn/Rhein, Germany“. Im letzten Absatz heißt es: „Wir rechnen mit Ihrer beispielhaften Initiative zwecks Aufbringung der entscheidenden deutschen Beiträge, ohne die der so wichtige internationale Gedanke, der dem Kurzschulprojekt zugrunde liegt, nicht Wirklichkeit werden kann.“ Das klingt weniger nach Bitte als nach Befehl. Aber diesen Ton konnte sich Ellen Z. McCloy damals einfach leisten; Konrad Adenauer war damals Kanzler eines Landes, das am Tropf von US-Geldern hing und auf militärischen Schutz durch die US-Army bedingungslos angewiesen.

„Baad“ war die erste bundesdeutsche Berg-Kurzschule, existiert als einzige Kurzschule ohne

Unterbrechung bis heute, und ist damit der älteste OUTWARD BOUND-Stützpunkt Deutschlands. „Baad“ war für mich 1986, als ich zu Outward Bound kam oder es zu mir (Heekerens, 2019a), das Synonym für „Erlebnispädagogik“, „Kurzschularbeit“ oder „Outward Bound – Pädagogik“ schlechthin. Es war doch kein Zufall, dass ich 1986 der Erlebnispädagogik in Gestalt von „Baad“ begegnete (ausf. Heekerens, 2019a, S. 18ff). Das Fortbildungsseminar in „Aktionspädagogik“ (Erlebnispädagogik mit „gefährdeten“ Jugendlichen) des Bayerischen Landesjugendamtes, an dem ich mangels Interesse der bayerischen Jugendsozialarbeiter(innen) im Juli 1968 teilnehmen konnte, hatte als Basis-Camp für geplante Wildwasser-Aktionen eben den Platz am oberen Ende von Steeg am Lech, den „Baad“ dem Bayerischen Landesjugendamt bereitstellte, weil deren Leiterin gut zu „Baad“ stand. Und die beiden Ausbilder vor Ort waren Sozialpädagogen, die seit geraumer Zeit mit „Baad“ in Beziehung standen und sich als Erlebnispädagogen im „Baadschen“ Sinne verstanden. So fühlte auch ich mich mein ganzes Berufsleben lang – und das sollte noch bald ein viertel Jahrhundert andauern. Aber nicht nur für mich dürfte „Baad“ ab den 1960ern und sicher bis in die Mitte der 1980er – neben der zweiten Bergschule in Berchtesgaden (ab 1968) – das Bild von der „Kurzschule“ schlechthin geprägt haben.

6.2 „Baad“: Konzept und Kontext

Im Jahr 1960 erscheint im Juventa Verlag, damals noch in München, die erste größere und an ein breiteres Publikum gerichtete Darstellung der deutschen Kurzschul-Pädagogik. Sie trägt den Titel „Kurzschule und Charakterbildung“ und gibt sich im Untertitel als „Ein Bericht aus der Arbeit“ aus. Verfasst wurde sie von Gustav Richter und Helmut Münch, dem Leiter von „Baad“. Der war für diese Aufgabe vom Bayerischen Kultusministerium aus dem Schuldienst beurlaubt worden. Der Freistaat Bayern hat „seine“ (Berg-)Kurzschulen immer großzügig gefördert, auch schon zu Zeiten, als er im Rahmen des Länderfinanzausgleichs von NRW so viel Geld bekam, wie er diesem heute gibt. Der Freistaat Bayern hat nicht nur hier, hier aber auch, in Zukunft investiert.

Es gibt dazu in dem insgesamt 18-seitigen Bericht von 1964 des DGfEE-Geschäftsführers Gustav Richter (1964) „über allgemeine, organisatorische und finanzielle Fragen“ auf Seite 3 folgende Notiz: „Eine interessante Entwicklung hat das Problem in Bayern genommen: Das Kultusministerium in München, das unserer Arbeit sehr aufgeschlossen gegenübersteht und uns seit Bestehen der Kurzschule Baad nicht nur durch Beurlaubung besonders geeigneter Persönlichkeiten für die Schulleitung tatkräftig unterstützt [...] hat trotz zeitweilig erheblicher formalrechtlicher Schwierigkeiten und gegen manche Widerstände immer wieder auf den Wert

einer Mitarbeit auf der Kurzschule für interessierte Referendare hingewiesen und Wege zur Erleichterung solcher Mitarbeit gesucht.“ So etwas nennt man „Standortvorteile schaffen“.

Aber das war ja nicht alles. Der gewissenhafte Gustav Richter vermerkt in seinem ausführlichen Bericht von 1964 auch dies: „Wiederum stellte das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus zur Erleichterung der Aufbringung des Schulleitergehalts in Baad einen Betrag von DM 10.000 zur Verfügung. Darüber hinaus erhielten wir für eine Reihe besonders bezeichneter Ausrüstungsgegenstände in Baad einen Betrag von DM 9.600.-. An dieser Stelle sei dem Bayrischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus für seine wertvolle Hilfe besonders gedankt.“ (Richter, 1964, S. 10) Der Standort Bayern war gesichert nicht nur durch das Bayerische Kultusministerium, sondern auch durch den aus der Pfadfinderbewegung stammenden und dieser zeitlebens verbundenen Peter Jürgen Lüders, der in den 1960ern (und später) zuständig für das Personalwesen der SIEMENS AG war. Er hat in den 1990ern dafür gesorgt, dass angehende SIEMENS-Führungskräfte eine Qualifizierung in sozialer und kommunikativer Kompetenz erhielten in Trainings, die man als „erlebnis-orientiert“ bezeichnen kann. Jedenfalls galt dabei die Maxime: Nur was Du leibhaftig erfährst, kann lehrreich sein. Nicht „Einsicht“, sondern „Evidenzerlebnis“ bringt Dich weiter.

Das galt auch für SIEMENS-Lehrlinge, die in großem Stil in die Kurzschulen geschickt wurden. Im 1964er „Bericht der Geschäftsführung über allgemeine, organisatorische und finanzielle Fragen“ des DGfEE-Geschäftsführers Gustav Richter findet sich auf Seite 8 folgender Eintrag: „Eine große Unterstützung bedeutet es weiter für unsere Sache, daß Herr Peter-Jürgen Lüders vom Hause Siemens bei jeder sich bietenden Gelegenheit immer wieder den Wert der Kurzschularbeit innerhalb der Ausbildung der Industrielehrlinge unterstrichen hat.“ (Richter, 1964, S. 8) Das Wort des Personalverantwortlichen hatte bei SIEMENS immer Gewicht.

Im „Bericht aus der Arbeit“ (Richter & Münch, 1960) wird – m.W. erstmals – über Funktion und Qualifikation des pädagogischen Personals, insbesondere des Kurzschul-Leiters öffentlich reflektiert:

„Zusammenfassend gesehen, besteht also das eigentliche Erziehungsteam aus dem Leiter, 5 Stamml Lehrern (ursprünglich 4; später übernahm einer der Stammler als Fachkraft ausschließlich die Landschaftskunde, so daß ein fünfter Stammler eingesetzt werden mußte) und 4 Studienreferendaren. Zum weiteren Mitarbeiterstab gehören dann noch die Krankenschwester, die Wirtschaftsleiterin, der Geschäftsführer sowie das Büro- und Hauspersonal.

Neben der Landschaft und den örtlichen Gegebenheiten ist wohl am meisten der *Leiter* für Atmosphäre, Arbeitsteam und Organisation der Schule ausschlaggebend. Es ist üblich geworden, diesen Posten einem Schulmann anzuvertrauen, der für eine entsprechende Zeit vom öffentlichen Schuldienst beurlaubt wird. Er

sollte dazu Heimerfahrung haben und ein guter Alpinist [!] sein, damit er auch in den Hauptarbeitsgebieten von seinen Stammlehrern anerkannt wird. Er ist zudem 'Direktor' seiner Schule und hat sich mit Verwaltung, Organisation, Wirtschafts- und Finanzfragen zu befassen, Berichte zu schreiben und den Schriftverkehr zu führen. Er verhandelt mit den örtlichen Instanzen. Schließlich muß er eine gute Zusammenarbeit sämtlicher Mitarbeiter erreichen, auch in Büro und Haus.

In der Betreuung von Gästen und Besuchern ergibt sich für den Leiter eine weitere Aufgabe, soweit diese die Deutsche Gesellschaft für Europäische Erziehung nicht übernimmt. Jedem, der als Besucher einmal den Erlebnisbereich und die Arbeit der Schule im Hause oder in der Landschaft kennengelernt hat, wird stets klar werden, daß er das Wesen der Kurzschule und deren Vielgestaltigkeit nur durch unmittelbare und persönliche Beobachtungen erfahren konnte. Alle theoretischen Informationen werden Unklarheiten und Fragen offen lassen und niemals eine wirklichkeitsnahe und bildhafte Vorstellung ermöglichen. Als Besucher kommen Vertreter der Industrie: Direktoren, Ausbildungsleiter, Betriebsräte und Angehörige der Gewerkschaften; Herren der Bundes- und Landesbehörden sowie der Schulen; pädagogisch interessierte Persönlichkeiten aus dem In- und Ausland; Vertreter von Presse und Rundfunk; Fachleute des alpinen Rettungswesens, der Feuerwehr und des Roten Kreuzes. Gewiß nimmt diese Aufgabe viel Zeit in Anspruch, jedoch kann der Gewinn nicht ausbleiben. Von den hier gesammelten Eindrücken der Besucher hängt die Ausbreitung der Kurzschulidee wesentlich ab. Die Erfahrung hat das immer wieder bestätigt. Den Leiter verbindet dann auch eine persönliche Bekanntschaft zu den Entsprechenden und interessierten Persönlichkeiten, die für die Sache von großem Wert ist und für eine verständnisvolle Zusammenarbeit die Voraussetzung gibt. Da sich solche Verbindungen nur allmählich herstellen, oft über Jahre hinaus wachsen und sich intensivieren, ist dies allein schon ein wichtiger Grund dafür, daß der Leiter eine längere Zeit, wohl aber mindestens 4 bis 5 Jahre, die Führung einer Kurzschule innehaben sollte.

Der Leiter muß weiterhin immer wieder neue erzieherische Experimente und Abenteuer im besten Sinne suchen, schon um nicht der tödlichen Gefahr der Routine zu verfallen. Er lernt Studienreferendare und Praktikanten an, zuweilen auch neue Stammlehrer, und wirkt gleichsam wie ein Seminarlehrer. Er ist verantwortlich für die Abschlußbeurteilungen [der Teilnehmer(innen) für die Entsprechenden]. Er gibt den Unterricht in Sozialkunde und hilft durch dieses Fach die mitbürgerliche Erziehung zu untermauern. Er muß die Sprache seiner Jungen kennen und mit ihnen entsprechend reden, ebenso für deren unterschiedliche soziale Verhält-

nisse und für alle Besonderheiten und Nöte Verständnis haben. Er beteiligt sich an den Touren und Skiwanderungen und führt sie manchmal auch selbst.

Um das engere Arbeitsteam der Stammlehrer und des Leiters zu festigen, werden ein- bis zweimal im Jahr während der Ferien gemeinsame Fahrten durchgeführt. Meist sind es Unternehmungen, die bergsteigerischer Art sind, Kletter- und Skifahrten etwa in die Schweiz oder in die Dolomiten. Sie geben Gelegenheit, rein alpin einmal 'Schwereres' zu bestehen – in diesem Sinne dienen sie ebenso der weiteren Aus- und Fortbildung –, und für die Beteiligten selbst führen sie zu freundschaftlichen und menschlichen Kontakten, wie es der reine Schulbetrieb kaum vermag. Auch die englischen Kurzschulen wurden von diesem Kreis der Mitarbeiter besucht.“ (Richter & Münch, 1960, S. 38-39)

Man sollte aus obiger Passage vor allem diese Notiz dick anstreichen: „Es ist üblich geworden, diesen Posten [sc. des Kurzschul-Leiters] einem Schulmann anzuvertrauen, der für eine entsprechende Zeit vom öffentlichen Schuldienst beurlaubt ist.“ Zumindest für die 1960er lässt sich sagen: Was da in den deutschen Kurzschulen geschieht, wird von den verantwortlichen Akteuren inner- und außerhalb als außerschulische Bildungsarbeit begriffen. Was das pädagogische Grundkonzept von „Baad“ betrifft, so hat es Gustav Richter später so zusammengefasst:

„Wieder sollte der Rettungsdienst, Dienst am Nächsten, den Mittelpunkt der Arbeit bilden. Auch in Baad war eine enge Zusammenarbeit mit den örtlichen Rettungsstellen von vornherein sichergestellt worden. Bergsteigen und Bergrettung im Sommer, Skilaufen und Rettungsübungen im Winter traten an Stelle von Seemannschaft und Rettung aus Seenot, während Feuerwehrdienst und Erste Hilfe, sportliches Training, Landschafts- und Sozialkunde wie in Weißenhaus im Ausbildungsplan standen. Eine große, 4tägige Bergwanderung bildete das Gegenstück zu der mehrtägigen Kutterfahrt über See. Von den ebenfalls neun Jahreskursen können 4 als reine Winterkurse und 5 als Sommerkurse durchgeführt werden.“ (Richter, 1966a, S. 308)

Wir haben aus „Baad“ einen sehr frühen Teilnehmerbericht, der öffentlich bekannt gemacht wurde. Verfasst wurde er von dem „Ostzonen-Flüchtling“ Dieter Pessel (1958), der Gegenstand ist ein Sommer-Kurzschul-Aufenthalt in „Baad“, und erschienen ist der Essay in der „Sammlung“. Einer qualitativen Forschung in Form einer verstehenden Analyse fällt hier auf, dass es zwei affektiv besetzte Beschreibungskategorien gibt, und die sind „Abenteuer“ und „Wir-Erlebnis“. Die Bedeutung von „Abenteuer“ wird plakativ schon im Titel dargeboten: „Die Kurzschule Baad, die Schule als Abenteuer“.

Im Unterschied zu „Ich-Erfahrungen“, wie sie mit Konzepten wie „Charakterschulung“ auch und gerade für „Baad“ von offizieller Seite postuliert wurden (Richter & Münch, 1960), sind Dieter Pessels „Wir-Erfahrungen“ bedeutsam: „Ich glaube, wir alle haben aus der Kurzschulzeit ein neugestärktes Gefühl für den Kameradschaftsgeist mitbekommen. Wir sind uns bewußt geworden, wie wertvoll ein echter Kamerad uns ist, aber auch was für eine Verantwortung für uns selbst in der Erfüllung der Kameradschaftspflicht wir damit auf uns nehmen. Der Abschied von allem war schwer. Der Abschied von Baad, der kam mir noch nicht so recht zum Bewußtsein, aber als dann unterwegs immer mehr Kameraden abzweigen mußten, das ging doch sehr ans Herz.“ (Pessel, 1958, S. 222)

Was dem externen Beobachter von heute am stärksten auffällt ist „das Fehlen“. In der 120 Seiten langen Schrift von Gustav Richter und Hellmut Münch (1960) ist wohl die Rede von „Kurzschülerziehung“ (etwa S. 116) oder „Kurzschulmethoden“ (so S. 120), nicht aber von „Erlebnistherapie“ und „Verfallserscheinungen“. Und selbst die vier Komponenten der „Erlebnistherapie“, die *Four Achievements* des *Badge* werden nicht einzelnen benannt. Man kann rekonstruieren, dass in „Baad“ weder der „Dienst am Nächsten“ zu kurz kam noch die „Expedition“; an „Körperlichem Training“ scheint es nicht gemangelt zu haben, aber ob so etwas wie „Projekte“ im Hahnschen Sinne durchgeführt wurden, bleibt fraglich.

„Baad“ liegt nicht irgendwo. Gustav Richter und Helmut Münch führen in „Kurzschule und Charakterbildung“ (Richter & Kurz, 1960) zunächst aus: „Kurzschulen sind in der Wahl ihrer Erziehungsmedien zunächst einmal von den landschaftlichen Voraussetzungen abhängig. Meer oder Gebirge bestimmen in verschiedenartiger Weise die Ausbildungsformen.“ (Richter & Münch, 1960, S. 18). Oh, wie gut, dass sich für die geplante Kurzschule in Berlin (s.o.) keine Financiers gefunden haben – mit Berg und Meer ist es dort bekanntlich nicht weit hin. Aber, Gott sei's gedankt, ist man ja nun nicht in Berlin, sondern in Baad. Und von dem schwärmen die Autoren (ich biete nur einen Auszug):

„Man kann sich, ohne jede Übertreibung, kaum eine Lage vorstellen, die geeigneter wäre für eine Kurzschule als der Weiler Baad, 1250 m hoch, im hintersten Winkel des Kleinen Walsertales. [...] Die Landschaft trägt Hochgebirgscharakter, der Große Widderstein als Wahrzeichen des Talabschlusses steigt im Süden der Kurzschule 2536 m auf. Im Westen und Norden gibt es aber Berge mittlerer Höhen (etwa 2000 m) mit schönen Graten und Gipfeln für leichtere Bergwanderungen. Die Felsabstürze am Widderstein sind das Übungsgelände für die Berg- und Kletterausbildung, und die in allen Neigungsgraden unmittelbar in und um Baad und den anschließenden Seitentälern vorhandenen freien Hänge stellen ein ideales Skigelände dar.“ (Richter & Münch, 1960, S. 40)

6.3 Die Kurzschulpädagogik entdeckt die Mädchen / Frauen

Frau und man(n) mögen die Abschnittsüberschrift für ironisch, sarkastisch oder zynisch halten, aber sie ist ernst gemeint. Ernst für die hier betrachteten 1960er und ernst im Sinne von Gustav Richter. Der beschließt seinen Beitrag „Die deutschen Kurzschulen – ihre Entstehung und Entwicklung“ (Richter, 1966a) im Röhrsschen Herausgeberwerk mit folgendem Absatz:

„Im Jahre 1965 hat die 'Deutsche Gesellschaft für Europäische Erziehung' den Versuch unternommen, die Kurzschulerziehung auch auf junge Mädchen [Alter?] auszudehnen. Zwei Versuchskurse, ein Winter- und ein Sommerkurs, wurden in der Nachbarschaft von Baad, in Hirschegg (Kl. Walsertal) durch geführt. Infolge des geringen zur Verfügung stehenden Platzes konnte nur mit 4 Gruppen und je etwa 50 Teilnehmerinnen gearbeitet werden. Der Ausbildungsplan war für die Mädchen naturgemäß abzuwandeln. Es wurde besonders angestrebt, die Teilnehmerinnen gemeinsame Aufgaben in vernünftiger Arbeitsteilung und in einem Geiste der gegenseitigen Achtung und Fairness bewältigen zu lassen – zu zeigen, wie man seine Kräfte sinnvoll einsetzen kann, wenn es gilt, sich selbst zu helfen, einem Hilfsbedürftigen beizustehen oder wenn man für einen Menschen zu sorgen hat, der einem anvertraut ist. Die Unterweisung in Erster Hilfe wurde intensiviert. Eine stärkere Betonung des musischen Elements kam hinzu; jede Gruppe hatte für sich ein Laienspiel einzustudieren. Diskussionen in kleinen Gruppen und Übungen im freien Sprechen rundeten den Arbeitsplan ab. Die Ergebnisse dieser ersten Versuche mit jungen Mädchen sind über Erwarten positiv gewesen und lassen es wünschenswert erscheinen, auf diesem Wege fortzufahren – ein erneuter Beweis, in welchem Umfange Kurt Hahn's erzieherische Grundideen immer weitere Ausdehnung und Entwicklung nahezu gebieterisch erzwingen.“ (Richter, 1966a, S. 310)

Auch in dieser Angelegenheit hatte Peter-Jürgen Lüders seine Hände im Spiel:

„Die bereits mehrfach von unserer Gesellschaft besprochenen Pläne in Bezug auf versuchsweise Durchführung von Kurzschulkursen für Mädchen haben inzwischen etwas mehr Gestalt annehmen können. Unser Mitglied, Herr Peter-Jürgen Lüders vom Hause Siemens, der zugleich dem Vorstand der 'Gemeinnützigen Gesellschaft für Jugendfreizeit' angehört, hat nach Abstimmung mit dem Verfasser dieses Berichts uns die Bereitschaft der erwähnten Gesellschaft übermittelt, ein ihr

gehöriges Heim im Kleinen Walsertal einschließlich Einrichtung und Personal für ein oder zwei Monate zur versuchsweisen Durchführung eines Kurzschulkurses für Mädchen unserer Gesellschaft zu vermieten. [...] Die Wahl eines Wintermonats in den Bergen bietet sich schon deshalb an, weil das Skilaufen für Mädchen ein wesentlich günstigeres Ausbildungsmedium darstellen mag als das Bergsteigen.“ (Richter, 1964, S. 15)

In der Berichterstattung Gustav Richter für das Jahr 1964 findet sich auch der „Bericht des Kurzschulleiters über die Arbeit der Kurzschule Baad im Kursjahr 1964“ (Ther, 1964). Und aus dem erfahren wir, dass eine gewisse Idee einfach schneller voran kommt *with a little help of some friends*. Im vorliegenden Falle erschienen die *friends* in Gestalt junger Britinnen. Ich gebe wieder:

„Sehr viel Freude bereitete uns der Besuch von 24 Absolventinnen der englischen Mädchenkurzschule Anfang August. Die Mädchen zelteten über eine Woche in Baad, unternahmen in dieser Zeit mit unserer Hilfe Touren und Klettereien in unserer Umgebung und gingen anschließend unter der Führung von Herrn [Ulf] Händel auf eine fünftägige Tour in die Lechtaler Alpen [das ist schon anspruchsvolles alpines Gelände]. Obwohl sie in diesen Tagen die einzige ernste Schlechtwetterperiode des Sommers erwischten und in der Höhe viel Neuschnee antrafen, waren alle von dieser Zeit in Baad hellauf begeistert und werden sicher unsere Schule und Deutschland in sehr guter Erinnerung behalten. Umgekehrt gewannen wir recht wertvolle Einblicke und Anregungen für unsere eigene Arbeit und etwaige Planungen für eine Mädchenschule in Deutschland.“ (Ther, 1964, S. 9)

Schließlich: Unter dem Datum des 3. Januar 1966 schreibt Gustav Richter an das DGfEE-Mitglied Eugen Löffler einen Brief, der als zweiten Abschnitt diesen Text bietet: „Wir werden selbstverständlich in diesem Jahr wieder Mädchenkurse abhalten und zwar liegen die beiden Kurse schon fest; einer im März / April, der andere im September / Oktober – eben so daß der erste auf dem Skilaufen, der andere auf dem Bergwandern aufbaut.“ (Richter, 1966b)

6.4 Der Heidelberger Kurzschul-Fan Karl Schwarz

Im schon oben auszugsweise referierten „Bericht der Geschäftsführung über allgemeine, organisatorische und finanzielle Fragen“ des DGfEE-Geschäftsführers Gustav Richter an den DGfEE-Vorstand von Ende 1964 finden sich im Zusammenhang der Darstellung wissenschaftlicher Publikationen zu den Kurzschulen folgende Bemerkungen, die zeigen, dass der DGfEE-

Geschäftsführer Gustav Richter den rechten Sinn dafür hatte, was „Öffentlichkeitsarbeit“ bedeutet:

„Einen wichtigen Beitrag erhoffen wir uns in diesem Zusammenhang von einer in Arbeit befindlichen Doktor-Dissertation des bereits erwähnten Studienrats Karl Schwarz. Diese wird die 'Kurzschulen in der Pädagogik Kurt Hahn's' zum Thema haben. Die Geschäftsstelle hat sich (wie natürlich auch bei den Assessoren-Arbeiten usw.) in diesem Fall besonders bemüht, Herrn Schwarz jedes ihr zugängliche Material bereitzustellen und dem Verfasser die Kenntnisse auch vieler ausländischer ähnlicher Einrichtungen zu vermitteln. Einzelne Artikel, die im Zusammenhang der Arbeit von Herrn Schwarz veröffentlicht wurden oder noch veröffentlicht werden sollen – einer ist diesem Bericht beigelegt – lassen uns glauben, daß die abgeschlossene Dissertation einen wertvollen Überblick über die Kurzschularbeit in der Welt zu geben vermag.“ (Richter, 1964, S. 8-9)

Das Literaturverzeichnis von Karl Schwarz in seinem Standardwerk „Die Kurzschulen Kurt Hahns“ (Schwarz, 1968) umfasst knapp 60 Seiten – und ist doch eher verwirrend als informativ, weil es die Literatur nicht wie üblich in einem Block abfertigt, sondern in vielen, so dass Leser(innen) etwas unter „Allgemeine Literatur“ Vermisstes suchen dürfen unter „Hahns Reden und Schriften“, „Biographischen Darstellungen und Würdigungen“, „Landerziehungsheimen“ (nach einzelnen Orten von „Gordonstoun“ bis „Anavryata“), „Kurzschulen“ (von „Allgemeines“ bis „Vereinigte Staaten“; im Einzelnen noch untergliedert), „Varianten und Modifikationen der Kurzschulen“ (von Peace Corps Training Camp“ bis „Surf Life Savin Association of Australia“) und schließlich „Atlantic College“. Ist noch jemand dabei? Die meisten Menschen, die ich kenne, habe das Schwarzsche Literaturver(un)zeichnis schon in der Mitte verlassen und grübeln seitdem darüber nach, ob hier ein Fall idiosynkratischer Zwanghaftigkeit vorliegt oder ein Folgeprodukt des Regelwerks am damaligen Heidelberger Pädagogischen Institut.

Jedenfalls: Es ist mir, obschon den Schwarzschen Dschungelpfaden treulich folgend, nicht gelungen, in seinem Oeuvre von 1968 den bibliographischen Nachweis zu finden für eine Publikation, die dem Bericht des DGfEE-Geschäftsführers Gustav Richter für das Jahr 1964 angelegt war – aber heute im Archivbestand nicht mehr zu finden ist. Es handelt sich um eine nach einiger Recherche tatsächlich gefundene Veröffentlichung, die den Titel „Leistung und Bewährung in den Kurzschulen Kurt Hahns“ trägt und in „Recht der Jugend. Zeitschrift für Jugenderziehung, Jugendpflege und Jugendschutz, für Jugendfürsorge und Jugendschutz“ erschienen ist. Es handelt sich, wie die Lektüre schnell zeigt, um eine für die Geschichtsschreibung der Outward Bound-Bewegung bedeutsame Arbeit. In der berichtet Karl Schwarz nach Eigenauskunft von der qualitativen Auswertung einer Outward Bound-Maßnahme aus dem

Jahr 1963 mit 90 Jugendlichen am im Nordwesten Englands gelegenen Ullswater, dem zweitgrößten See im englischen Lake Distrikt.

Die zentrale Interviewfrage lautete, was denn in besagtem Vierwochenkurs der unvergesslichste Augenblick oder Eindruck gewesen sei. Ich gebe für die Antwort-Seite die zentrale Passage wieder:

„Eine Analyse der 90 Antworten zeigt, daß nicht die furchterregende Feldakrobatik selbst, nicht der tagelange Kampf gegen die Last des lebenswichtigen Rucksacks, gegen Steigungen bei Hitze, bei peitschendem Regen und undurchsichtigem Nebel den unvergeßlichen Erlebnishöhepunkt eines Kurses ausmachten. Unauslöschlich in der Erinnerung schien den Jungen die Freude über ihre Energie und Ausdauer, der Moment des Triumphes über die Elemente, die Entdeckung unbekannter eigener Fähigkeiten, das Staunen über die Wunderkraft des Willens, das Gefühl der Erleichterung beim Anblick des Ziels, die Befriedigung über die Bewährung in einer Aufgabe, welche Kraft und Einsatz der gesamten Persönlichkeit fordert.“ (Schwarz, 1964, S. 84)

Was Karl Schwarz hier beschreibt, hat der Psychologe Albert Bandura ein Jahrzehnt später in seinem *self-efficacy*-Konstrukt näher beschrieben und theoretisch konzeptualisiert. Outward Bound-Pädagogik würde, nimmt man den empirischen Befund von Karl Schwarz ernst und interpretiert ihn im Rahmen des *self-efficacy*-Konzepts, darin bestehen, Situationen bereit zu stellen, in denen mit erhöhter Wahrscheinlichkeit Selbstwirksamkeitserlebnisse gemacht werden. Das scheint mir seit 1970, als ich Karl Schwarz erstmals in der Bibliothek des Pädagogischen Seminars in Heidelberg las, ein überzeugendes wissensbasiertes pädagogisches Handlungsmodell. Was mir nach Lektüre des Schwarzschen Artikels von 1964 erst so recht klar wurde: Er war, wie seine zahlreichen Publikationen schon ab 1963 (Weber & Ziegenspeck, 1983, S. 273) zeigen, derjenige der drei Heidelberger Pädagogen, der früher und näher dran war an der Kurzschule als sein späterer Doktorvater Hermann Röhrs („Bildung als Wagnis und Bewährung. Eine Darstellung des Lebenswerkes von KURT HAHN“, 1966) und sein Doktoranden-Kollege Werner Köppen („Die Schule Salem“, 1967).

Damit verkenne ich keineswegs, dass Hermann Röhrs zu Kurt Hahn und „Salem“ eine ältere und freundschaftlichere Beziehung hatte. Hermann Röhrs wurde 1958 der nach dem Krieg zweite Inhaber des Lehrstuhls für Allgemeine Erziehungswissenschaft am Pädagogischen (ab 1966: Erziehungswissenschaftlichen) Seminar der Universität Heidelberg, wo er schon zuvor als Mitarbeiter tätig gewesen war. Zeitlich überlappend war er Mitarbeiter der 1951 in der Nähe von Heidelberg neu gegründeten Sektion der „New Education Fellowship“, der ältesten internationalen Organisation, die seit 1921 die Reformpädagogik begleitete, und während

der 1920er Jahre ihr eigentliches Forum war, das den internationalen Erfahrungsaustausch in breitem Umfang erst ermöglichte und intensivierte. Der einzige Kongress dieser Organisation auf deutschem Boden hatte übrigens in Heidelberg stattgefunden – im Jahr 1925; unter den Teilnehmer(inne)n waren Edith und Paul Geheeb von der nahe gelegenen Odenwaldschule Ober-Hambach (OSO). Nach dem Krieg scheinen sich verstreuten Hinweisen zufolge Hermann Röhrs und Kurt Hahn in den 1950ern öfter in Heidelberg getroffen zu haben. Heidelberg stand Kurt Hahn viel näher als Freiburg – vielleicht weil sie von den beiden Universitätsstädten die protestantische, jene aber die katholische war.

Im selben Artikel, in dem Karl Schwarz (1964) auf der Basis empirischer Befunde die kluge These von einer Kurzschulpädagogik als Ermöglichung von Selbstwirksamkeitserlebnissen entwickelt bzw. vorträgt, finden sich nun aber auch Ausführungen, in denen ich nur einen intellektuellen Sündenfall sehen kann. Da schreibt er: „Alle Kurzschulen richten ihre Erziehungsarbeit nach *Hahns* Grundkonzeption aus. Sie wollen auf der Basis der Erlebnistherapie der von Verfallserscheinungen der Zeit bedrohten Jugend schützende und heilende Erfahrungen vermitteln [...] Rettungsdienste, Leibesübungen, Expeditionen und die Anregungen zu nautischen oder alpinen Fertigkeiten gestalten das Unterrichtsprogramm.“ (Schwarz, 1964, S. 86) Ach, wie kann ein so intelligenter und kluger Mann dieses Hahnsche „Verfalls“-Gedöhnse der 1950er noch Mitte der 1960er kritiklos nachplappern. Ich werde im Schlusskapitel (Kap. 10) ausführlich darlegen, weshalb man als denkender Mensch von den Hahnschen „Verfallserscheinungen“ schon damals nicht völlig kritiklos denken, reden und schreiben musste.

6.5 Betreutes Abenteuer

Karl Schwarz hat in „Die Kurzschulen Kurt Hahns“ völlig zu Recht darauf hingewiesen, dass die Kurzschulen in Großbritannien und der Bundesrepublik bei aller Gemeinsamkeit besondere Akzente aufweisen: dort „auf dem Abenteuer“, hier „auf dem Rettungsgedanken“ (Schwarz, 1968, S. 57). Das ist historisch betrachtet richtig, aber es erklärt, systematisch beurteilt, nicht, weshalb in Deutschland das Abenteuer einen geringeren Stellenwert in der Kurzschul-Pädagogik hat. Das gleichzeitige Betonen von Rettungs- und Abenteuergedanke schließt sich weder empirisch noch logisch aus. Es bedarf also gesonderter Erklärung, weshalb in den deutschen Kurzschulen das Abenteuer(n) kleiner ausfiel als in Großbritannien – und, wie man heute ergänzen darf: in der gesamten angelsächsischen Welt. Die Erklärung hat kein anderer als Karl Schwarz selbst zwei Jahre zuvor geliefert.

Und niemand anders in Deutschland hätte die nötige Kompetenz dafür gehabt. Er war 1961/62 Lehrer und Erzieher in Salem, 1962-1964 Lehrer an den Kurzschulen Weissenhaus und Ullswater, Lakedistrikt im Nordwesten Englands. Er war zu Studienaufenthalten in Baad sowie in

Aberdovey, Devon und Eskdale. Er betreibt empirische Forschung quantitativer und qualitativer Art und macht einen Ländervergleich der Resultate. Bei seiner Art von Forschung besteht einiger Grund zum Kopfwackeln aus methodischen Gründen. Ein Ergebnis des Vergleichs zwischen der deutschen und britischen Kurzschule aber hat solide Augenscheinvalidität:

„Die Antworten der Teilnehmer in Ullswater, die analog auch für andere englische Kurzschulkurse gelten können, zeigen, daß die große Schlußexpedition infolge ihrer physisch wie psychisch gleich hohen Anforderungen an die Jugendlichen vielfach zu einer Krisensituation führt, die von jedem einzelnen selbst gemeistert werden muß. In dieser Krise lassen sich auf Grund der Aussagen zwei deutlich voneinander abgrenzbare Phasen unterscheiden: Die erste Phase läßt bei den Teilnehmern die Merkmale der Unsicherheit, der Angst, der Depression, der Schwäche, der Verzweiflung und des Aufgebenwollens erkennen. Sie wird meist ausgelöst durch widrige äußere Umstände der Witterung in drückender Hitze, peitschendem Regen oder undurchsichtigem Nebel, die die körperliche Leistungsfähigkeit des einzelnen herabmindern und bei Nässe, Sichtbehinderung, Müdigkeit und Erschöpfung seine Durchhaltekraft und Kooperationsfähigkeit am stärksten auf die Probe stellen. Die Situation spitzt sich immer mehr zu, bis sich an einem Kulminationspunkt die als unerträglich empfundene äußere Lage schlagartig zum Positiven hin verwandelt oder eine in eigener Verantwortung gefällte Entscheidung der Jugendlichen sich als richtig erweist. Dieser Moment des Umschwungs, in dem die Sonne durch die Nebeldecke hindurchstößt, in dem die langgesuchte Hütte im Tal oder der Berggipfel als Kontrollstelle plötzlich sichtbar werden, in dem sich der zweifelnd eingeschlagene Pfad als der richtige herausstellt und das Durchhalten belohnt wird, leitet zugleich die zweite Phase ein, die als eine Phase der Freude, der Beglückung, der Befreiung und Bewährung empfunden wird. Eine Häufung der Wörter 'satisfaction', 'relief', 'achievement', 'joy' und 'triumph' legt in den Antworten der Teilnehmer Zeugnis für dieses Gefühl ab.

Dieser Moment des Umschwungs, der aus der extrem entmutigenden Krisensituation heraus blitzartig in eine gehobene Stimmungslage hinüberführt und wie eine Befreiung aus einem Engpaß erscheint, wird immer wieder von den englischen Kurzschülern als das unvergeßlichste Erlebnis während des Kurses bezeichnet. [...]

Von einer solchen Krise während der Expedition ist in den Antworten der Jugendlichen in den deutschen Kurzschulen Weißenhaus und Baad nur selten die Rede. Die Begleitung und Leitung durch erfahrene Bergführer ist in der Hochgebirgslandschaft um Baad ebenso lebensnotwendig wie das Kommando über den

Motorsegler von Weißenhaus durch einen Kapitän bei seiner Fahrt über die Ostsee. Hierdurch sind die Jugendlichen in geringerem Maß auf sich selbst gestellt, so daß trotz gleicher oder ähnlicher physischer und psychischer Anforderung dem Aufkommen einer echten Krisensituation wie in der englischen Kurzschule weniger Spielraum gegeben ist.“ (Schwarz, 1966, S. 311-312)

Man möge Kindern und Jugendlichen Gelegenheit zu Niederlage und Triumph geben, hat Kurt Hahn wiederholt, z.B. im zweiten Salem-Gesetz, gefordert, und ich stimme ihm in diesem Punkte vorbehaltlos zu. Nur scheint die Grundkonstruktion der bundesrepublikanischen und britischen (= englischen bei Karl Schwarz) so verschieden zu sein, dass die deutsche Kurzschule weniger Gelegenheit zu Triumph oder Niederlage bot als die im Vereinigten Königreich. Wenn die Unterschiede zwischen beiden Ländern tatsächlich in Verschiedenheiten der Naturkontexte liegen, wie Karl Schwarz argumentiert, dann muss man doch, was Karl Schwarz nicht tut, fragen: Was hat sich die DGfEE eigentlich bei Auswahl ihrer Kurzschul-Standorte gedacht? War sie zu fantasielos, durchzurechnen, welche Auswirkungen der Natur-Kontext auf das pädagogische Arrangement und die damit verbundenen Erfahrungs- sowie Lernmöglichkeiten hat? Oder hat sie, und sei es halb- oder nicht-bewusst, durch Standortwahl das pädagogische Grundarrangement „Betreutes Abenteuer“ vorher bestimmt?

Die Situation, in der sich die Frage „Niederlage oder Triumph“ stellt, bezeichnet man mit dem allgemeinen Begriff *krisis*. In der Erlebnispädagogik finden sich immer auch Überlegungen, die darauf abzielen, junge Menschen in herausfordernde Situationen zu bringen, zu deren Bewältigung sie andere Mittel und Wege finden müssen als die gewohnten, sprich „von zu Hause mitgebrachten“. So weit so gut. Nur habe ich über Jahre und Jahrzehnte gehört, dies sei in Deutschland schwieriger zu arrangieren, weil wir nicht so viel *wilderness* hätten wie etwa die US-Amerikaner, Kanadier, Australier und Neuseeländer. Ja, das ist so. Geschenkt. Nur kommt es offensichtlich nicht auf die Menge von *wilderness* an, sondern das rechte Maß. Die *wilderness* von Baad und Weissenhaus war den Verantwortlichen der deutschen Kurzschulpädagogik offensichtlich schon zu viel, als dass sie vom „Betreuungs“-Modus hätten ablassen können.

6.6 Typisch deutsch: das Erlebnis von Natur und Kameradschaft

Karl Schwarz fährt an der Stelle, die durch das Ende obigen Zitats markiert ist, fort:

„In Baad und Weißenhaus wird dagegen die Expedition für viele zum unvergeßlichen Höhepunkt des Kurses durch zwei Kriterien, die in den Antworten der

englischen Teilnehmer stark in den Hintergrund treten (nur 5 %): das Erlebnis der Natur und das Erlebnis der Kameradschaft. Sie werden als hervorstechende Merkmale der Expedition in vielen Fällen bereits am Kursende genannt und bilden insbesondere nach dem Kurs, wenn sich das Akzidentielle eines Erlebnisses verflüchtigt hat und auf Grund der Reflexion der bleibende Wert dahinter durchsichtig wird, die dauerhaftesten Erinnerungen an die Kurzschule überhaupt. [...]

Wir müssen auch hier eine genaue Analyse der Antworten vornehmen, um zu erfahren, auf welche Weise das Erlebnis der Landschaft und das Erlebnis der Kameradschaft zu den tragenden Eindrücken während der Expedition werden. Die Antworten unmittelbar am Kursende in Baad und Weißenhaus sollen dabei gestützt werden durch Stellungnahmen von Lehrlingen und Schülern auf Grund einer erneuten Befragung mehrere Monate nach dem Besuch der Kurzschule, da sie allein über das Fortleben des eindrucksvollsten Erlebnisses Auskunft geben können (Befragung sämtlicher von einer großen Industriefirma 1964 nach Weißenhaus und Baad entsandter Lehrlinge; Befragung von mehreren geschlossenen Klassen aus Gymnasien in Essen, Wiesbaden und Darmstadt).“ (Schwarz, 1966, S. 312-313)

Die Ergebnisse der qualitativen, vornehmlich inhaltsanalytischen, Analyse der Interviews lassen sich so zusammenfassen:

Das Erlebnis der Natur (Berg oder See) wird am intensivsten empfunden bei den mehrtägigen Exkursionen und weist drei Formen der affektiven Bezugnahme auf: Neuartigkeit, Einsamkeit und Gefährlichkeit. Das Erlebnis der Kameradschaft besteht aus drei Elementen:

- „Die nicht alltägliche Situation auf den Expeditionen zwingt die Mitglieder einer Gruppe, die sich zuvor innerhalb der Kurzschulgemeinschaft nur flüchtig gekannt haben, plötzlich handelnd miteinander in intensiven Kontakt zu treten.“ (Schwarz, 1966, S. 316)
- „Die Kurzschüler sehen einen Unterschied zu dem ganz anders gearteten Verhältnis in Jugendgruppen und Vereinen und sprechen in bezug auf die Kurzschule von einer 'höheren Kameradschaft' oder einer 'Kameradschaft in Not'.“ (Schwarz, 1966, S. 316)
- „In außergewöhnlichen Situationen entzündet sich Kameradschaft zwischen den Menschen ohne Rücksicht auf Sympathie und Antipathie, auf Beruf und Können, auf Alter und Herkunft.“ (Schwarz, 1966, S. 317)

Als übergreifendes Fazit ist festzuhalten: Für die befragten Teilnehmer deutscher Kurzschulprogramme in den 1960ern wiegen vor allem die Expeditionen, die sich auf zweierlei beziehen: Natur und Kameradschaft.

6.7 Politische Naivität

In seinem Buch „Die Kurzschulen Kurt Hahns“ lässt Karl Schwarz (1968) den Blick weit über die doch engen Grenzen der Bonner Republik schweifen. So auch nach Ostafrika. Im Buchabschnitt „Outward Bound in Kenia“ erfahren wir, dass es ab 1952 im Gebiet um Loitokitok, einer kenianischen Grenzstadt zum heutigen Tansania, den Travellers der 1970er bekannt als Ausgangsort für Kilimandscharo-Expeditionen, Kurzurse nach Outward Bound-Muster gegeben habe. Dann fährt er fort:

„Deren Erfolge bewegten die Regierungen in Kenia, Tanganjika [dem Festlandsanteil des heutigen Tansania] und Uganda, den Platz in Loitokitok am Nordabhang des Kilimandscharo mit dem Blick auf die weiten Massai-Ebenen in gemeinsamer Verantwortung zu einem dauerhaften Trainingszentrum für Ostafrika zu machen. Im Auftrag der Regierung [der von Kenia, Tanganjika, Uganda oder Großbritannien] baut Dacre Stroud als Schulleiter das von den eingeborenen Masai zur Verfügung gestellte Gelände aus und eröffnet im September 1956 mit dem ersten Kurs für Teilnehmer aus Industrie, Verwaltungsbehörden und Handelsorganisationen 'The Outward Bound Mountain School' in Kenia.“ (Schwarz, 1968, S. 120)

Die Zielgruppe entspricht zwar so gar nicht den üblichen Zielgruppe-Kriterien von durch die Hahnschen „Verfallserscheinungen“ gezeichneten Jugendlichen und Heranwachsenden; aber man will ja nicht kleinlich sein. Schon gar nicht angesichts all der Siegesmeldungen, von denen uns Karl Schwarz berichtet. Etwa jener eines von ihm zur Sache ausfindig gemachten Outward Bound-Propagandisten: „Africans, Indians, Arabs and Europeans lie [bei der Kilimandscharo-Expedition] huddled together; members of same team with the same purpose“. (Schwarz, 1968, S. 121) Und Karl Schwarz fügt an: „Hier wird am stärksten deutlich, wie Hahns Erziehung einer 'Bruderschaft des Abenteuers' [Hahn, 1953] Menschen verschiedenster politischer und religiöser Überzeugung in tätiger Nächstenhilfe zum Gemeinschaftsdenken und gegenseitigem Verstehen hinführen kann.“ (Schwarz, 1968, S. 121)

Es kommen einem die Tränen – den einen aus Rührung, den anderen aus Wut. Die zweiten empfinden den Schwarz-Text als einen der übelsten, die er in seinem Buch verbrochen hat. Sie haben für ihr Urteil gute Gründe. Ich führe hier nur die wesentlichsten auf. Zum ersten: Die Angabe „die Regierungen in Kenia, Tanganjika und Uganda“ hätten, „in gemeinsamer Verantwortung“ Loitokitok „zu einem dauerhaften Trainingszentrum für Ostafrika“ gemacht, mag nur jene begeistern, die – in völliger Unkenntnis historischer Sachverhalte – davon ausgehen, dass hier die durch allgemeine, gleiche und geheime demokratisch legitimierten Regierungen dreier ostafrikanischer Staaten den Mehrheitswillen der dortigen Völker zum Ausdruck gebracht

hätten. Dem ist nicht so. Die „Regierungen“ der drei genannten Länder sind Marionetten-Regierungen, eingesetzt und kontrolliert von der britischen Kolonialherrschaft. Das konnte, wenn man in der Bonner Republik Abitur gemacht und die Augen für „Auswärtiges“ nicht völlig verschlossen hatte, auch schon vor „68“ jede(r) wissen – die/der es wissen wollte.

Es gibt zur Gründung von Outward Bound Kenia ein historisches Dokument, das man sich in aller Muße zu Gemüte führen sollte. Da wird in dem von der Authority of His Excellency the Governor of the Colony and Protectorate (1955) veröffentlichten Publikationsorgan *The Official Gazette of the Colony and Protectorate of Kenya* vom 25. Oktober 1955 auf S. 1126 unter Government Notice No. 1458 dem interessierten Publikum folgendes Appointment zur Kenntnis gebracht: „Edward Dacre Stroud, D.S.C., to be Principal, Outward Bound School, Department of Education, with effect from 8th October, 1955.“ Herr Edward Dacre Stroud darf mit Erlaubnis der britischen Kolonialmacht eine Outward Bound-Schule eröffnen. Aber weshalb?

Was sind die Gründe dafür, dass die britischen Kolonialherren im Kenia der Jahre 1955/56 dergleichen gutheißen, ja fördern? Nehmen wir zum Ausgangspunkt die oben referierte Jubelmeldung „Africans, Indians, Arabs and Europeans lie huddled together; members of same team with the same purpose“. Das ist keine Lüge, das ist nur nicht die volle Wahrheit. Die nämlich heißt: Neben den Europäern (sprich: Briten) gibt es bei Outward Bound Kenia die – und nur die – drei in Ostafrika seit Langem heimischen Ethnien, die das Mehrheitsvolk Kenias, die sesshaften und in Zentralkenia lebenden Kikuyu immer wieder unterdrückt hatten: die geld-, gewerbe- und handeltreibenden Menschen arabischer und (west-)indischer Herkunft (v.a.) an den Küsten sowie die Massai, als Viehnomaden in Südkenia und Nordtansania, durch räuberische Landnahme der britischen Kolonialherren in sich steigernden Konflikt gedrängt mit den Kikuyu-Farmern. Die sind es, die die Befreiung vom kolonialen Joch fordern.

Die anderen finden sich in den Kursen von Outward Bound Kenia. Das sind kolonialistische Veranstaltungen, die in Deutschland verbrämt werden. Nicht erst durch und seit Karl Schwarz. In dem 1955 in der Nohlschen „Sammlung“, veröffentlichten Beitrag „Die Kurzschule Weißenhauser der Deutschen Gesellschaft für Europäische Erziehung e. V.“ des DGfEE-Mitgliedes Carl Möhlmann heißt es „Outward Bound ist heute zu einer nationalen Einrichtung in England geworden, darüber hinaus bewährt sich die nach diesem Vorbild geformte Kurzschule als Instrument der Befriedung in Kenya, an der Goldküste, in Nigeria, in Malaya. Wo immer im englischen Weltreich Haß und Hader die Zwietracht zwischen Rassen und Klassen schüren, blickt man mit Hoffnung auf Outward Bound.“ (Möhlmann, 1955, S. 272) Das ist die Sprache der europäischen Kolonialherren.

Wo auch immer – wir reden von den 1950ern – die Kolonialmacht Großbritannien ihre Herrschaft in Frage gestellt sah, hat sie mit allen Mitteln der Repression reagiert. Auch auf ideologi-

scher Ebene, wo wir die dortigen Outward Bound-Gründungen jener Jahre anzusiedeln haben. Aber das war nur sonntägliches Summen zum alltäglichen Knattern der Gewehre. Beispiel „Befriedung in Kenya“. Da hatte es doch Anfang der 1950er eine von der Bevölkerungsmehrheit der Kikuyu getragene antikolonialistische Befreiungsbewegung gegeben, die unter dem englischen Begriff „Mau - Mau“ in die Geschichte einging. Die britischen Kolonialherren reagierten in über Jahrhunderte geübter Tradition der Errichtung eines engmaschigen Netzes von *concentration camps* für die Kikuyu. Zugleich führten sie von 1952 bis 1957 mit immensem militärischem Aufwand einen Krieg gegen die Guerilla-Kämpfer in den kenianischen Wäldern und in der Hauptstadt Nairobi. Der Mau-Mau-General Dedan Kimathi wurde 1957, ein Jahr nach Gründung von Outward Bound Kenia von der britischen Kolonialmacht gehängt; heute steht sein Standbild im Zentrum Nairobis, der Hauptstadt des durch fortwährenden Kampf der Kikuyu seit 1963 von britischer Fremdherrschaft freien Kenias.

Es ist eine für historische Forschung herausfordernde Frage, wann, wie und wo sich die Hahnsche Bewegung den politisch reaktionären Kräften dieser Welt angedient hat, von diesen – sich mehr oder minder sträubend – vereinnahmt wurden oder einfach „unbedarf“, sprich ohne Fremd- und Selbstreflexion, „mitlief“. Ich rede bewusst von „Hahnscher Bewegung“ und nicht bloß von „Outward Bound“, weil sich die aufgeworfene Frage in aller Breite stellt. Ich ziehe deshalb zur weiteren Illustration ein Beispiel heran, das Landerziehungsheime „Salemscher“ Prägung betrifft. Die Betrachtung ist verknüpft mit einer Person, die in der Einleitung des Buches schon vorgestellt wurde: Jocelin Winthrop-Young (JWY). Das ist der Mann, dem ich von Herzen danke dafür, dass er das Kurt Hahn-Archiv in Salem aufgebaut hat, und der von offizieller Seite hoch geehrt wurde: Kommandeur des griechischen Ordens St. Georg und St. Konstantin (1958) sowie Offizier des Britischen Reichsordens (1960).

Der Brite JWY (hier und zum Weiteren: Familie Winthrop Young, o.J.; Röhrs, 1966, S. 344; Veevers, 2006, S. 167-168; Winthrop Young, 1966) war Sohn von Eltern, die Kurt Hahn schon seit den 1920ern mit großem Respekt begegneten, seine Emigration nach Großbritannien unterstützten und den Neubeginn in Gordonstoun förderten. JWY war dort einer der beiden ersten Schüler Kurt Hahns, machte 1938 dort seinen Schulabschluss und wirkte 1964-1972 als Internatsleiter in „Salem“. In der „Zwischenzeit“ war er meist unterwegs im Auftrag der britischen Majestät: als Navy-Offizier (1939-1946), der auch am D-Day dabei war, und 1960-1963 als Erster Sekretär des Britischen Auswärtigen Amtes. Dazwischen hatte er einen Sonderauftrag in Griechenland.

Griechenland befand sich seit Rückzug der deutschen Besatzungstruppen in einer auch mit Waffen betriebenen Auseinandersetzung zwischen einer Linken, die im Widerstand gegen die Wehrmacht den höchsten Blutzoll entrichtet hatte und Griechenland als demokratisch verfasste Republik sehen wollte, sowie einer Rechten, die gerne mit dem weiter machen wollte, womit

es mit dem Einmarsch der Wehrmacht aufgehört hatte: mit einem autoritären Regime, das sich auf die Macht der Bajonette stützt und einen König als Aushängeschild nutzt. Die Briten und die US-Amerikaner, entschlossen dem „Kommunismus“ in Europa, wo immer möglich, einen Riegel vorzuschieben, fanden diese zweite Option besser. Sie haben der griechischen Rechten nicht nur Militärgut bis hin zu Napalmbomben (ab 1948 aus den USA) zukommen lassen, sondern waren in Gestalt britischer Kampfverbände bis 1946 auch personell vor Ort vertreten. Die Linken unterlagen aus zwei Gründen: Zum einen bekamen sie keine ausreichende Unterstützung aus Albanien und Jugoslawien, da Josef Stalin Winston Churchill in einer geheimen Nebenabsprache von 1944 Griechenland der westlichen Einflussphäre zugestanden hatte, und zum anderen deshalb, weil die USA den Kalten Krieg verdammt heiß durchführten.

Noch während der mit Waffengewalt ausgetragenen Kämpfe, für die sich die irreführende Bezeichnung „Griechischer Bürgerkrieg“ (März 1946-Oktober 1949) eingebürgert hat, gibt es (Wikipedia folgend) in der königlichen Herrscherfamilie eine Änderung: Im April 1947 folgt Paul I. seinem verstorbenen Bruder Georg II. auf den Thron. Verheiratet ist der neue König seit 1938 mit Friederike von Hannover. Und sie, darin ist sich die historische Zunft einig, sie – und nicht er – übt das königliche Regime aus, auch dadurch, dass sie zugunsten des royalistischen Lagers massiv und verfassungswidrig in die Innenpolitik eingreift. Sie ist eine kluge Machtpolitikerin, die weiß, dass die griechische Monarchie langfristig nicht durch Militär- und Polizeigewalt allein gesichert werden kann. Die Herzen und Köpfe der Menschen müssen gewonnen sein. Dazu bringt sie viele soziale und pädagogische Projekte auf den Weg, deren Steuerung aber sie in der Hand behält; populistische Diktatoren auf der ganzen Welt arbeiten nach diesem Muster.

Eines der pädagogischen Projekte, von dessen Realisierung sie sich Beifall der konservativen griechischen Konservativen und des interessierten westlichen Auslandes erhoffte, war die die Errichtung einer Eliteschule. Sie denkt an eine griechische Kurt-Hahn-Schule. Zu deren Gründung sind die Wege kurz: Einer der Gründer von „Salem“, Max Prinz von Baden, ist ihr Onkel, und ihr Bruder Georg Wilhelm Prinz von Hannover, „Salem-Schüler“ 1930-1934, ist seit 1948 Leiter von „Salem“. Und wie kommt JWY ins Spiel? Ich zitiere aus der Familienchronik der Winthrop-Youngs:

„1946-1947

JWY decides against university studies out of consideration for his father's health and age. Instead, he takes on work at Imperial Chemical Industries, Birmingham. During this time King Paul of Greece and Queen Frederike – whose brother Prince George of Hanover is alumni of Salem and its Headmaster at the time – contact Kurt Hahn with the wish that a school following the ideas of Salem be set up in

Greece where the Crown Prince could be educated. When JWY phones Kurt Hahn in search of a new position, Hahn suggests he moves to Greece, becomes private tutor to Crown Prince Constantine and starts planning the new school.

1949

Together with the King and Queen of Greece, JWY co-founds Anavryta near Athens that he sets up following the ideals and guidelines of Salem and Gordonstoun. He is Headmaster until 1959.“ (Familie Winthrop-Young, o.J.)

Von seiner Arbeit berichtet JWY selbst in seinem Beitrag „Anavryta“ zum Röhrschen Herausgeberwerk (Winthrop Young, 1966) mit spürbarem Stolz. Dazu hat er allen Grund: Das Jungeninternat „Anavryta“ wird ein Erfolg. Das hauptsächlich deshalb, weil Friederike, für die das „ihre“ Schule ist, den Erfolg aus doppeltem Grunde braucht: innenpolitisch, um eine Monarchie-treue Elite heranzuziehen, außenpolitisch, um Griechenland vom Geruch der Provinzialität zu befreien. Die Königin rührt für die Schule national und international die Werbetrommel, wirbt um Schüler und Lehrer, stellt hilfreiche Kontakte (etwa zum Militär) her, besorgt finanzielle Mittel und adelt die Schule dadurch, dass Kronprinz Konstantin dort von Anfang an bis zu seinem Abschluss Schüler war – und zwar als „Farbentrager“.

Eben in der Zeit, da „Anavryta“ gegründet wurde, brachte Friederike zur Sicherung der Monarchie ein zweites „pädagogisches“ Projekt zum Laufen: die „Umerziehung“ der militärisch besiegten Kommunist(inn)en. Als das griechische Königspaar im Herbst 1951 in Hannover ist, lässt sich Marion Gräfin Dönhoff, bei der ZEIT bereits wohl etabliert und höfische Etikette gut kennend, die Gelegenheit zu einem Interview nicht entgehen. Sie sucht das Paar auf und bietet ihm, der Königin vor allem, Gelegenheit zur Propaganda in dem herzbrecherischen oder herzerbrechenden ZEIT-Artikel vom 13. September 1951: „Mörder werden gute Staatsbürger. Gespräch mit dem griechischen Königspaar. Ein Land im Aufbau“ (Dönhoff, 1951b). Dort wird dem deutschen Nachkriegs-Publikum etwa dieses präsentiert:

„Wie steht es denn mit der sogenannten Umschulung der ‚Kommunisten‘? fragte ich, auf das Problem lenkend, von dem ich wußte, daß es – ausschließlich auf Grund der Initiative des Königspaares in Angriff genommen war. ‚Seit wann laufen diese Experimente und was wird da im einzelnen getan?‘ – ‚Wir haben damit schon vor der endgültigen Niederwerfung der Kommunisten begonnen‘, antwortete die Königin. ‚Wenn Sie das einmal gesehen hätten, diese Gefangenenlager, in denen junge Kommunisten von 15 bis 19 Jahren hinter Stacheldraht eingepfercht waren. Kinder, die gezwungen worden sind, ihr bisheriges Leben mit Morden und Rauben zuzubringen, die nie lachten, keine Spiele mehr kannten, noch nie in ihrem Leben gesungen hatten und deren Ausdruck mehr dem böser

Tiere als dem eines Menschen glich – wenn man das gesehen hat, dann sagte man sich, was ihnen fehlt, ist menschliche Nähe und Wärme.’

’Und da haben wir auf der Insel Leros’, so fuhr die Königin fort, ’ganz einfache Siedlungen und Lehrstätten eingerichtet, wo Jugendliche bis zum 18. Lebensjahr, die sich freiwillig in den Gefangenenlagern meldeten, in völliger Freiheit leben können. Dort lernen sie mauern, lesen und schreiben und verschiedene Handwerke. Die ersten, die kamen, waren wie wilde Tiere.’“ (Dönhoff, 1951b)

Welch ein Zeugnis des deutschen Humanismus, dessen zu rühmen man und frau sich auch und gerade in „Salemscher“ Edelmensch-Tradition nicht müde wurde. Oh, da ließe sich doch, das Haupt auf ein moralisches Kirschkernkissen bettend, guten Gewissens der seligen Verdummung entgegen schlafen. Gäbe es da nicht schrilles Geschrei. Etwa aus dem Munde des Asteris Kutulas, Jg. 1960, der 40 Jahre nach Erscheinen des oben auszugsweise referierten ZEIT-Artikels, also im Jahre 1991, dessen Verfasserin Marion Gräfin Dönhoff in einem Brief darauf hinwies, dass das, was sie die Königin Friederike als Wahrheit verkünden ließ, so wahr nicht sei. Die Antwort der Gräfin ist kleinlaut: „Ich bin überzeugt, dass Ihre Darstellung und die Zitate zutreffend sind und mein Bericht über die königliche Darstellung sich als abwegig erweist. Aber damals konnte man noch nicht reisen und musste das, was Leute einem erzählten, für bare Münze nehmen.“ (Kutulas, 2020).

Nein, Frau Marion Gräfin Dönhoff, frau durfte auch schon 1951 als Journalistin nicht für bare Münze nehmen, was einem erzählt wird. Freilich verstehe ich, dass Frau Gräfin gerne für lautere Wahrheit nahm, was da aus Friederikes Munde floss: Das waren ja Worte des europäischen Hochadels und die Kennzeichnung des Kommunisten als „Tier“, als Nicht-Mensch, als Un- oder bestenfalls Untermensch, das kannte man ja noch bestens aus dem Jargon der deutschen „Herren-Menschen“. Das ist die eine Anmerkung. Und die zweite: Es gab damals Leute, die nach Griechenland reisten und die der Hahn-Sympathisantin Marion Gräfin Dönhoff doch nicht unbekannt sein konnten. JWY etwa oder Kurt Hahn, der Griechenland gleich drei Mal für jeweils eine Woche besucht hat – 1952, 1956 und 1958 (Winthrop Young, 1966, S. 233). Ferner Georg Wilhelm Prinz von Hannover, damals „Salem“-Leiter, unter dessen Leitung im Sommer 1954 30 „Salem“-Schüler ein Altersheim auf griechischen Insel Kephallonia (wieder) errichteten (Henze, 1991, S. 203; Röhrs, 1966; Bilddokumentation S. 5) und der Salemer Musiklehrer Joachim Bühler, der mit „Salem“-Schüler(inne)n 1955 eine Konzertreise nach Griechenland (Athen) unternahm (Schule Schloss Salem, 2020, S. 318 Abb. 13).

All die haben meines Wissens nie öffentlich berichtet von jenen „Umerziehungslagern“. Wussten sie davon nichts? Wollten sie davon nichts wissen? Oder wussten sie von deren Schrecklichkeiten und haben den Mund, aus welchen Gründen auch immer, gehalten?

Was aber hat denn Asteris Kutulas eigentlich vorzubringen gegen die von Marion Gräfin

Dönhoff 1951 kritiklos verbreitete Märchenerzählung Friederikes? Vieles! Ich referiere hier nur auszugsweise aus einem einzigen von Asteris Kutulas angeführten Zeugnis, dem von Mikis Theodorakis, den meine Generation bis heute als Komponist der Filmmusik von „Alexis Sorbas“ (1964/65) kennt:

„Alle Griechen waren nach dem Bürgerkrieg gebeugt. Nur der Thron, die Fremden, die Oligarchie und die ihnen dienenden politischen und militärischen Eliten sowie die Polizei: sie triumphierten. Für wen wohl hatte Odysseus Elytis [Nobelpreis für Literatur 1979] geschrieben: ‚Und sie werden mit Blüten schmücken den Sieger, der leben wird im Gestank der Leichen‘? Für [Alexandros] Papagos [Militärführer der politischen Rechten]? Oder für Königin Friederike? ... [...]

Hinzu kommt das ganze Theater, das die Regierung auf Kosten der Gefangenen inszenierte. Und dieses Theater, das ‚Becken von Siloah‘, wie es von den Offiziellen genannt wurde, hatte jeden Tag eine Fortsetzung mit den verschiedenen Verlautbarungen und Besuchen der Königin Friederike und verschiedener Minister bis hin zu ausländischen Journalisten und einheimischen ‚Persönlichkeiten‘. Die Straßen und das Sanatorium wurden weiß getüncht, ins letztere legten sich Gendarmen und spielten die Kranken. Die Zelte mussten gesäubert werden, die Vorderansicht des Lagers wurde hergerichtet. Und hinter dieser Fassade: Dreck und Hunger, Gefolterte, Verkrüppelte und Tote. Du hast keine Chance, dass dein Martyrium bekannt wird. Du bist isoliert, verurteilt, für immer verloren. Du bist allein, der Gnade deiner erbarmungslosen Folterer ausgeliefert.“ (Theodorakis, 1988; zitiert nach Kutulas, 2020)

Der inner-griechische Konflikt zwischen Links und Rechts bis heute sicht- und spürbar. Nur wird er seit 1974 nicht mehr mit Folter, Mord und Terror ausgetragen. Im Jahre 1974 brach aus außen- und innenpolitischen Gründen die seit 1967 herrschende faschistoide Militärdiktatur zusammen und die Griechen votierten in der ersten demokratischen Volksabstimmung des Landes für eine Republik und gegen eine Monarchie. Am 10. Oktober 1974 gab Mikis Theodorakis, den nur internationale Solidarität vor dem Tod in Friederikes „Umerziehungslagern“ bewahrt hatte, erstmals wieder ein öffentliches Konzert. Unter den Zuhörer(inne)n fanden sich tausende junge Menschen aus West- und Mitteleuropa, darunter viele bundesrepublikanische Student(inn)en, die ihren Semesterstart hinausschoben und von den Piers in Piräus zu Fuß ins nahe gelegene Karaiskakis-Stadion, den Veranstaltungsort gegangen waren. Wir hörten dort die ersten sechs Teile des Oratoriums „Canto General“. Der Text stammt von dem chilenischen Dichter Pablo Neruda (Literatur-Nobelpreis 1971), der im September 1973 gestorben war – wenige Tage, nachdem das chilenische Militär die demokratisch gewählte Links-Regierung

des Landes auf Geheiß und mit Unterstützung der USA gestürzt hatte. Die Zeiten des westlichen Neo-Kolonianismus waren noch lange nicht vorbei.

6.8 Das bundesdeutsche Bildungstriumvirat

Kurt Hahn, die von ihm initiierten Kurzschulen und Landerziehungsheime in seinem Geiste mussten sich in der Bonner Republik der 1950er und 1960er noch nicht fürchten vor kritischen Nachfragen. Ganz im Gegenteil: Sie standen damals und das in zunehmendem Maße als Symbole für eine fortschrittliche Pädagogik. Dafür sorgten einmal die drei schon genannten Wissenschaftler vom Pädagogischen Seminar (ab 1966: Erziehungswissenschaftliches Seminar) der Universität Heidelberg mit einerseits zwei Monographien zu „Salem“ (Köppen, 1967) bzw. zur „Kurzschule“ (Schwarz, 1968) und dem Herausgeberwerk von Hermann Röhrs (1966), deren Doktorvater und damals professoralem Alleinherrscher am Heidelberger Erziehungswissenschaftlichen Seminar. Hermann Röhrs ist mir aus Vorlesungen um 1970 herum als lebendiger und eigenwilliger Geist in Erinnerung. Dass er für sein Herausgeberwerk mit dem akademisch-seriösen Untertitel „Eine Darstellung des Lebenswerkes von KURT HAHN“ den Obertitel „Bildung als Wagnis und Bewährung“ kreiert, ist ein für ihn typischer geistreicher Streich. „Wagnis und Bewährung“ markiert das Besondere einer stark auf persönliche Erfahrung setzenden Pädagogik und „Bildung“ verweist auf eine lange und vor allem in Deutschland gepflegte Tradition, die sowohl „Erziehung“ als auch „Unterrichtung“ für Verengungen pädagogischer Zielsetzung hält.

Neben den drei Heidelbergern gibt es drei weitere Männer, die der Hahnschen Sache in und ab den 1960ern auf direktem oder indirektem Wege dienlich sein würden. Diese drei prägen das Bild der 1960er als „Bildungsjahrzehnt“ weitaus stärker als die drei Heidelberger, ja selbst als Hermann Röhrs selbst. Es handelt sich (in alphabetischer Reihenfolge) um: Hellmut Becker („heimlicher Kultusminister der Bundesrepublik“), Hartmut von Hentig („Doyen der Bildung“) und Georg Picht („Prophet der Bildungskatastrophe“).

Fangen wir mit Hellmut Becker an, dessen bedeutsamste Hinterlassenschaft das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin ist. Das Institut geht auf zurück auf seine Initiativen, darunter eine 1961 der Max-Planck-Gesellschaft vorgelegte Denkschrift „Plan eines Instituts für Bildungsforschung“. Im November 1962 beschloss der Senat des seit August 1961 eingemauerten West-Berlins als einen seiner von der Bonner Republik bestens finanzierten „Befreiungsschläge“: die Gründung eines „Instituts zur Forschung auf dem Gebiet des Bildungswesens in der Max-Planck-Gesellschaft“. Zu dessen Gründungsdirektor wurde – wer denn sonst? – Hellmut Becker berufen; 1971 erhielt das frühere „Institut für Bildungsforschung in der Max-Planck-Gesellschaft“ seinen heutigen Namen.

Hellmut Becker war weder Pädagoge noch Forscher. Aber er war das, was man nach ihm und durch ihn begründet, einen „Bildungspolitiker“ nennt. Er eröffnete das „Bildungsjahrzehnt“ schon im Jahr 1960, als Erstherausgeber von „Erziehung und Politik. Minna Specht zu ihrem 80. Geburtstag“ (Becker, Eichler & Heckmann, 1960). Zwei Jahre später publiziert er verstreute Aufsätze zu diversen Themen trotz aller formaler und inhaltlicher Heterogenität gemeinsam unter dem eindrucksvollen Titel „Quantität und Qualität. Grundfragen der Bildungspolitik“. (Becker, 1962) Klotzen, nicht kleckern! Hellmut Becker gibt über Jahrzehnte den großen Modernisten in bildungspolitischen Fragen. Seine zweite Aufsatzsammlung lässt er 1980 im renommierten Klett-Cotta-Verlag erscheinen unter dem Titel „Auf dem Weg zur lernenden Gesellschaft“. Wer wollte da nicht den Hut ziehen?

In den bundesrepublikanischen 1960ern gab es nur einen, mit dem er um den Ruhm, wer der größte Bildungspolitiker der Bonner Republik sei, ringen musste: Georg Picht. Sein großer Vorteil: Er lebte länger. Den in der ZEIT vom 15. Oktober 1982 veröffentlichten Nachruf auf den im August 1982 verstorbenen Georg Picht beginnt Hellmut Becker mit den Worten:

„Religionsphilosoph, Bildungspolitiker, Erzieher, Cassandra, der Mann, der die Geister rief, Sokrates unter den Journalisten, Wegbereiter der Bildungsreform. Das waren Bezeichnungen aus den Nachrufen, die in den letzten Wochen über Georg Picht in der deutschen Presse erschienen sind. Es fällt uns offenbar schwer, einen Mann richtig zu erkennen, der handelnd und gestaltend, denkend und leidend durch unsere Zeit gegangen ist. In Georg Pichts Leben wuchsen Erleben, Erfahrung, Denken und Handeln zu einer Einheit zusammen.“ (Becker, 1982)

Georg Picht war in den Anfangsjahren meines Heidelberger Studiums der Evangelischen Theologie einer meiner prägenden theologischen Lehrer. Der Wiedererwecker des in der Weimarer Republik von „Salem“ aus gegründeten Landerziehungsheimes „Birklehof“ in der Nachkriegszeit und dessen langjähriger Leiter, wies mir den Weg zu den Hahn-Vertretern am Erziehungswissenschaftlichen Institut (das selbstverständlich auch nach der Umbenennung von 1966 das „Pädagogische“ war). Und er forderte mich und andere – mit Erfolg – dazu auf, uns „das Wissen der Welt“ anzueignen, um gute Pfarrer(innen) in einer sich wandelnden Welt sein zu können. Von seinen Empfehlungen wählte ich wie andere die Psychologie und war ab Mitte der 1970er kein „Seelsorger“ in Gestalt eines Pfarrers, sondern eines Psychotherapeuten; ich wusste mich seiner Zustimmung sicher. Zudem hat er mich für Fragen der Bildungspolitik sensibilisiert, denen ich als Wissenschaftler stets treu geblieben bin (zuletzt: Heekerens, 2017, 2020a).

Weshalb hat man Georg Picht „Cassandra“ genannt? Weil er die „Bildungskatastrophe“ ausgerufen hatte. Zunächst, er war da schon Professor an der (Evangelischen) Theologischen Fa-

kultät der Universität Heidelberg, in einer Artikelserie, die 1964 in „Christ und Welt“ veröffentlicht wurde, die noch im selben Jahr als Buch im Walter-Verlag, Olten erschien, aber erst durch die Taschenbuchausgabe von dtv, München im Jahre 1965 (Picht, 1965) Breitenwirkung entfalten sollte.

Worum ging es in der Sache? Georg Picht (1965) sah in der Bedarfsfeststellung, die die Kultusministerkonferenz 1963 für das westdeutsche Bildungswesen erstmalig versucht hatte, einen Offenbarungseid für die wachsende Rückständigkeit der Bonner Republik gegenüber jenen Ländern, mit denen sie politisch und wirtschaftlich faktisch konkurrierte bzw. künftig konkurrieren wollte. Um den Anschluss zu schaffen, sei eine riesige Vermehrung der Quantitäten insbesondere auf den höheren Ausbildungsstufen (insbesondere Hochschulen) erforderlich. Die dafür notwendige Planung und Finanzierung könnten die bisher zuständigen Länder unmöglich allein übernehmen. Zusammen mit dem Bund müssten sie ein Notprogramm auflegen, um die Zahl der Akademiker(innen) in kürzester Zeit in praktisch bedeutsamer Weise zu erhöhen. Zu diesem Zweck schlug Georg Picht vor, analog zum Wissenschaftsrat einen Bildungsrat zu konstituieren, das Sackgassensystem der scharf voneinander getrennten Schularten abzuschaffen, die Universitäten auch für Nichtabiturienten zu öffnen, das Studium durch seine Unterteilung in eine berufsvorbereitende Unter- und eine wissenschaftlich orientierte Oberstufe zu verkürzen sowie durch ständige Weiterbildung den Wissensstand der bereits berufstätigen Akademiker an den neuesten Forschungsstand anzupassen.

Georg Picht und Hellmut Becker mussten sich bei aller Konkurrenz in der „Bildungspolitik“-Sache nicht feind sein. Sie wussten, dass sie am gleichen Strang zogen, und konnten sich wechselseitiger Solidarität sicher sein, da sie sich seit Langem kannten. Ich gebe noch einmal Hellmut Becker das Wort:

„Als ich vor 50 Jahren mit Georg Picht gemeinsam [in Freiburg i. Br.] zu studieren begann, hat er mir gleichzeitig die Dichtung Stefan Georges und die Denkwelt Sigmund Freuds vermittelt. Das erste Buch, das er mir schenkte, war Platons 'Staat' in Originaltext und in einer deutschen Übersetzung; aber der Philosoph, mit dem er mich vor allem vertraut machte, war Nietzsche. Zugleich versuchte er, von mir möglichst viele Einzelheiten über das politische Funktionieren des Weimarer Staates zu erfahren. Schon in dem Neunzehnjährigen lebten Kunst, Denken und Politik gleichgewichtig nebeneinander.“ (Becker, 1982)

Wir haben bisher mit Hellmut Becker und Georg Picht zwei Männer kennen gelernt, die in der Bildungspolitik der Bundesrepublik mächtig auf die Pauke hauen und dafür – vom vorwiegend protestantischen – Bildungsbürgertum der Bonner Republik – mächtigen Applaus ernteten. Aber es fehlt noch der Dritte des bundesrepublikanischen „Bildungstrios“, der „Doyen der Bil-

dung“. Er ist den Nachgeborenen der Bekannteste der Dreien, der Super-Star dessen, was sich in der Bonner Republik „moderne Pädagogik“ nannte, bis heute trotz seiner tiefen Verwicklung in die Pädokriminalität an der Odenwaldschule Ober-Hambach umjubelt von namhaften Vertreter(inne)n der deutschen Bildungsrepublik. Sein Name: Hartmut von Hentig. Den hätte man natürlich auch schon erwähnen können bei der früheren Aufzählung der Gäste in Marion Gräfin Dönhoffs Domizil von 1945 in Brunkensen.

Von denen wurden hier bislang nur zwei genannt: Axel von dem Bussche und Richard von Weizsäcker. Aber da gab es noch einen dritten Gast: den jungen Hartmut von Hentig, den die Gräfin im Oktober 1945, „nachdem sie sich in Garmisch wiedergefunden hatten, als eine Art Hauslehrer für die Familie in Brinkensen engagiert“ (Harpprecht, 2008, S. 388). Es gab anscheinend schon in den ersten Monaten nach der Kapitulation Menschen, die Mittel hatten für Reisen quer durch (Rest-)Deutschland und Möglichkeiten, die Grenzen zwischen den einzelnen Besatzungszonen zu überwinden. Im Spätjahr 1945 traf Marion Gräfin Dönhoff – standesgemäß – in Garmisch mit Hartmut von Hentig ja keinen Unbekannten. Sie kannten sich von früher: „Hartmut von Hentig – Sohn des bewunderten Familienfreundes Otto von Hentig, überdies der Patensohn des Botschafters Ulrich von Hassel –, dieser liebenswürdige und kluge junge Mann war in jenem Jahr [1944] der vertrauteste Partner in Marions Alltag.“ (Harpprecht, 2008, S. 303)

Und wie kam Hartmut von Hentig nun als Dritter im Bunde der bundesrepublikanischen Bildungsgrößen hinzu? „Klassisch“ könnte man sagen: Auf Empfehlung von Hellmut Becker, dem die Jobsuche des Betreffenden wohl durch Marion Gräfin Dönhoff bekannt war, bekam Hartmut von Hentig 1953 eine Lehrerstelle an dem 1932 von „Salem“ aus gegründeten Landerziehungsheim Birklehof in Hinterzarten, Südschwarzwald. Ein entsprechendes Examen hatte der von einem Auslandsstudium in den USA zurück Gekehrte nicht. Aber man war ja an einer Privatschule, und der Leiter der Schule war damals Georg Picht. Man ahnt: Das Wort „gewisse Kreise“ gewinnt mehr Klarheit, wenn man nur näher hinschaut. Nachdem Hartmut von Hentig zwei Jahre später den „Birklehof“ im Dissens mit Georg Picht verlassen hatte, machte er sein 1. Lehrerexamen nach, bekam aber das 2. gleichsam geschenkt und wurde damit zum Studienassessor am renommierten Tübinger Uhland-Gymnasium befördert.

Das war 1957. Fünf Jahre später wird ihm weitaus größeres Geschenk zuteil: Die Berufungskommission für die Wiederbesetzung des seit 1960 vakanten Lehrstuhls, den vormals kein Geringerer als Herman Nohl inne hatte, bittet um Zusage für die zuvor beschlossene Berufung an ihn; eine Habilitation – damals noch unabdingbar scheinende Berufungsvoraussetzung – würde er sicher vor Übernahme des Lehrstuhls oder doch zeitnahe danach vorlegen können; oh, wie generös. Es ist mir bis heute trotz vieler Anläufe zum Verstehen ein Rätsel, weshalb der Ruf gerade auf diesen Lehrstuhl an eben Hartmut von Hentig erging. Ich vermute begründet, aber

genauere Forschung müsste das belegen, Hellmut Becker als Strippenzieher. Jedenfalls ist es für Hartmut von Hentig der Start zu einer Karriere ohne gleichen in der universitär verfassten Pädagogik der Bundesrepublik.

Er wurde weit über den engen Fachkreis hinaus gefeiert. Nicht nur als Pädagoge, sondern auch als *homo politicus* links-liberaler Färbung, der von 1983 an Mitarbeiter des Deutschen Evangelischen Kirchentags war und dessen Publikum auch als Akteur vor Ort begeisterte. Ein Beispiel nachstehend:

„Die Kirchentagsleitung hatte *Hartmut von Hentig, Gerold Becker* und mich [Jürgen Zimmer] im Vorfeld des [Evangelischen] Kirchentags [1987] gebeten, die Bergpredigt auf pädagogische Konsequenzen hin zu interpretieren. Als ich mir die Predigt unter dieser Perspektive ansah, wurde deutlich: ein ganz radikaler Text für Pädagogen! Ich diskutierte mit den beiden Ko-Autoren viele Stunden lang, und es entstand eine Art Manifest. Titel: ‚Die Verantwortung der Christen für die Kinder und ihre Zukunft‘... Auf der Veranstaltung des Forums waren wir nach einer Politiker- und Expertenrunde dran, deren Salbadereien von den 3.000 Zuhörern im Saal mit einem Kirchenlied vorzeitig beendet wurde. Die Stimmung war aufgeheizt. Als wir drei dann angingen, unseren Text in verteilten Rollen vorzutragen, wurde es mucksmäuschenstill, und als wir geendet hatten, gab es ‚standing ovations‘; die Diskussion mit dem Publikum im Anschluss an die Verlesung war eine der intensivsten, die ich je erlebt habe.“ (Zimmer, 2016)

Das nach Erlösung dürstende protestantische (Kirchen-)Volk jubelte damals mit Gerold Becker einem Mann zu, der „Die Verantwortung der Christen für die Kinder und ihre Zukunft“ so verstanden hatte, dass er in den 16 Jahren seiner Zeit als Lehrer an und Leiter der Odenwaldschule in Ober-Hambach (OSO) bis 1985 fortlaufend, systematisch und massenhaft vorpubertäre Jungen sexuell missbraucht und vielen davon ihr zukünftiges Leben mehr oder minder ge- oder gar zerstört hat. Als ab 2010 die Wahrheit über die Pädokriminalität Gerold Beckers und das sein verbrecherisches Handeln begünstigendes Milieu reformpädagogischer Ideen, landerziehungsheimlicher Institutionen und damit verbandelter Akteure nicht mehr länger zu verheimlichen war, da wandte Hartmut von Hentig all sein Verständnis für den von ihm geliebten Täter Gerold Becker auf, während er dessen Opfer zu entehren suchte (Hentig, 2016; vgl. Heekerens, 2016a) Und was machte der Hellmut Becker-Schüler Jürgen Zimmer? Der flüchtete sich nach Aufdeckung der OSO-Kriminalität ins Allgemeine und pflegte sein Image im Kritik-fernen exotischen Chiang Mai, Nord-Thailand, aus dem er nie mehr in das Deutschland, das „Kinderschänder“ neuerdings ans Kreuz (aus deutscher Eiche) nagelte, zurückkehrte.

6.9 Die protestantische Mafia

Hellmut Becker, Hartmut von Hentig und Georg Picht waren Teil eines informellen Netzes, für das Ralf Dahrendorf die Bezeichnung „protestantische Mafia“ gewählt hat. „Informell“ heißt nicht „lose“. Der Zeithistoriker Anselm Doering-Manteuffel hat in seinen „Seitenblicke[n] auf den westdeutschen Protestantismus“ mit guten Gründen postuliert, man habe bei der „protestantischen Mafia“ von einem sowohl „biographisch als auch milieuspezifisch denkbar fest geknüpften Netzwerk“ (Doering-Manteuffel, 2013, S. 289) auszugehen.

Bei der Aufzählung der „protestantischen Mafiosi“ wird Georg Picht v.a. von den mit der Materie weniger Vertrauten seltener genannt als Hellmut Becker und Hartmut von Hentig. Das hat sehr viel damit zu tun, dass die beiden Letztgenannten für ihre *visibility* weitaus mehr taten. Georg Picht war nun doch eher der introvertierte Intellektuelle, der zwar gelegentlich an die Öffentlichkeit trat und in den bildungspolitischen Diskurs eingriff. Aber das geschah meist auf indirektem und diskretem Wege. Er war Gründer und langjähriger Leiter eines bestimmten *think tanks*, der 1957/58 etablierten „Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft“ (FEST). Das war eine idyllisch nahe beim Heidelberger Schloss gelegene politische Denkfabrik, ein Forschungsinstitut, das Kirche und Politik beriet sowie wissenschaftliche und öffentliche Debatten forcierte. Georg Picht hat die Aufgaben der FEST in einem Leiterbericht von 1981 so beschrieben: „Das Institut muss gleichzeitig Grundlagenforschung betreiben, spezialwissenschaftlich gute Arbeiten vorlegen können, im Feld des Aufbaus von beratungsorientiertem Sachverstand voranschreiten und die Vermittlung seiner Arbeitsergebnisse in kirchliche wie politische Praxis leisten.“ (zitiert nach Lepp, 2019, S. 109)

Was man unter „protestantischer Mafia“ im westlichen Nachkriegsdeutschland und der jungen Bundesrepublik zu verstehen habe, hat die Journalistin Heike Schmoll 2014 in „Das Nest der Bildungsaristokraten. Becker, Picht, Dönhoff und die 'protestantische Mafia' der frühen Bundesrepublik“ recht genau beschrieben. Ich gebe den einleitenden Abschnitt, an dem ich an einzelnen Punkten Kritik habe, der aber in seiner Gesamtschau eindrücklich ist, wieder:

„Die frühe intellektuelle Gründungsphase der Bundesrepublik ist geprägt von einer schmalen protestantischen Elite, die der sozialliberale Ralf Dahrendorf als 'protestantische Mafia' charakterisiert hat. Im Wesentlichen ging es den Protagonisten jener Mafia darum, die Trennung von Wissenschaft und Politik aufzuheben und eine vernünftig begründete und moralisch nicht überhöhte gesellschaftliche Ordnung zu etablieren. Es gehörten ihr nicht nur Carl-Friedrich und Richard von Weizsäcker an, sondern auch die Familien Picht und Curtius, die damalige Chefredakteurin der 'Zeit', Marion Dönhoff, und die gesamten Protagonisten des reformpädagogischen Milieus, die häufig selbst aus der Theologie stammten. Hinzu

kamen in der Frühphase der preußische Kultusminister Carl Heinrich Becker sowie sein Sohn Hellmut Becker, der spätere Gründer des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung, der Intendant des Westdeutschen Rundfunks, Claus von Bismark, der damalige Vorsitzende des Wissenschaftsrats, Ludwig Raiser, und Werner Heisenberg, Direktor des Max-Planck-Instituts für Physik, sowie Präsident der Alexander von Humboldt-Stiftung.“ (Schmoll, 2014, S. 149)

Der Begriff „protestantische Mafia“ wird auch weiter breiter gefasst. Und zwar in dem Sinne, dass er auch für Kreise in späteren Jahren der Bundesrepublik zur Anwendung kommen kann. Das führt zwar einerseits zur Aufweichung der Grenzen, die Ralf Dahrendorf im Auge hatte, verweist aber andererseits darauf, dass es zumindest bis zum Ende der Bonner Republik einen recht eingeschworenen Zirkel von protestantischen Modernisierer(inne)n gab. Die Traditionslinie wurde v.a. durch zwei Personen mit hoher Öffentlichkeitswirkung gehalten und vermittelt: Marion Gräfin Dönhoff und Hellmut Becker. Nach deren Tod (2002 bzw. 1993) von „protestantischer Mafia“ zu sprechen, macht keinen Sinn. Davor aber schon.

Und so wird man denn dem ZEIT-Feuilletonisten Alexander Cammann, Jg. 1973, keinen Vorwurf machen können, wenn er seinen journalistischen Beitrag vom März 2010 zur längst überfälligen öffentlichen Aufdeckung der pädokriminellen Verbrechen an der Odenwaldschule Ober-Hambach (OSO) mit „Protestantische Mafia“ überschreibt, denn ja (so der Untertitel) „Im Missbrauchsskandal an der Odenwaldschule schauen das aufgeklärte, liberale Deutschland und seine Elite in den Abgrund“. Alexander Cammann präsentiert uns zum Eingang ein „Gruppenbild mit Damen“, von denen die deutschen Porträtierten sicher zur „protestantischen Mafia“ der späteren Jahre gehören. Ich gebe wieder:

„Der sechzigste Geburtstag war eines der schönsten Feste seines Lebens. Die engsten Freunde waren im September 1985 gekommen: die Weizsäcker-Brüder Richard und Carl Friedrich, Marion Gräfin Dönhoff ebenso wie der Jurist und Bildungspolitiker Hellmut Becker, der Verleger Ernst Klett, der amerikanische Diplomat George Kennan mit seiner Frau und viele andere. Sein Lebensgefährte Gerold Becker überreichte dem Jubilar Hartmut von Hentig eine Festschrift mit dem Titel *Ordnung und Unordnung*.“ (Cammann, 2010) Jener Gerold Becker, der hier als „Lebensgefährte“ Hartmut von Hentigs apostrophiert wird, war – da ist Alexander Cammann entweder ahnungslos oder schlampig – keineswegs der „Lebensgefährte“ eines Mannes nach heute üblichem Wahrnehmungsraster, nämlich der Partner einer Ehe bzw. Lebensgemeinschaft zwischen homosexuellen Männern. Wahr ist: Der Homosexuelle Hartmut von Hentig war zwar Gerold Becker verfallen, der aber der „Knabenliebe“. Und die konnte er hemmungslos ausleben in einem Soziotop, den ihm Hellmut Becker (die beiden sind nicht verwandt) aus Gründen, über die bis heute gerätselt wird, mit der Odenwaldschule Ober-Hambach (OSO) zur Verfügung gestellt hat (mehr dazu im 7. Kapitel).

Wenn man von der „protestantischen Mafia“ als einem sich über die ganze Bonner Republik erstreckenden Netzwerk spricht, so hat man in Hellmut Becker sicher den zu sehen, der sich aufs Flechten am besten verstand. Im nächsten (7.) Kapitel wird noch Einiges zu ihm zu sagen sein, hier aber schon eine Kostprobe. Die Ulmer Hochschule für Gestaltung (HfG) in Ulm existierte nur 15 Jahre: von 1953 bis 1968. Trotz dieser sehr kurzen Zeitspanne hat sie sich mehr noch auf internationaler Ebene als auf nationaler einen exzellenten Ruf erworben, wurde neben das „Bauhaus“ gestellt und galt schon früh als Aushängeschild eines modernen Deutschland in der Design-Welt. Für so etwas hatte Hellmut Becker einen Riecher. Die treibende Kraft hinter dem Projekt HfG war Inge Aicher-Scholl, 1947 schrieb sie das Buch „Die weiße Rose“ über ihre Geschwister Hans und Sophie und die Münchener Widerstandsgruppe, der sie angehörten. 1950 rief sie die Geschwister-Scholl-Stiftung als Trägerin der künftigen HfG ins Leben. Der Finanz- und Rechtsberater dieser Stiftung wurde Hellmut Becker, der Inge Aicher-Scholl schnell freundschaftlich verbunden war (hier und zum Weiteren: Wachsmann, 2019).

Schon vier Jahre vor der HfG-Schließung hatten interne Auseinandersetzungen ein Maß erreicht, das den HfG-Mitbegründer Otl Aicher zum Rückzug aus der HfG-Leitung und Hellmut Becker zur Niederlegung aller mit der HfG verbundenen Ämter bewog. Es gibt noch zwei weitere Personalien: „Thorwald Risler verließ die Ulmer Hochschule zum Jahresende 1964. Auf Vermittlung von Hellmut Becker wurde er Verbandsdirektor und Leiter der Hauptverwaltung des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft. Fast gleichzeitig mit ihm wechselte der Verwaltungsdirektor Günther Schweigkofler an die Odenwaldschule.“ (Wachsmann, 2019, S. 202) Mit Thorwald Risler hatte Hellmut Becker den richtigen Mann an die richtige Stelle platziert. Thorwald Risler war 1945-1947 Sprachlehrer für alte Sprachen in „Salem“ und baute danach die elterlichen „Süddeutschen Isolatorenwerke“ wieder auf, deren Geschäftsführer er wurde; in den Jahren 1959-1964 war er geschäftsführender Vorsitzender des Vorstands der Geschwister-Scholl-Stiftung.

Und was ist mit dem Betriebswirt Günther Schweigkofler, vordem HfG-Verwaltungsdirektor? Soll man sich vorstellen, die OSO habe eben damals just zur rechten Zeit eine Stellenanzeige (etwa in der ZEIT) geschaltet, Günther Schweigkofler habe sich beworben und in einem langen Auswahlverfahren als künftiger Geschäftsführer durchgesetzt? Stellenbesetzungen an der OSO liefen selbst für Lehrer nicht so. Und dass im Jahr 1964 irgendjemand OSO-Geschäftsführer an Hellmut Becker vorbei geworden wäre, kann nur annehmen, wer seinen Einfluss gerade auf dieses Landerziehungsheim nicht kennt. Günther Schweigkofler war bis 1995 Geschäftsführer, ab 1971 mit Vorstandsmandat ausgestattet; in der ganzen Zeit seiner Geschäftsführerschaft hat er von den pädokriminellen Verbrechen an der OSO, auch und besonders denen des Hellmut Becker-Günstlings Gerold Becker entweder nichts mitbekommen oder sah sich zu keinem

Handeln veranlasst (Brachmann, 2019; Fries, 2010). Hellmut Becker hatte auch in diesem Falle den richtigen Mann für die richtige Stelle ausgewählt.

6.10 Von Erziehungs- und Erholungsheimen

Man kann eine Betrachtung der bundesrepublikanischen 1960er als einem Bildungsjahrzehnt nicht abschließen, ohne Licht zu werfen auf einen damals weitgehend ignorierten und auch heute noch wenig in Augenschein genommenen Winkel der hiesigen Bildungslandschaft. Lassen wir einen bekannten Zeitzeugen zu Wort kommen, indem wir aus einem 2020 geführten und im ZEIT MAGAZIN veröffentlichten Interview mit Peter-Jürgen Book (*die Fragen sind kursiv gesetzt*) zitieren:

„Sie lebten rund ein Jahr in Holland, bis Sie von der Polizei aufgegriffen wurden, mit Haschisch in den Taschen.

Wenn meine Eltern mich damals nicht zur Fahndung ausgeschrieben hätten, wäre ich vielleicht ein Konzertveranstalter geworden, der in Holland lebt. Wer weiß. Andere aus der Kommune arbeiten bis heute in dieser Branche.

Zurück in Deutschland...

... bin ich in Glückstadt gelandet. In der Nazizeit war das ein KZ, daraus wurde dann ein Jugenderziehungsheim. So was kann man sich heute nicht mehr vorstellen, das Leben in diesem Heim war Folter pur. Die Aufseher waren Kriegsversehrte und invalide Heringsfischer [Glückstadt liegt in Schleswig-Holstein], aggressive Menschen, denen nur noch ihr Sadismus geblieben war. Den lebten sie an uns aus. Eine der Strafen war: Sie stellten sich in zwei Reihen auf und dazwischen musste man durchlaufen und wurde von beiden Seiten geprügelt. Eine andere Strafaktion hieß Mumie machen. Wissen Sie, wie das geht?

Nein.

Man wurde eingewickelt in so Leinenzeug, aus dem Segel gemacht wurde. Das wurde eingepinselt mit so einem Kalkzeug, das wir Zahnpasta nannten. Das zog sich dann langsam zusammen, bis man das Gefühl hatte zu ersticken. Es war grauhaft. Es ging langsam, 20, 30 Minuten.

Weshalb wurde man bestraft?

Wegen Alkohol oder weil man zu spät nach Hause gekommen war. Ausgeführt haben diese Strafen bestimmte Zöglinge im Heim, die sich wichtig vorgekommen sind, wenn sie die Wünsche der Aufseher ausgeführt haben. Sie waren brutale Handlanger. Es gab dann einen Aufstand, weil die Insassen von ihren Eltern gele-

gentlich Päckchen bekamen, die die Aufseher nicht an uns weitergaben. Ich habe dagegen protestiert und war der Rebellenführer.

Wie ging dieser Aufstand aus?

Wir waren wütend und warfen Tische, Stühle, Betten ins Treppenhaus, die Aufseher konnten nicht rauf und wir nicht runter. Dann riefen sie die Polizei – und was machen die? Die warfen Tränengasgranaten ins Haus, und dann fing das an zu brennen. Wir sind gerade noch dem Feuer entkommen. Ich kam daraufhin nach Rengshausen [Hessen] in das dortige konfessionelle [evangelische] Erziehungsheim und bin dort gleich im Strafbunker gelandet. 14 Tage später begegnete ich den Brandstiftern.

Den Brandstiftern?

Andreas Baader und Gudrun Ensslin, Thorwald Proll. [...]

Blenden wir noch einmal zurück in das Jugendheim in Rengshausen, wo sie Baader und Ensslin begegnet sind. Wie kam das?

Eines Tages hieß es, heute kommt der Pädagogik-Professor Mollenhauer mit einigen Studenten der Universität Frankfurt vorbei. Die wollen mit euch Heimzöglingen sprechen. Es war ein schönes Wetter, das Treffen fand draußen auf der Wiese statt. Die Ersten, die mir aufgefallen sind, waren nicht Andreas und Gudrun, sondern die Geschwister Proll, Astrid und Thorwald. Astrid Proll ist bis heute die Einzige aus der RAF-Zeit, mit der ich in Kontakt stehe. Wir sind befreundet. Die beiden Prolls haben mit ihren witzigen Fragen an die Aufseher klargemacht, was sie von denen halten. Wie sie die allein angeschaut haben! Die Aufseher sind daraufhin abgehauen. Das fand ich natürlich klasse. Das war mein erster Eindruck gewesen.“ (Aisslinger & Lebert, 2020)

Was der Interviewte über die Un-Verhältnisse in bundesrepublikanischen Heimen („Fürsorgeanstalten“) Ende der 1960er berichtet, konnte man schon seit 1965 wissen, wenn man die Rundfunkberichte und Zeitungsartikel einer jungen Journalistin namens Ulrike Meinhoff zur Kenntnis genommen und ihnen Glauben geschenkt hätte. Das tat nahezu niemand. Und so fanden sich Ulrike Meinhoff und Andreas Bader mit Gefährten 1970 zusammen, was den Anfang der Roten Armee Fraktion (RAF), in den Anfängen noch „Baader-Meinhoff-Gruppe bzw. -Bande“ genannt, markiert. Nach Flucht aus Rengshausen fand Peter-Jürgen Boock Unterschlupf bei den Baader-Meinhoff-Leuten, wurde Mitkämpfer der RAF, war an mehreren Kommandounternehmen beteiligt, gegen Ende der 1980er zu mehrfach lebenslanger Freiheitsstrafe verurteilt, ein Jahrzehnt später auf Bewährung entlassen.

Man kann an Vielem zweifeln, was Peter-Jürgen Boock über seine Zeit in der RAF erzählt. Seine Schilderungen der grauenvollen Zustände in den Heimen, in die der Minderjährige durch

staatliche Gewalt (Jugendamt) eingesperrt wurde, aber sind über jeden Zweifel erhaben; allzu viele haben das gleiche Martyrium durchgemacht und davon ab 1968 nach und nach immer offener und öfter berichtet. Aber es dauerte bis ins neue Jahrtausend, dass eine Publikation Breitenwirkung entfaltet: Peter Wensierskis „Schläge im Namen des Herrn. Die verdrängte Geschichte der Heimkinder in der Bundesrepublik“ von 2006. Erst zwei Jahre später richtete die Bundesregierung nach öffentlichkeitswirksamem Drängen organisierter Betroffener den Runden Tisch „Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren“ (2010) ein, der seinen Abschlussbericht dann doch recht schnell binnen zweier Jahre vorlegt.

Als der im Dezember 2010 erschien, wurde er von den Bildner(inne)n der öffentlichen Meinung wenig beachtet, weil die seit März des Jahres an einem anderen Verbrechen an Kindern und Jugendlichen in deutschen Institutionen interessiert waren: an der Pädokriminalität der 1970er und 1980er in deutschen Internaten – insbesondere jener an der Odenwaldschule in Ober-Hambach (OSO), dem „Leuchtturm der Reformpädagogik“. Was als „OSO-Skandal“ in die Geschichtsschreibung und ins öffentliche Bewusstsein einging, ist weitgehend wissenschaftlich aufgearbeitet (Brachmann, 2019; Heekerens, 2019d, Heekerens, 2019e, Keupp u.a., 2019). Noch zu wenig Genaues wissen wir darüber, wie es in meinungsbildenden Kreisen der Bonner Republik (darunter auch frühen „Grünen“) zu einer gewissen Wertschätzung von Pädophilie kam, ohne die die Pädokriminalität an der OSO und anderswo nicht möglich gewesen wäre; erste Aufklärungsarbeit ist geleistet (Hensel, Neef & Pausch, 2015).

Erst am Anfang geschichtswissenschaftlicher Klärung steht die Frage, welcher Zusammenhang besteht zwischen dem zeitlich früher einsetzenden sexuellen Missbrauch von Kindern in Heimen und dem späteren in Internaten; eine erste erhellende Studie dazu hat der Hildesheimer Erziehungswissenschaftler Jan-Henrik Friedrichs (2018) vorgelegt. Wissenschaftlich noch weitgehend unaufgeklärt ist der Terror, der zeitlich parallel zu denen in Heimen und Internaten stattfand. Ihn erleiden mussten Klein- und Grundschulkinder, wenn sie wegen gesundheitlicher Probleme in Einrichtungen kamen, deren Bezeichnung als „Kindererholungsheime“ bei der ganz überwiegenden Mehrheit der Betroffenen, die weit zahlreicher sind als die Heim- und Internatskinder, bis heute Brechreiz, Ohnmachtsgefühle oder Wut hervorruft. Auf solider empirischer Basis gegründet stehen uns aber derzeit schon zwei Dokumentationen zur Verfügung: eine Analyse von „Report Mainz“ aus dem Jahr 2019 mit dem Titel „Kindererholungskuren. Psychoterror und Folter“ (Neumann & Reichert, 2019) und das 2021 erschienene Buch „Das Elend der Verschickungskinder. Kindererholungsheime als Orte der Gewalt“ von Anja Röhl, Jg. 1955, einer Betroffenen.

6.11 „68“

Im Oktober 2018 erschien bei Suhrkamp in Berlin in deutscher Übersetzung das jüngste Buch der französischen Schriftstellerin Annie Ernaux: „Erinnerung eines Mädchens“. Das „Mädchen“, das ist die Autorin selbst. In ihrer Rezension des Buches schreibt Iris Radisch:

„Sie versetzt sich in das 18-jährige Mädchen zurück, das sie im Jahr 1958 gewesen ist, als sie in einer Ferienkolonie ihre ersten sexuellen Erfahrungen machte. Der Gedanke, sie könnte sterben, ohne über dieses fremde Mädchen, das sie selbst war, geschrieben zu haben, ließ ihr keine Ruhe. Dieses Mädchen wiederzufinden bedeutete, den ranzigen Geschmack der Fünfzigerjahre noch einmal zu kosten, die Qualen zurückzuholen, die ein junges Mädchen empfand, das zehn Jahre vor der sexuellen Revolution 'dem universalen Gesetz der wilden Männlichkeit' nachgab und gegen seinen Willen mit einem jungen Mann schlief, weil es die duldstarke Unterwerfung unter den männlichen Sexualtrieb für das natürliche Aufgabengebiet der Frauen hielt. Danach verliebte sie sich in den Missetäter und wurde von allen als 'Nutte' behandelt. Sie hat sich entsetzlich geschämt.

Dieser ‚historischen Scham‘ der Unterwerfung und der Unfreiheit, die nicht nur ihr Leben, sondern das Leben aller Frauen ihrer Generation begleitete, ist dieses Buch gewidmet: 'Zehn Jahre, in den Augen der Geschichte eine kurze Zeit, aber sehr lange für ein kurzes Leben, Tausende von Stunden und Tagen, in denen die Bedeutung dessen, was man erlebt hat, sich nicht verändert und man sich weiter schämt.'“ (Radisch, 2018)

Diese zehn Jahre waren 1968 zu Ende. Die „bleierne Zeit“ (Margarethe von Trotta) musste einer von zuvor nicht genannten Leichtigkeit weichen.

Ich war „68“ dabei. Als junger Student in Heidelberg, der in einem privilegierten Studentenwohnheim in Universitätsnähe wohnte, dem Collegium Academicum (CA), mit dessen Gründung und Förderung die US-amerikanische Besatzungsmacht (Hauptquartier für Europa: in Heidelberg) die Hoffnung verbunden hatte auf „die Förderung begabter und würdiger Studenten, sowie die Bildung einer wissenschaftlich gegründeten führenden Akademikerschicht“ (CA-Homepage). Oh, ja, wir CAler fühlten uns als Elite, nur wandten wir unser Können und Wissen ab 1968 in einer Art und Weise an, die der Obrigkeit zunehmend mehr missfiel: zuletzt der CDU-Alleinregierung unter dem „furchtbaren Juristen“ (Rolf Hochhuth) Hans Filbinger und dem mehrheitlich konservativen Senat. Und so kam es denn, wie es kommen musste: „Am 6. März 1978 wurde das Collegium Academicum schließlich mit einer groß angelegten Räumungsaktion gezwungener Maßen geschlossen. Im Morgengrauen stürmten über 1500

Polizisten eines Sondereinsatzkommandos das Haus und räumten die darin friedlich ausharrenden Studierenden und Sympathisierenden. Im Zuge des Polizeieinsatzes wurden alle Möbel zerstört, um eine Rückkehr zu erschweren.“ (CA-Homepage)

Damals war ich bereits seit anderthalb Jahren berufstätig, wohnte anderswo in Heidelberg und gehörte jener Heidelberger linksalternativen Szene an, von der im 8. Kapitel über die 1970er noch näher die Rede sein wird. In der wurde lebenspraktisch wie tiefgründig theoretisch die Frage beantwortet, die sich nachgeborenen Leser(inne)n angesichts der beiden oben vorgebrachten Beispiele aufdrängt: War denn „68“ nun etwas, das für den privaten oder den politischen Bereich Bedeutung hatte? Die Antwort, die wir in Jahren 1968/69 noch nur so vage spürten, dass wir sie nicht in Worte fassen konnten, wurde seit Beginn der 1970er fortschreitend klarer: Das Private ist politisch, und das Politische ist privat.

„68“ ist kein Ereignis, das singulär wäre für die Bonner Republik. Ganz im Gegenteil. Das Jahr 1968 markiert in vielen Ländern den Höhepunkt der linksgerichteten Studenten- und Bürgerrechtsbewegungen der 1960er-Jahre. Ein Blick auf die Länder diesseits und jenseits des Atlantiks: In den USA sind das die Proteste gegen den Vietnamkrieg und die schwarze Bürgerrechtsbewegung, deren Anführer Martin Luther King im April des Jahres ermordet wird, in Frankreich die Mai-Unruhen, in der Bundesrepublik die Studentenbewegung, die Proteste gegen die Notstandsverfassung und die Außerparlamentarische Opposition (APO), in der Tschechoslowakei der Prager Frühling, in Polen die Märzunruhen.

In jedem Land hatte „68“ besondere eigene Beweggründe, vorgängige Protestbewegungen und kulturspezifische Ausprägungen. In der Bundesrepublik gab es als Spezifikum, dass die Eltern und die akademische Lehrerschaft mit der Frage konfrontiert wurde: Was hast Du zu Nazi-Zeiten gemacht (Leinemann, 1988; Ritzler, 1988)? In den meisten Ländern waren Student(inn)en bei „68“ dabei, in manchen, wie etwa Deutschland, waren sie die einzigen Träger der „68“-Revolte. Deshalb wurde hierzulande die Frage nach Funktion, Rolle und Tätigkeit im Nazi-Reich zuerst an die akademische Lehrerschaft gerichtet. „Unter den Talaren – Muff von 1000 Jahren“ war keineswegs ein Hinweis auf eine lange Geschichte der deutschen Universität; um 968 gab es keine Institution, die als Vorläuferin der europäischen Universität hätte angesehen werden können. Mit „1000“ Jahren wird angespielt auf das Nazi-Reich, das sich in seinem Größenwahn zum „Tausendjährigen“ stilisierte.

„68“ war in der Bonner Republik zu einem großen Teil eine „Bildungsangelegenheit“ der eigenen Art. Zum einen war „68“ hierzulande zu einem bedeutsamen Maße die Auseinandersetzung an einer Bildungseinrichtung, in der es nicht nur um Strukturfragen (mehr Mitbestimmung für Studierende in den universitären Gremien) ging, sondern auch um Lehrinhalte sowie Verkehrsformen (Art und Weise der kommunikativen und sozialen Beziehungen zwischen Lehrenden und Lernenden). Die beiden letzten Aspekte, Lehrinhalte und Verkehrsformen, haben

seit 1968 bis heute höchste Aktualität. Und bis heute spürbar, wenn auch von den Beteiligten nicht immer so begriffen, ist: „68“ hat bis heute in keinem gesellschaftlichen Bereich größere und nachhaltigere Wirkung gezeitigt als auf dem der Bildung: in der Länge von der universitären bis hin zur vorschulischen und in der Breite sowohl im schulischen (inkl. Universitären) als auch im außerschulischen Bereich. Auch die Outward Bound-Pädagogik als Teil der außerschulischen Jugendbildung wurde, wie im 8. Kapitel über die 1970er noch ausführlich zu zeigen sein wird, davon erfasst.

Hier aber schon ein Vorgeschmack. Die „68er“-Innovationen gelangten auf mindestens drei Wegen in die „pädagogischen Provinzen“ der Kurzschulstandorte. Jedes Jahr ab 1968 kamen Teilnehmer(innen), die von der sich ausbreitenden „68-Pandemie“ mehr oder minder, aber zunehmend mehr erfasst worden waren; Gymnasiast(inn)en waren vom „68er“-Virus mehr infiziert als (Industrie-)Lehrlinge – aber die beiden Gruppen sprachen nach Jahrzehnten der gesellschaftlich organisierten Abschottung (endlich) miteinander. Dann kamen jedes Jahr aufs Neue Jahrespraktikant(inn)en: Studierende der Sozialpädagogik, v.a. aus den in den 1970ern zunehmend mehr auf Fachhochschulniveau gehobenen Ausbildungsstätten jenseits der universitär verfassten Pädagogik. Dort hatten viele „Alt-68er“ als Hochschullehrer(innen) eine Wirkungsstätte gefunden und machten sich mit geradezu missionarischem Eifer daran, das, was sie für „68er“-Ideen hielten, an die Frau und den Mann zu bringen; bei vielen Studierenden hatten sie Erfolg. Ohne Zweifel war die deutsche Soziale Arbeit politisch nie linker wie produktiver als in dem Jahrzehnt nach „68“ (Sünker, 2016; Wendt, 2017).

Und dann gab es noch einen dritten Weg, auf dem das „68er“-Virus in die geographisch, mental und sozial doch recht entlegenen deutschen Kurzschulen gelangte: über neue Mitarbeiter(innen). Bevor Rolf Mantler in „Berchtesgaden“ in der Funktion des „Bildungsreferenten“ tätig war (später ab 1975 als „Berchtesgaden“-Leiter), gab es da einen anderen Bildungsreferenten: Jürgen Biermann. Von dem berichten uns die solide recherchierenden Helga Weber und Jörg Ziegenspeck auf der Basis einschlägiger DGfEE-Papiere Folgendes:

„Die entscheidenden neuen Ansätze wurden durch Jürgen Biermann, den damaligen Jugendbildungsreferenten, eingebracht. Biermann vertrat die Auffassung, daß bei den Jugendlichen, wie insgesamt in der Gesellschaft, Demokratiedefizite festzustellen seien, die durch die demokratischen Erfordernisse weitgehend nicht entsprechenden Sozialisationsprozesse bedingt seien. Hieraus leitete er in Anlehnung an [den Göttinger Pädagogik-Professor Hermann] Giesecke die Notwendigkeit einer 'emanzipatorischen Gegensozialisation' [...] ab, durch die es vor allem ermöglicht werden sollte, im Sinne Habermas' Rollendistanz aufzubauen [...]. Entsprechend sah Biermann die Aufgabe der Jugendarbeit darin, alternative Selbsterfahrung zu vermitteln, die die üblichen Erfahrungen erweitere oder

ihnen widerspreche, so daß damit über Selbstbetroffenheit die Selbstreflexion herausgefordert werde, 'die dann Distanz zu eingeschliffenen, durch bisherige Sozialisation erstarrten konformistischen (politisch dysfunktionalen) Verhaltensdispositionen ermöglicht' [...]. Gerade die Kurzschulen hielt er für 'prädestiniert', diese 'alternativen Selbsterfahrungen' zu vermitteln. Mit Hilfe ihrer ungewöhnlichen Anforderungen auf den Bergtouren und anderen neuartigen Aktivitäten 'begünstigten sie von vornherein eine räumliche wie psychologische Distanz zum gewohnten Sozialisationsmilieu' [...], die anschließend unter strukturierender Hilfe des Jugendbildungsreferenten verbal aufgearbeitet und reflektiert werden könne.

Die Intensivierung dieses Prozesses versuchte Baumann im Gruppentraining zu erreichen. Hier sollten durch Experimente z.B. mit 'non-verbalen, kreativ gestaltenden Kunst- und Kollektiverlebnissen', durch 'gemeinsame Bewegungstänze, gemeinsame Musik- und Lärm-Aktionen, Entspannungsübungen' [...] und ähnliches ebenfalls ungewohnte Verhaltensanforderungen gestellt werden, um dadurch 'gewohntes, eingeschliffenes Verhalten' [...] in Frage zu stellen.

Wenn auch berichtet wird, daß die [„Berchtesgadner“ Stamm-] Lehrerschaft gegenüber dem Fragenkomplex der politischen Bildung 'zum größten Teil sehr aufgeschlossen [! ohne Schluss-'] [...] war, wurden doch gleichzeitig große Schwierigkeiten geschildert, die sich aus der Zusammenarbeit des Bildungsreferenten mit den übrigen Mitarbeitern ergaben, und eine zufriedenstellende Verbindung von Erlebnispädagogik [das, was die Stammlehrer machten] und Gruppentraining [von Jürgen Baumann] unter dem Aspekt der politischen Bildung konnte nicht hergestellt werden [...].

Obwohl Baumanns Bemühungen nicht sofort erfolgreich waren, wurde diese durch ihn verstärkt in Gang gebrachte Diskussion im Laufe der Zeit vor allem durch seinen Nachfolger [als Bildungsreferent ...] und heutigen Schulleiter der Kurzschule Berchtesgaden [ab 1975], Rolf Mantler, weitergeführt.“ (Weber & Ziegenspeck, 1983, S. 159-160)

Dieser Jürgen Baumann, der Anfang der 1970er (der erste?) Bildungsreferent in „Berchtesgaden“ war, darf allem Anschein nach ein veritabler Vertreter der aus „68“ erwachsenden „linksalternativen Szene“ der 1970er sein, die wir im 8. Kapitel über die 1970er noch näher kennen lernen werden. Am obigen Beispiel kann man übrigens wunderbar ablesen, dass die Jugendbewegung der 1910er und die der 1970er einige Schnittmengen hatten – v.a. in den Punkten „Bewegung“ und „Erlebnis“. In den 1970ern vollzogen viele junge Menschen praktisch eine Symbiose, die bis heute theoretisch noch nicht einmal annäherungsweise begriffen und bearbeitet ist: die von erlebnisorientierter Reformpädagogik und Affektiv-Experienzieller

(oder „Humanistischer“) Psychotherapie (Heekerens, 2016b). Als DIE ZEIT 2013 in der Reihe „ZEIT Geschichte“ den Band zur Jugendbewegung um 1900 herausbrachte, gab sie dem diesen Slogan mit: „Wilder denken, freier lieben, grüner wohnen“ (DIE ZEIT, 2013). Mit dem Spruch kann man auch gut die linksalternative Szene der bundesrepublikanischen 1970er durchforsten.

7 Herman Nohl & Hellmut Becker: zwei Männer um Kurt Hahn

Manche Erlebnispädagog(inn)en wissen, dass sowohl Herman Nohl als auch Hellmut Becker etwas zur Hahnschen Sache beigetragen haben. Vielleicht wissen manche auch noch, dass Kurt Hahn beide persönlich gekannt hat. Aber damit scheinen die Gemeinsamkeiten der beiden auch zu enden. Im Vordergrund stehen die Unterschiede, die teilweise vom Altersunterschied herrühren. Herman Nohl (1879-1960) wurde als 36-Jähriger im Sommer 1915 als Landsturmmann ins Deutsche Heer einberufen und verbrachte wegen verschiedener körperlicher Handicaps die Kriegszeit als Teil der Besatzungsarmee im belgischen Gent. Hellmut Becker (1913-1993) gehörte im Zweiten Weltkrieg einer militärischen Eliteeinheit an: der 1. Gebirgs-Division (Edelweiß-Division); in Kämpfen mit der Roten Armee wurde Hellmut Becker schwer verwundet und war danach nicht wieder im Kriegskampf. Verschieden waren die beiden auch hinsichtlich ihrer beruflichen Bildung: Der Ältere hatte eine – für damalige Zeiten – klassische Bildungskarriere hin zu einem Ordentlichen Professor für Pädagogik (1922), der andere war studierter Jurist, der aber ab den 1950ern als Quereinsteiger auf das Feld der Pädagogik kam.

Das aber eint die beiden Männer: Sie haben die Bonner Bildungslandschaft wie wenige andere mitgestaltet. Mit verschiedenen Mitteln und zu unterschiedlichen Zeiten. Man kann sogar sagen: Hellmut Becker hat eine Lücke gefüllt, die Herman Nohl hinterlassen hat. Es gibt zur Illustration dieser These ein Ereignis, das mehr als nur symbolischen Charakter hat, aber eben auch einen zutiefst symbolischen. Mit Herman Nohls Tod wird die von ihm nach dem Krieg als Nachfolgerin von „Die Erziehung“ gegründete akademische Zeitschrift „Die Sammlung – Zeitschrift für Kultur und Erziehung“ eingestellt. Ab 1961, also ohne zeitliche Lücke, erscheint im selben Verlag mit exzellentem Ruf (Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen) die „Neue Sammlung. Göttinger Zeitschrift für Erziehung und Gesellschaft“. Ein anschauliches Beispiel für die Gleichzeitigkeit von Bewahren und Erneuern, von Kontinuität und Bruch.

Im Herausgeberkreis der „Neuen Sammlung“ ist wieder Otto Friedrich Bollnow, dann aber neu: die „Ausnahme-Professorin“ Elisabeth Blochmann, von der wir unten gleich noch mehr erfahren werden, Martin Wagenschein, ein entschiedener Verfechter des „exemplarischen Ler-

nens“ im Bereich der Naturwissenschaften – und eben Hellmut Becker. Das ist kein Herausgeberkreis mehr, den man mit „Geisteswissenschaftliche Pädagog(inn)en in der Tradition der deutschen Reformpädagogik“, wie er für die Herausgeber von „Die Sammlung“ (noch) zutraf, kennzeichnen kann. Drei Jahre später holt Hellmut Becker den von ihm schon früh protegierten Hartmut von Hentig in den Herausgeberkreis. In den Folgejahren macht Hellmut Becker die „Neue Sammlung“ zunehmend mehr zu seiner Hauspostille. Im Umgang mit „ihren“ Zeitschriften zeigt sich ein weiterer Unterschied zwischen Herman Nohl und Hellmut Becker: Mag der erste noch so etwas wie ein Patriarch gewesen sein, der zweite führt sich als „Napoleon“ auf.

7.1 Herman Nohl

Im Landesarchiv Baden-Württemberg – Generallandesarchiv Karlsruhe befinden sich unter den vom Haus Baden hinterlegten und weiterhin in dessen Eigentum befindlichen Dokumenten zu Salem auch die „Handakten Kurt Hahn“. Denen kann man Zweierlei entnehmen: Erstens, dass Herman Nohls Kinder in den Jahren 1927-1933 Salem-Schüler(innen) waren (in alphabetischer Reihenfolge der Vornamen): Christian (Christel), Johanna und Marie (Mariele). Zweitens, dass es in jenen Jahren eine Korrespondenz zu Pädagogik und Landerziehungsheimen gab zwischen Kurt Hahn und deren Vater, der dort, wie sonst oft auch von „Salem“-Seite, „Hermann“ geschrieben wird. Zu Nazi-Zeiten wurde Christian zu Kurt Hahn nach Gordonstoun geschickt, und die Schwestern emigrierten, da ihren Ehemännern die Anstellung an deutschen Universitäten verwehrt wurde.

Herman Nohl, der auch noch als Emeritus großen Einfluss an der pädagogischen Fakultät der Universität Göttingen hatte, sorgte dafür (Blochmann, 1969), dass Kurt Hahn dort 1956 zum Ehrendoktor promoviert wurde. Seinen ersten Dokortitel ehrenhalber hatte ihm die Universität der schottischen Hauptstadt verliehen – 1953 im Jahr seines Rücktritts als Leiter von Gordonstoun und seiner Heimkehr auf den Hermannsberg. Im Jahr 1961, da war Herman Nohl schon ein Jahr tot, sollte die Ehrendoktorwürde der Universität Tübingen und die Verleihung des Großen Bundesverdienstkreuzes folgen.

7.1.1 Der Vater von „Salem“-Schüler(inne)n und der „Salem“-Leiter

Von der in den „Handakten Kurt Hahn“ erwähnten Korrespondenz sind einige im Landesarchiv Baden-Württemberg – Generallandesarchiv Karlsruhe verwahrt und damit Briefe auffindbar. Ich präsentiere nachfolgend Auszüge aus um 1930 herum verfassten drei Briefen, von denen sich die beiden ersten dem Bereich „Pädagogik“ und der dritte dem Gebiet „Politik“ zuordnen

lassen. Was den ersten Bereich anbelangt, so sei gleich vorweg klärend festgestellt: Herman Nohl und Kurt Hahn unterhalten sich nicht über Fach-Pädagogik. Wie könnten sie denn auch? Hier der Göttinger Lehrstuhlinhaber, der schon damals als Koryphäe in Sachen „Reformpädagogik“ galt, und da der pädagogische Dilettant ohne irgend einen akademischen Abschluss. Was das Gesprächsthema „Pädagogik“ anbelangt, finden sich daher lediglich Dokumente eines Gesprächs zwischen dem „Salem“-Leiter und dem Vater von „Salem“-Schüler(innen). Aber auch das ist informativ.

Da gibt es zum ersten die Durchschrift eines maschinenschriftlichen Briefes Kurt Hahns an Hermann Nohl vom 5. September 1931, in der es um das „Sorgenkind“ Christel (Christian) geht. Kurt Hahn schreibt da: „Im allgemeinen – so denke ich – geht es gut voran mit Christel. Ich glaube, wir müssen ihn vor ungünstigen Einflüssen bewahren. Er hat selbst mit mir sehr offen über seinen Verkehr in Göttingen gesprochen.“ (Hahn, 1931) Kurt Hahn hat aus seiner Sicht ja ganz Recht: Die liberale und weltoffene Universitätsstadt Göttingen ist – Platon sei Zeuge – wahrlich „krankes Weideland“ (Hahn, 1928b). Da könnte man ja leichte Mädchen treffen oder gar Schwule, Liberale zudem, Sozialdemokraten oder gar – Oh, Herr, steh uns bei – Kommunisten.

Herman Nohl versichert Kurt Hahn in seinem Antwortschreiben vom 21. September 1931 unter dem Briefkopf der Privatadresse, dass er Christel vom „kranken Weideland“ fernhalte, indem er ihn gleichsam unter Quarantäne stelle: „Hier in Göttingen kommt er mit niemandem sonst zusammen als mit Jörg Jensen, so dass irgendwelche Gefahrenquellen hier für ihn nicht bestehen.“ (Nohl, 1931) Jörg Jensen – so die Hahn-Nohlsche Logik – konnte offensichtlich deshalb keine Gefahrenquelle sein, weil er ebenfalls „Salem“-Schüler war. Jedenfalls wird er so in den genannten „Handakten Kurt Hahn“ der Sammlung des Hauses Baden aufgeführt; neben seinen Geschwistern Klaus, Regine und Wilhelm.

Jörg Jensens „Salem-Festigkeit“ wird bald auf eine harte Probe gestellt werden. Denn 1932/33 lernte er die damals 16- oder 17-jährige Elisabeth Noelle kennen, in den „Handakten Kurt Hahn“ als „Elisabeth Nölle“ geführt wird. Vielleicht verliebten sich die beiden schon damals ineinander, denn zu Münchener Studienzeiten zogen die beiden – unverheiratet! – in ein Blockhaus in dem heutigen Westmünchener Stadtteil Obermenzing. Diese Elisabeth Noelle, die nach Ende des Zweiten Weltkriegs mit Gründung des „Instituts für Demoskopie Allensbach“ (am Bodensee unweit von Salem) und unter dem Namen Elisabeth Noelle-Neumann berühmt, einflussreich und reich werden sollte, hatte keine gute Meinung von Salem: „Das hier ist eine Schule, die den echten deutschen Geist verbreiten möchte, und jeder, der hier erzogen ist, soll den Spetzgarter Geist später in Deutschland verbreiten. Das ist ja nun nicht gerade das geeignete für mich, denn ich bin wirklich kein bisschen patriotisch. Und es fällt mir überhaupt schwer, all diese aparten Einrichtungen zur 'Seelenerziehung' ernst zu nehmen.“ (Noelle, 1933)

7.1.2 Verschworene Politiker der Weimarer Zeit

Zum Gebiet „Politik“ findet sich in der Hahn-Nohl-Korrespondenz nur ein einziger (in Durchschrift verfügbarer) Brief (in Maschinenschrift): der von Kurt Hahn an Hermann Nohl, datiert auf den 6. September 1928. Der hat nach der Anrede („Sehr verehrter Herr Professor“) folgenden Text:

„In der Anlage sende ich Ihnen zu Ihrer streng vertraulichen Kenntnisnahme meine 'Denkschrift über die nationale Aufgabe der Landerziehungsheime'. Bei der auf S. 21 erwähnten Zusammenkunft zwischen den Herren Andresen, Reisinger, Lehmann und mir hat sich eine sehr erfreuliche programmatische Übereinstimmung ergeben. Die übrigen Mitglieder unserer Vereinigung [der 1924 gegründeten reformpädagogischen „Vereinigung der Freien Schulen – Landerziehungsheime und Freie Schulgemeinden in Deutschland“] sind nachher über diese Vorbesprechung orientiert worden. Ich nehme an, dass Luserke und Uffrecht mitgehen werden; bei der Odenwaldschule habe ich Bedenken.

Gegenwärtig wird meine Denkschrift einigen Industriegewaltigen unterbreitet. Aussicht auf Resonanz scheint zu bestehen; aber es kann Wochen und Monate dauern, bis die Sache marschiert. Sollten die massgebenden Leute gewonnen werden (was noch keineswegs sicher ist), so ist der Plan, eine Konferenz nach Frankfurt zu berufen, an der ausser Vertretern von Bank und Industrie die Leiter der Landheime teilnehmen sollen, ferner Freunde unserer Bewegung. Bei unserer Vorbesprechung beschlossen wir, von Lehrern der Pädagogik Kerschensteiner und Sie einzuladen. Kerschensteiner hat bereits freudig zugesagt. Es war ihm besonders recht, dass Sie dabei sein würden.“ (Hahn, 1928a)

Oh ja doch, welch herrliche Vorstellung: die Banken und die Industrie im vertraulichen Gespräch mit den Landerziehungsheimen! Da wären diese doch endlich an dem gesellschaftlichen Ort angelangt, den sich zumindest der „Salem“-Leiter Kurt Hahn seit Gründung von Salem, herbei fantasiert hatte. Kurt Hahn hatte in Sachen Finanz- und Industriekapital keine Berührungsängste; mit dem stand er doch affektiv und kognitiv seit Langem im besten Einvernehmen. Er selbst war Sohn einer vom Großvater begründeten schwerreichen Industrielnenfamilie, und sein einzig überlebender Bruder Rudolf Hahn (1897-1964) war verheiratet mit Lola Nina (1901-1989), geborene Warburg, dem zweiten Kind und ältesten Tochter von Max Moritz Warburg. Der war als Leiter und Teilhaber der Privatbank M. M. Warburg & Co. einer der bedeutendsten Bankiers, Politikberater und Netzwerker (auch) in der Weimarer Republik; seit 1924 war er Mitglied des Reichsbankrates.

Schauen wir uns mal an, an welche Personen Kurt Hahn für sein Geheimprojekt gedacht hat. Bei den oben erwähnten oder namentlich genannten anwesenden Personen, auf deren Mitziehen Kurt Hahn zählen durfte, handelt es sich um die Leiter dreier bedeutender Landerziehungsheime neben Salem: Alfred Andreesen (Deutsche Landerziehungsheime / Herrmann-Lietz-Schulen), Ernst Reisinger (Landerziehungsheim Schondorf) und Theophil Lehmann (Landschulheim am Solling). An möglichen Bundesgenossen werden Martin Luserke (Schule am Meer, Juist) und Bernhard Uffrecht (Freie Schul- und Werkgemeinschaft, Letzlingen) genannt. Der erste war, worüber sich bis heute viele ob seines Bohème-Gehabes hinwegtäuschen (lassen), ein wahrer „Völkischer“. Bernhard Uffrecht aber war ein Linker, und ich frage mich, was Kurt Hahn wohl bewogen haben mag, ihn zu den potentiellen „Getreuen“ zu zählen. Und nicht in die Kategorie der „unsicheren Kandidaten“ einzuordnen wie den Mitbegründer und Leiter der Odenwaldschule in Ober-Hambach (OSO), Paul Geheeb, den prominentesten Vertreter des linken Flügels der „Vereinigung der Freien Schulen – Landerziehungsheime und Freie Schulgemeinden in Deutschland“, dem der nur widerwillig beigetreten war.

Aber was nur stand in jener Denkschrift? Man kann ihren Text heute unter dem Titel „Die Aufgabe der Landerziehungsheime“ nachlesen in der Hahnschen Rede- und Aufsatzsammlung von 1958 (Hahn, 1958). Man sollte sie lesen, wenn man verstehen will, wie sehr sich Kurt Hahn auch nach dem Ende des Kaiserreichs und seinem Ausscheiden aus der „offiziellen“ Politik als Politiker verstand – genauer: als Bildungspolitiker. Es geht um nichts Geringeres als die Reform des Bildungswesens – Schule, Universität und (Hoch-)Schulsport – an Haupt und Gliedern, die in dieser von Kurt Hahn verachteten Weimarer Republik nicht vom Staat ausgehen könne, sondern nur von den Landerziehungsheimen. Ich gebe zur Anschauung den Textschluss wieder:

„Das Programm, das wir aufstellen, erfordert große Mittel. Aus eigener Kraft können wir sie nicht aufbringen. Vielleicht würde der Staat uns ein wenig helfen, nachdem er uns öffentlich bescheinigt hat, daß wir Aufgaben lösen, die er nicht bewältigen kann. Aber wir dürfen uns nicht in eine Abhängigkeit vom Staat begeben, sonst laufen wir Gefahr, daß die schöpferische Initiative der freien Erzieher gelähmt wird. Aus verantwortlichen Kreisen der Wirtschaft kommt mit einer sich von Jahr zu Jahr steigernden Dringlichkeit der Ruf nach Charakteren. Wir glauben, der Wirtschaft umsichtige, energische und verlässliche Menschen liefern zu können, wie sie sie als Kaufleute, Techniker, Beamte brauchen kann, und wollen unser Bestes tun, um auf die Dauer gleichtauglichen Nachwuchs sicherzustellen. Ich bin überzeugt, daß angesichts der allgemeinen pädagogischen Verwahrlosung der Augenblick gekommen ist, wo wir die Schicksalsfrage an die Industrie richten müssen als den Mitträger der geschichtlichen Verantwortung: Wollt Ihr die Er-

ziehung bauen helfen, und zwar sorgfältiger, als es je dem Staate gelingen kann? Natürlich hat man nur ein Recht, diese Frage zu stellen, wenn man entschlossen ist, 'Schule zu machen', weit mehr, als es bisher im Plane der Landerziehungsheime lag, das heißt Methoden auszubilden, die schließlich auch, arg gegen ihren Willen, die Staatsschule in unsere Gefolgschaft zwingen.“ (Hahn, 1928; zitiert nach Hahn, 1958, S. 42-43)

Ohne „Verwahrlosung“ geht es bei Kurt Hahn bekanntermaßen nicht; der spricht ja überall und stets bevorzugt in Begriffen der Pathologie: „krankes Weideland“, „Verfall“ und „Verfallserscheinungen“, mal auf dem Feld der Pädagogik, mal auf dem der Politik. Das ist das eine. Das andere: Wieder einmal in seiner „Salemer“ Zeit bringt er seine Verachtung für die Weimarer Republik zum Ausdruck. Da braucht es bei den beiden Universitätsprofessoren für Pädagogik natürlich solche mit gleicher politischer Haltung. Von „Format“ sollen sie natürlich schon sein: bei Treffen der Art, wie Kurt Hahn sie hier im Auge hatte, sollte die akademische Garnitur schon was hergeben. Beides hätten – das Geheimtreffen fand ja aus unerfindlichen Gründen nicht statt – die beiden ins Auge gefassten Herren sicherlich garantiert.

Mit dem einen können wir uns aus Platzgründen hier kurz fassen: mit Georg Kerschensteiner. Ich erinnere mich noch gut, dass meine Münchner Kolleg(inn)en in den 1980ern am Fachbereich Sozialwesen der Fachhochschule München, die wie ich befasst waren mit der Geschichte der Sozialen Arbeit, dessen Namen nur im sanften Tone größter Ehrerbietigkeit aussprachen; für einen zuletzt in der Mauerstadt (West-)Berlin Sozialisierten sorgte das für Befremden. Heute, mit gehörigem Abstand, verstehe ich meine damaligen Kolleg(inn)en besser. Georg Kerschensteiner wurde 1984, im Jahr meiner Berufung nach München, durch das das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus in Zusammenarbeit mit der Landeshauptstadt München gleichsam zum Haus- und Hof-Pädagogen des Freistaates und seiner Hauptstadt erklärt – durch Herausgabe des Sammelwerkes „Georg Kerschensteiner. Beiträge zur Bedeutung seines Wirkens und seiner Ideen für unser heutiges Schulwesen“.

Damit nicht genug der Kerschensteiner-Verehrung. Die Landeshauptstadt München vergibt seit 1995 die Kerschensteiner-Medaille an Persönlichkeiten, die sich um die Pädagogik besonders verdient gemacht haben. Seine akademische Nobilierung erhielt Georg Kerschensteiner 2017 durch das von dem renommierten Professor für Allgemeine Pädagogik und Bildungsforschung an der Ludwig Maximilians – Universität München (LMU) Rudolf Tippelt herausgegebene Sammelwerk „Zur Tradition der Pädagogik an der LMU München: Georg Kerschensteiner. Biographische, bildungs-, erziehungs- und lehrtheoretische Aspekte“.

Ohne Zweifel war Georg Kerschensteiner einer der bedeutendsten Vertreter der Reformpädagogik und der Mann, der die Arbeits- und Berufspädagogik maßgeblich beeinflusst und vorangebracht hat. Das zweite qualifiziert ihn, seit 1920 Professor an der LMU, in sachlicher

Hinsicht zum von Kurt Hahn geplanten Geheimgespräch von Bank, Industrie und Landerziehungsheim. Das erste garantiert, dass man da einen Universitätsrepräsentanten dabei hat, der in pädagogischer Hinsicht auf Linie ist. Kurt Hahn konnte sicher sein, dass Georg Kerschensteiner auch in politischer Hinsicht bestens harmonieren würde. Denn er war, (gesellschafts-) politisch beurteilt, ein National-Konservativer (Münder & Dietl-Dinev, 1998) wie Kurt Hahn selbst. Als seine Ehefrau Marie Kerschensteiner 1939, sieben Jahre nach seinem Tod und zur besten Nazi-Zeit, ihr Buch „Georg Kerschensteiner. Der Lebensweg eines Schulreformers“ herausbrachte, hatte sie im Vorfeld keine Schwierigkeiten erfahren. Sie konnte die Nazis mit dem Buchmanuskript davon überzeugen, dass Georg Kerschensteiner ganz deren Geistes sei.

7.1.3 Elisabeth Blochmann: die getreue Nohl-Biographin

Das lässt sich auch von Herman Nohl sagen. Seine getreue Biographin, die Deutschjüdin Elisabeth Blochmann (1892 - 1972), nach Eigenangabe „die älteste Göttinger Studentin Nohls“ (Blochmann, 1969, S. 11), die von den Nazis ins Exil gezwungen wurde und nach dem Zweiten Weltkrieg den Nachlass des „väterlichen Freundes“ ordnen durfte / konnte, verfasste als emeritierte Marburger Pädagogik-Professorin die erste Nohl-Biographie (Blochmann, 1969), in der sie weitgehend unkritisch (Ortmeyer, 2008), ja den Meister aus Göttingen gegen jede Kritik verteidigend, ein wohlwollendes Bild von Herman Nohl zeichnet, das auf Jahre Breitenwirkung entfalten sollte. Das Buch zeugt auch nicht von Bewusstsein dafür, dass die deutschen Universitäten, die vermeintlichen Bewahrer der europäischen Aufklärung, ab Januar 1933 nicht erst „gleichgeschaltet“ werden mussten; sie gehen mehrheitlich von Anfang an auf stromlinigen Nazi-Kurs. Da gab es etwa am 17. Mai 1933 die von Studierenden organisierte Bücherverbrennung auf dem Heidelberger Universitätsplatz, gegen die kein Mitglied der Ruperto-Carola Protest erhob. An der zweiten badischen Universität hörte man zehn Tage später die Freiburger Rektoratsrede, verfasst und gehalten von Martin Heidegger, Mitglied der NSDAP.

Elisabeth Blochmann war bei der Rede anwesend. Zwei Tage später schickt sie einen Brief an Herman Nohl, bei dem sie das Geschriebene gut verstanden und wohl aufgehoben wähen durfte: „Ein sonderbares Gemisch war die Aula mit den mittelalterl. Talaren, dem Wachs und den Fahnen der Korporationen und daneben das Grau und Schwarz der SA und SS.-Leute. Der kleine M. im roten Samt war in seiner Blässe fast etwas rührend. Seine Rede war sehr schön, eine philosophische Rede.“ Und als Zusammenfassung: „Schluß: Alles Große steht im Sturm. [...] echt M. H. und so ernsthaft, daß man ihm sehr dankbar war.“ (beide Zitate nach Schmitt, 2004) Elisabeth Blochmann durfte Martin Heidegger den „kleine[n] M. im roten Samt“ nennen, denn der war nicht nur ihr Bekannter, sondern zu Marburger Zeiten auch ihr Liebhaber – wie der von Hannah Arendt. Ich warte noch immer auf ein Buch, das mir erklärt, weshalb

intelligente, akademisch gebildete Jüdinnen aus gutem Haus Liebesbeziehungen eingingen mit einem verheirateten Mann, dessen nazistischer Antisemitismus doch schon damals in ihm war.

Elisabeth Blochmann, Professorin für Sozialpädagogik seit April 1930 an der neu gegründete Pädagogischen Akademie Halle (Saale), wurde im September 1933 vom Dienst suspendiert – wegen ihrer jüdischen Herkunft nach dem Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums und dem Arierparagraphen. Sie scheint davon völlig überrascht gewesen zu sein. Wusste sie nicht, dass sie in Nazi-Augen eine Angehörige des mosaischen Glaubens ist, so sehr sie sich assimiliert hatte? Assimiliert bis hin zum Deutsch-Nationalen hin. Wähnte sie, die 1923 bei dem Historiker Karl Brandi promoviert hatte über die im 17. Jahrhundert anonym veröffentlichte Flugschrift „Gedenke daß du ein Teutscher bist“, sich „teutsch“ in dem Maße, der auch vor Adolf Hitlers Augen Gnade gefunden hätte? Ach, hätte sie doch nur neben den Schriften von Martin Heidegger und Herman Nohl auch mal „Mein Kampf“ (Adolf Hitler, 1925/26) gelesen. Und wäre sie nicht so vertrauensselig gewesen bei der Wahl ihres Marburger Geliebten und ihres Göttinger Freundes, die sie nicht warnten und ihr keine Hilfe boten, als die Nazis sie hinaus warfen. Warum sie mit beiden nach Ende des Nazi-Regimes nicht nur nicht ins Gericht ging, sondern den Göttinger idealisierte und den Marburger (später Freiburger) weiterhin verehrte, ist mir ein Rätsel.

7.1.4 Das Denkmal wackelt

Zehn Jahre nach Elisabeth Blochmanns Buch hat der Wegener-Schüler und Nohl-Enkel Theodor Schulze, damals schon Lehrstuhlinhaber in Bielefeld, in einem „Neue Sammlung“-Artikel zu Herman Nohls 100. Geburtstag (Schulze, 1979) vier Frag-würdige Punkte bei Herman Nohl benannt:

- völkische und monarchistische Einstellung während des Ersten Weltkrieges,
- distanzierte Haltung gegenüber Demokratie, Parteien und Revolution während der Weimarer Zeit,
- zumindest missverständliche Äußerungen während der Zeit des Nationalsozialismus,
- auffällige Distanz gegenüber Marx, Freud, Weber, Husserl und Bernfeld.

Ein viertel Jahrhundert später hat dann Christian Niemeyer in puncto „Nohl und die Nazis“ nachgelegt. Der Inhaber eines Lehrstuhls für Sozialpädagogik hatte 1998 im Juventa-Verlag das Buch „Klassiker der Sozialpädagogik. Einführung in die Theoriegeschichte einer Wissenschaft“ veröffentlicht, das in 2., überarbeiteter und erweiterter Auflage 2005 erschien. In dieser Neuauflage findet sich im 5., Herman Nohl gewidmeten Kapitel, der Abschnitt „5.4

Ein notwendiges Nachwort: Nohl und der Nationalsozialismus“. Dort legt Christian Niemeyer seiner Einschätzung vor allem den – der wissenschaftlicher Forschung bis Mitte der 1990er unzugänglichen – Text eines Vortrags zu Grunde, den Herman Nohl ab dem Wintersemester 1933/34, der Hitlerismus war bei Textfassung ein halbes Jahr an der Staatsmacht, hielt. Der angesprochene Text trägt den Titel „Die Grundlagen der nationalen Erziehung“, und ein Exemplar (Nohl, 1933/34) ist heute als maschinenschriftliches Skript in der Göttinger Universitätsbibliothek einsehbar. In Corona-Zeiten war dies, mir zumindest, faktisch unmöglich. Ich bitte daher um Verständnis dafür, dass ich mir bedeutsam erscheinende Textpassagen zur Kenntnis bringe über Christian Niemeyers Text von 2005, in dem ich dessen Quellenverweise außer auf „Nohl, 1933/34“ weglassen und diese Weglassungen wie üblich mit „[...]“ markiere:

„Aber mehr als dies: Hasko Zimmer [...] sowie Jürgen Reyer [...] machten darauf aufmerksam – und auch Wolfgang Klafki sowie Johanna-Luise Brockmann belegten dies mit den Attributen 'erschreckend' (Klafki/ Brockmann [...]) sowie 'in hohem Maße NS-konform()' [...] –, dass Nohl in seiner Vorlesung von 1933/34 diese Programmatik einschließlich der Forderung wiederholte, dass 'eine Rassenpolitik mit der Front gegen den Osten' nötig sei, 'die das weitere Einströmen nicht bloß der jüdischen, sondern auch der slavischen Volkselemente, die den Prozess der deutschen Rassenbildung stören und die Festigkeit unserer Nationalität lockern, verhindert' (Nohl 1933 /34: 25). Dem korrespondierte die von Nohl nun ins Zentrum gerückte 'Aufgabe, den nationalen deutschen Typus aus der Rassenmischung unseres Volkes herauszuarbeiten, um ihm die Glaubwürdigkeit der biologischen Erscheinung zu geben, die andere, glücklichere Völker bereits haben'. (ebd.: 83) Insoweit war es nur konsequent, dass Nohl allen nun im hohen Ansehen stehenden Hitlervorläufern (u.a. Gobineau, Wagner, Lagarde, Chamberlain) – sowie auch Hitlers Chefideologen Alfred Rosenberg (ebd.: 95f.) – seine Referenz erwies und der These Gobineaus Raum gab, dass 'nur die weiße Rasse alle Vorzüge hat und in ihr vor allem der arische Zweig und die germanische Familie, und dass der Aufbau der Kultur in der Welt allein auf dem Anteil der weißen Rasse beruht, aller Untergang durch Regeneration der weißen Rasse, durch das Überwiegen des minder edlen Bluts über das edle herbeigeführt wurde.' (ebd.: 23).“ (Niemeyer, 2005, S. 177)

Wer meint, Herman Nohl habe doch im Winter 1933/34 nicht wissen können, was die bösen Nazis mit solch edlen Gedanken wie den seinen später anfangen würden, der nehme zur Kenntnis: Herman Nohl hat, wie Elisabeth Blochmann (1969, S. 171) berichtet, eine Abschrift von „Die Grundlagen der nationalen Erziehung“ im Dezember 1940 an Theodor Litt zu dessen

60. Geburtstag gesandt. Im Dezember 1940 hatte die Nazi-Herrenrasse schon seit Monaten begonnen, Pol(inn)en als Arbeitssklav(inn)en ins Reich zu verschleppen und der Genozid am jüdischen Volk war als „Vernichtung lebensunwerten Lebens“ bereits beschlossene Sache. Im Spätjahr 1938 war Curt Bondy ins KZ Buchenwald gebracht worden, aus dem er noch vor Jahresende durch internationale Hilfe, aber mit der Auflage zur sofortigen Emigration entlassen wurde. Curt Bondy arbeitete 1923-1925 als Volontärassistent bei Herman Nohl, der 1925 einer der Gutachter bei seinem Habilitationsverfahren war und dessen Kollege er 1930 mit einer Honorarprofessur für Sozialpädagogik in Göttingen wurde. Herman Nohl schwieg zu alledem während und nach der Nazizeit. Und Elisabeth Blochmann verliert noch 1969 kein Wort über die große Nazi-Affinität von „Die Grundlagen der nationalen Erziehung“.

Ganz im Gegenteil beschreibt sie diesen Text 1969, wo doch viele Nazi-Verbrechen schon öffentlich bekannt sind, in einer Art und Weise, der einem die Luft anhalten lässt. Ich zitiere die einschlägige Passage: „Denn 'So geht es nicht' hatte der Aufsatz heißen sollen, mit dem er sich im Sommer des Jahres 1933 lange trug und der dann doch leider nicht geschrieben wurde. Aber seine Gedanken sind eingegangen in das Kolleg über 'Die Grundlagen der nationalen Erziehung', das er im Wintersemester 1933/34 auf Wunsch seiner Studenten hielt, mit dem er versuchte, ihnen zu zeigen, wie sie auch unter den veränderten Umständen und unter Anerkennung bestimmter neuer Prinzipien pädagogisch verantwortlich und sinnvoll arbeiten könnten.“ (Blochmann, 1969, S, 170)

Für eine solche schmeichlerische Bewertung hat Benjamin Ortmeier nur Hohn und Spott über. Natürlich im zivilisierten Tone einer akademischen Publikation (Ortmeier, 2008). Die erschien unter dem Titel „Herman Nohl und die NS-Zeit“ 2008 in den Frankfurter Beiträgen zur Erziehungswissenschaft als Forschungsbericht (7.2), der in der angesprochenen Sache Maßstäbe gesetzt hat und dafür auf viele Jahre hinaus Referenzliteratur Nr. 1 sein dürfte. Die knappste Inhaltsangabe des Forschungswerkes liefert der Autor selbst: „Herman Nohl begrüßte – ohne dass er NSDAP-Mitglieder war – vor allem auf der Basis eines deutschen Nationalismus und Militarismus trotz dieses oder jenes Vorbehalts begeistert das NS-Regime und stellte seine Konzeptionen in seinen Dienst. Diese Studie konzentriert sich bei der Analyse der Publikationen auf den jeweiligen Stellenwert des deutschen Nationalismus, des Antisemitismus, des Rassismus, des Militarismus und des Antidemokratismus im inneren Zusammenhang und konfrontiert die Befunde mit den Erklärungsversuchen nach 1945.“ (Ortmeier, 2008, S. 7)

Das Ortmeyersche Werk wird eingeleitet mit einem Vorwort von Micha Brumlik, dem einzigen mir bekannten Deutschjuden auf einem Lehrstuhl für (Sozial-)Pädagogik. Das Vorwort ist in jenem klaren Stil gehalten, der ihm bei allen politischen Standort(ver)änderungen eigen geblieben ist. Ich gebe hier nur den ersten Abschnitt wieder:

„Es hat lange gedauert, bis es in der öffentlichen Kultur Deutschlands möglich war, sich ohne Scheu und im Bewusstsein staatsbürgerlicher Verantwortung dem Umstand zu stellen, dass 'Weimar' und das KZ Buchenwald in einem nicht nur zufälligen Verhältnis zueinander stehen. Von einer entsprechenden Einsicht ist die deutsche Erziehungswissenschaft indes trotz ebenso mutiger wie angestrebter Debatten über die NS-Vergangenheit wesentlicher Vertreter ihres Faches nach wie vor weit entfernt. So haben paradoxerweise gerade mit gesellschaftstheoretischem Ehrgeiz geführte Debatten in nicht wenigen Fällen dazu geführt, das Skandalon, dass die geisteswissenschaftlichen und reformpädagogischen Erben des deutschen Bildungsidealismus ihre eigenen Ideale verraten haben, zum Schweigen zu bringen und die Debatte darüber für beendet zu erklären.“ (Brumlik, 2008, S. 3)

7.1.5 Kurt Hahn und Herman Nohl in der Nachkriegszeit

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg konnte Kurt Hahn auf Herman Nohl rechnen; in mehrerlei Hinsicht. Einmal, indem er sich selbst bereitstellte zur Mitarbeit bei Aufgaben und Projekten im Zusammenhang mit den Kurzschulen. Zum zweiten, indem er Kurt Hahn selbst und Mitarbeitern der Kurzschulen Publikationsmöglichkeit schuf in der von ihm verantworteten pädagogischen Zeitschrift „Die Sammlung“. Schließlich publizierte er Arbeiten, die man als Beiträge zur Kurzschulpädagogik ansehen darf. Etwa jene mit dem Titel „Die geistige Bedeutung der Leibesübungen“, zuerst veröffentlicht im Dezember 1951 in „Leben und Arbeit“, dem Magazin der Hermann-Lietz-Schulen. Dort liest man gegen Ende:

„Dieses neue Grundgefühl hat die Leibesübungen auch in ein neues Verhältnis zur Natur gebracht. Ich brauche das nicht auszuführen. Das Jubiläum des Wandervogels, das wir am 4. November feierten, wird ja genügend von dem erzählen, was damals neu errungen wurde: der offene Himmel über dem Kopf und die gute Erde unter den Füßen und ein Herz für alle Abenteuer des schönen Lebens. Der Wandervogel aber [sic!] entfloß aber doch nicht bloß der Enge der Städte und der bürgerlichen Konvention, sondern auch dem alten Kunstturnen mit seinen formalen Übungen an Reck, Barren und Pferd. [...] Alle diese neuen Sportmöglichkeiten, Skifahren, Schwimmen und Rudern, Bergsteigen, aber auch schon das Wandern reichen weit über die bloße Leibesübung hinaus, weil sie den Menschen in die Natur und ihr immer neues Leben hineinstellen. Die Kippe, wenn ich sie einmal kann, ist immer dieselbe, aber der Skisprung stellt mir jedesmal eine andere Aufgabe und gibt damit eine neue Erregung. Mit diesen Sportmöglichkeiten

kann man auch alt werden, und sie können eine Sitte des Volkes werden, die sein Leben unendlich bereichert.

Wenn unsere Leibeserziehung diesen Erfolg hätte: ein gesundes, kraftvolles und tapfer sich in der Natur bewegendes und in frohen Spielgemeinschaften lebendes Volk zu erziehen, dann wäre das platonische Ideal in den Möglichkeiten unserer geistigen Breitengrade erreicht.“ (Nohl, 1951a; zitiert nach Nohl, 1962b, S. 60-61)

Herman Nohl war in den Anfängen der Bonner Republik auf dem Feld der Sportpädagogik nicht irgendwer, er galt als einer ihrer führenden Köpfe. Am 24. Mai 1951 hielt er den Eröffnungsvortrag zum Internationalen Sportkongress in Stuttgart, der noch im selben Jahr in „Die Sammlung“ erschien (Nohl, 1951b). Zu diesem Vortrag eingeladen hatte ihn Carl Diem, 1949 Gründungsmitglied des Nationalen Olympischen Komitees für Deutschland, 1951 Mitbegründer der Deutschen Olympischen Gesellschaft, 1950-1953 sportpolitischer Berater der ersten Regierung Adenauer. Dass Carl Diem ein Ober-Nazi par excellence war (Schäfer, 2012), der noch am 18. März 1945 unter Rekurs auf Antike, Sport und Olympismus im Berliner „Haus des Deutschen Sports“ eine Durchhalterede vor einem Volkssturmabteilung der Hitlerjugend, gehalten hatte, störte in der Unions-regierten Bonner Republik jener Jahre wenig; mit Schwarz lässt sich selbst Braun übertünchen.

Dann gibt es noch einen letzten Punkt. Ich bin der festen Überzeugung, dass Kurt Hahn bei Erfindung des Wortes „Erlebnistherapie“ die zündende Idee von Herman Nohls Begriff „Erlebnispädagogik“ kam. Wohl gemerkt: Es geht nur um den Wortteil „Erlebnis“. Wenn man mögliche „Interventions-Objekte“ in Kategorien des „Verfalls“ konzipiert, muss man die Gesamtheit möglicher Maßnahmen unter „Therapie“ fassen; „Pädagogik“ wäre da verfehlt und „Beratung“ zu schwach. Der Begriff „Erlebnistherapie“ ist zum ersten Mal nachweisbar im ersten Programm der DGfEE von 1951, wohin es Kurt Hahn eingeschmuggelt haben dürfte (vgl. Kap. 3), und in einem Hahnschen Artikel von 1951 in „Jugendrotkreuz Informationsdienst“ (Hahn, 1951). Die breite Öffentlichkeit erfährt von „Erlebnistherapie“ erst im Jahr 1952 durch seinen „Kurzschulen“-Artikel, erschienen in der Neuen Zürcher Zeitung vom 6. März. Dort heißt es: „Ich empfehle die Erlebnistherapie – d. h. die Vermittlung von reinigenden Erfahrungen, die den ganzen Menschen fordern und der Jugend den Trost und die Befriedigung geben: Wir werden gebraucht.“ (Hahn, 1952)

Zur Verwendung des Begriffs „Erlebnis“ dürfte Kurt Hahn von Herman Nohl aus doppeltem Grunde ermuntert worden sein. Zum einen ist der Nohlsche Begriff von „Erlebnispädagogik“ so breit und vage, dass er in viele Richtungen hin anschlussfähig ist. Zum anderen ist es eben der Nohlsche Begriff von „Erlebnispädagogik“, der den größten Bekanntheitsgrad erlangte. Der Nohl-Text, in dem er – ein einziges Mal! – von „Erlebnispädagogik“ spricht, trägt den Titel „Die pädagogische Bewegung in Deutschland“ und erschien erstmals im 1. Band („Die Theorie

und die Entwicklung des Bildungswesens“) des von Herman Nohl und Ludwig Pallat herausgegebenen „Handbuchs der Pädagogik“. Ab 1935 bis vorläufig 2002 (11. Aufl.) erschien dieser Text zusammen mit einem zweiten Nohl-Text aus dem Handbuch („Die Theorie der Bildung“) als eigenständiges Verfasserwerk mit dem Titel „Die pädagogische Bewegung in Deutschland und ihre Theorie“. Die im vorliegenden Zusammenhang interessierende Textpassage hat sich nie verändert:

„Drücken wir die Situation noch einmal ganz allgemein aus, so kann man sagen: das Bildungsleben steht in Spannung zweier Richtungen, von denen die eine aus der Vergangenheit kommt als dem tiefen Hintergrund unseres Lebens, die Bildungsgehalte tradiert und die Kontinuität bewahrt, die nicht bloß die der schaffenden Kräfte ist, sondern auch der Form. Demgegenüber steht die Zentriertheit jedes Lebens in ihm selber. Wo eine Kultur feststeht, da scheint diese Zentriertheit in jenen Gestalten selbst enthalten zu sein, die nur überliefert zu werden brauchen. In Wahrheit muss man auch hier immer erwerben um zu besitzen. In suchenden Zeiten wird diese zentrierende Aufgabe aber als die eigentliche bewusst und jene Bildungsgehalte verlieren ihr gegenüber scheinbar ihren Wert, obwohl sie doch allein die objektiven Maße enthalten, um derentwillen sich das Leben lohnt. Das ist heute unsere Lage. Der pädagogische Ausdruck dafür ist *Erlebnispädagogik*, d.h. die Forderung, das Kind hinter all seinen Verfestigungen der Bildung, ihren Dogmen und Formen wieder die *Unmittelbarkeit zum Leben* gewinnen zu lassen und der jugendlichen schöpferischen Auseinandersetzung mit dem Leben ganz anderen Raum zu geben als bisher.“ (Nohl, 1933; zitiert nach Nohl, 1966, S. 365)

„Erlebnispädagogik“, so darf man die vorstehenden Sätze im Kontext seiner sonstigen Ausführungen verstehen, „Erlebnispädagogik“ ist die generalisierende Bezeichnung für den grundlegenden Unterschied zwischen allen Varianten der von Herman Nohl aufgelisteten pädagogischen (Reform-)Bewegungen in Deutschland vor 1933 einerseits und der staatlichen „Normalschule“, der „Unterrichtsschule“ andererseits. Faktisch bezeichnet Herman Nohl das Eigen(tlich)e der gesamten deutschen Reformpädagogik vor 1933 als „Erlebnispädagogik“. Eine große Geste für seinen und eine Verbeugung vor seinem Berliner Doktorvater und Promotionsförderer Wilhelm Dilthey. Mit dem damit gegebenen weiten und vagen Begriff von „Erlebnis“ kann man auch bei „Erlebnistherapie“ behände operieren.

7.1.6 Herman Nohl und Carl Heinrich Becker

Ich möchte die Betrachtungen zu Herman Nohl nicht abschließen, ohne dessen Bemerkungen zu Carl Heinrich Becker (1876-1933), in Weimarer Zeit Preußischer Kultusminister und

bedeutender Hochschulreformer, zur Kenntnis zu bringen. Die bringt er vor in seinem Antwortschreiben vom 25. März 1954 auf die Anfrage, ob er denn zu einer Denkschrift für Carl Heinrich Becker einen Beitrag leisten könne. Die kenntnisreiche Nohl-Biographin hat uns den Text, versteckt in einer abseits gelegenen Anmerkung, überliefert. Er lautet:

„Sehr verehrter Herr Staatssekretär, leider kann ich für die Sammlung Becker nichts beitragen. Die wenigen Begegnungen, die ich mit ihm hatte, waren für mich nicht ohne Dramatik, sind aber für andere uninteressant. Ich hatte, aus eigenem gesellschaftlichem Ungeschick, immer sozusagen Pech mit ihm, und ein innerer Widerstand gegen ministerielle Bevormundung hielt mich ihm fern. Nur um ein Beispiel dieser drolligen Begegnungen zu geben: er kam 1920 nach Göttingen. Vor der Aula stand ein Kreis von Kollegen, zwischen ihnen ein mir unbekannter Herr. Ich stellte mich vor, worauf er außerordentlich liebenswürdig meinen Arm faßte und sagte, wie er sich freue, mich kennen zu lernen, ich aber drückte ihn zurück und fragte, wer sind Sie eigentlich? Worauf er nett antwortete: Becker. So oder ähnlich verliefen auch unsere anderen Begegnungen, ich hatte kein Geschick mit ihm, war bockig, und so kam es zu keinem wirklichen Gespräch mit ihm, das mir seinen Zauber offenbart hätte. Mit verehrungsvollem Gruß bin ich Ihr sehr ergebener Nohl.“ (Blochmann, 1969, S. 228 Anm. 25)

Carl Heinrich Becker ist der Vater jenes Hellmut Beckers, dem der zweite Teil dieses Kapitels gewidmet ist; der würde im Umgang mit universitären Großkopften größeren Erfolg haben.

7.2 Hellmut Becker

Es kann an dieser Stelle keine sich als „abschließende“ verstehende Darstellung von Hellmut Becker gegeben werden; bis heute scheut sich jede(r), die erste Biographie Hellmut Beckers zu schreiben. Dafür habe ich sehr viel Verständnis. Um Gleiches bitte ich die Leser(innen) nachfolgender Texte; sie können angesichts der Forschungslage nur „Stückwerk“ sein.

7.2.1 Skizze eines Porträts

Manchmal ist es klug, man lässt für eine Personenskizze Nachgeborene zu Wort kommen. Hier dem Ende der 1970er, also eine Generation nach mir, geborenen Journalisten Jan-Martin Wiarda, dem zu Nach-Gräfin-Zeiten die ZEIT, Hellmut Beckers Hauspostille zu Zeiten von Marion Gräfin Dönhoff, im Jahr 2013 Gelegenheit gab, sich zum 100. Geburtstag von Hellmut Becker zu äußern (Wiarda, 2013). Ich habe Jan-Martin Wiardas Ausführungen abgeglichen

mit den mir bekannten Quellen und halte seine Darstellung für in der Sache grundsätzlich zutreffend. Ich gebe die einschlägigen Passagen nachfolgend wieder:

„Fest steht, dass Becker das bundesdeutsche Bildungssystem für ein paar Jahre geprägt hat wie kein Zweiter. Fest steht aber auch, dass schon wenig später kaum einer mehr etwas von seinen Ideen wissen wollte. Am 17. Mai wäre Becker 100 Jahre alt geworden.

Ein Jurist ohne Dokortitel, ohne einschlägige wissenschaftliche Publikation. Ein Mann, der in der deutschen Öffentlichkeit bis zu seinem Essay [Warum benötigen wir ein Institut für Recht und Soziologie der Bildung?, 1958; unveröff.] eigentlich nur als einer der jungen Anwälte in Erscheinung getreten ist, die 1947 im sogenannten Wilhelmstraßenprozess Nazigrößen verteidigt haben. Und doch gelingt Becker das schier Unglaubliche: Er bringt die mächtige Max-Planck-Gesellschaft dazu, ein Institut für Bildungsforschung für ihn zu gründen.

Wenn man sich vor Augen führt, wie zu jener Zeit die Machtzirkel der Bundesrepublik funktionierten, ist Beckers Erfolg jedoch nicht mehr ganz so überraschend. Becker ist der Sohn des langjährigen preußischen Kultusministers und Hochschulreformers Carl Heinrich Becker, damit hat er ein allumfassendes Netzwerk quasi mit auf den Weg bekommen. Seine Familie ist seit Langem befreundet mit dem damals wohl bekanntesten deutschen Pädagogen Georg Picht, der 1964 unter anderem im *Spiegel* die deutsche Bildungskatastrophe ausruft – mitten in die Gründungsphase des neuen Instituts hinein. Eine andere Familie, die mit den Beckers eng verflochten ist, sind die von Weizsäckers. Ernst von Weizsäcker, SS-Brigadeführer und bis 1943 Staatssekretär im Außenamt, war Beckers Mandant im Wilhelmstraßenprozess, sein Sohn Richard hat Becker dabei als Assistent zur Seite gestanden. Der spätere Bundespräsident wird sich während seiner gesamten politischen Karriere immer wieder für Becker und sein Institut starkmachen. Ebenso wie sein Bruder, der einflussreiche Physiker und spätere Friedensforscher Carl Friedrich von Weizsäcker, mit dem Becker während seiner Zeit als Assistent an der 1941 gegründeten Reichsuniversität Straßburg zusammenwohnte.

Das geerbte Netzwerk baut Becker zügig aus, um seine ehemaligen Mitschüler an der prominenten Internatsschule Salem und an dem nicht weniger exklusiven Berliner Arndt-Gymnasium und um alle anderen, die ihm und seiner Sache irgendwie nützlich sein konnten: den Max-Planck-Präsidenten Adolf Butenandt zum Beispiel, den sozialdemokratischen Spitzenpolitiker Carlo Schmid, die FDP-Bildungspolitikern Hildegard Hamm-Brücher, die Soziologen Max Horkheimer

und Jürgen Habermas, die spätere *ZEIT*-Chefredakteurin Marion Gräfin Dönhoff und den ersten US-Botschafter in der Bundesrepublik, James B. Conant.

Hilfreich ist auch Beckers Hang zur Strippenzieherei: Dass er als Ort für das neue Institut das gerade eingemauerte West-Berlin vorschlägt, dem man zu der Zeit kaum etwas verwehren mag, gehört ebenso zu seinen Winkelzügen wie das geschickt gestreute Gerücht, wenn Max-Planck nicht wolle, stehe die Thyssen-Stiftung als Trägerin des Instituts bereit. 1963 nimmt das neu gegründete Institut seine Arbeit auf und entwickelt sich binnen weniger Jahre zur führenden wissenschaftlichen Einrichtung auf diesem Feld. Das heute so omniprésente Wort 'Bildungsforschung' haben sich der Institutsdirektor Becker und sein Gründungsteam überhaupt erst ausgedacht.

Becker entwickelt schnell ein Händchen dafür, neben den großen Namen auch die vielversprechendsten Nachwuchswissenschaftler einer ganzen Generation an sein junges Institut zu locken. Und während seine Leute mit in Deutschland noch nie erprobten empirischen Methoden experimentieren, während sie bis heute gültige Ansätze der Schulforschung begründen und sich erstmals an systematische Untersuchungen des Hochschul- und Ausbildungswesens heranwagen, beginnt der heimliche Bundeskultusminister Hof zu halten. Das Privathaus Becker wird ein Mittelpunkt der kleinen West-Berliner Intellektuellenszene, Becker parliert und sinniert und netzwerkt sich durch die bundesdeutsche Politik.

Mit 50 Jahren Abstand scheint es so, als sei Becker der richtige Mann zur richtigen Zeit gewesen. Die Bundesrepublik giert bis tief in die bürgerlichen Eliten hinein nach einem gesellschaftlichen Neuanfang, einem sozialen Aufbruch, der dem wirtschaftlichen Wiederaufstieg folgen soll. Und Becker gehört zu jenen, die die Deutschen mit den Visionen versorgen, die sie sich so sehr wünschen. Statt obrigkeitlich-muffiger Politik eine Herrschaft weltoffener Sachlichkeit: Das ist das Angebot, das Becker und seine Mitstreiter der Gesellschaft machen. Ein Verständnis, das die Wissenschaft zur Beraterin der Politik macht. Oder, wie Becker es schon in seinem Essay 1958 formuliert: 'Diese Forschungen nehmen den Politikern keine Entscheidungen ab, aber sie machen sie ihnen möglich.'

Becker bringt seine Ideen auch als stellvertretender Vorsitzender des 1965 gegründeten Bildungsrats, einer Art Pendant des immer noch existierenden Wissenschaftsrats, unters Volk. Außerdem als Diskussionsleiter der Bergedorfer Gespräche, die in den sechziger Jahren zu einem Kulminationspunkt der Bildungsreform wurden. Und zeitweise veröffentlichte er fast monatlich seine Essays in der *ZEIT*.“ (Wiarda, 2013)

7.2.2 Die Weizsäcker

Unter dem Titel „Nürnberg war falsch“ hat der Chefredakteur von „ZEIT Geschichte“, Frank Werner Anfang Mai 2021 auf breiter Faktenbasis davon berichtet, wie heftig DIE ZEIT die Kriegsverbrecherprozesse im Nachkriegsdeutschland kritisierte und dass auch Marion Gräfin Dönhoff sich für deren Beendigung sowie eine Amnestie für alle bereits Verurteilten einsetzte. Ein wegen Verbrechen gegen die Menschheit Verurteilter, der 1950 auf Betreiben des US-Hochkommissars John J. McCloy nach nur dreieinviertel Jahren Haft in Landsberg am Lech vorzeitig entlassen wurde, stand gleichsam als Symbol für „Siegerjustiz“: Ernst von Weizsäcker, höherer Verwaltungsbeamter und Diplomat des Dritten Reiches. Ich gebe hier in aller Kürze nur das wieder, was zum Verständnis dafür beiträgt, was Marion Gräfin Dönhoff zu tun hat mit den Weizsäckers – und insbesondere mit Richard (Karl Freiherr) von Weizsäcker:

„Einen jüdischen Rückkehrer traf der Zorn des Chefredakteurs [der ZEIT, Richard Tüngel] in besonderer Weise: Robert Kempner. Der Hauptankläger im Nürnberger Wilhelmstraßen-Prozess zog Ernst von Weizsäcker zur Rechenschaft, den ehemaligen Staatssekretär im Auswärtigen Amt, der bei der ZEIT vehemente Fürsprecher fand. Weizsäcker galt den Rechtsnationalen als Symbolfigur der zu Unrecht beschuldigten deutschen Machteliten. Seinen Ankläger anzuklagen wurde von 1948 an zum politischen Markenzeichen der ZEIT: Tüngel schmähte Kempner als 'Menschenjäger', der zu illegalen Methoden neige und vor dem NS-Regime geflohen sei, während Weizsäcker ausgeharrt habe, angeblich, um 'Schlimmes zu verhüten'. Nachdem Weizsäcker im August 1951 verstorben war, verschärfte Tüngel den Ton noch. Kempner habe ihn 'in den Tod gehetzt'. 'Einem Schädling muß das Handwerk gelegt werden', giftet der Chefredakteur im Stil der antisemitischen NS-Propaganda und forderte Hochkommissar John Jay McCloy auf, Kempner des Landes zu verweisen – jenen Mann, der 1936 vor den Nazis fliehen musste. [...]

Die Nürnberger Gerichte verachtete die Gräfin als Erziehungsanstalten, die sich nicht der 'Majestät des Rechts' beugten, sondern sich moralisch über das Tätervolk stellten. Mal bescheinigte sie den Anklägern Hochmut und Hass, mal das naive Gerechtigkeitsempfinden eines Tertianers, 'der Karl May liest' und 'sich selbst stets in die Rolle des edlen Winnetou hineindenkt'. [...]

Schon früh, im Dezember 1949, forderte Dönhoff eine weitgehende Amnestie, um die Unschuldigen, die nur wegen unterlassenen Widerstandes in Haft saßen, von den tatsächlichen Mördern zu trennen. Um endlich die 'Verwirrung des Rechtsbewußtseins' zu beenden: Die Umerziehungs-Justiz habe das Recht missbraucht, lautete der unermüdlich wiederholte Vorwurf; die Alliierten seien nicht

besser als die Nationalsozialisten, die das Recht durch das 'Volksempfinden' ersetzt hätten. Auch Dönhoff war sich für diesen Vergleich nicht zu schade. Im Dezember 1951 hielt sie den Siegermächten vor, sie hätten das Gift der Nazi-Epoche (...) in unsere neue Zeit mit hineingetragen'.“ (Werner, 2021, S. 18)

Marion Gräfin Dönhoff war eine *femina politica*, schon bevor sie zur ZEIT kam. Spätestens, als sie im Jahr 1944 wusste von einem geplanten Attentat auf Adolf Hitler aus Kreisen des deutschen Militärs. Dies war die andere Seite ihrer national-konservativen Haltung in den frühen Jahren nach 1945: Sie verteidigte das Vorgehen der militärischen Hitler-Attentäter vom Juli 1944 stets als einen Akt zur Rettung Deutschlands und verwehrte sich gegen jede Behauptung, die gegen Hitler revoltierenden Militärs des Juli 1944 seien „Vaterlandsverräter“ gewesen. Dafür erbierte auch ich ihr bis heute meinen Respekt. Marion Gräfin Dönhoff ist nach ihrem bravourösen Ritt aus dem von der Roten Armee bedrängten Ostpreußen mit ihrem Lieblingspferd Alarich, benannt nach dem gotischen Rom-Eroberer (darunter tut man's im ostpreußischen Adel nicht), letztendlich in Brunkensen, nicht weit von Hildesheim auf dem Gut der Gräfin Görtz als (vorläufigem) Endpunkt ihres „Ritts gen Westen“ (Dönhoff, 1946) angelangt (Harpprecht, 2008).

Von dort aus betreibt die umtriebige Gräfin Expeditionen in den ihr vordem unbekannten Westen Deutschlands. Wie es ihr gelang, im völlig verwüsteten Deutschland überhaupt von einem Ort zum andern, sofern der mehr als einen Tagesmarsch entfernt lag, zu kommen, wird wohl für immer ungeklärt bleiben. Klar ist nur: Die Gräfin war eine unerschrockene Frau, die auch auf Ami-Jeeps aufstieg, weil sie wusste, dass sie heil wieder runterkam. Und sie hatte bekanntlich Geld (ob nur Reichsmark oder auch Devisen bleibt nach den biographischen Darstellungen offen) und sie dürfte auf dem Schwarzmarkt konvertible Gegenstände (auch Ritterkreuze und SS-Dolche gehörten neben Schmuck dazu) besessen haben. Jedenfalls ist sie schon 1945 unterwegs. Von einem ihrer Exkursionen berichtet ihr ebenso sorgfältig arbeitender wie ihr in solidarischer Kritik verbundener Biograph Klaus Harpprecht dies:

„Sie war mit zwei Freunden, die sich unterdessen in Brunkensen eingefunden hatten, während des ersten Kriegsverbecher-Prozesses gegen Göring und Co in Nürnberg: an ihrer Seite Axel von dem Bussche, jener verhinderte Attentäter, der sich mit Hitler in die Luft sprengen wollte – nach schwerer Verwundung beinamputiert –, und der junge Jurist Richard von Weizsäcker.“ (Harpprecht, 2008, S. 338) Drei protestantische Adelige 1945 auf einem niedersächsischen Gutshof in Uradelsbesitz – wenn das mal kein Zufall ist. Es war kein Zufall, die drei kannten sich schon aus Kriegszeiten. Die beiden Männern dienten im Grenadierregiment 9, dessen Leitung bis Frühjahr 1944 der wahrlich nicht als Nazi-Militär bekannte Berufsoffizier Kuno Dewitz inne hatte; ab Ende 1942 dachte Axel von dem Bussche über Widerstand gegen Hitler und gar ein Attentat auf ihn nach; Richard von Weizsäcker wusste als Regimentskame-

rad davon, und Marion Gräfin Dönhoff deshalb, weil sie früh mit Attentatsplänen von Seiten des militärischen Widerstands bekannt gemacht wurde.

Alle drei werden in der Geschichte der Bundesrepublik für lange Zeit eine bedeutsame Rolle spielen. Im Falle der Marion Gräfin Dönhoff muss man da keine weiteren Ausführungen mehr machen. Weniger bekannt ist Axel von dem Bussche, von dessen Nachkriegsvita hier nur zwei Punkte genannt seien: Er war in den Jahren 1959-1961 als Nachfolger des Georg Wilhelm Prinz von Hannover Leiter von „Salem“, zu einer Zeit also, da Kurt Hahn schon seit geraumer Zeit seinen Alterssitz auf dem Salem-nahen Hermannsberg bewohnte. Zweiter Punkt: Ab 1964 war er im Präsidium des Deutschen Evangelischen Kirchentages. Zu jener Zeit saß dort ebenfalls der zweite Mann: Richard von Weizsäcker. Viel bekannter als dafür aber ist er als Bundespräsident über zwei Wahlperioden hinweg seit Juli 1984. In die Geschichte Deutschlands hat er sich eingeschrieben, als er in seiner Rede vom 8. Mai 1985, 40 Jahre nach Kapitulation der Wehrmacht, den 8. Mai 1945 als „Tag der Befreiung vom menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft“ bezeichnete. Als Marion Gräfin Dönhoff 1996 die „Neue Mittwochsgesellschaft“ gründete, einen privaten Zusammenschluss von Persönlichkeiten aus Politik, Wissenschaft und Kultur, gehörte von Anfang an auch ihr Freund Richard von Weizsäcker dazu.

Weshalb aber wollten die Drei trotz aller Strapazen, die das damals mit sich brachte, im Spätjahr 1945 in Nürnberg sein? Der Nürnberger Prozesse wegen – so viel ist klar. Aber wollten sie einfach in Erfahrung bringen, wie die Alliierten mit den Nazi-Kriminellen umgingen oder hatten sie ein spezielles Interesse? Ihr Interesse an der Art und Weise, wie das Gericht der Alliierten umging mit jenen Männern, die sie selbst zu beseitigen nicht in der Lage waren bzw. bei Versuchen dazu keine fortune hatten, konnten sie wahrscheinlich nur befriedigen in Gesprächen mit Menschen, die bei den Prozessen als Öffentlichkeit dabei sein durften, wozu sie nach allen Zeugnissen nicht gehörten. Aber Nürnberg war im Spätjahr auch so interessant genug: Die Nürnberger Prozesse, damals noch vor dem Internationalen Militärgerichtshof, begannen mit dem gegen Hermann Göring im November 1945 – und war schon knapp ein Jahr später beendet, weil sich der Verurteilte der Vollstreckung des Urteils entzog – durch Selbstmord am 15. Oktober 1946, in der Nacht vor dem Hinrichtungstermin, mittels Zyankali.

Es ist unwahrscheinlich, dass die Drei (auch) aus einem speziellen Grund Näheres erfahren über die Arbeitsweise des Internationalen Militärgerichtshofs: weil sich dort in absehbarer Zeit Richard von Weizsäckers Vater Ernst Heinrich von Weizsäcker zu verantworten hätte. Das galt Ende 1945 gleichsam als ausgeschlossen. Es kam anders: Ernst von Weizsäcker ging (wohl Ende 1946 / Anfang 1947) freiwillig unter päpstlichem Schutz (er war ab 1943 Botschafter am Heiligen Stuhl) und Zusagen Frankreichs (er lebte in der französischen Besatzungszone) als freier Zeuge nach Nürnberg. Dort aber wurde er im Juli 1947 von den US-Amerikanern

verhaftet; als eine der ersten Folgen des aufziehenden Kalten Krieges wurde der Internationale Militärgerichtshof aufgelöst, die Nürnberger Prozesse wurden ab 1947 vor US-amerikanischen Militärgerichten geführt.

Es gibt eine bekannte Aufnahme aus dem Prozess gegen ihn im Zusammenhang des Wilhelmstraßen-Prozesses gegen führende Angehörige des Auswärtigen Amtes (Ernst Heinrich von Weizsäcker etwa) und anderer Ministerien sowie weiterer nationalsozialistischer Dienststellen. Auf diesem Bild, zu finden beispielsweise im Wikipedia-Eintrag zu Ernst von Weizsäcker, sieht man den Angeklagten sitzend und neben ihm stehend in schwarzer Robe seinen Sohn Richard. Wir erinnern uns: Der Dönhoff-Biograph Klaus Harpprecht hatte den jungen Friedrich von Weizsäcker des Spätjahres 1945 als „Juristen“ bezeichnet (Harpprecht, 2008, S. 338). Dann, so könnte man mutmaßen, sähe man auf genanntem Bild den Angeklagten mit seinem Verteidiger. Das ist mehr falsch als wahr.

Im Spätjahr 1945 war Richard von Weizsäcker noch kein „Jurist“, selbst wenn man als Mindestanforderung nur das 1. juristische Staatsexamen stellt. Das legte er erst 1950 ab. Da war sein Vater schon wieder frei. Wahr ist: Er war beim Prozess gegen seinen Vater als Hilfsverteidiger zugelassen. Die Verteidiger aber waren zwei erfahrene Juristen: der Deutsche Hellmut Becker und der US-Amerikaner Warren E. Magee. Der war von Hellmut Becker – ein kluger Coup! – als zweiter Verteidiger in diesem Prozess vor einem US-Militärgericht vorgeschlagen und Ende 1947 zugelassen worden; das Geld für dessen Bezahlung hatte Hellmut Becker von ausländischen Freunden mit Devisen (Schweizer Franken und Britische Pfund etwa) organisiert. Er besaß genügend Kenntnis davon, dass man als Verteidiger gerade vor einem US-Gericht den Prozess so weit als möglich als Inszenierung gestalten muss. Für Inszenierungen hatte Hellmut Becker sein Leben lang ein feines Gespür. Zu denen gehört auch seine beeindruckende Verteidigungsrede. Sie beeindruckte einmal durch Länge (bald 50 Druckseiten) und zum zweiten durch Rhetorik.

Das für Historiker(innen) an Hellmut Becker Schöne ist, dass er das Material seiner öffentlichen Bekundungen selbst schon früh und äußerst sorgsam möglichem Übersehen und Vergessen entriß, indem er es an namhafter Stelle publizierte. Jenes „Plädoyer für Ernst von Weizsäcker (Becker, 1948)“ beispielsweise findet sich – und das an erster Stelle – in dem von Hellmut Becker selbst besorgten und 1962 publizierten Sammelwerk früherer Schriften (Becker, 1962). Es erschien in der Reihe „Freiburger Studien zu Politik und Soziologie“. Das wurde herausgegeben von Arnold Bergstraesser, den die Nazis seiner jüdischen Wurzeln wegen ins US-Exil gezwungen hatten, aus dem zurück gekehrt er seit Mitte der 1950er Professor für Soziologie und Politikwissenschaft an der Universität Freiburg war. Damit hatte der Alt-Nazi Hellmut Becker einen „Persil-Schein“ erster Klasse in der Hand.

7.2.3 Die Straßburg-Connection

Wie aber kam Hellmut Becker überhaupt zu dem Auftrag, die Verteidigung eines der symbolträchtigsten Angeklagten der Nürnberger Prozesse zu organisieren? „Durch Zufall“ wäre eine erste Antwort. Aber es wäre eine naive, weil sie von Unkenntnis der Statistik als (Hilfs-) Wissenschaft geprägt wäre. Es ist eben nach den üblichen Kriterien der Wahrscheinlichkeitskalkulation nicht zufällig, dass sich an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit bestimmte Personen trafen. Der zeitgebundene Ort war die „Reichsuniversität Straßburg“, die in Straßburg selbst von 1941 bis 1944 existierte. Es gab insgesamt nur vier „Reichsuniversitäten“, neben jener in Straßburg waren das drei andere in von Nazi-Deutschland annektierten oder besetzten Gebieten im deutschen Sprachraum: Prag (1939-1945), Posen (1941-1945) und Graz (1942-1945). Von den vier Reichsuniversitäten galt die Straßburger, inoffiziell „NS-Kampfuniversität Straßburg“ genannt, den Nazis als bedeutendstes Prestigeobjekt.

Zu den ausgewählten Professoren jener Universität gehört beispielsweise der Staatsrechtler Ernst Rudolf Huber, Schüler des gegen die Weimarer Republik wetternden Carl Schmitt, und „Kronjurist“ des Nazi-Reiches. Er beglückte die Nazi-Rechtssprechung mit Lehrsätzen wie diesen:

- „Insbesondere die Freiheitsrechte des Individuums [...] sind mit dem Prinzip des völkischen Rechts nicht vereinbar. Es gibt keine persönliche, vorstaatliche und außerstaatliche Freiheit des Einzelnen, die vom Staat zu respektieren wäre.“ (Huber, 1937, S. 213)
- „Das lebendige völkische Recht wird im Volke in erster Linie durch den Führer verwirklicht, und der rechtsprechende Richter des neuen Reiches ist notwendig dem Führerwillen, der eben Ausdruck des höchsten Rechts ist, untergeordnet.“ (Huber, 1939, S. 278-279)

In der jungen Bonner Republik ließ man sich nicht lumpen: 1966 wurde er, dem der Anwalt Hellmut Becker bei der Entnazifizierung kräftigst geholfen hatte, als Krönung seiner Nachkriegslaufbahn in die Akademie der Wissenschaften zu Göttingen berufen. Ernst Rudolf Huber kannte Hellmut Becker seit 1935, von dem Jahr an, als der für fünf Jahre sein „Korrekturassistent“ (Singer & Frevert, 2014, S. 20) an der Universität Leipzig war. In dieser Zeit trat Hellmut Becker in die NSDAP ein: 1937 – was aber erst 2009, 16 Jahre nach seinem Tode ans Licht kommen würde. Die Franzosen, in deren Besatzungsgebiet er sich nach der Kapitulation wohlweislich begab, nahmen es nicht so genau wie diese akribischen US-Amis, er selbst schwieg (was ihm nicht zu verdenken ist) und die anderen fragten nicht nach (was für Westdeutschland und die Bonner Republik lange Zeit typisch war). Wie kam Hellmut Becker an die Nazi-Universität Straßburg? „Mit einem Promotionsstipendium für Schwerverwundete

folgte er Ernst Rudolf Huber an die 1941 wiedergegründete Reichsuniversität Straßburg [...].“ (Singer & Frevert, 2014, S. 21)

Zu den „hochkarätigen“ Professoren der Reichsuniversität Straßburg gehörte auch Carl Friedrich (von) Weizsäcker, ältestes Kind von Ernst Heinrich und ältester Bruder von Richard Karl. Er würde nach dem Krieg zu den protestantischen Lichtgestalten der Bonner Republik gehören und war selbst für uns „68er“ eine Respektperson: 1961 hatte Carl Friedrich mit dem Tübinger Memorandum ein Manifest initiiert, in dem er sich mit anderen evangelischen Wissenschaftlern und Prominenten gegen atomare Aufrüstung und für eine Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze aussprach. In dessen Erläuterung tauchte auch erstmals das später von Willy Brandt aufgegriffene – und fälschlicherweise ihm zugeschriebene – Motto „Mehr Demokratie wagen“ auf. An der Nazi-Universität Straßburg aber war er nicht, weil er später politisch so progressiv werden könnte, sondern weil auf ihn die Nazis mehr oder minder berechnete Hoffnungen setzten durften, er könne ihnen zu einer Atom-Bombe verhelfen. So wird er 1942 als Dreißigjähriger auf den Lehrstuhl für Theoretische Physik berufen, „wobei ihm der prominente Vater mit seinen Verbindungen zum nationalsozialistischen Chefideologen Alfred Rosenberg den Weg ebnet“ (Noack, 2019, S. 191). Eine klassische „Mitläufer“-Kariere; Carl Friedrich (von) Weizsäcker lebte jedenfalls im besetzten Straßburg nicht schlecht.

Wie aber lernten sich Carl Friedrich von Weizsäcker und Hellmut Becker denn im Straßburg der frühen 1940er kennen? Sie mussten sich nicht erst kennenlernen, sie kannten sich schon:

„In Straßburg konnte Hellmut Becker nicht nur an die Zusammenarbeit mit dem geschätzten Professor [Ernst Rudolf Huber], sondern auch an die Freundschaft mit Carl Friedrich von Weizsäcker anknüpfen. Die beiden kannten sich seit 1931. Georg Picht, dessen Tante Olympia Curtius Carl Friedrichs Onkel Viktor von Weizsäcker geheiratet hatte, stellte sie einander vor. Seither sah und besuchte man sich regelmäßig. Seit 1942 lehrte Carl Friedrich von Weizsäcker theoretische Physik in Straßburg. Im geräumigen Haus in der Karl-Bernhard-Straße 9, das Frau Gundalena Freunden und Kollegen gastfreundlich öffnete, bezog Hellmut Becker 1943 ein Zimmer.“ (Singer & Frevert, 2014, S. 21).

Die Besatzer-Deutschen konnten sich in Straßburg und im ganzen Elsaß recht sicher fühlen, wenngleich es auch dort wie in anderen Städten und Départements des okkupierten Frankreich immer wieder zu Angriffen der Résistance kam, wofür es im Elsaß noch einen besonderen Anlass gab: Die Elsässer(innen) wurden als „Deutsche“ behandelt, was für junge Männer, Studierende an der Reichsuniversität Straßburg darunter, hieß, in die Wehrmacht oder gar zur SS eingezogen zu werden. Für Ordnung, Ruhe und Sicherheit sorgte aber ein Mann, der von allem etwas verstand: Robert Heinrich Wagner (Bräunche, 2015; Ferdinand, 1987). Der wurde

im Jahr 1895 als Kind protestantischer Eltern im Dorf Lindach geboren. Das liegt im badischen Neckartal, zwei Dörfer flussabwärts meines Geburtsdorfes, dazwischen das Dorf Zwingenberg mit dem badisch-markgräflichen Schloss als Gegenstück zu Schloss Salem. Robert Heinrich Wagner hatte, obschon aus bildungsfernem Elternhaus aus dem Grenzgebiet zu „Badisch Sibirien“ stammend, nach Abschluss der Volksschule die Chance, in Heidelberg zum Volksschullehrer aufzusteigen. Aber Robert zog es nicht zur Pädagogik, sondern zur Politik.

Er war 1914 Kriegsfreiwilliger, leistete bis zur Kapitulation, die er als Unglück empfand, Kriegsdienst an der Westfront und war 1919-1923 Leutnant – ungewöhnlich bei seinem Bildungsgang – in der Reichswehr. In der Zeit lässt er seinen angeborenen Familiennamen „Backfisch“, er gehörte zu meiner überschaubaren Sippschaft mütterlicherseits, ändern in den seiner Mutter: Wagner. Das Badische Justizministerium stimmt einen entsprechendem Antrag Roberts am 20. Januar 1921 zu; man weiß anscheinend auch in Karlsruhe, dass man mit „Backfisch“ die Nachkommen eines im dreißigjährigen Krieg wegen schwerer Verletzung nahe meines Heimatortes zurückgelassenen Kroatischen Reiters mehr gebrandmarkt als benannt hat. Der Backfisch-Wagner dankt der Republik postwendend damit, dass er im November am Hitler-Putsch in München teilnimmt. Die anschließende Festungshaft in Landsberg am Lech verbringt er zusammen mit Adolf Hitler. Danach steht seiner NS-Karriere nichts mehr im Wege. Im Jahr 1925 betraute Adolf Hitler ihn mit der Gauleitung in Baden. Ab diesem Zeitpunkt sollte er beinahe unangefochten über zwei Jahrzehnte lang der mächtigste Vertreter des Nationalsozialismus in Baden, später auch im Elsass, sein.

Nach dem Januar 1933 übernahm Wagner kurzerhand kommissarisch die politischen Geschäfte in Baden. Sogleich begann er mit der Gleichschaltung des Landes und der Verfolgung politischer Gegner; einer von ihnen ist Kurt Hahn. Ab Mai 1933 bekleidete er zusätzlich das staatliche Amt des Reichsstatthalters und war somit die vom Reich befugte Aufsichtsinstanz über die Landesregierung. Schließlich, im Juni 1940, nach dem schnellen Sieg der Wehrmacht über Frankreich, wurde Robert Wagner Chef der Zivilverwaltung im Elsass und er verlegte seinen Verwaltungssitz nach Straßburg, von wo aus er die „Re-Germanisierung“ des Elsaß auf allen Ebenen und mit allen Mitteln vorantrieb. Von ihm kommen schon ab Juli 1940 Entwürfe und Planungen zur Gründung einer Universität in Straßburg, der dann auch realisierten Reichsuniversität Straßburg. Er wurde im August 1946, zum Tode verurteilt durch das Straßburger Militärgericht, durch Erschießen hingerichtet.

7.2.4 Hellmut Becker und die Hahnsche Sache

Im Nachlass von Eugen Löffler, aufbewahrt im Landesarchiv Baden-Württemberg – Hauptstadtarchiv Stuttgart, findet sich ein Exemplar der „Niederschrift über die Mitgliederversamm-

lung der Deutschen Gesellschaft für Europäische Erziehung e.V. am 23. November 1963 in Hamburg“. Es wirft ein Schlaglicht auf die Entwicklung der DGfEE im allgemeinen und der Rolle des Hellmut Becker im besonderen. Wir können hier nur die eine oder andere Ecke ausleuchten; mehr Licht könnte nur eine umfassende Geschichte der DGfEE liefern, deren Verrichtung bis heute bestenfalls in Ansätzen geleistet wurde. Fassen wir die wichtigsten Punkte jener DGfEE-Mitglieder(jahres)versammlung vom November 1963 ins Auge:

- Hellmut Becker, im Protokoll als „Herr Professor Becker“ titulierte, ist damals bereits seit fünf Jahren, also seit Herbst 1958, der Vorstandsvorsitzende und er wird in dieser Funktion an diesem Tag für weitere fünf Jahre bestätigt.
- Zur „Mädchen-Problematik“, also der Frage, ob denn die Kurzschule auch für Mädchen oder Mädchen für die Kurzschule geeignet seien, findet sich diese Protokoll-Notiz: „Herrn Professor Becker scheint die Frage einer Mädchenkurzschule problematisch, weil viel Gutes und Nützliches der Kurzschulerziehung sich nicht auf Mädchen übertragen lässt und außerdem das Moment der physischen Anstrengung bis zur Leistungsgrenze fehlen müsste.“ Unmittelbar danach äußert sich eine Frau zu der Angelegenheit: „Gräfin Dönhoff äußert Bedenken gegen eine gemischte Kurzschule (z.B. im Winter in Baad). Die jungen Menschen sollten nicht abgelenkt werden von den großen Eindrücken, die sie dort empfangen.“ Erlebnispädagog(inn)en von heute könnten mehrere Qualifikationsarbeiten schreiben zum Frauenbild in der Outward Bound-Bewegung der Bonner Republik. Der selbsternannte Groß-Pädagoge und die vermeintliche Speerspitze weiblicher Emanzipation überbieten sich in Ergüssen von Gender-Verklemmtheit.
- Kommen wir zum Nächsten. Das Protokoll vermerkt: „Herr Professor Becker gibt seiner Sorge Ausdruck, dass eine Persönlichkeit gefunden werden müsse, die notfalls für Herrn Richter – auch für den Fall eines vorübergehenden Ausfalls – einspringen könnte. Sein Vorschlag, sich nach einem geeigneten Herrn (evtl. aus der Industrie) umzusehen, findet die Zustimmung der Mitglieder. Herr Richter wird gebeten, sich mit diesem Problem zu beschäftigen.“ So etwas nennt man „Wink mit dem Zaunpfahl“. Gustav Richter erfreut sich im Herbst 1963 bester Gesundheit und er wird seine Tatkraft dadurch unter Beweis stellen, dass er bis 1969 als Geschäftsführendes Vorstandsmitglied die DGfEE be- und geleitet hat – so lange und so gut, wie das nachher niemand mehr vermochte. Hellmut Beckers „Anfrage“ von 1963 lässt nur eine Interpretation zu: Der sich in ständiger Brunft befindliche Hellmut Becker konnte in Gustav Richter nur einen Rivalen sehen, den es zu beseitigen galt. In diesem Falle aber biss sich der für seine Beißerfolge berühmte Hellmut Becker die Zähne aus.

- Im Punkte „Gustav Richter weg“ hat sich Hellmut Becker nicht durchgesetzt. Wohl aber in einem anderen Punkte, wo zwar als „Mann aus der Industrie“ nicht ein neuer Geschäftsführer, wohl aber auf der DGfEE-Sitzung vom Spätjahr 1963 ein neues Mitglied „aus Industriekreisen“ berufen wurde: „Herr Peter-Jürgen Lüders, Prokurist in der Sozialpolitischen Abteilung im Hause Siemens“. Peter-Jürgen Lüders, mal mit, mal ohne Bindestrich zwischen den Vornamen geschrieben, sollte großen Einfluss nehmen auf die weitere Entwicklung der Kurzschulen in der Bonner Republik: Einerseits war er in pädagogischer Hinsicht „vom Fach“, weil er sich in der Pfadfinderei im Rahmen des Bundes Deutscher Pfadfinder bestens auskannte, andererseits würde er in der 1966 gegründeten Siemens AG für lange Zeit eine wichtige Rolle im Bereich Personalentwicklung spielen.

Hellmut Becker baut in den 1960ern seinen Einfluss in der und auf die DGfEE weiter aus. Er präsentiert sich nach Außen als der maßgebliche DGfEE-Vertreter und er gibt die Leitlinie vor. Gleichsam verdichtet zeigt sich diese Doppelfunktion darin, dass er in der Zeitschrift „deutsche jugend“, der damals bedeutendsten deutschsprachigen Fachzeitschrift für Jugendarbeit, einen Artikel veröffentlichen kann, der schon mit dem Titel verkündet, dass er programmatisch ist: „Die Aufgaben der Kurzschulen in unserer Zeit“ (Becker, 1967). Wer fühlt sich da nicht an Kurt Hahns Hahn „Die Aufgabe der Landerziehungsheime“ (Hahn, 1928b) von bald einem halben Jahrhundert früher erinnert?

Der kluge Realpolitiker Hellmut Becker weiß indes: „Die Sache“ wird mehr von Menschen als durch Programme gemacht. Also sorgt er für die „richtigen“ Personalentscheidungen. Zwei sind in der „Niederschrift über die Mitgliederversammlung der Deutschen Gesellschaft für Europäische Erziehung e.V. am 4. Dezember 1965 in Hamburg“ (aus der bekannten Sammlung Eugen Löffler) festgehalten. Auf dieser Mitgliederversammlung schlägt der Vorsitzende Hellmut Becker zwei Personen zur (dann einstimmig beschlossenen) Neuaufnahme vor:

- Barbara Bondy (später: Mantler-Bondy). Die war damals Redakteurin der Süddeutschen Zeitung und hatte dort schon einige Artikel zur Kurzschularbeit in Allgemeinen und den Mädchenkursen im Besonderen geschrieben. Sie war damals und in den Folgejahren über München und Bayern hinaus bekannt. In den Jahren 1971-1994 ist sie Mitglied des Allgemeinen Rats der Katholischen Akademie in Bayern, 1982 Jury-Mitglied bei Ingeborg Bachmann-Preis und in den Jahren 1987-1990 würde sie in der Jury des Geschwister Scholl-Preises sitzen. In und mit ihr hatte die DGfEE nun auch eine süddeutsche publizistische Stimme. Mit Zustimmung der ZEIT: „Gräfin Dönhoff“ möchte hierzu sagen, daß sie Frau Bondy seit längerer Zeit kenne, einen ausgezeichneten Eindruck von ihr habe und der Meinung sei, daß sie wirklich eine Bereicherung unseres Mitgliederkreises darstellen werde.“

- Eric (bei Geburt: Erich) M. Warburg. Er wird von Hellmut Becker mit den Worten beworben: „Sicher könne er außerdem eine wichtige Unterstützung und manchen Rat bei den auf uns zukommenden Finanzproblemen gewähren.“ Das war aus zumindest zwei Gründen eine berechtigte Hoffnung. Zum einen war er Teilhaber einer der bedeutendsten Privatbanken Deutschlands, der M.M.Warburg & CO mit exzellenten Beziehungen zu US-amerikanischen Finanzkreisen. Zum anderen war Eric M. Warburg mit Kurt Hahn verschwägert; Erics Schwester Lola Nina war die Ehefrau von Kurt Hahns Bruder und trug ab Verheiratung den Nachnamen Hahn-Warburg.

Und wie kam Hellmut Becker in die DGfEE? Im Landesarchiv Baden-Württemberg – Hauptstaatsarchiv Stuttgart wird der Nachlass Theodor Bäuerles aufbewahrt. Er bezieht sich auf die Laufzeit 1955-1956 und trägt den (sachlich zutreffenden) Titel „Deutsche Gesellschaft für Europäische Erziehung e.V. und die von ihr betreuten Kurzschulen, insbesondere die Kurzschule Weissenhaus in Holstein“. Dort findet sich an erster Stelle die „Niederschrift Vorstandssitzung der Deutschen Gesellschaft für Europäische Erziehung e.V. am Montag, dem 28. November 1955 vormittags 11.30 Uhr in Weissenhaus“. Als Anwesende aufgeführt werden (in dieser Reihenfolge): Theodor Bäuerle, Fritz Fellner, Gustav Richter, Walter G. Hartmann, Carl Möhlmann und Clemens Graf von Platen-Hallermund. Auf Seite 4 dieses Protokolls liest man Folgendes:

„Weiter erwähnt Herr Richter, er möchte zu Punkt 7) vorschlagen, Herrn Rechtsanwalt Hellmut Becker, Kressbronn am Bodensee, zum Mitglied unserer Gesellschaft zu wählen. Diese Wahl wäre im Vorstand zu beschließen und müsse dann durch die Mitgliederversammlung bestätigt werden. [Was nur eine Formsache war.] *Herr Minister Bäuerle* erklärt hierzu, Herr Becker sei in der Landschulheimsache führend tätig und zur Zeit mit dem Privatschulgesetz befasst; er interessiere sich für unsere Sache und sei bereit, unserer Gesellschaft als Mitglied beizutreten.

Herr Minister Bäuerle bittet darum den Vorstand, der Wahl von Herrn Becker zuzustimmen und bei der Mitgliederversammlung deren Bestätigung zu beantragen. Er glaube, dass Herr Becker uns sehr nützlich sein könne.

Auch *Herr Möhlmann* und *Graf Platen* unterstreichen, dass es gut wäre, wenn Herr Becker Mitglied unserer Gesellschaft sei.

Herr *Minister Bäuerle* stellt fest, dass Herr Becker durch einstimmigen Beschluß des Vorstandes zum Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Europäische Erziehung e.V. gewählt ist.“

Natürlich war die Sache längst abgekartet. Im Nachlass Theodor Bäuerles findet sich ein Brief

des DGfEE-Vorsitzenden Theodor Bäuerle an „Herrn Rechtsanwalt Hellmut Becker, Kressbronn (Bodensee)“ vom 17. August 1955, dessen Tenor der ist, dass nicht Hellmut Becker um Aufnahme in die DGfEE bittet, sondern die DGfEE um den Eintritt des Herrn Becker. Ich zitiere:

„Sehr geehrter Herr Becker!

Herr Richter teilt mir mit, dass er mit Ihnen über einen eventuellen Eintritt in unsere Gesellschaft gesprochen habe. Ich möchte Sie daher heute als Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Europäische Erziehung e.V. fragen, ob Sie bereit sein würden, in unserer Gesellschaft mitzuarbeiten und hoffe sehr, dass Sie uns keine Absage geben werden. Die nächste Mitgliederversammlung würde ich im Falle Ihrer Zusage bitten, Ihre Wahl endgültig zu bestätigen. Persönlich möchte ich noch bemerken, dass es mir eine besondere Freude sein würde, Sie als Mitglied begrüßen zu können und bleibe mit verbindlichen Grüßen“.

Hinter Hellmut Beckers Aufnahme(begehren) in die DGfEE steht also Gustav Richter – der in wichtigen Dingen immer Rücksprache mit Kurt Hahn gehalten hat. Kurt Hahn hatte im Jahr 1955, da er seine Lebenskräfte doch zunehmend mehr schwinden sah, aus Gründen, die gleich noch zur Sprache kommen werden, nichts gegen eine Aufnahme Hellmut Beckers in die DGfEE. Auch wenn er, Machtmensch durch und durch, genau wusste, welch ein Platzhirsch hier ins Revier kommen würde. Er kannte diesen Hellmut Becker von dessen Kindesbeinen an. Und er kannte seine Familie, von der folgende Notiz einen Eindruck geben mag:

„Wenn Hellmut Becker später im Familienalbum blätterte, sah er den Vater nicht allein in der preußischen Landesregierung, der C. H. Becker in den 1920er Jahren als Staatssekretär und als Kultusminister (1921, 1925-1930) angehörte. Hellmut Becker erinnerte sich an C. H. Becker, wie er Seite an Seite mit Reichspolitikern stand, an Friedrich Ebert und Gustav Stresemann sowie an Paul von Hindenburg. Und er erlebte den Vater im engen Dialog mit Thomas Mann, Gerhart Hauptmann, Fritz von Unruh, Richard Strauss oder dem Nuntius Eugenio Pacelli, der spätere Papst Pius XII.“ (Singer & Frevert, 2014, S. 3)

Von Hellmuts Eltern besonders gut kannte Kurt Hahn dessen Mutter Hedwig. „Nachdem ihr Mann [1930] vom Ministeramt befreit und sie der Repräsentationspflichten, die sie 'sehr stark in Anspruch genommen' hatten, ledig war, suchte Hedwig Becker neue berufliche Herausforderungen. Während der Orientalist [ihr Mann] ausgedehnte Reisen unternahm, wurden zeitweilig die Läden des Steglitzer Hauses geschlossen: Walter [der ältere Bruder Hellmuts] nahm sich ein Zimmer in Berlin, Hertha [Hellmuts ältere Schwester] arbeitete in einem Krankenhaus,

Hellmut führte sein erstes Studienjahr nach Freiburg. Hedwig Becker zog derweil in die Nähe des Bodensees. Dort übernahm sie den Aufbau eines Krankenquartiers in der Internatsschule Salem, dem reformpädagogischen Landerziehungsheim, das im Leben ihres Sohnes bereits eine Rolle gespielt hatte und ihn noch weiter beschäftigen sollte.“ (Singer & Frevert, 2014, S. 6)

Eine große Rolle hat „Salem“ im Leben des Schülers Hellmut Becker allerdings nicht gespielt. Er war dort für ein Trimester im Jahr 1921 und musste seinen für länger geplanten Aufenthalt dort kurz nach der Ankunft im Jahr 1925 wegen Krankheit und einem danach folgenden Verbot jeglicher sportlicher Aktivität wieder beenden. Dennoch wusste Kurt Hahn sehr wohl, wer ihm da am 15. Februar 1950 (Becker, 1950) unter dem Briefkopf „Rechtsanwalt Hellmut Becker, 14b, Kressbronn (Bodensee)“ auf Kanzleipapier schreibt an „Herrn Kurt Hahn, Gordonstoun near Elgin, Schottland“, beginnend mit der Anrede „Lieber Herr Hahn“. Hellmut Becker eröffnet den Brief mit den Worten „Wie Sie wissen, vertrete ich seit einiger Zeit in rechtlicher und sozusagen politischer Beziehung die ‚Vereinigung der deutschen Landerziehungsheime‘.“ (Becker, 1950) Dann schließt er einige Ausführungen zu seiner anwaltlichen Tätigkeit in Sachen Vereinigung der deutschen Landerziehungsheime (LEH) an, um dann zum nächsten und zweiten Absatz überzuleiten mit den Worten: „Doch hiervon wollte ich Ihnen eigentlich nicht schreiben [...]“. (Becker, 1950)

Ja, werden Leser(innen), die sich in der Kunst der an Aristoteles und seinen Nachfolgern geschulten Rhetorik und einem ihrer Haupteinsatzgebiete (neben der Juristerei und der Kriegstreiberei), der Politik, nicht auskennen, fragen, weshalb er denn davon überhaupt erzähle? Weil er ein cleverer Bursche ist; es ist immer gut, sich gegenüber Großkopfertern ins rechte Licht zu rücken. Und weil Hellmut Becker Sinn für und Lust auf Macht hat. Er markiert hier gegenüber Kurt Hahn erstmals, soweit meine Recherchen nicht in die Irre gehen, seinen Anspruch, in der LEH kräftiger und direkter als lediglich in Form anwaltlicher Beratung mitzumischen; im nächsten Jahrzehnt ist es dann so weit: im September 1963 ist Hellmut Becker erstmals im LEH-Vorstand und von Mai 1969 bis Oktober 1996 Vorsitzender – so lange wie vor und nach ihm kein(e) zweite(r) (Brachmann, o.J.).

Aber zurück zum Brief. Der Überleitungssatz zum zweiten Absatz lautet in voller Länge: „Doch hiervon wollte ich Ihnen eigentlich nicht schreiben; auch nicht von jener anderen wichtigen Beschäftigung von mir, der endgültigen Abwicklung des Weizsäcker-Prozesses, bei der wir ja sehr großzügige englische Hilfe genossen haben [...] Ich erwähne das nur, weil wir uns damals über den Prozess unterhielten, als ich im Begriff war, die Sache zu übernehmen.“ So etwas nennt man sich anbiedern. Hellmut Becker durfte sicher sein, dass er mit seinen Ausführungen bei Kurt Hahn punkten würde.

Im dritten Absatz kommt Hellmut Becker dann zum „eigentliche[n] Grund meines heutigen

Schreibens: 'In der letzten Woche erschienen hier verschiedene Notizen über eine amerikanische 1 Millionen DM-Sepnde [! sic] für 'Salem-Schulen' und Frau Specht sowie Professor Christiansen [damals die LEH-Leitung] erzählten mir auf einer Tagung, dass diese Gelder, wenn sie wirklich kämen, zur Bildung von Freistellungsfonds an Salem, die Lietz-Schulen, Louisenland und die Odenwaldschule gegeben werden sollen.' (Becker, 1950) Er, Hellmut Becker, sei der Ansicht: „Wenn man die führenden Landerziehungsheime mit Freistellungsfonds bedenken will, müssten man unter allen Umständen ausser den erwähnten Schulen noch den Birklehof, Schondorf und Holzminden mithineinnehmen. Dasselbe ist übrigens auch die Meinung von Lukowicz [Salem-Schüler 1925-1928], mit dem ich heute darüber sprach.“ (Becker, 1950, S. 1) Zum Birklehof, den Hellmut Becker seit dem Neubeginn nach dem Zweiten Weltkrieg juristisch vertritt, und dessen mit ihm befreundeten Leiter Georg Picht, finden sich anschließend lobende Ausführungen.

Kurt Hahn antwortet postwendend. In seinem Antwortschreiben unter der Absendernotiz „Gordonstoun, 23.2.1950“ geht er auf die beiden ersten Punkte des Becker-Briefes, auf die LEH und den Weizsäcker-Prozess, überhaupt nicht ein. Er konzentriert sich voll und ganz auf die zuletzt angesprochene Sache: „Lieber Helmut [! sic], Die drei Verschwörer Christiansen-Weniger, Minna Specht und ich betrachten sich nur als Hebammen. Sollte die Stiftung zu stande kommen, so muessten natuerlich in naher Zukunft andere heilende Inseln einbezogen werden. Wer wuerdig ist, das wird das Komitee zu entscheiden haben, dem anzugehoeren Praesident Ernst Wolff und Kultusminister Baeuerle versprochen haben.“ (Hahn, 1950)

In diesen drei Sätzen sind mit Friedrich Christiansen-Weniger, Minna Specht und Theodor Bäuerle drei uns wohl bekannte Teilnehmer(innen) der Gordonstoun-Konferenz vom Juni 1951 genannt. Dort nicht vertreten ist Ernst Wolff – und das dürfte politische Gründe haben, die in der Geschichte der jungen Bundesrepublik zu suchen sind. Zuerst aber zur Klärung der Frage, wer denn der hier genannte Ernst Wolff überhaupt sei. Nach allen Recherche-Befunden und Überlegungen, kann es sich hier nur um Ernst Bernhard August Wolff (1877-1959) handeln. Der war nach Rückkehr aus dem britischen Exil (er hatte jüdische Vorfahren) von den britischen Besatzungsbehörden im Dezember 1947 zum Vizepräsidenten und im März 1949 zum Präsidenten des Obersten Gerichtshofes der Britischen Zone ernannt worden. Als 1950 der Bundesgerichtshof gegründet wurde, wurde Ernst Wolff zunächst als dessen Präsident in Erwägung gezogen, auf Betreiben des damaligen Bundesjustizministers Thomas Dehler, einem einflussreichen konservativen FDP-Politiker jener Jahre, aber ausgebootet zugunsten eines gewissen Hermann Weinkauff. Bei dem hatte die konservative erste Regierung der Bundesrepublik die Gewissheit, dass der Bundesgerichtshof nur Urteile fällen würde, die den Landesherren genehm wären; der Voll-Arier und Nazi-Jurist Hermann Weinkauff sorgte nicht zuletzt dafür, dass es Ex-Nazis bis hin zu Gestapo-Mitarbeitern in der Bundesrepublik gut hatten.

Mit der politisch motivierten Entscheidung für Hermann Weinkauff als Bundesgerichtshofs-Präsidenten endete Ernst Wolffs Amtszeit als hochrangiger Richter und Person mit großer Einflussnahme. Damit wurde er für Kurt Hahn, der bei Verfolgung der von ihm als richtig und wichtig fixierten Ziele stets machtpolitisch dachte, uninteressant – weshalb er in der Geschichte der LEH- und Erlebnispädagogik vergessen ist. Woher kannten sich Kurt Hahn und Ernst Wolff? Sicherlich spätestens darüber, dass sie zum Kreis der deutschen Exilanten um den anglikanischen Bischof von Chichester, George Bell, gehörten. Von ihm spricht Hellmut Becker in seinem Brief an Kurt Hahn (von diesem unwidersprochen) als „Ihr Freund“. Der Bischof schlug Ernst Wolff inmitten des Krieges als Vorsitzenden einer Kommission zur Reform des deutschen Rechts vor. Der übernahm diese Aufgabe und präsentierte im Juli 1943 eine Denkschrift, in der neue Grundsätze für eine Reform präsentiert wurden. George Bell ist heutigen Deutschen viel zu wenig bekannt als enger Freund des im KZ Flössenburg auf Hitlers persönlichen Befehl ermordeten Dietrich Bonhoeffers, als Gegner der britischen Luftkriegsstrategie im Zweiten Weltkrieg (Zerstörung Deutschlands bis auf die Grundmauern) und für seine ökumenische Friedens- und Versöhnungsarbeit.

Die deutsche Kurzschule tritt 1966 als Teil des Hahnschen Gesamtwerkes ins Licht der akademisch verfassten Pädagogik mit Veröffentlichung von Hermann Röhrs' Herausgeberwerk „Bildung als Wagnis und Bewährung“. Die Buch-Beiträge sind sehr verschieden, in Qualität ebenso wie hinsichtlich behandelter Thematik. Was die Beiträge eint ist, dass sie Kurt Hahn die Referenz erweisen. In einem Falle aber wirkt es so, als würde die Autorin oder der Autor zu allermeist sich selbst die Ehre geben:

„Ich traf Kurt Hahn zum ersten Mal, als ich mit sieben Jahren für ein Trimester nach Salem geschickt wurde. Hahn hatte ein Jahr vorher die Politik mit der Pädagogik vertauscht und Salem gegründet. Es gab dort zwanzig Kinder. Die jüngste Klasse war die Obertertia, in der ich zum Vergnügen der Obertertianer auf der hintersten Bank mitunterrichtet wurde. Von diesem Augenblick an bin ich Kurt Hahn durch fünfundvierzig Jahre immer wieder begegnet in neuen Abschnitten seiner und meiner Entwicklung, das nächste Mal als regulärer Schüler der Mittelstufe in Salem, dann zu Studentenzeiten in der Eigenschaft des Aushilfelehrers während der Semesterferien in seinen Schulen, später als Anwalt in der Nachkriegszeit in heftigen Diskussionen um die öffentliche Finanzhilfe für das private Schulwesen, die Kurt Hahn anfangs für einen Fehler hielt; in den letzten zehn Jahren in Vorständen oder Beiräten seiner Schulen und in immer neuem Gespräch über Grundfragen unseres Bildungswesens.“

Mit diesen Worten leitet Hellmut Becker seinen Beitrag „Kurt Hahn zwischen Kindern und

Erwachsenen“ (Becker, 1966; hier: S. 98) ein. Dass der eine Verfolgter des Nazi-Regimes war und der andere ein NSDAP-Mitglied und Nazi-Jurist – Schwamm drüber; darüber waren Kurt Hahn und Hellmut Becker sich einig. Auch darin, dass Bescheidenheit meist die falsche Option ist. Den knappen Beckerschen Text braucht man in seiner Gänze nicht zu lesen; da steht nichts inhaltlich Bedeutsames drin. Bemerkenswert aber ist die oben referierte Eingangspassage, denn damit meldet Hellmut Becker seinen Anspruch auf die Hahn-Nachfolge an. Diese Frage ist (spätestens) seit 1966 aktuell. Kurt Hahn ist jetzt 80 Jahre alt, sein Gesundheitszustand ist nicht der beste und seine Handlungsfähigkeit zunehmend eingeschränkt. Insofern ist das Röhrssche Herausgeberwerk nicht bloß eine Festschrift zum 80. Geburtstag, sie ist faktisch auch schon eine Bilanzierung des Hahnschen Lebenswerkes. Das gilt auch für die nachfolgenden Bücher der beiden Röhrs-Schüler: für Werner Köppens „Die Schule Schloss Salem“ von 1967 und Karl Schwarz’ „Die Kurzschulen Kurt Hahns“ von 1968.

Wenn man überhaupt von einem Menschen sagen kann, er sei „der Hahn-Nachfolger“ geworden, dann muss man tatsächlich Hellmut Becker nennen. Oder aber man ist der Ansicht, von „Nachfolge“ könne man im Falle Kurt Hahns – anders als bei Professor(inn)en der Pädagogik – überhaupt nicht reden. Wenn man aber anders denkt, kann und muss man in Hellmut Becker für die 1960er und 1970er den Spiritus Rector der deutschen Kurzschul-Pädagogik sehen. Von deren Seite her jedenfalls galt er als solcher. Die Bedeutung eines Menschen in einer bestimmten Community erkennt man nicht zuletzt daran, wer die Grabrede für prominente Verstorbene halten darf. Im Falle der Verstorbenen Gustav Richter und Kurt Hahn war das Hellmut Becker. Er hat in der nächstmöglichen Ausgabe der ZEIT nach Kurt Hahns Tod dort seinen Nachruf veröffentlicht (Becker, 1974), womit er eindrucksvoll demonstriert, dass er in Sachen „Kurt Hahn“ Definitionsmacht besitzt. Der Text beginnt mit folgendem Absatz:

„Ein großer deutscher Erzieher, Kurt Hahn, ist im Alter von 88 Jahren gestorben. Mit seinem Tod ist ein aufregendes, leidenschaftliches Leben zu Ende gegangen, das in der Geschichte der deutschen Erziehung ohne Vorbild war und wohl auch ohne Nachfolge bleiben wird. Die Entwicklung der Erziehung in Deutschland ist von einfallsreichen Theoretikern und erfahrenen Praktikern bestimmt; einfallsreiche Praktiker waren selten, Kurt Hahn war einer von ihnen.“ (Becker, 1974)

Schon drei Jahre zuvor hatte er sich der Öffentlichkeit gezeigt als jener, der die Deutungshoheit über das Unternehmen „Kurzschule“ hat. In die „deutsche jugend“ verfasst er den Nachruf auf Gustav Richter, von dem er sagt:

„Durch einen Bombensplitter bei Kriegsende schwer verletzt und für sein Leben lang behindert, hat er nach dem Kriege den Aufbau und die Organisation der deutschen Kurzschulen fast allein durchgeführt. Die Verhandlungen mit öffentlichen und privaten Geldgebern, die Einstellungen der leitenden Kräfte, die Auswahl der Kursteilnehmer, das alles erledigte Gu-

stav Richter in einem Alter, in dem viele heute ihre berufliche Arbeit abzuschließen pflegen.“ (Becker & Ther, 1971, S. 553)

Seinen letzten großen Auftritt auf der Bühne des deutschen Outward Bound hatte Hellmut Becker 1982. Ende Januar 1982 ereignete sich ein Lawinenunglück, bei dem drei Mitarbeiter der Kurzschule Berchtesgaden und zehn Kursteilnehmer zu Tode kamen; Rolf Mantler war damals Leiter der Kurzschule Berchtesgaden. Das war ein gefundenes Fressen für all diejenigen im Lande, denen das, was da in den deutschen Kurzschulen seit 1951 geschah, nicht geheuer war. Für manche ereignete sich dort gar Ungeheuerliches. So etwa für den SPIEGEL, der mit der ZEIT zwar den Verlagsort Hamburg teilte, ansonsten aber mit ihr konkurrierte, wann und wo das ging. Beim SPIEGEL wusste man sehr wohl, dass Marion Gräfin Dönhoff, damals Chefredakteurin der ZEIT und deren Mitherausgeberin, von Anfang an eine große Freundin dieser Hahnschen Sache war. Eine gute Gelegenheit für eine Watsch'n. Die wurde in der nächstmöglichen SPIEGEL-Ausgabe vom 7. Februar 1982 denn auch genehmlich erteilt. Ich bringe den Artikel auszugsweise zur Kenntnis:

„Im schuleigenen 'Klettergarten' übt Angelika, 'sich wie Tarzan am Seil' über imaginäre Hindernisse zu schwingen. Axel überquert trotz schwerer Bergstiefel 'spielend' eine 'Brücke aus Stricken'. Otmar bekommt 'Sonderbeifall von zuschauenden Urlaubern' für sein 'gekonntes Abseilen aus dem 2. Stock'. Derlei authentische Erfolgserlebnisse ihrer jugendlichen Gastschüler propagieren zwei freizeitpädagogische Einrichtungen in den Alpen: die sogenannten Outward-Bound-Kurzschulen zu Berchtesgaden und Baad im Kleinen Walsertal, bei denen laut Eigenwerbung 'das Abenteuer auf dem Stundenplan' steht. Verlangt wird viel: 'Wenn man sagt, ich kann nicht mehr', überliefert in der Schulwerbung 'eine Auszubildende aus Karlsruhe', 'geht es immer noch weiter.' Zu den 'natursportlichen Aktivitäten' der Ferienschulen zählen Klettern, Biwakieren, Skitouren und Wildwasser-Kajakfahrten. 'Diese Wochen', heißt es im Prospekt über die 14tägigen Kurz-Kurse für 16- bis 21jährige, 'können Ihr ganzes Leben verändern.'

Auf makabre Weise bewahrheitete sich der flotte Wahlspruch am vorletzten Sonntag, als zehn Kurzschüler und drei Betreuer bei einer waghalsigen Tiefschnee-Tour im Salzburgerischen Tennengebirge ums Leben kamen [...]. Nach dem Lawinenunglück von Werfenweng [im österreichischen Pongau] stellte sich denn auch rasch der Vorwurf ein, die Abenteuerschüler könnten einem 'Selbstmordkommando' (so ein einheimischer Hüttenwirt) zum Opfer gefallen sein.

Möglich, daß der verantwortliche Gruppenleiter, Bergführer Hermann Thumm, eine 'optimale Spur' legte, wie ihn Kollegen verteidigten. Unzweifelhaft aber ist: Thumm hätte die ihm anvertrauten Schüler, größtenteils Anfänger, bei der ex-

tremen Schlechtwetterlage gar nicht erst ins Gelände führen dürfen, sei es auch nur, um unnötige Strapazen zu vermeiden. Eine Erklärung für Thumms tödlichen Leichtsinn könnte im Konzept der Kurzschulen liegen, die bei Exkursionen erklärtermaßen 'spannungsreichen Grenzsituationen' keineswegs ausweichen. Dazu zählen offenbar auch Härtetests bei Schneesturm und Regengüssen: 'Nur eine Schönwetterausbildung', räumte letzte Woche ein Schulsprecher ein, 'das wäre wirklich Wahnsinn. Ein einstiger Mitarbeiter der Berchtesgadener Schule und Freund des getöteten Thumm behauptet, die Gruppenleiter gerieten zunehmend unter einen 'gewissen Erfolgszwang', den Höhepunkt der Abenteuer-Kurse, den Hochgebirgsausflug im Sommer wie im Winter, auch mal bei gefährlichem Wetter zu riskieren. Möglicher Grund: Das Management der Schulen, so der Ex-Mitarbeiter zum SPIEGEL, brauche 'immer etwas zum [...] Vorzeigen' - für die Sponsoren, vor allem öffentliche Schulen und Großfirmen, bei denen um neue Kursteilnehmer geworben wird. [...]

Seit einiger Zeit schon ist das pädagogische Konzept, wie der Tübinger Sozialwissenschaftler und Bergführer Reinhold Baisch befürchtet, in Gefahr, 'an betriebswirtschaftlichen Interessen zu scheitern'. Während sich die Kurse früher noch über drei und vier Wochen erstreckten, wurden sie 1980 auf zwei Wochen (Kosten: 700 bis 800 Mark) gestrafft – mit Rücksicht auf die Industriebetriebe, die ihre Auszubildenden nicht länger freistellen mochten. Dies führte beispielsweise zu Streichungen im 'Randprogramm', so bei der Erste-Hilfe-Unterweisung. Und weil zugleich das pädagogische Personal verstärkt wurde, müssen die Träger mehr Geld aufbringen, etwa durch verstärkte Anwerbung von Kursteilnehmern, mit deren Eignung es womöglich nicht mehr so genau genommen wird. 'Meine Knöchel und Schienbeine', schrieb Angelika Kuczka aus Kronberg im Taunus wenige Tage vor ihrem Lawinentod in Werfenweng an ihre Eltern, 'sind nur noch rohes Fleisch. So eine Fahrt mache ich nie wieder.' Das Schulmanagement gibt sich freilich auch nach dem Lawinenunglück unbeugsam. DGEE-Geschäftsführer Jürgen Jeben: 'Wir lassen uns durch diese Sache nicht unsere Idee der Erlebnispädagogik kaputtmachen.' Voraussetzung sei allerdings, ergänzt ein Schulsprecher in Berchtesgaden, daß die 'Entsenderstellen treu bleiben'. Eben daran könnte es künftig mangeln. Die Hamburger Schulbehörde jedenfalls sagte die für Samstag letzter Woche geplante Reise einer 10. Schulklasse nach Baad kurzerhand ab. Solange die Untersuchungen noch nicht abgeschlossen seien, erklärte Landesschulrat Wolfgang Neckel, halte er die Teilnahme an Kurz-Kursen 'nicht für angemessen'.“ (Anonym, 1982)

Nicht nur die Weigerung von Entsendestellen hätte die Kurzschulen in den finanziellen Ruin treiben können, sondern auch die durch öffentlichen Meinungsumschwung bewirkte Vorenthaltung öffentlicher Fördermittel, die sich damals laut SPIEGEL-Bericht auf über eine Million DM (800 Tsd. vom Bundesfamilienministerium und 250 Tsd. vom bayerischen Kultusministerium) beliefen. Dass die Kurzschulen tatsächlich in den Konkurs gehen können, wurde wenige Jahre später eindrucksvoll demonstriert. Jetzt aber ist es noch einmal nicht so weit. Es ist kein Herrgott, der die Rettung bewirkt, noch nicht einmal ein römisch-katholischer Bayer, sondern dieser protestantisch-preußische Hellmut Becker, der jetzt auch schon wieder in der Preußenkapitale Berlin wohnt und dem die preußisch-protestantische Mitherausgeberin der ZEIT, Marion Gräfin Dönhoff in „ihrem“ Blatt die Bühne für einen großen Auftritt gewährt.

Es musste fix gehen, denn es war (Konkurs-)Gefahr im Verzug. Es durfte allerdings nicht allzu plump daherkommen; da vermag das literarische Format des „Interviews“, doch so etwas wie „journalistische Neutralität“ zu suggerieren. Hellmut Becker kann auch mit „Interviews“. Ich gebe nachfolgend Kostproben aus jenem mit Michael Schwelien geführten Interview, das in der ZEIT vom 12. Februar 1982 veröffentlicht wurde (die Fragen sind wie im Original kursiv gesetzt):

„An den Kurzschulen sollen Jugendliche Retten und Helfen lernen. Nun sind zehn von ihnen dabei gestorben. Muß es bei einer "Outward-Bound-School" wie dieser nicht zwangsläufig zu Unfällen kommen?

Gerade angesichts dieses tragischen Unfalls muß man feststellen: Die Unfälle sind nicht zwangsläufig, die Kurzschule Berchtesgaden hat seit Ihrer Gründung, also seit 14 Jahren ohne nennenswerte Unfälle gearbeitet. Die Vorbereitung zum Rettungsdienst in den Bergen und auf See hat die Jugendlichen zwar in für sie außergewöhnliche Situationen geführt, aber nie hat es so etwas wie Sucht nach Risiko oder Überlebenstraining auf den Kurzschulen gegeben. Das Abenteuer des Ungewohnten ist kein Lebensrisiko. [...]

Bergführer Hermann Thumm galt als erfahrener Mann; die Gruppe, die er leitete, war gut ausgerüstet, die Kurzschule hat in vielen Jahren Erfahrungen gesammelt. Wenn nicht Leichtsinn zu dem Unfall führte, dann kann es doch nur an dem Konzept der Schule, etwa Skiwanderungen unter extremen Bedingungen zu unternehmen, gelegen haben?

Zu den Aufgaben der Kurzschulen gehört es, Jugendlichen aus der Stadt die Natur wieder nahe zu bringen. Die Kurzschulen haben das Skifahren nicht auf Pistenfahren und schönes Wetter beschränkt, aber sie haben nicht extreme Bedingungen als solche ausgesucht. Das würde dem Konzept der Kurzschulen unmittelbar

widersprechen. Allerdings gehört es zur Ausbildung, auch bei Witterungsverhältnissen, bei denen der private Tourist im Zimmer bleibt, die Natur kennenzulernen.

Nun ist dies ja nicht das erste Unglück an einer Kurzschule. Im Mai 1964 wurde eine Schülergruppe der Kurzschule im Kleinen Walsertal am angeblich 'sicheren Hang' von einer Lawine überrascht; zwei starben, fünf andere wurden verletzt. Kurz darauf stürzte ein Schüler beim Bergsteigen ab und starb. Man sagt, von hundert Teilnehmern fahren meist zwei mit gebrochenen Beinen wieder nach Hause. Ist das Risiko, das die Kurzschulen in Kauf nehmen, nicht zu groß?

Brüche sind leider beim Skilaufen nicht völlig auszuschließen. Nach meinen Informationen sind im Durchschnitt bei 600 Teilnehmern zwei Brüche zu verzeichnen. Dieser Prozentsatz dürfte weit unter der entsprechenden Zahl bei dem üblichen Pistentourismus liegen. Die Gesamtheit der Unfälle bei den Kurzschulen, die nun immerhin seit ihrem Bestehen 60 000 Teilnehmer durchlaufen haben, liegt weit unter dem Prozentsatz, den wir bei unserem Autoverkehr als selbstverständlich in Kauf nehmen. [...]

Geistige und charakterliche Selbstzucht, besonders im Sport, das waren die Prinzipien Hahns. Haben diese heute noch Bestand? Ist das nicht alles antiquiert?

Einen Sportunterricht, der immer wieder die Höchstleistung in den Vordergrund stellt, halte ich für verfehlt. Die Kurzschulen erwecken ein gewisses Körpergefühl, das die Jugendlichen sehr viel mehr als die Hochleistungsvorbereitungen brauchen. Bundespräsident Theodor Heuss hat mir seinerzeit über die Kurzschulen gesagt: 'Es ist weniger wichtig, daß die jungen Menschen lernen, wie die einzelnen Kompetenzen im Staat sich zueinander verhalten, wichtig ist, daß man Formen der politischen Bildung findet, in denen die Initiative in der Kooperation geübt wird.' Ich glaube nicht, daß das Konzept der 'Initiative in der Kooperation', das Grundkonzept der Kurzschule, in irgendeiner Weise überholt ist.

Werden die Kurzschulen diesen Unfall überstehen? Immerhin hat die Hamburger Schulbehörde bereits den Aufenthalt dort untersagt, und es waren ja nicht wenige Kurzschüler, die aus Hamburg kamen.

Die Hamburger Schulbehörde wird verständlicherweise vor weiteren Entscheidungen das amtliche Ergebnis der Untersuchungen abwarten. Meiner Ansicht nach werden die Kurzschulen weitergeführt werden, weil sie eine inzwischen in der ganzen Welt verbreitete notwendige Ergänzung unserer Schulpädagogik darstellen. In den letzten Tagen erhielten die Kurzschulen zu diesem tratschen [sic!] Unfall bewegende Briefe von früheren Teilnehmern, von Schulen und anderen entsendenden Einrichtungen, die gerade in diesem Augenblick zum Ausdruck brin-

gen, wieviel sie der nun schon 25 Jahre währenden Arbeit der Kurzschulen in der Bundesrepublik zu verdanken haben.“ (Schwelien, 1982)

Es hat mir schon damals imponiert, wie selbstbewusst Hellmut Becker über Risiko und Gefahr sprach, und das ist bis heute so geblieben. Ich hatte nicht zuletzt seine Ausführungen vor Augen, als ich nach neun Praxisjahren auf dem Gebiet der Erlebnispädagogik zu Zeiten, da dort die „Sicherheits“-Kultur größte Blüten trieb, die Abhandlung „Risiko und Gefahr“ (Heekerens, 1995) schrieb.

7.2.5 Götterdämmerung

Die Schule Schloss Salem (2020; vgl. Heekerens, 2021a) vermerkt in ihrer Festschrift zum 100-jährigen Bestehen in der Chronik 1920-2020 auf Seite 431 unter dem Datum vom 9. November 1933: „Internatsleitung: Dr. Erich Meissner. Rede: 'Fordernde Kameradschaft' statt 'Lumpenkameradschaft', 'Treue zu Salem und seinen Gründern!'" Und auf Seite 432 liest man dann unter der Zeitangabe „Mitte Juli 1934“ dieses: „Emigration Dr. Meissners nach Schottland zu Kurt Hahn“. Dieser Erich Meissner schreibt in den 1960ern ein Buch, das 1965 unter dem Titel „Asketische Erziehung. Hermann Lietz und seine Pädagogik“ bei Beltz in Weinheim erscheint. Herman Nohl hätte das Werk erfreut, aber er ist bereits tot, und Kurt Hahn dürfte es gefallen haben, aber der ist damals schon zu altersschwach, um sich öffentlich zu äußern. Dafür gibt es ja vitale Junge.

Einer der zentralen Passagen des Buches lautet: „Die fruchtbare pädagogische Begegnung zwischen dem einzelnen Knaben und seinem Lehrer ist das Kernstück der Erziehung. Ja, letzten Endes besteht Erziehung einzig und allein in diesem Vorgang und ihr Rang wird an der Fruchtbarkeit der Begegnung gemessen. Überall und jederzeit kann sich dies abspielen, in Dachkammern und Kellern; keine Macht der Umstände, keine Tyrannei und Torheit, kann es verhindern.“ (Meissner, 1965, S. 41) Das ist eine sinnfällige Darstellung von Herman Nohls Konzept des „Pädagogischen Bezugs“ und es ist der Extrakt dessen, was man „Reformpädagogik“ nennt. Keiner hat das besser verstanden als Gerold Becker. Der erklärte mit Blick auf alle Darstellungen von und zu Hermann Lietz: „die überzeugendste und bei mancher Kritik einfühlsamste scheint mir bis heute das 1965 erschienene Buch 'Asketische Erziehung' von Erich Meissner“ (G. Becker, 1996).

Geäußert hat das Gerold Becker in seinem Vortrag vom 12. April 1996, da war Hellmut Becker zweieinhalb Jahre tot, auf der 10. Internationalen Wagenschein-Tagung an der von Edith Geheeb-Cassirer und Paul Geheeb gegründeten Ecole d'Humanité in Goldern-Hasliberg mit dem Titel „Lietz und Geheeb“, der noch im selben Jahr als 8. der „Schriften der Schweizerischen Wagenschein-Gesellschaft“ gedruckt wurde. Die Schweizerische Wagenschein-Gesell-

schaft wurde am 21. Oktober 1990 im Martin-Wagenschein-Haus der Ecole d'Humanité gegründet; sie ist Mitglied des Weltbundes für Erneuerung der Erziehung, der ältesten internationalen Organisation, die seit 1921 die Reformpädagogik begleitet, schützt und voranbringt.

Ja, da hatte man ja mit Gerold Becker gerade den Richtigen eingeladen. Er war den Zuhörer(inne)n bekannt als Mitarbeiter an der von Edith Geheeb-Cassirer und Paul Geheeb gegründeten Odenwaldschule Ober-Hambach (OSO) in den Jahren 1969-1985, ab 1972 als deren Leiter. Und er galt als einer der geistigen Erben des Hellmut Becker spätestens, seit er 1993 zusammen mit Jürgen Zimmermann „Lust und Last der Aufklärung. Ein Buch zum 80. Geburtstag Hellmut Beckers“ herausgegeben hatte. Man kann sich vorstellen, wie ergriffen das Publikum seinen Worten lauschte. Etwa denen über Paul Geheeb's Verhältnis zu Kindern und Jugendlichen und der veränderten Rolle der Lehrer(innen):

„Geheeb's Verhältnis zu Kindern und Jugendlichen war vor allem gekennzeichnet durch Vertrauen und Geduld, durch Zuhörenkönnen, aber auch durch Scharfsichtigkeit und Distanz. Insbesondere unter den jüngeren Kindern empfanden ihn viele im Alltag allerdings wohl nicht als jemand, zu dem man sich ohne weiteres vertrauend flüchten könne, wenn man Not oder Kummer hatte. MARTIN WAGENSCHNHEIN schreibt über ihn: 'Wenn er mit seinem immer etwas eiligen, federnden Gang zwischen den Häusern seiner Schule dahinschritt, stets zugleich gegenwärtig und anderswo, und den Begegnenden, sofern er nicht durch ihn hindurchsah, in seinen rätselhaften grauen Blick nahm, dann waren darin Vertrauen und Distanz unbeschreiblich gemischt. Er hatte nicht wenig vom 'lieben Gott' für die Kinder.'

Es gab auch Kinder und Jugendliche, die ein besonderes Vertrauensverhältnis zu Paul Geheeb hatten. Aber selbst die haben sich bei Alltagssorgen oder -Kümmernissen vermutlich lieber zu EDITH GEHEEB-CASSIRER geflüchtet, die in jenen Jahren vorsorgend, fürsorgend, mütterlich, heilend und tröstend in einer Weise war, die einen bis heute anrührt, wenn man die Berichte ehemaliger Schüler über sie liest, Berichte, die fast ausnahmslos dankbare Liebeserklärungen sind. Ich habe darüber hinaus den Verdacht, daß es vor allem Edith Geheeb-Cassirer war, die dafür sorgte, daß es in der Odenwaldschule nicht nur viel gepriesene Ideen und bewunderte Entwürfe für die Strukturen des Zusammenlebens (das 'Familiensystem', die 'Schulgemeinde') gab, sondern einen verlässlichen, schönen und für (fast) alle befriedigenden Alltag, so daß die Odenwaldschule tatsächlich für viele Kinder und Jugendliche ein lebenslang geliebtes 'zweites Zuhause' werden konnte. [...]

Aber immerhin: in fast allen Landerziehungsheimen war den Lehrern eine an-

dere Rolle als die des nur Unterrichtenden angesonnen: sie sollten 'erziehen' und sich dabei (dies hatte nun gerade Lietz immer wieder betont) als 'Kameraden und Freunde' ihrer Zöglinge fühlen und benehmen – eine unerhörte Veränderung gegenüber der Vorstellung des vor allem Disziplin haltenden, strengen und gerechten Lehrers der 'normalen' staatlichen Schule, bei dem jede Art von menschlicher Nähe sich sozusagen von selbst verbot, weil sie seine 'Objektivität' zu beeinträchtigen geeignet war. Die Lehrer (und die anfangs, bis auf die Odenwaldschule, fast nicht vorhandenen Lehrerinnen) an Landerziehungsheimen sollten sich auch um praktische Arbeit, um das Alltagsleben im Heim kümmern.

Diese neue Rolle des Lehrers als Erzieher, älterer Kamerad und Freund war übrigens anfangs weder selbstverständlich noch überall und immer verwirklicht. Lietz hat in seinen ersten Jahren in Ilsenburg allen Lehrern, wenn nicht von vorneherein, dann sehr bald, mißtraut (sich oft Dritten gegenüber bitter über sie beklagt): eigentlich gab es, so lange er in Ilsenburg war, nur einen Erzieher, Freund und Kameraden der Zöglinge: ihn selbst. Fast alle Lehrer wohnten im Ur-Landerziehungsheim Ilsenburg darum auch nicht etwa im Heim, sondern in der Stadt, kamen nur zum Unterricht. Kleine Wohngruppen und für sie verantwortliche Erwachsene (die sog. 'Heimfamilien') gab es erstmals in Haubinda, als Geheeb dort Mitarbeiter wurde. Auch später, als Hermann Lietz als 'Oberleiter' mit einer geradezu mörderischen Einsatzbereitschaft ständig zwischen seinen Heimen hin und her reiste, verstand er sich letztlich immer noch als der Ober-Erzieher, der seine Erziehungsautorität an die anderen nur delegiert hatte. In diesem Selbstverständnis übrigens in Übereinstimmung mit manchen anderen, nicht nur mit WYNEKEN, sondern zum Beispiel auch mit KURT HAHN, der Lehrer, von Ausnahmen abgesehen, als eher mediokre Figuren, sozusagen als Belehr-Domestiken empfand, oder auch mit ALEXANDER NEILL, in dessen Büchern über Summerhill andere Erwachsene als Alexander Neill nur am Rande vorkommen.“ (G. Becker, 1996)

Hier redet einer, der weiß, wovon er spricht. Der OSO-Lehrer und -Leiter hat die von der Reformpädagogik geforderte und in den Landerziehungsheimen ermöglichte „neue Rolle des Lehrers als Erzieher, älterer Kamerad und Freund“ in aller Exzellenz ausgefüllt. Er hat den Sinn der Meissnerschen Rede am radikalsten praktisch verstanden: „Die fruchtbare pädagogische Begegnung zwischen dem einzelnen Knaben und seinem Lehrer ist das Kernstück der Erziehung. Ja, letzten Endes besteht Erziehung einzig und allein in diesem Vorgang und ihr Rang wird an der Fruchtbarkeit der Begegnung gemessen. Überall und jederzeit kann sich dies abspielen, in Dachkammern und Kellern; keine Macht der Umstände, keine Tyrannei und Torheit, kann es verhindern.“ (Meissner, 1965, S. 41)

Gerold Becker war sein ganzes Erwachsenenleben lang pädophil, aber zum größten Pädokriminellen der Bundesrepublik, dem gegenüber selbst die übelsten Vertreter des kölsch-katholischen Klüngels doch nur Messdiener-Niveau haben, wurde er erst an der OSO. Dorthin gebracht hat ihn – in voller Kenntnis seiner pädophilen Neigungen und früherer Taten sexualisierter Gewalt – Hellmut Becker, der die OSO mit Billigung des Kollegiums und der Sponsoren (insbesondere den protestantischen Freudenbergs aus dem nahen badischen Weinheim) als seine „Wald-Schule“ ansehen konnte. Er hat dafür gesorgt, dass Gerold Beckers pädokriminelle Untaten für ein viertel Jahrhundert verschwiegen und vertuscht wurden. Es war eine der letzten Großtaten der „Protestantischen Mafia“ und die zeigte dabei ihr hässliches Gesicht. Bedeutende Mitakteure beim Verschweigen und Vertuschen waren die ZEIT-Gräfin Marion Gräfin Dönhoff und der dem Gerold Becker in unseliger Liebe verfallene „Star-Pädagoge“ Hartmut von Hentig. Wer sich mit den angesprochenen „Unappetitlichkeiten“ näher beschäftigen möchte, sei zum Einstieg verwiesen auf meine online verfügbaren Verlautbarungen zur Sache (Heekerens, 2016c, 2016d, 2019d, 2019e).

8 Die 1970er: Aufbruch zu neuen Ufern

Die 1970er erscheinen vielen nicht allzu aufregend. Ja, in den 1960ern, da war noch was los, zumindest dem Ende zu, aber dann erst doch wieder in den 1980ern. In den 1960ern wurden Möglichkeiten für ein „besseres“, für die meisten Nachgeborenen: „genussvolleres“ Leben eröffnet, deren Realisierung aber erst in den 1980ern voll und ganz zum Tragen kam. Dieser Grobskizze der Bundesrepublikaner(innen) auf dem Weg zur „Erlebnis-Gesellschaft“ soll nicht widersprochen werden. Nur angefügt, dass in den 1970ern nicht etwa nur „Übersprungs-handlungen“ stattfanden, sondern jene politischen und gesellschaftlichen Transformationsprozesse, ohne die „68“ nicht in der Bundesrepublik der 1980er angekommen wäre. Der Wikipedia-Eintrag „1970er“ (Stand: Mai 2021) beginnt nach der zeitlichen Fixierung des Zeitraums mit den Worten: „Vor allem in der westlichen Geschichtswissenschaft gelten die 70er-Jahre heute als eine Zeit von Krisen, Umbrüchen und Veränderungen.“ Ich nenne im Nachfolgenden einige solcher Krisen, Umbrüche und Veränderungen in den 1970ern, die für Deutschland nachhaltige Folgen zeitigten:

- 1970/71: Bundeskanzler Willy Brandt bittet 1970 Polen um Vergebung für deutsche Verbrechen im Zweiten Weltkrieg („Kniefall von Warschau“), wofür er ein Jahr später den Friedensnobelpreis erhält; Deutschland ist unter den Völkern der Erde ein Stück weit mehr moralisch rehabilitiert. In den Moskauer und Warschauer Verträgen anerkennt die Bundesrepublik die Oder-Neiße-Linie als Ostgrenze Deutschlands; damit steht einem Friedensvertrag mit den vier Siegermächten des Zweiten Weltkriegs, wie er denn 1991 Rechtsgestalt annahm im Zwei-plus-Vier-Vertrag, nichts mehr im Wege.
- 1972/1974: Deutschland wird 1972 mit München erstmals wieder nach 1936 in Berlin Austragungsort der Olympischen Sommerspiele auf deutschem Boden. Die Bundesrepublik präsentiert sich der Weltöffentlichkeit als moderne Zivilgesellschaft mit sportlicher Leistungsbereitschaft: In der Gesamtwertung belegt sie den vierten Platz nach der UdSSR, den USA – und der DDR. Die Fußballweltmeisterschaft wurde 1974 erstmals auf deutschem Boden ausgetragen; die BRD wurde – nach 1954 in Bern zum zweiten Mal Weltmeister – im Münchener Olympia-Stadion beim Endspiel gegen die Niederlande. Mit beiden international bedeutsamen Großveranstaltungen und den dabei gezeig-

ten Leistungen begründete die Bundesrepublik ihre bis heute andauernde Bedeutung in Sport und Sportgeschäft. Unter den Fußballweltmeistern von 1974 befanden sich sieben Spieler des FC Bayern München; bis heute ist er der national wie international bedeutendste Fußballverein der Bundesrepublik. Und München ist weiter dabei, seinen weltweiten Ruf als „Weltstadt mit Herz“ auszubauen, zu dem die anlässlich von Olympia 1972 und Weltmeisterschaft 1974 weitgehend von außen finanzierten infrastrukturellen Innovationen (Autobahn, Stadtringe, S- und U-Bahn) wesentliche materielle Grundlagen geliefert haben.

- 1973: Im Herbst 1973 kam es im Zusammenhang mit dem Jom-Kippur-Krieg zur ersten Ölpreiskrise, die schlagartig deutlich machte, wie sehr die Industriestaaten von fossiler Energie, insbesondere von fossilen Treibstoffen abhängig sind. Nicht nur um Öl zu sparen, sondern auch um der Bevölkerung den Ernst der Lage eindrücklich vor Augen zu führen, wird im November 1973 hierzulande das „Energiesicherungsgesetz“ erlassen, auf dessen Grundlage an vier nachfolgenden „autofreien Sonntagen“ ein allgemeines Fahrverbot verhängt sowie für sechs Monate generelle Geschwindigkeitsbegrenzungen (100 km/h auf Autobahnen, ansonsten 80 km/h) eingeführt wurden. Die Botschaft: Wir müssen uns unabhängig(er) machen von fossiler Energie, insbesondere von fossilen Treibstoffen. Die Wirkung ist nachhaltig: In der Bundesrepublik wächst die Bedeutung erneuerbarer Energie seitdem unaufhaltsam an.
- 1975: Am 1. Mai endet der 20-jährige Vietnam-Krieg mit der Eroberung Saigons durch Truppen Nordvietnams und des Vietcong. Seither gilt die seit 1945 allgemein verbreitete Vorstellung von der Unbesiegbarkeit des US-amerikanischen Militärs als gebrochen. Das Jahr 1975 markiert den Anfang vom Ende der Vorstellung, die USA seien der *superman* schlechthin.
- 1975/76: Microsoft (ein Kofferwort aus microcomputer und software) wird 1975 gegründet, Apple (hard- und software) 1976; sie werden die bedeutendsten Treiber der Digitalen Revolution. Nixdorf in Kooperation etwa mit SIEMENS hatte in den 1970ern das Potential, hier in der 1. Liga mitzuspielen. Aber sie hatten beide nicht die nötige *vision*. Dieser Mangel hat viele Gründe; einer, den Kulturhistoriker(innen) mit akademisch akzeptablen Begriffen ausdrücken können, wird im Jargon des alternativen Milieus, das in den 1970ern aufblüht, so genannt: Die haben einfach zu oft Bier gesoffen und zu selten gekiff't.
- 1976: das Hochschulrahmengesetz des Bundes hebt die seit Anfang der 1970er gegründeten Fachhochschulen weitgehend auf die gleiche rechtliche „tertiäre Ebene“ wie Uni-

versitäten und diesen vergleichbare Einrichtungen. Die Freiheit von Forschung und Lehre sowie die akademische Selbstverwaltung an Fachhochschulen wurden garantiert; das Promotionsrecht steht auch noch im Jahr 2021 (weitgehend) aus. Sozialpädagog(inn)en werden seit bald einem halben Jahrhundert zunehmend mehr an Fachhochschulen als an Universitäten ausgebildet.

- 1978: Der polnische Kardinal Karol Wojtyła wird Papst unter dem Namen Johannes Paul II. Dieser Mann trägt Einiges dazu bei, dass am Ende des darauffolgenden Jahrzehnts der „Ostblock“ zerbricht.
- 1979: Am 1. Februar kehrte Ruhollah Chomeini aus dem französischen Exil zurück in den Iran (bis 1935 offiziell und bei den alten Travellers bis heute: Persien); dieser Tag wird seitdem als staatlicher Gedenktag mit dem schönen Namen „Morgenröte“ gefeiert. Binnen Jahresfrist hatte er unter teils gewaltsamer Ausschaltung aller, die ihm im Wege standen, die Grundlagen für die von ihm im Exil ersonnene „Islamische Republik“ gelegt. Im östlichen Nachbarland überschritten zum Jahresende die ersten sowjetischen Militäreinheiten die Grenze nach Afghanistan. Seither ist das das Gebiet, das man meist als „Mittleren Osten“ bezeichnet und geographisch vom östlichen Mittelmeer bis zum Westufer des Indus reicht, nicht mehr zur Ruhe gekommen – und wird dies auch auf absehbare Zeit hin nicht. Was in den 1970ern zu den Sehnsuchtsstraßen – von Istanbul nach Delhi – der alternativen Traveller aus dem westlichen Europa gehörte und den unschuldigen Namen „Hippie Trail“ trägt, ist auf unabsehbare Zeit „stark verblockt“, um mich in „Traveller-Deutsch“ auszudrücken.

8.1 The Roaring Seventies

Der qualifizierte historische Rückblick rechtfertigt die Bezeichnung *roaring* für jenes vor einem halben Jahrhundert beginnende Jahrzehnt. Es gab hierzulande Menschen, die schon an dessen Beginn hellstichtig, mutig und sensibel genug waren vorauszuahnen, dass die 1970er – nicht nur für Deutschland und Europa westlich des Eisernen Vorhangs – eine Zeitspanne großer Umbrüche sein würden. Unter den Vorahner(inne)n waren etwa Amon Düül II, deren Studio-Album „Tanz der Lemminge“ von 1971 mit einem Stück beginnt, das so klingt, wie es heißt: „Syntelman’s March of the Roaring Seventies“.

Wovon nur redet der Mann? Wer soll „Amon Düül II“ sein? Und wer, um alles in der Welt, denn „Syntelman“? Fangen wir mit dem Zweiten an. Das Argonne National Laboratory (ANL), gegründet 1946 und unter der wissenschaftlichen Leitung der University of Chicago stehend,

ist eines der ältesten und größten Forschungsinstitute des US-Energieministeriums. Zu seinen Aufgaben gehört die Entwicklung fortschrittlicher Zukunftstechnologien – der Robotik etwa. Im Jahr 1970 berichtete es über die Entwicklung eines (anthropomorphen oder humanoiden) Synchron-Telemanipulators, kurz: Syntelman. Die (west-)deutsche Industrie verschläft die Entwicklung anthropomorpher bzw. humanoider Roboter; namentlich etwa SIEMENS, wo sich die Konzernlenker am Wittelsbacher Platz in München („jetza san’s mir der Kini“) weiterhin dem (Bier-)seligen Schlaf wohlsituerter Selbstgefälligkeit hingeben.

Da sind andere Jungs aus München aufgeweckter. Die von „Amon Düül II“ etwa. Hinter dem Namen verbirgt sich – bei wechselnder Besetzung – eine Gruppe junger Menschen. Die Geschichte in aller Kürze: 1967 gründete sich unweit der Münchner SIEMENS-Zentrale in einer damals noch bezahlbaren Wohnung in der Leopoldstraße eine Künstler-Kommune, aus der in weiterer Zeit auch die Musikgruppe Amon Düül II hervorging. Sie war die international bekannteste Gruppe des „Krautrock“. In den hier interessierenden 1970ern war sie in Deutschland nicht nur ihrer Musik wegen bekannt. Sondern auch dadurch, dass sie mit einem Song auftraten in der ersten Fernsehproduktion von Rainer Werner Fassbinder, in der der Regisseur das Lebensgefühl der „68er“, die damals ja schon langsam zu „Alt-68ern“ wurden, expressiv zum Ausdruck brachte.

Die Rede ist von der „Niklashauser Fart“, erstmals am 26. Oktober 1970 in der Reihe „Fernsehspiel am Montag“ in der ARD gezeigt. Die Geschichte basiert auf einer historischen Begebenheit im fränkischen, heute zu Baden-Württemberg gehörenden, Niklashausen, wo im Jahr 1476 der Viehhirte Hans Böhm, genannt „Pauker von Niklashausen“, soziale Gleichheit predigte, innerhalb dreier Monate rund 70.000 Anhänger um sich scharte, auf Veranlassung des Würzburger Bischofs als Ketzler verhaftet und auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde. Das war Rainer Werner Fassbinders Film zum politischen Teil von „68“ – und dafür zollen ihm „Alt-68er“ bis heute Respekt.

Den weniger an Politik Interessierten ist Amon Düül II aus anderem Grunde in Erinnerung. Die Band hatte als Groupie eine der sowohl schönsten als auch interessantesten Frauen des damaligen Deutschlands: die Münchenerin Uschi Obermaier. Zu ihrem Leben in dem Zeitabschnitt Ende der 1960er - Anfang der 1970er zählte Vieles: Etwa die aufregendste Frau in den bekanntesten Kommunen Deutschlands (in Berlin und München) zu sein oder die Geliebte von Musikerlegenden wie Mick Jagger und Keith Richards. Mit dem Jahr 1973 kehrte so etwas wie „bürgerliche Normalität“ in Uschi Obermaiers Leben ein. Sie lernte Dieter Bockhorn kennen, der nach Jahren als „Prinz von St. Pauli“ Anfang der 1970er den Gang ins Bürgerliche wagte. Sein Hamburger Galerie-Café Adler, eine Mischung aus Kneipe, Galerie und Plattform für Aktionskünstler avancierte schnell zu einem stadtbekannten Szenetreff und Drogenumschlag-

platz, aber eben auch zu einer Location, in der Rudolf Augstein und Hamburger Lokalpolitiker ein und aus gingen.

Dieter Bockhorn, wie Uschi Obermaier selbst aus „kleinen Verhältnissen“ stammend, ist der einzige Mann, vom dem sie je als „mein Mann“ sprach (Seidl, 2007). Mit ihm unternahm sie ab 1976 mehrere Jahre ausgedehnte Reisen in dafür komfortabel aus- und umgebauten Kleinbussen um die Welt – erst 20 Monate auf dem Hippie Trail durch Asien mit den Etappen: Türkei, Persien (heute: Iran), Afghanistan, Pakistan, Indien (und ggf. Nepal). Dann folgten drei Reisejahre durch die USA und Mexiko. Dort schied Dieter Bockhorn aus dem Leben – „standesgemäß“. Am 31. Dezember 1983 starb er auf seiner letzten Reise mit Uschi Obermaier in der Nähe des mexikanischen Badeortes Cabo San Lucas. Er prallte auf seinem Motorrad – betrunken und mit überhöhter Geschwindigkeit – gegen einen entgegenkommenden Lastwagen. Ob es sich dabei um einen Unfall oder um Selbstmord handelte, ist bis heute ungeklärt.

8.2 Vom Reisen

„Menschsein bedeutet primär möglich sein. Den Spielraum des Möglichen erfährt der Mensch aber in der Begegnung mit dem Anderen und Fremden. Erst durch diese Begegnung gewinnt das Leben über den Entwurfscharakter hinaus reale Gestalt. Insofern ist auch das Reisen ein Phänomen von allgemein menschlicher Bedeutsamkeit, und der Mensch als *ens sociale* ist zugleich ein *ens vagans*. Unter diesem Blickpunkt erscheint das gesamte menschliche Leben als eine Wanderschaft, eine Erdenreise, deren wesentliches Ziel die Selbstfindung und -bewahrung in der Zwiesprache mit der begegnenden Vielfalt ist.“ (Röhrs, 1955, S. 382) Das veröffentlichte Hermann Röhrs, und auch deswegen schätze ich ihn bis heute, in der Nohlschen „Sammlung“ unter dem Titel „Vom Sinn des Reisens“ 1955, drei Jahre bevor er den Lehrstuhl für Erziehungswissenschaft der Universität Heidelberg erhalten würde.

Unverkennbar wird der Sinn des Reisens von Hermann Röhrs in besagtem Artikel gefasst in der Sprache Martin Bubers als „auf den anderen zugehen“, was für den Heidelberger Pädagogen den Kern der Friedenspädagogik ausmacht, als deren Begründer in Deutschland er gilt. Klug wie er ist, macht er, das Reisen zur Anschauung nehmend, darauf aufmerksam, dass Friedensarbeit als Arbeit am und zum „Wir“ unlösbar verbunden ist mit „Ich-Arbeit“: „Wesentlicher als das äußere Gepäck ist die innere Gewichtigkeit, die frei macht von Vorurteilen und falschen Erwartungen. Sonst bringen wir mit unserem Gepäck und Standpunkt nur unsere 'schlechte Subjektivität', die in der Begegnung bloß Bestätigung sucht, weil sie nicht viel weiter sieht als die 'Nase lang ist'. Diesem Übel kann der Mensch weder durch die Länge noch durch die Vielzahl der Reisen entgehen, denn sie geben ihm so nicht viel mehr als die Musik dem Tauben.“ (Röhrs, 1955, S. 386)

Ohne dass er die entsprechende Terminologie verwenden würde, hat Hermann Röhrs bereits 1955 die Unterscheidung von *traveller* und *tourist* getroffen, die für die Traveller-Identität der 1970er entscheidend sein würde:

„Diese Aussagen gelten in erhöhtem Maße von den Vergnügungsreisenden in der modernen Massengesellschaft, in welcher die zum Prinzip erhobene Hast als ihr natürliches Korrelat die Zerstreuung fordert. Der für den gesamten Ablauf konstitutive Akt des Zurüstens und Planens wird durch kommerzielle Instanzen abgenommen. Diese einspringende Fürsorge, die Heidegger schon allgemein als Wegbereiter einer uneigentlichen Lebensführung aufgewiesen hat, entlastet den Menschen aber nicht nur durch die fragwürdige Sicherheit eines kollektiven Reiseprogramms, sondern nimmt ihm auch die notwendige innere Einstellung. Ohne den inneren Aufbruch kommt es dann zu jenen Reisen, die in ihrer Vorläufigkeit und Unverbindlichkeit nur eine Fortsetzung des Alltags darstellen. Sie kennen daher auch immer das Ziel, das gleichsam in technischer Relation die kürzeste Verbindung zweier Punkte darstellt.“ (Röhrs, 1955, S. 393)

Zwölf Jahre nach diesem Aufsatz wird Hermann Röhrs mit „Eine Darstellung des Lebenswerkes von KURT HAHN“ (Röhrs, 1966) das erste und bis heute bedeutendste Herausgeberwerk zu und über Kurt Hahn vorlegen. Es trägt den Haupttitel „Bildung als Wagnis und Bewährung“. Wenn man dieses Buch im Lichte seines Aufsatzes von 1955 liest, könnte man ihm unschwer die Überschrift „Reisen als Wagnis und Bewährung“ geben. Hermann Röhrs blieb auch als Inhaber des Lehrstuhls für Erziehungswissenschaft der Universität Heidelberg ein Reisender. Sehr zum Leidwesen vieler Studierenden, Diplomand(inn)en und Doktorand(inn)en, die sich vom Sekretariat mit dem Hinweis auf „Herr Professor ist auf Dienstreise“ oder dem Verweis auf „Ersatz“ (Lehrbeauftragte etc.) doch eher selten „vertrösten“ ließen. Hermann Röhrs verstand sich, so habe ich das aus Vorlesungen bei ihm mitgenommen, als Reisender in der Tradition der „fahrenden Gesellen“, nicht als „Vagabund“ und schon gar nicht als „Aussteiger“. Er wollte „dort“ Erfahrungen sammeln, die für „hier“ bedeutsam sind, er verstand sein Reisen nie als „Leben im Umherziehen“ oder gar als „Suche nach einem besseren Ort“.

8.3 On the road

Im Sommer 1968 sind der aufgeweckten Jugend West- und Mitteleuropas die Frühlingstage von Paris und Prag, Berlin, Frankfurt am Main, Heidelberg und anderen „68er“-Orten noch in bester Erinnerung, aber deren politische Blüten drohen zu welken, ohne sich in Früchte zu wandeln. In diesen Wochen erscheint (zum Nachfolgenden vgl. zusammenf. Burghoff &

Kresta, 2003) in der Stuttgarter Zeitung eine Annonce folgenden Textes: „Jg. Mann, 26. J., startet im Herbst mit VW-Bus nach Indien. Einem praktischen und selbstständ. Mädel ist gegen geringe Unkostenbeteiligung Mitfahrt geboten. Zuschr. unter Z. 14860 an StZ.“

Auf die Anzeige meldet sich auch die damals 22-jährige Ludmilla Tüting, zu der Zeit von Beruf „Zeitungsdruckerin“, heute in Berlin lebend. Sie erhält den Platz auf dem Beifahrersitz des VW-Busses. Ich nehme an, es war noch ein Exemplar des Ur-Bullis, jener Erstaussgabe des von den VW-Werken bis 1967 unter der Werkbezeichnung VW Typ 2 T1 produzierten Kleintransporters, der hinten wie vorne jene Stoßstangen besaß, die der Bezeichnung „Stoßstangen“ noch alle Ehre machten. Das war spätestens nach Verlassen des jugoslawischen Autoports M1 in südöstliche Richtung ein Selektionsvorteil im Autoverkehr des Hippie Trails über Istanbul durch Anatolien, Persien, Afghanistan und über den Khyberpass nach Pakistan und von dort durch Indien zur (häufigsten) Endstation Goa. Dem VW Typ 2 T1 fehlte ansonsten all der Innenkomfort, dessen wegen heute der California 6.1 (nicht unter 50.000 EUR zu haben) bei jungen Familien mit smarterer Einstellung und guten Finanzverhältnissen so beliebt ist. Es wäre eine eigene wissenschaftliche Abhandlung – kulturalanthropologisch, psychologisch, soziologisch orientiert – wert, die Entwicklung vom T1 zum California 6.1 erklärend nachzuzeichnen. Es trüge zu unserem Verständnis dafür bei, wie „Erlebnis“ zu einem Konsumartikel wurde.

Aber wir sind ja noch beim Bulli VW Typ 2 T1 (eventuell T2, ab 1967 produziert), bei einem Roadtrip über heute unpassierbare Strecken vom Schwabenland nach Indien, den ich mir ohne die geistige Begleitung von Herrmann Hesses „Siddharta“ (1922) schwer vorstellen kann, und auch nicht ohne die Sozia Ludmilla Tüting. An die würde man sich heutzutage ebenso wenig erinnern wie an den dem Vergessen anheim gegebenen männlichen Reisepartner, wäre Ludmilas Gespür für die Reisesehnsucht der Deutschen geringer gewesen als Fräulein Smillas Gespür für Schnee (Film von 1997). Indien ist für Ludmilla Tüting keine Endstation; von dort aus geht es, der Zufall steuert mehr als ein Plan, weiter über Australien nach Kanada, Kolumbien, Brasilien und schließlich Afrika. Als sie nach vier Jahren Deutschland wieder erreicht, schreibt sie schnell ein gut 100 Seiten schmales Büchlein, das im Selbstverlag erscheint. Von der Leserschaft, zu der ich ab 1976 gehörte, wird es als Reiseführer verstanden und erscheint rasch in mehreren Auflagen: „Von Alaska bis Feuerland. Die Traumstrasse der Welt“ (Tüting, 1973).

„Von Alaska bis Feuerland“ ist ein Text, den man ohne Kenntnis seines Entstehungs- und Rezeptionskontextes schwerlich verstehen kann. Diesen Kontext hat der Konstanzer Zeitgeschichtler Sven Reichart (Jg. 1967) mit dem Begriffspaar „Authentizität und Gemeinschaft“ (Reichardt, 2014), so der Titel seines einschlägigen Werkes über „Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren“ kennzeichnen wollen. In meiner Rezension des Bu-

ches (Heekerens, 2014a) habe ich drei Fragen formuliert, die sich aus der Lektüre des Buches aufdrängen und denen nachzugehen mir fruchtbar scheint. Eine davon lautet: „Ist die hierzulande ab Mitte der achtziger Jahre sichtbar werdende Ausbreitung der Erlebnispädagogik mit ihrer Betonung der Erfahrung und Hervorhebung eines ganzheitlichen Ansatzes (Lernen mit Herz, Hirn und Hand) denkbar ohne die 'Vorbereitungsarbeit' des linksalternativen Milieus?“ (Heekerens, 2014a) Ich denke damals wie heute: Nein.

Aber geben wir noch einmal den jungen taz-Redakteurinnen Christel Burghoff und Edith Kresta (2003), die so viele blitzgescheite Artikel zum Thema (alternativer) „Tourismus“ geschrieben haben, das Wort. In ihrem hier interessierenden und oben angesprochenen taz-Artikel „On The Road Again“ (Burghoff & Kresta, 2003) führen sie zum Rezeptionskontext von Ludmilla Tütings Reiseführer „Von Alaska bis Feuerland. Die Traumstrasse der Welt“ (Tütling, 1973) aus:

„Er erschien zu einer Zeit, als Globetrotterkreise ihren Sehnsüchten nach Wildheit, Ruhe, Einfachheit und Unkultiviertheit hinterherreisten und sich ihre heißesten Tipps noch per Mund-zu-Ohr-Propaganda zuflüsterten. Aus dieser Szene entwickelte sich der alternative Tourismus – auch als Bestandteil einer neuen Subkultur. Die Abkehr von den spießigen Lebensverhältnissen der Nachkriegsära verband sich mit Hoffnungen auf ein freieres Leben, mit Experimentierfreudigkeit, sexueller Befreiung. Reisen als Horizonsweiterung und als Selbsterfahrungstrip war angesagt, das Ausschwärmen in die Welt war Teil eines gesellschaftlichen Aufbruchs. Die neue Reiseszene war begierig auf Tipps und Tricks erfahrener Traveller, alternativ zu reisen wurde zu einer Reisebewegung der Jugend.“ (Burghoff & Kresta, 2003)

Wie eng die Durchwirkung von ungewöhnlichem Reisen, alternativem Leben und progressivem Politisieren Anfang der 1970 war, illustriert anschaulich das Beispiel von Michael (Bommi) Baumann. Zu ihm berichten die auch in diesem Punkte wohl informierten taz-Redakteurinnen:

„Bommi Baumann, aus dem RAF-Umfeld und selbst Reisender auf der Flucht vor dem Bundeskriminalamt, weilt 1972 in Afghanistan, in Kabul: '1972 herrschte dort das Highlife des Hippietums. Die Stadt war voll von Langhaarigen, die Dope geraucht haben. Diese kosmopolitische Runde mitten in Asien war ganz interessant. Amerikaner, Kanadier, Australier, Neuseeländer und sämtliche Völkerschaften Westeuropas.' Der Hippietreck, schreibt Baumann, machte damals die Hälfte der Einnahmen des afghanischen Staates aus.

Bommi Baumann war Teil des 'großen Aufbruchs'. Es gab die gesellschaftlichen Gegenentwürfe, die Kritik am Kapitalismus, die radikale Abkehr von jedweder Konsumhaltung, zu der auch der Alternativtourismus gehörte. Vom Reisen versprach man sich ganzheitlichen Aufbruch zu neuen Ufern. Undenkbar, bei Neckermann oder Hummel zu buchen und irgendwelchen abgezirkelten Urlaubsfreuden und Sehenswürdigkeiten nachzugehen. Man fühlte sich als Freischärler, Pionier, Drauf- und Einzelgänger, Abweichler.

Leichte Vergnügungen versagte man sich von vornherein. Viel Sehnsucht nach individueller Befreiung; aber angekommen in Goa, stellte Haschrebell Baumann fest: „Die Hippies und Freaks sind damals nicht nur wegen der Drogen in diese Region gefahren, sondern auch um diesen spirituellen Trip im Osten kennen zu lernen. Diese menschliche Erfahrung kann man ja nur noch in Asien machen, und sie erweitert einfach das Menschenbild.“ (Burghoff & Kresta, 2003)

8.4 Hilfreiche Helfer(innen)

Mit Ludmilla Tüting unlösbar verknüpft ist die Geschichte der (bundes-)deutschen Globetrotter-Bewegung (zum Nachf. vgl. Deutsche Zentrale für Globetrotter, o.J.). Ludmilla Tüting ist nicht die erste, die ein Reise-Buch schreibt, das Erlebnisbericht und Anleitungswerk zugleich ist. Nach seiner Trans-Afrika-Tour mit einem VW-Bulli hatte Bernd Tesch 1972 im Selbstverlag den ersten Globetrotter-Reise-Führer Deutschlands herausgebracht: „Afrika-Führer für Selbstfahrer“. Er bildet zusammen mit Ludmilla Tüting und Friedemann von Engel aus Berlin das Führungstrio bei der Gründung der Deutschen Zentralstelle für Globetrotter (dztg) im Jahr 1974, die sogleich ein großes Echo durch die links-liberalen Medien erfährt. „Anders reisen“ ist ab da in links-alternativen Kreisen „in“.

Im selben Jahr wie Ludmilla Tütings Reise-Buch erschien im Zürcher Regenbogen-Verlag Robert Treichlers (1978) „Der billigste Trip nach Indien, Afghanistan und Nepal“ mit den Untertiteln „Von Zürich nach Delhi für 280 Fr. Von München nach Delhi für 217 DM“. Wem die Geldangaben unglaublich erscheinen, sei gesagt: Im Pudding-Shop zwischen Hagia Sophia und Blauer Moschee, gelegen auf der anderen Straßenseite (und heute noch existierend) wurden in den Jahren 1974-1976 vor meinen Augen Plätze in einem alten Londoner Doppel-deckerbus (ein früher *Magic Bus*) von Istanbul nach Delhi für 50 US-Dollar angeboten – unter dem Slogan „High People – Cool Trip“. Der Dope war ebenso wenig wie Trinken und Essen im Fahrpreis inbegriffen, aber er war günstig und unterwegs leicht zu haben: vom „grünen Türken“ und dem „roten Libanesen“ bis zum „schwarzen Afghanen“ und „dunkelbraunen Pakistani“. Dope wurde nicht zum bloßen Vergnügen konsumiert; ohne dessen sedierende Wirkung wären

die vielfältigen psychischen und physischen Beschwerden einer solchen Reise schwerlich zu bewältigen gewesen.

Ich habe von den Reise-Büchern, mit denen ich Ende der 1970er nach Kenia (ich wollte auf den Kilimandscharo), Sri Lanka (damals noch Ceylon) und Indien fuhr, nur noch eines: das des frühen dzg-Mitgliedes Burkhardt Dreyer mit dem Titel „Indien – Nepal – Ceylon. Handbuch für Selbstfahrer“ (Aachen: Selbstverlag, 1976) – mit einer Exkursionsbeschreibung zum Mt. Everest; er war mit einem VW-Käfer unterwegs. Dort heißt es auf Seite 38 zu Afghanistan: „Spätestens in Afghanistan bekommt man Durchfall (Kabulitis genannt). Das Wasser darf nicht getrunken werden und außer im Khyber Restaurant (Kabul) sollte man seine Mahlzeiten möglichst selbst zubereiten.“ Das Khyber Restaurant am Paschtunistan-Platz, erbaut in den 1960ern nach westlichen Vorbildern, war bis zum Einmarsch sowjetischer Truppen im Dezember 1979, das im Ausland bekannteste Beispiel für das moderne Afghanistan und Treffpunkt der kosmopolitisch orientierten Bewohner Kabuls. Nur: Ein Essen dort kostete so viel wie 14 Mahlzeiten in Goa; da mussten es die meisten Traveller bei einem Tschai (Chai) belassen.

Ich fuhr nicht mit einem *Magic Bus*, einem Bulli oder Käfer nach Indien, Ladakh und Sri Lanka. Als ich ab 1976 das nötige Geld für Fernreisen – d.h. jenseits Anatolien, Israel und Kreta – hatte, war die Quelle meiner Einkünfte die Ganztätigkeit als Leiter einer kleinen Erziehungsberatungsstelle nahe bei Heidelberg. Mehr als fünf Wochen Abwesenheit war da bei aller Freundlichkeit des Arbeitgebers und der Sympathie der Kolleg(inn)en nicht drin. Also: Billigflüge nach Delhi, was in der Regel Flughäfen wie Ost-Berlin, Warschau oder Moskau einschloss. Schon das war abenteuerlich, die damaligen Zielländer aber warteten für einen Low-Budget-Traveller von morgens bis abends mit Abenteuern jeglicher Art auf. Und mit Weggefährten, die man in dieser Lodge, jenem Bus oder einem der einschlägigen Züge traf; darunter viele, die vom Südosten Europas aus den Cool Trip über Land gemacht hatten – und davon so ausführlich und intensiv erzählten, als wollten sie beichten.

Im Jahr 1976, als Burkhardt Dreyers „Indien – Nepal – Ceylon“ erschien, taten sich die Autoren der ersten und erfolgreichsten Globetrotter-Bücher zu einer Gruppe zusammen und gaben insgesamt 21 Bände mit dem Label „Globetrotter schreiben für Globetrotter“ heraus (Deutsche Zentrale für Globetrotter, o.J.). Diese Reihe drückte die Reiselust einer ganzen Generation aus und war bahnbrechend, für eine neue Art zu reisen. Dass damit richtig Geld zu machen ist, merkte von den etablierten Verlagen als erster der 1956 gegründete DuMont-Verlag in Köln, der in den Anfangsjahren ausschließlich Kunstbuchverlag war und dem heutigen Bildungsreisenden noch immer durch seine Kunst-Reiseführer, erschienen seit 1968, bekannt. Ab 1973 erscheinen bei ihm bis heute 67 Bücher unter der Reihenbezeichnung „Richtig Reisen“. Mit dem für „Marokko“, Erstauflage 1981, bin ich mit der vierten, aktualisierten Auflage von 2001 (Buchholz, 2001) in den letzten zehn Jahren drei Mal sehr gut durchs Land und auch in

seine hinteren Winkel in der Sahara und auf dem Hohen Atlas gekommen. Die alternativen Traveller haben in den 1970ern eine Tür aufgestoßen, durch die ab dann die etablierten Reisenden schritten. „Wir wollten mal auf Großfahrt gehn bis an das End der Welt“. Was deutsche Jugendbewegte früher noch auf Feld und Flur in oder vor Jurten und Kohten eher diskret vor sich hinsangen, wurde in der Bundesrepublik der 1970er zum Schlager.

Die neuartigen Reiseführer der 1970er, seien es nun jene der alternativen Globetrotter oder des etablierten Kunst-Reiseführer-Verlages DuMont „passten“ zur Zeit. Sie waren sowohl Produkte des Zeit-Geistes als auch dessen Promotoren. Sie waren die „passenden“ Texte für einen „entsprechenden“ Kontext. Was passierte, wenn ein Text nicht zum Kontext passt, kann man am Schicksal des Buches „In Allahs Hand. Eine abenteuerliche Orientreise im Auto“ (Elten & Cropp, 1956) studieren, das Anfang 1956 im Ullstein-Verlag erschien, jenem Verlag, der vier Jahre zuvor mit Heinrich Harrers „Sieben Jahre in Tibet“ (Harrer, 1952) einen publizistischen Erfolg gefeiert hatte. Nur: Man las Heinrich Harrers Bericht als „Andachtsbuch“ eines Deutschen, der die Kriegsjahre, welch eine Ausnahme, in einem exotisch-fernen Land verleben konnte – und eben nicht als „Reiseführer“.

Die Elten-Croppsche Orient-Reise berührt alle historisch und kulturell bedeutsamen Punkte zwischen der Türkei und Pakistan, schließt aber auch einen Südexkurs mit ein: Beirut und Ost-Jerusalem; nach West-Jerusalem wie nach Israel überhaupt durften die beiden nicht – diplomatische Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und Israel werden erst 1965 aufgenommen. Ohne Schwierigkeiten aber gelangen die beiden Travellers in die muslimisch beeinflussten oder dominierten Staaten. Im Buch finden sich wiederholt Dokumente „orientalischer“ (Gast-) Freundlichkeit, die das übliche Maß sogar überschreiten. Den Muslimen des Nahen Ostens ist in den 1970ern Zweierleinoch präsent: Zum einen, dass die Deutschen zu Nazi-Zeiten mit aller Macht gegen „die Juden“ vorgingen, und zum anderen, dass der jüdische Staat Israel einer Liga aus fünf arabischen Staaten im Unabhängigkeitskrieg 1948/49 eine demütigende Niederlage beigebracht hatte.

Das Buch der beiden fand keinen Nachhall, es war ein Buch „vor der Zeit“, vor der Zeit des alternativen Reisens der Bundesrepublikaner(innen). Der Misserfolg des Buches hatte nichts zu tun mit den Biographien der beiden Autoren. Jörg Andrees Elten war Schüler der Nationalpolitischen Erziehungsanstalt (Napola) in Naumburg/Saale und von März bis Mai 1945 als eben 18-Jähriger noch Kriegsteilnehmer als Panzergrenadier in einer Einheit der Waffen-SS; da galt man nach Kriegsende gern und gnädigerweise als „Verführter“. Ebenfalls ein „Eliteschüler“ war Johann Albrecht Cropp, vor dem Abitur in Garmisch ab 1937 im Landschulheim Grovesmühle und danach in der Hermann-Lietz-Schule Haubinda. Der erlebte das Ende des Zeiten Weltkriegs mit noch nicht einmal 18 Jahren als Fallschirmjäger, für den es keine Verwendung mehr gab – ein Junge zum Erbarmen.

Zu schriftstellerischem Erfolg kam Jörg Andrees Elten erst mehr als zwei Jahrzehnte später. Im Jahr 1977, da war er schon lange als Korrespondent und Reporter für namhafte deutsche Zeitungen tätig, reiste Jörg Andrees Elten zu einem Interview mit dem damaligen Premierminister Morarji Desai nach Indien, wo er auch Bhagwan (Shree Rajneesh) in seinem Poona-Ashram besuchte und von diesem so beeindruckt war, dass er selbst Sannyasin wurde. Sein im Jahr darauf erschienener Stern-Artikel „Friede durch den Großen Meister“ (Elten, 1978) machte Bhagwan und seinen Ashram in Poona (heute: Pune) in der Bundesrepublik populär. Sein 1979 bei Rowohlt erschienenes Buch „Ganz entspannt im Hier und Jetzt“ (Elten, 1979), im Wesentlichen das Tagebuch seines Lebens im Ashram, war die Sensation der Frankfurter Buchmesse 1979, jahrelang ein Verkaufsschlager und fand sich im Reisegepäck Tausender junger Deutscher auf dem Weg zu Bhagwan. Jörg Andrees Eltens Biographie mag auf den ersten Blick „exotisch“ erscheinen, auf einen zweiten – psychodynamisch geschulten – aber allzu banal: Der Napola-Schüler Jörg Andrees Elten hat als Poona-Zögling an die Stelle der höchsten Autorität, der man allen Verstand opfern musste, Bhagwan gesetzt, wo vordem Adolf Hitler stand.

Zu den für die Realisierung von Abenteuerreisen unentbehrlichen Innovationen gehören auch die Outdoor-Ausrüster. „Outdoor“! Wann und weshalb wird in der Bundesrepublik zum ersten Mal von „Outdoor-Ausrüstern“ gesprochen – sowie wann und weshalb zum ersten Mal von „Outdoor-Pädagogik“? Es gibt in Deutschland wie im gesamten deutschsprachigen Raum seit Jahrzehnten vor den 1970ern eine Pädagogik, die „draußen“ stattfindet, wobei das „Draußen“ manchmal Kulisse ist, ein anderes Mal Arena und gelegentlich auch Medium. „Draußen“ findet größtenteils die Jugendarbeit deutscher Sportvereine statt, wobei „Draußen“, etwa der Fußballplatz unter freiem Himmel im Grunde pädagogisch irrelevant ist; „Draußen“ ist hauptsächlich Kulisse. In anderen Formen der bundesrepublikanischen und deutschsprachigen Jugendarbeit aber, ist „Draußen“ pädagogisches Medium: beispielsweise bei der Pfadfinderschaft, den alpinen Verbänden und all den Trägern der Jugendarbeit, die Zeltlager im Angebot haben. Nur hieß das in den 1970ern hierzulande noch nicht „Outdoor-Pädagogik“.

Analoges sehen wir beim Blick auf die Unternehmen, die Material bereit stellten für „Outdoor-Aktionen“. Die Bundeskämmerei der deutschen Pfadfinderschaft gibt sich bis heute nicht als ein Unternehmen für „Outdoor-Unternehmen“ aus, sondern unterbreitet ihr diesbezügliches Angebot wie seit Jahr und Tag mit der Bestimmung „für Fahrt und Lager“. Was die Sportgeschäfte anbelangt, so gab es schon vor Mitte der 1970er welche, in denen man sich mit Vielem eindecken konnte, was man „für Draußen“ braucht; das gilt vor allem für den Bergsport. So fand man schon Anfang der 1970er etwa in München mit Sporthaus Schuster und SportScheck gleich zwei große Bergsportfachgeschäfte mit einem sich zunehmend erweiternden Angebot. Und dennoch entstanden in bzw. nahe bei München in der zweiten Hälfte der 1970er zwei Un-

ternehmen, die Outdoor-Ausrüster im modernen Sinne waren: (Gerhard) Lauche & (Wolfgang) Maas sowie (Erika und Klaus) Därr. Die Därrs hatten Mitte der 1970er mit ihrem „TransSahara. Ausrüstung und Durchführung“ (auch) erschienen als Bd. 3 der Reihe „Globetrotter schreiben für Globetrotter“ (Därr & Därr, 1976), die Grundlage für ihr Geschäft gelegt.

Neben der Bundeskämmerei der deutschen Pfadfinderschaft waren mir Lauche & Maas, im Sortiment breiter aufgestellt als Därr, ab 1986 für ein viertel Jahrhundert die wichtigsten Beschaffer all des vielfältigen Materials, das man für anspruchsvolle erlebnispädagogische Exkursionen braucht. Im Jahre 1998 übernahmen Lauche & Maas Därr, zwei Jahrzehnte später mussten sie Insolvenz anmelden; ihr geschäftlicher Kernansatz, Kunden Verkäufern mit eigener Erfahrung mit dem gewünschten Produkt im persönlichen Gespräch entgegenzutreten zu lassen, zahlte sich nicht mehr in Cent und Euro aus. Därr, Lauche & Maas und viele andere Outdoor-Ausrüster gehören der Geschichte an. Spezielle Outdoor-Ausrüster aber gibt es nach wie vor. Und die bieten, angepasst an neue Kundenwünsche, moderner Vertriebswege kundig und um neu(st)e Erfindungen wissend, immer wieder Überraschendes, und das auch online, an; etwa ein kleines, leichtes Solar-Ladegerät um jene kleinen SmartPhones, mit denen viele heute nicht mehr durchs Outdoor kommen, immer wieder mit Elektro-Stoff zu versorgen. Damit künftigen Outdoorler(innen) der volle Segen deutscher Ingenieurskunst gesichert sei, bietet die TU Chemnitz seit Wintersemester 2020/21 die Zusatzqualifikation „Outdoor Engineer“ an.

Es gibt in Deutschland und dem deutschsprachigen Raum Outdoor-Ausstatter ganz unterschiedlicher Größe und mit differenziertem Sortiment. Der größte Outdoor-Ausstatter im deutschsprachigen Raum und einer der bedeutendsten in Europa heißt „Globetrotter“, genauer „Globetrotter Ausrüstung“, heute Teil der Fenix Outdoor International AG. Das Unternehmen ist früh und stark im Online-Geschäft, betreibt aber auch zwischen 10 und 20 Filialen – einige davon als „Erlebnisfilialen“ qualifiziert. Und es ist richtig frech: In München hat es seine Niederlassung (als „Erlebnisfiliale“) am Isartorplatz 8-10; das ist ein sündhaft teures (Mieten-)Pflaster und es ist nur wenige Gehminuten entfernt von den Münchner Urgesteinen im Outdoor-Geschäft: SportScheck und Sport Schuster.

Gegründet wurde das Unternehmen 1979 von Klaus Denart und Peter Lechhart in Hamburg. Der erste war Journalist und Afrikafahrer aus Hamburg und der zweite aus dem Allgäu, zunächst Bergführer und danach Hochseesegler (für so was ist nicht nur der Hopfen- und Forgensee zu klein, sondern selbst der Bodensee). Von Klaus Denart, Jg. 1942 wissen wir ein wenig mehr. Einmal, weil er uns ein Buch über seine Reisen hinterlassen hat: „Mr. Globetrotter. Meine Reisen, mein Leben“ (Denart, 2011). Und dann gibt es noch etwas Zweites. Als Rüdiger Rehberg, den einen bekannt als „Mr. Survival“, den anderen als Menschenrechtsaktivist, was für Rüdiger Rehberg eine selbstverständliche Einheit war, im April 2020 starb, hielt ihm nach des Verstorbenen ausdrücklichem Wunsch ein wohl gelittener Gefährte aus abenteuerli-

chen Zeiten – sie hatten zu zweit die heißeste Wüste der Erde, die Danakil in Äthiopien zu Fuß durchquert – die Grabrede: Klaus Denart mit „Eine Rede für Rü“ (Denart, 2020).

Es gibt im deutschsprachigen Raum gleich zwei Unternehmen, die unter dem Namen „Globetrotter“ daherkommen. Dass so etwas möglich ist, liegt daran, dass der deutschsprachige Raum an einer bestimmten Stelle durchschnitten ist von einer – äußerlich unsichtbaren – Grenze zwischen zwei Wirtschaftsräumen: EU und Nicht-EU. Die ist im vorliegenden Falle identisch mit der Grenze zwischen der Schweiz und Deutschland (sowie Österreich). Deshalb gibt es in der Schweiz ein Unternehmen, das ebenfalls unter dem Namen „Globetrotter“ bekannt ist. Sein voller Name lautet „Globetrotter Group“, hat seinen Sitz in Bern und kommt unter dem Slogan „Reisen statt Ferien“ daher. Den Kern bildet der Globetrotter Travel Service, ein auf Baukasten – und Individualreisen spezialisiertes Reisebüro.

Gegründet wurde das betrachtete Unternehmen von dem Rucksackreisenden (neudeutsch: Backpacker) Walter (Walo) Kamm. Im Sonntagsgespräch der Schweizer „SonntagsZeitung“ wird er im Juni 2020 so vorgestellt: Er „war als erster Schweizer auf Ko Samui [thailändische Insel], kiffte in Kabul und verliebte sich auf Bali in eine schöne Hawaiianerin“ (Winteler, 2020). Im vorliegenden wird er auch gefragt, welche Menschen ihn auf seinen zahlreichen Reisen beeindruckt hätten. Darauf antwortet er: Tausende einfach lebender Menschen haben mich durch ihr Alltagsleben nachhaltig beeindruckt. Am meisten jedoch Begegnungen mit spirituellen Persönlichkeiten wie dem Dalai Lama, Osho, Krishnamurti und anderen.“ „Osho“ ist der heute gebräuchliche Name des Mannes, der sich früher Bhagwan nannte. Ich glaube, dass für Walter Kamm „Goa“ und „Poona“ keine gegensätzlichen Alternativen, sondern zwei verschiedene Möglichkeiten waren (vgl. Kamm, 2019).

Das individuelle Reisen der deutschen Jugend, zu der man sich nach „68“ auch noch als gediegener (End-)Dreißiger rechnen durfte, war natürlich nicht ohne Vorbild. Da waren die Hippies aus dem eigenen Land, aber auch von Übersee, die den deutschen und westeuropäischen Travellers die Wege ebneten und die Ziele vorbereiteten; ob nun den Hippie Trail von Istanbul nach Goa oder die Wege zu entlegenen Orten wie Essaouira an der Atlantikküste Marokkos oder Matala an der Südküste Kretas. Ferner sind es die Hippies, die US-amerikanischen vorweg, die das VW-Modell VW Typ 2 T1 (der mit geteilter Frontscheibe) oder den nachfolgenden T2 (v.a. in der Kleinbusausführung bzw. dessen Sondermodell „Samba“) zum ersten weit verbreiteten Wohnmobil machen.

8.5 Easy Rider

Und da gibt es noch es ein Road-Movie, das zum Reisen, speziell mit dem Motorrad, verführt: „Easy Rider“, im Sommer 1969 offizieller Beitrag der USA zum Film-Festival in Cannes, wo

Dennis Hopper den Preis für das beste Werk eines Regieneulings erhielt. Im Dezember des Jahres 1969 kam der Film in die deutschen Kinos; da war schon klar, dass er ein Kassenschlager werden würde: Etwas mehr als 300.000 US-Dollar hatte der Film gekostet und spielte über 60 Millionen US-Dollar ein. Der Erfolg hatte auch zu tun mit der Filmmusik. Darunter dem Song, der allen nachklingt, die „Easy Rider“ damals gesehen haben, und der die Band unsterblich gemacht hat: „Born to be wild“ von „Steppenwolf“. Kein anderer Songtext jener Jahre bringt die Sehnsucht der damaligen Jugend jenseits wie diesseits des Atlantiks klarer zum Ausdruck. Ich zitiere die Schlusspassage:

„Get your motor runnin’ – Head out on the highway – Lookin’ for adventure –
And whatever comes our way – Yeah Darlin’ go make it happen – Take the world
in a love embrace – Fire all of your guns at once – And explode into space – Like
a true nature’s child – We were born, born to be wild – We can climb so high – I
never wanna die – Born to be wild – Born to be wild.“

Der Easy-Rider-Zentralsong „Born to be wild“ stammt aus dem 1968 erschienenen Debüt-Album „Steppenwolf“ der US-amerikanisch-kanadischen Rockband gleichen Namens. Die gleich zweimalige Namensgebung verdankt sich dem Frontman John Kay, der am 12. April 1944 in Tilsit (Ostpreußen) als Joachim Fritz Krauledat geboren wurde. Wir wissen nicht, ob und wie gründlich er Hermann Hesses „Steppenwolf“ von 1927 gelesen und wie er es verstanden hat. Aber wenn wir „Born to be wild“ als einen seiner Auslegungstexte begreifen, dann hat er wie zeitgleich viele der Hippies v.a. in den USA offensichtlich intuitiv erfasst: Harry Haller, die Zentralfigur in Hermann Hesses „Steppenwolf“ und von der Literaturkritik weitgehend als Alter Ego des Autors zu verstehen, ist „einer von uns“. Einer der jene faszinierende Seite im Menschen kennt, die – ich fasse hier zentrale Momente der Literaturkritik zu Hermann Hesses „Steppenwolf“ zusammen – vom Dionysischen (i.S. von Friedrich Nietzsche) geprägt ist, vom Es und Unbewussten, wie es Sigmund Freud skizziert hat, und von Archetypen im Jungschen Sinne namens „Entdecker“ (Motiv: Freiheit) und „Rebell“ (Motiv: Befreiung). Das Rebellische war jedem US-Amerikaner ohne jegliche weitere Reflexion offensichtlich: Hermann Hesses „Steppenwolf“ gehörte in vielen US-Bundesstaaten zu den *banned books*.

In der Bundesrepublik war das Gleiche der Fall. Ja natürlich war der Literatur-Nobelpreis-Träger von 1946 – im Unterschied zum Literatur-Nobelpreis-Träger von 1926 Thomas Mann, diesem vaterlandslosen Gesellen (Stachorski, 2005) – auf der Pflichtlektüreliste deutscher Gymnasien in den 1960ern und 1970ern zu finden. Aber eben (nahezu) nirgendwo mit „Steppenwolf“, sondern mit „Peter Camenzind“, „Unterm Rad“, „Roßhalde“ oder „Narziss und Goldmund“. Und selbst die deutschen Indienfahrer der 1970er hatten im Gepäck, wenn denn

dort überhaupt Platz für ein Buch war, von Herrmann Hesse eher „Siddharta“ oder „Die Morgenlandfahrt“ dabei.

Kurz nach Ende des Ersten Weltkrieges schreibt Hermann Hesse das Gedicht „Wanderung übers Gebirg“ (Hesse, 1919) mit diesen Anfangszeilen:

„Bei diesem Hause nehme ich Abschied. Lange werde ich kein solches Haus mehr zu sehen bekommen. Denn ich nähere mich dem Alpenpaß, und hier nimmt die nördliche, deutsche Bauart ein Ende, samt deutscher Landschaft und deutscher Sprache. Wie schön ist es, solche Grenzen zu überschreiten! Der Wanderer ist in vieler Hinsicht ein primitiver Mensch, so, wie der Nomade primitiver ist als der Bauer. Die Ueberwindung der Sesshaftigkeit aber und die Verachtung der Grenzen machen die Leute meines Schlages trotzdem zu Wegweisern in die Zukunft. Wenn es so viele Menschen gäbe, in denen eine so tiefe Verachtung für Landesgrenzen lebte wie in mir, dann gäbe es keine Kriege und Blockaden mehr.“ (Hesse, 1919, S. 175)

Mit „Verachtung der Grenzen“ ist ein erstes zentrales Merkmal von „Reisen“ im hier und auch schon bei Hermann Röhrs gemeinten Sinne ausgemacht. Ein zweites hat ein anderer Dichter rund 70 Jahre zuvor markiert: Charles Baudelaire im Gedicht „Die Reise“, entstanden um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Daraus zwei Abschnitte:

„Die wahren Wanderer aber sind's, die ziehen – Aus Wandetrieb leicht wie die Feder fort. – Sie können ihrem Schicksal nie entfliehen, – Und 'weiter, weiter' heißt ihr Losungswort. – Sie deren Wünsche sind gleich Luftgebilden, – Die träumen wie ein Knabe vor der Schlacht – Von leuchtenden, stets wechselnden Gefilden – Voll Schönheit, wie sie nie ein Mensch erdacht.“ (Baudelaire, 1982, S. 228-229)

In den 1970ern hatte Reisen in dem hier gemeinten modernen und zugleich alternativen Sinne noch nicht seine ökologische Unschuld verloren. Wohl aber seine politische Naivität, wie sie die Hippies der 1960er noch haben durften. Die Travellers der 1970er hatten Easy Rider gesehen, der zum Ausklang der 1960er jenseits und diesseits des Atlantiks in die Kinos gekommen war, und nahmen, sofern als „68er“ politisch sozialisiert, ernst, was dort gezeigt wird. Easy Rider ist kein „Hippie“-Film, auch wenn darin Hippies vorkommen; jedenfalls keiner, der einen mit flower power zu erheitern sucht, sondern einer, der die power von Mord und Totschlag vor Augen führt. Was Menschen „mit gesundem Volksempfinden“ von Easy Riders halten, wird erstmals demonstriert, als die beiden Chopper-fahrenden Protagonisten, dargestellt von Peter Fonda und Dennis Hopper (der auch Regie führte), zusammen mit dem unterwegs aufgelesenen Dritten (Darsteller: Jack Nicholson) in Louisiana von „Normalbürgern“ beim Campen mit

Baselball-Schlägern verprügelt werden, wobei besagter Dritter stirbt. Die beiden „Helden“ des Films überleben ihren Gefährten nur kurz; noch in Louisiana werden sie von Rednecks, weißen Landarbeitern der Südstaaten, von ihren Choppern geschossen – einfach weil sie „anders“ sind.

8.6 Reisen in die Innenwelt

In dem oben zu findenden Bericht über den Reisenden Michael (Bommi) Baumann findet sich die Notiz, dass ihm nach seiner Ankunft in Goa klar geworden sei: „Die Hippies und Freaks sind damals nicht nur wegen der Drogen in diese Region gefahren, sondern auch um diesen spirituellen Trip im Osten kennen zu lernen. Diese menschliche Erfahrung kann man ja nur noch in Asien machen, und sie erweitert einfach das Menschenbild.“ (Burghoff & Kresta, 2003) Und ebenfalls oben war die Rede von zwei anderen Reisenden der 1970er, von denen der eine, Walter Kamm, nach Goa und Poona (heute: Pune) fuhr, der andere, Jörg Andrees Elten, aber nur nach Poona. „Poona“, das war ab 1974 für den Rest des Jahrzehnts der Name des an diesem Ort speziell für Westtourist(inn)en eingerichteten Ashrams eines indischen Gurus, der sich damals „Bhagwan“ nannte – zuvor „Rajneesh“ und später „Osho“.

Wenn man ab 1974 in Bombay (heute: Mumbai) ankam und weiter nach Süden wollte, hatte man als Indien-Traveller zwei Optionen: immer rechts halten runter nach dem doch recht entfernt liegenden Goa (und von da aus weiter an die noch schöneren Strände im Südtail von Kerala) oder etwas nach links abzweigen zum nahen Poona. Walter Kamm ist einer der wenigen mir bekannten Menschen, der sowohl in Poona auch in Goa war. Im Regelfall war „Poona oder Goa“ eine Grundsatzentscheidung. Das hatte hauptsächlich damit zu tun, dass Bhagwan Unterwerfung forderte und Gefolgschaft erwartete; Teilzeit-Sannyasins waren nicht vorgesehen. Das war für den Antiautoritären der eine Grund, weshalb ich bei zwei Südindientouren Ende der 1970er – schon mit Wehmut im Herzen – Poona links liegen ließ.

Der andere war: Ich hatte in Heidelberg seit Anfang der 1970er alle Gelegenheiten ergriffen, Teil des Human Potential Movement zu werden, der ja auch den Kern der „Poona“-Attraktion ausmachte; dass dort auch eine für viele sexuelle Libertinage herrschte, die das Maß der links-alternativen Szene in der Bundesrepublik doch um Einiges übertraf, ist dabei nicht übersehen. Mit Human Potential Movement gemeint ist eine im Kalifornien der 1960er entstandene Bewegung, die eng mit der Humanistischen Psychologie verbunden ist, stark von Abraham Maslows Theorien über seelische Gesundheit beeinflusst wurde und wichtige Impulse von Psychotherapeut(inn)en der „Dritten Kraft“ (neben Psychoanalyse und Verhaltenstherapie) erhielt: von Viktor Frankl, der letztlich auch noch das KZ Landsberg am Lech – Kaufering überlebte, und von den in der Nachfolge Otto Ranks (Heckerens, 2016b) stehenden (Mit-)Begründer(inne)n

der „Klienten-zentrierten Psychotherapie“ (Carl Rogers) und der Gestalttherapie (Lore und Fritz Perls).

Die Universität Heidelberg mitsamt den ihr angeschlossenen oder personal eng verbundenen Einrichtungen war seit den Nachkriegsjahren eine der bedeutendsten bundesrepublikanischen Behandlungs-, Forschungs- und Weiterbildungsstätten auf den Gebieten der Psychoanalyse und Psychagogik, der Erwachsenen- und Kinder- und Jugendlichenpsychiatrie sowie der Medizinischen Psychologie und Psychosomatik. Die im Gefolge von „68“ in Heidelberg weit verbreitete und untereinander gut vernetzte linksalternative Szene hatte ein besonderes Faible für alles, was nach „Psycho“ roch (Reichardt, 2014). Das war „unten“, aber „oben“ fügte sich Komplementäres. Im Jahr 1973 wurde am Psychologischen Institut einer der ersten Lehrstühle für Klinische Psychologie errichtet, und ich gehörte dort 1976 zum ersten Jahrgang der Psychologie-Diplomand(inn)en, denen als Schwerpunkt „Klinische Psychologie“ ins Zeugnis eingetragen wurde. Ein Jahr später war ich zertifizierter Gesprächspsychotherapeut der Gesellschaft für wissenschaftliche Gesprächspsychotherapie und hatte eine Bescheinigung des Bundes Deutscher Psychologen als Klinischer Psychologe. Aber es sollte bald noch intensiver kommen. Ich begann 1977 eine Ausbildung in Gestalttherapie am Fritz-Perls-Institut (Heekerens, 1984b, 1985) und gleichzeitig eine familientherapeutische Weiterbildung an Helm Stierlins kürzlich gegründetem Institut (Heekerens, 1983; Heekerens & Henkelmann-Strickler, 1980).

Ich habe meine Berufsbiographie der 1970er so ausführlich dargestellt, weil sie ein Musterbeispiel ist für das, was Jahrzehnte später „Das therapeutische Jahrzehnt“ (Tändler, 2016) genannt werden würde. Natürlich weist meine Biographie Besonderheiten auf. So gehörte ich zu jener doch eher kleinen Gruppe von Studierenden, die „Seelsorger“ nicht mehr im Rahmen der Evangelischen Kirche, sondern im Kontext des bundesrepublikanischen Versorgungssystems sein wollten, weshalb sie von der Theologie zur Psychologie wechselten – in Heidelberg übrigens dazu früh ermuntert durch Georg Picht. Und dann war „Heidelberg“ schon ein besonderer Soziotop. Nicht nur wegen des dort damals (wie heute noch) hohem akademischen und öffentlichen Interesses an allem, was mit „Psycho“ zu tun hat. Sondern auch, weil Heidelberg einer jener Städte war, in denen das in der Folge von „68“ entstandene „linksalternative Milieu“ besonders ausgeprägt war.

Der Begriff „linksalternativ“ hat an Schärfe der Kontur gewonnen, seit der Konstanzer Zeitgeschichtler Sven Reichardt, Jg. 1967, das auf seine Habilitationsschrift aufbauende Werk „Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren“ (Reichardt, 2014; Heekerens, 2014a) vorgelegt hat. Als Untersuchungszeitraum hat der Autor mit nachvollziehbarer Begründung die Jahre zwischen 1969, dem Ende der „utopischen Phase“ der 68er-Bewegung, und Mitte der achtziger, als das linksalternative Mi-

lieu seine Kontur verlor, gewählt. Als (lokale) Untersuchungsschwerpunkte wurden aus guten Gründen Westberlin, Frankfurt am Main und Heidelberg ausgesucht. Im Kontrast zu den beiden ersten Städten erscheint Heidelberg als Kleinstadt. Das entspricht auch dem auf erlebtem Interaktions- und Kommunikationsverhalten basierenden Empfinden der Heidelberger linksalternativen Akteure jener Jahre; man kannte sich.

Was aber hat denn „linksalternatives Milieu“ mit „Psycho-Neigung“ zu tun? Zunächst einmal ist eine zeitliche Kontingenz unverkennbar: Beides erlebt in den 1970ern seinen Boom. Dann gibt es einen lokalen Zusammenhang: Beides geschieht gleichzeitig nicht irgendwo und zerstreut, sondern in den bundesrepublikanischen Städten, die eine nennenswerte Anzahl von Student(inn)en haben und in denen „68“ ein bedeutsames Ereignis war. Die aufgezeigten Korrelationen legen kausale Beziehungen nahe. Solche ausfindig zu machen, hat sich der junge Zeitgeschichtler Maik Tändler, Jg. 1979 in seiner 2015 an der Georg-August-Universität Göttingen vorgelegten Dissertation „Das therapeutische Jahrzehnt. Psychoboom, Politik und Subjektivität in den 1970er Jahren“ vorgenommen, die 2016 unter dem Titel „Das therapeutische Jahrzehnt. Der Psychoboom in den siebziger Jahren“ (Tändler, 2016) veröffentlicht wurde. Sven Reichardt hat zu diesem Buch für „H-Soz-Kult“, eine Informations- und Kommunikationsplattform für Historiker(innen), eine sachkundige Rezension angefertigt (Reichardt, 2017). Dort findet sich eine prägnante Zusammenfassung:

„Maik Tändler behandelt [...] den Aufstieg der Psychowissenschaften in der Bundesrepublik der 1970er-Jahre. Er beschreibt einen Prozess 'therapeutischer Selbstermächtigung' (S. 450), bei der die linksalternative Subjektkultur der 1970er-Jahre eine gewisse Avantgardefunktion wahrnahm. Der Vorgang reichte aber weit darüber hinaus – vom Aufstieg der Psychologie als Profession über den sich rasant entwickelnden Zeitschriften- und Büchermarkt in diesem Bereich bis zu Veränderungen in der Arbeitswelt mit Feedback-Seminaren, Coachings und Assessment-Centern. Die Aufforderung zu emotionaler Selbstreflexion und kommunikativer Öffnung, zu Eigenverantwortung und kreativer Selbstgestaltung, zur Arbeit am Selbst aus eigenem Antrieb verlor dabei ihre ursprünglich emanzipatorischen Verheißungen. Schon in den 1980er-Jahren traten revolutionäre Veränderungsabsicht und gesellschaftliche Solidarität in den Hintergrund. Aus kapitalismuskritischer Selbstverwirklichung wurde eine wettbewerbsorientierte und kommerzialisierte Selbstoptimierung, so die zentrale These.“ (Reichardt, 2017)

Im Großen und Ganzen stimme ich überein mit der von Sven Reichardt getroffenen Bewertung des Tändlerschen Werkes:

„Das Bemühen um die Vermittlung von Gesellschafts- und Selbstveränderung war, so verdeutlicht Tändlers anregende und immer gut lesbare Studie, viel mehr als nur ein vernachlässigbarer Ab- und Irrweg innerhalb der Linken. Es bezeichnete vielmehr einen grundlegenden kulturellen Wandel hin zu einem liberalen Subjektivierungsregime, welches emotionale Selbstreflexion und kommunikative Öffnung, körperliche Eigenverantwortung und kreative Selbstgestaltung zu Grundlagen der sozialen Anpassungsfähigkeit und der wettbewerbsorientierten Selbstoptimierung gemacht hat.“ (Reichardt, 2017)

Die Zustimmung von meiner Seite rührt von Zweierlei her. Zum einen war ich damals (Mit-) Akteur und somit Zeitzeuge, und zum anderen komme ich aus fachlicher Sicht zu dem Urteil, dass Maik Tändler seinen Anspruch eingelöst hat.

„Der historiographische Anspruch besteht [...] darin, die Geschichte einer therapeutischen Diskurs- und Praxiskonstellation zu schreiben, die im untersuchten Zeitraum durch drei spezifische Merkmale gekennzeichnet war: Erstens durch ihren eruptiven, zeitlich dicht gedrängten gesellschaftlichen Durchbruch; zweitens durch eine fluide und wechselseitige diskursive, praktische sowie personelle Durchdringung zwischen dem Wissenschaftlichen und dem Populären; drittens durch ihre intensive politische Aufladung mit Demokratisierungs- und Emanzipationsverheißungen.“ (Tändler, 2016, S. 17)

8.7 „Berchtesgaden“: die moderne Kurzschule

Von „Berchtesgaden“ erfährt die interessierte Fachwelt jenseits des Kreises der Kurzschul-Eingeweihten erstmals 1971. Das aber in einer renommierten Fachzeitschrift: in der Dezemberausgabe von die „deutsche jugend“ und zwar in einem Artikel, der einen – im vorderen Teil von Hellmut Becker, im zweiten von Otto Ther verfassten – Nachruf auf den langjährigen DGfEE-Geschäftsführer Gustav Richter beinhaltet. Dort berichtet uns der damalige „Berchtesgaden“-Leiter Otto Ther:

„1952, als die erste deutsche Kurzschule nach langer und schwieriger Vorbereitung in Weißenhaus eröffnet werden kann, ist Gustav Richter 53 Jahre alt. Bis 1956 gelingt es ihm, mit der Gründung der Kurzschule im Kleinwalsertal eine breitere Basis für diese besondere pädagogische Arbeit zu schaffen. 1962, als in festlichem Rahmen das zehnjährige Jubiläum von Weißenhaus gefeiert wird, wäre er in dem Alter, in dem sich Beamte und Lehrer allmählich in den Ruhestand

zurückziehen. Er könnte auf ein geglücktes und einigermaßen gesichertes Lebenswerk zurückblicken. In Frage kommt eine solche Alternative für ihn nicht.

Vor ihm lag noch beinahe ein volles Jahrzehnt mehr im Dienst der deutschen Kurzschulen, Jahre, die die Eruption einer neuen Jugendbewegung bringen, Jahre voller Unruhe, voller Chancen, aber auch Risiken. Sie fordern von ihm oft das Letzte an physischer Standfestigkeit, an Nervenkraft, an Mut und Hingabe an die selbstgewählte Aufgabe. Er kennt keine Rast, wenn es darum geht, sich für den Bestand, für die Weiterentwicklung, für die Modernisierung der Kurzschulen einzusetzen.

In diese Periode fällt 1968 die Gründung der dritten Schule in Berchtesgaden. Die pädagogischen Vorbereitungen und die Finanzverhandlungen dafür erstrecken sich über drei Jahre, die letzteren ähneln oft mehr einem spannenden Krimi mit Gustav Richter als Regisseur, Hauptakteur und Mann an der Kasse in einer Person.

Die Gründung der neuen Schule ist nicht nur deshalb bedeutsam, weil damit pro Monat bis zu 100 Plätze mehr angeboten werden können. In ihr manifestiert sich am deutlichsten die in Gang befindliche substantielle Ausweitung der pädagogischen Arbeit, die in mancher Beziehung über die ursprünglichen Ansätze hinaus führt, manches aber auch neu realisiert, was von Anfang an im Sinn des Gründers Kurt Hahn gelegen haben mag. [...]

Die mobilere Kursgestaltung, die sich in allen drei Kurzschulen immer stärker durchsetzt, wäre ohne Gustav Richter nicht denkbar – denn sie kostet viel Geld. Es gehören dazu ein vergrößerter Aktionsradius, längere Aufenthalte außerhalb der eigentlichen Schule, nicht zuletzt in Verbindung mit neuen Programmen (Wildwasserkajak in Berchtesgaden, Jollensegeln in Baad, Kanadier- und Kutterexpeditionen in Weißenhaus). Diese Neuerungen sind nicht Selbstzweck, sie ermöglichen Dezentralisierung der Kurse und realistischere Forderung von Eigeninitiative und Eigenverantwortung des einzelnen wie der kleinen Gruppe. Damit gelingt es, Sachzwang, und zwar individuell diskutierbaren Sachzwang, an die Stelle formaler Regelungen zu setzen, die heute so leicht emotionelle Reaktionen hervorrufen.

Kurzschulkurse mit ihren Teilnehmern aus allen möglichen Bevölkerungsschichten und Regionen waren im letzten Jahrzehnt ein recht zuverlässiges und frühzeitig ansprechendes Barometer für Tendenzen, die sich in der Jugend unseres Landes anbahnten. Gustav Richter hat sich den damit zusammenhängenden Fragen mit großem persönlichem Engagement gestellt. Dank der Erfahrungen seines wechselvollen und schweren Lebens in der turbulenten ersten Hälfte dieses Jahrhunderts war er ein scharfsinniger Beobachter und Interpret der Entwicklung. So ist

es nicht zuletzt sein Verdienst, wenn die Kurzschulen in den wesentlichen Dingen auf der Höhe der Zeit blieben.

So sehr er als Verantwortlicher für die Finanzen der Kurzschulen zur Behutsamkeit und Vorsicht raten mußte, wenn Experimente zur Debatte standen, im entscheidenden Moment hatte er den Mut, der manchem Jüngerem fehlte. Konservatismus aus Bequemlichkeit lag ihm ebenso fern wie Opportunismus gegenüber vordergründigen Trends. Dies sollte für die weitere Arbeit der Kurzschulen so bleiben.“ (Becker & Ther, 1971, S. 553-554)

In den von Insider(inne)n verfassten Berichten über und zu „Berchtesgaden“ in den 1970ern (Becker & Ther, 1971, Mantler & Schneider, 1987) finden sich folgende Angaben zur Binnenstruktur:

- Die Kursdauer beträgt 1970 noch die traditionellen vier Wochen, ab 1980 – nach einer kurzen Übergangsfrist mit dreiwöchiger Kursdauer – aber nur noch 14 Tage.
- Die Gruppenstärke liegt im Mittel bei 10-12 Teilnehmer(inne)n.
- Das Teilnehmeralter liegt in der Regel zwischen 16 und 21 Jahren (Jugendliche, Heranwachsende und junge Erwachsene).
- Die Gruppen sind, beurteilt nach vielfältigen Kriterien des familiären Hintergrunds der Teilnehmer(innen) und deren eigenem (Aus-)Bildungsstatus, gemischt, wie das in der deutschen Kurzschule traditionell war.
- Es finden nicht nur Kurse für Mädchen / junge Frauen statt, sondern auch koedukative.
- Neben dem Basis-Haus in Berchtesgaden gibt es für Aktionen und Expeditionen am/im Berg und auf dem (Wild-)Wasser drei Außenstationen: einen alten Bauernhof, eine Almhütte sowie ein Wassersportcamp an der Saalach.
- Das Leitungs-Duo besteht nach Weggang von Otto Ther ab 1975 aus einer Psychologin (Angelica Schneider) und einem Sozialwissenschaftler (Rolf Mantler), die beide noch in der ersten Hälfte der 1980er „Berchtesgaden“ den Rücken kehren werden.

Im Nachlass des langjährigen DGfEE-Vorsitzenden Eugen Löffler, aufbewahrt im Landesarchiv Baden-Württemberg – Hauptstaatsarchiv Stuttgart, gibt es ein wohl um 1970 gedrucktes, also aus der Frühphase von „Berchtesgaden“ stammendes Exemplar des Werbeprospekts „Kurzschule Berchtesgaden“ mit einem Umfang (inklusive Anmeldeformular) von drei Seiten. In diesem Prospekt findet sich nicht nur das Wort „Verfallserscheinungen“ nicht, sondern auch

nicht das Wort „Erlebnistherapie“ (oder gar schon „Erlebnispädagogik“). Ja, noch nicht einmal von „Erlebnis“ ist die Rede. Andererseits ist der Prospekt eines der letzten Kurzschuldokumente, in denen der Dienst am Nächsten in Gestalt des Rettungsdienstes als das oberste Lernziel oder zumindest das erste von mehreren ausgegeben wird: „Ein Hauptziel der vielseitigen sportlichen Ausbildung ist es zu lehren, wie man seine Kräfte zur Hilfe für den Mitmenschen einsetzen kann. Daher wird im Rahmen des Berg- und Skisports wie des Schwimmens die Ausbildung in den betreffenden Rettungsdiensten besonders gepflegt.“

Das ist noch ganz traditioneller, von „68“ unbeeindruckter Kurzschul-Sprech. Der erste „Berchtesgaden“-Leiter, der kluge Otto Ther, erklärt aber bereits 1971: „Nach Vorbereitungen, die in die Amtszeit Gustav Richters zurückreichen, ist es inzwischen in Berchtesgaden gelungen, einen Sozialdienst in örtlichen Heimen für jugendliche und alte Menschen in den Kurs zu integrieren, ein realistisches Angebot, Gegenstück zu den Rettungsdiensten in Baad und Weißenhaus [...].“ (Becker & Ther, 1971, S. 554)

8.8 Kurzschule goes Outward Bound

Die DGfEE und die Kurzschule machen sich in jenen Jahren auf zu ganz bestimmten neuen Ufern. Dahin wo man Englisch als Muttersprache spricht oder zumindest als Verkehrssprache benutzt. Dort firmiert die Kurzschule, eine Eindeutschung des ursprünglichen *short term school*, schon seit Langem unter Outward Bound. Dieser Begriff klingt einfach viel cooler und vermeidet all die Verstehensschwierigkeiten, die sich im deutschsprachigen Raum bei der Kundschaft und der interessierten Öffentlichkeit angesichts von „Kurzschule“ auftun. Kaum hat man dieses Wort ausgesprochen, muss man mit langen Ausführungen darlegen, dass es sich hier eben nicht um „Schule“ handelt, sondern... Es sind zunächst vor allem Gründe der Öffentlichkeitsarbeit, die von „Kurzschule“ schrittweise weg zu „Outward Bound“ führen.

Zur Frage, wann eigentlich die deutschen Kurzschulen begannen, informell oder formell den Begriff „Outward Bound“ für ihre Einrichtungen und Aktionen als alleinige oder zusätzliche Bezeichnung zu verwenden, dazu habe ich seit 1986 einige Erzählungen unterschiedlicher Personen, die mehr oder minder nahe daran waren an einer der deutschen Kurzschulen jener Jahre, gehört – oft Jahre und Jahrzehnte nach den interessierenden Gelegenheiten. Dokumente aus der Zeit oder Ereignis-nahe Berichte von Zeitzeug(inn)en sind selten. Ich bringe hier zur Kenntnis, was ich ausfindig machen konnte.

Da ist zunächst das Zeugnis der Diplom-Psychologin Angelica Schneider. Ich schätze deren Darstellung aus drei Gründen für zuverlässig ein: Zum einen war sie im interessierenden Zeitraum innerhalb der DGfEE in leitender Position tätig, zum zweiten verfasst sie ihre Stellungnahme zeitnah zu den Ereignissen und zum Dritten ist sie bereits 1986 nicht mehr Partei

im Streit um die Bezeichnung „Outward Bound“ (Ziegenspeck, 1986); sie ist da schon seit drei Jahren anderswo tätig. In ihrer „Stellungnahme zum Begriff ‚Outward Bound‘“ liest man eingangs Folgendes:

„1976 wurde ich Mitarbeiterin der Deutschen Gesellschaft für Europäische Erziehung e.V. – Dienstsitz Kurzschule Berchtesgaden. Etwa 1 1/2 Jahre später wurde die bestehende Geschäftsverteilung dahingehend geändert, daß der Jugendbildungsreferent (der ich zu diesem Zeitpunkt war) die Funktion der stellvertretenden Schulleitung innehat, falls weder Leitung [damals Rolf Mantler] noch Stellvertreter anwesend sind. Diese Positionen hatte ich bis zu meinem Ausscheiden 1983 inne.

Zum Zeitpunkt des Eintritts in die DGfEE enthielt weder mein Arbeitsvertrag, noch die Geschäftsverteilung, noch der Briefkopf der DGfEE den Zusatz 'Outward Bound'. Dieser Fachterminus wurde in Anlehnung an die über alle Welt verbreiteten Schulen und Trainingszentren höchstens mündlich verwendet, quasi als Hinweis auf die dahinterliegende erlebnispädagogische Ausrichtung nach K. Hahn. Der übliche verwendete Begriff war 'Kurzschule', als Bezeichnung für eine außerschulische Jugendbildungsstätte, – eine 'short school', so die englische Bezeichnung für eine Kurzzeit-Pädagogik. Weder die Mitarbeiter in Berchtesgaden, noch die Baader Kollegen benutzten zu dieser Zeit den Begriff 'Outward Bound', wenn sie von ihrem Arbeitsplatz sprachen. 'Outward Bound' wurde etwa im Jahre 1982 in Briefkopf und Sprachgebrauch der DGfEE sowie der Mitarbeiterschaft übernommen. Nicht zuletzt durch den damaligen Leiter Rolf Mantler angeregt, wollte man so wirksamer den Kurzschulen zu einem allgemeinen Bekanntheitsgrad verhelfen.“ (Schneider, 1986, S. 147)

Das Gesagte deckt sich mit dem, was mir von Rolf Mantler informell mitgeteilt wurde. Und so nehme ich denn die Aussagen von Angelica Schneider für die Wahrheit und nichts als die Wahrheit – aber die ganze Wahrheit ist es eben nicht. Im Jahr 1978 veröffentlichten das Leiter-Duo der Kurzschule Berchtesgaden, also Angelica Schneider und Rolf Mantler in „Außerschulische Bildung“, einer Fachzeitschrift mit Leserschaft weit über den Kurzschul-Kreis hinaus, den Artikel „Soziales Lernen und Aktion – zur erlebnispädagogischen Konzeption außerschulischer Jugendbildung an der Kurzschule Berchtesgaden“ (Mantler & Schneider, 1978). Dort findet sich ab S. 88 des Zeitschriften-Beitrags eine „Anlage: Erläuterungen der Kurzschularbeit (Auszüge aus den Informationen für Kursteilnehmer)“. In diesen Informationen für die Kursteilnehmer(innen) und den für die Kursteilnahme mit entscheidenden Personen (Eltern

u.a.) wird die (Berchtesgadener) Kurzschularbeit als „outward bound“ präsentiert. Ich zitiere die drei Belegstellen (alle auf S. 88):

- „Die outward bound Bergschule möchte in diesem Bedürfnis- und Freizeitbereich Angebote machen und Anregungen geben.“
- „Outward bound eröffnet Dir Erlebnisbereiche, die Du kaum kennst und ermöglicht Dir Erfahrungen und Abenteuer, die Du in Deinem abgesicherten und geregelten Alltag nicht machen kannst.“
- „Outward bound wählt dabei nicht den einfachsten Weg, sondern den schwierigeren, und das wirst Du am eigenen Körper spüren.“

Das Berchtesgadener Leitungs-Duo handelt damals mit der Verwendung des Begriffs *outward bound* keineswegs eigenmächtig. Ihr Sprachgebrauch ist seit 1968 von „höchster Stelle“ legitimiert. Im Eugen Löffler-Nachlass, aufbewahrt im Landesarchiv Baden-Württemberg – Hauptstaatsarchiv Stuttgart findet sich die „*Niederschrift* über die Mitgliederversammlung der Deutschen Gesellschaft für Europäische Erziehung e.V. am 18. November 1968 in Hamburg“, wo sich nachfolgende Passage findet:

„*Herr Professor Becker* [...] kommt dann zu der Frage eines etwaigen anderen Namens für 'Kurzschule', die ja bei der letzten Mitgliederversammlung angesprochen worden sei. Man habe sich die Sache sehr eingehend und gründlich überlegt, habe aber keine besonders gute Lösung finden können. Herr Eppner habe den Namen 'Kurt Hahn-Schule' vorgeschlagen. Herr Richter habe für möglich gehalten, daß man u.U. einfach das englische Wort 'Outward Bound' übernehmen solle, wie es ja auch schon verschiedentlich in der Presse geschehen sei. Der Name 'Kurzschule' sei sicher nicht besonders glücklich, genau so wenig wie etwa das Wort 'Landerziehungsheim', unter dem man sich oft eine Art Fürsorgeinstitut vorstelle. Jedoch sei 'Kurt-Hahn-Schule' bei aller Anhängerschaft zu Kurt Hahn nicht unbedenklich, weil man sich nicht durch den Namen mit allen Auseinandersetzungen um eine bestimmte Pädagogik identifizieren solle. Das Wort 'Outward Bound' sei auch in England für viele ein rotes Tuch und auch dort vielerseits belastet. [...]

Herr Ther setzt sich für das Wort 'Outward Bound', zumindest als Untertitel ein, da es ja doch immerhin 20 Kurzschulen in der Welt gäbe, von denen der größte Teil mit dem Stichwort 'Outward Bound' verbunden sei. [...]

Herr Professor Becker meint, daß man es also doch zunächst bei dem Namen 'Kurzschule' belassen solle, der nun auch inzwischen so stark eingeführt wäre,

daß man nicht leicht von ihm abgehen könne. Naturgemäß ließe sich in den Prospekten usw. auch das Wort 'Outward Bound' zur Herstellung des Zusammenhangs der einzelnen Kurzschulen untereinander verwenden, aber nicht als Ersatz für den Hauptnamen.“

Im Jahr 1968 war Hellmut Becker noch DGfEE-Vorsitzender, aber auch drei Jahre später ist er nach seinem Rücktritt aus eigenen Stücken nach wie vor eine Autorität in der bundesdeutschen Outward Bound-Szene. Und als solcher hat er das Recht auf den ersten Platz beim öffentlichen Nachruf auf Gustav Richter, der im Dezember 1971 in „deutsche jugend“, der einschlägigen Zeitschrift für Jugendarbeit, -hilfe und -politik seit 1953, publiziert im renommierten Juventa-Verlag, veröffentlicht wurde. Dort präsentiert er die bundesrepublikanischen Kurzschulen als die deutsche Variante von Outward Bound: „Die deutschen Kurzschulen sind Bestandteil der weltweiten Bewegung der Outward Bound Schools, die mit der Gründung der ersten englischen Outward Bound School durch Kurt Hahn 1941 begann.“ (Becker & Ther, 1971, S. 553) Übrigens: Otto Ther, der damalige Leiter von „Berchtesgaden“, benutzt in seinem Nachruf das Wort „Outward Bound“ nicht.

8.9 „Erlebnistherapie“ wird in „Erlebnispädagogik“ umgetauft

Beide, Hellmut Becker wie Otto Ther; sprechen in besagtem Richter-Nachruf von 1971 nicht von „Erlebnispädagogik“ bzw. „erlebnispädagogisch“. Das „Berchtesgadener“ Führungs-Duo 1978 aber sehr wohl. Der kurze Mantler-Schneider-Artikel (Mantler & Schneider, 1978) dokumentiert auch in dieser Hinsicht eine Zeitenwende. Dort ist zwar noch ganz traditionell von der „Kurzschule Berchtesgaden“ oder einfach „Kurzschule“ (S. 85 und öfter) die Rede, vom „Kurzschulkurs“ (S. 85 und 87), von „Kurzschularbeit“ (S. 86 und 88) und vom „Kurzschulaufenthalt“ (S. 88). Aber daneben gibt es außer „Outward Bound“ (in den oben dokumentierten Schreibweisen) auch noch eine andere Begrifflichkeit. Die findet sich schon in der Überschrift, wo von der „erlebnispädagogischen Konzeption außerschulischer Jugendbildung an der Kurzschule Berchtesgaden“ (S. 85) gesprochen wird.

Später (auf S. 87) findet sich die Abschnittsüberschrift „Zu Aufgabe und Absicht der Erlebnispädagogik“. Dazu heißt es unmittelbar anschließend (S. 87): „Der erlebnispädagogische Ansatz sozialen Lernens geht davon aus, daß Erziehungs- und Bildungsprozesse wesentlich über Medien und Auseinandersetzungsformen laufen, die affektiv besetzt sein könnten.“ Oh, da können Textkritiker(innen) vieler Fachbereiche tief und lang grübeln über der dunklen Rede heller Sinn. Klar aber scheint dies: Das „Berchtesgadener“ Leitungsteam hat mit dem Wort

„Erlebnispädagogik“ nicht zurück gegriffen auf den Begriff, wie er im Sprachgebrauch der deutschen Reformpädagogik der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vereinzelt gebraucht wurde. Weder Angelica Schneider noch Rolf Mantler haben Pädagogik studiert, und auf Anfrage hat mir Rolf Mantler mitgeteilt, ihnen beiden seien damals weder die Publikation von Waltraut Neubert (1925) noch die einschlägige Schrift von Herman Nohl (1933; 1966) bekannt gewesen; aus sachlichen Gründen hätte man eine andere Auskunft auch nicht erwarten dürfen.

„Erlebnispädagogik“ und „erlebnispädagogisch“ hätten aber schon vor 1978 zumindest in „Berchtesgaden“ zum informellen Sprachgebrauch des Kollegiums gehört. Die Begrifflichkeit habe sich offensichtlich als Abwandlung von „Erlebnistherapie“ und „erlebnistherapeutisch“, Begriffen, die schon seit geraumer Zeit als unpassend empfunden wurden, einfach so „ergeben“. Wann, wo und wie genau die Begriffe „Erlebnispädagogik“ und „erlebnispädagogisch“ ihren Platz in der Kurzschul-Pädagogik gefunden haben, wird sich nachträglich wohl nur noch schwer klären lassen. Für die 1970er aber sind sie nicht nur im betrachteten Mantler-Schneider-Text von 1978 nachweisbar, sondern in einem Betriebs-internen (Positions-)Papier aus dem Jahr 1976, von dem uns Helga Weber und Jörg Ziegenspeck berichten. Danach sah die DGfEE 1976 „ihre besondere pädagogische Aufgabe darin, auf der Grundlage der Erlebnispädagogik in den deutschen Kurzschulen ein erzieherisches Übungsfeld zu schaffen, das jungen Menschen in zeitlich begrenzten Kursen soziales Lernen möglich macht“ (DGfEE-Papier von 1976; zitiert nach Weber & Ziegenspeck, 1983, S. 135).

Besagtes Positions-Papier wurde nach Angaben von Helga Weber und Jörg Ziegenspeck, die es vor Augen hatten, „formuliert von Jäger, H. und Lüders, J.“ (Weber & Ziegenspeck, 1983, S. 265). Das sind zwei Personen mit einigem Gewicht. Bei „Jäger, H.“ kann es sich schwerlich um jemanden anderen handeln als um Heinrich Jäger, damals (der letzte) Leiter von „Weissenhaus“. Und mit „Lüders, J.“ kann niemand anders gemeint sein als das schon bekannte DGfEE-Vorstandsmitglied Hans-Jürgen Lüders, Personaler von SIEMENS. Ja also, wenn so gewichtige Personen der Outward Bound-Szene schon 1976 von „Erlebnispädagogik“ reden, dann darf, ja muss man das als Indikator dafür werten, dass „Erlebnispädagogik“ und „erlebnispädagogisch“ nicht nur in „Berchtesgaden“, sondern beim ganzen bundesrepublikanischen Outward Bound, den Kurzschulen wie der DGfEE, spätestens ab Mitte der 1970er vertraute Begriffe waren.

8.10 Outward Bound Plus

„Outward Bound“ und „Erlebnispädagogik“ – *so what?* Ist das lediglich Wortgeklimmer oder doch Bei- und Nachklang realer Veränderungen. Alles spricht für die zweite Annahme. Die Veränderungen der Kurzschul-Arbeit ergeben sich aus einem In- und Miteinander zweier externer Änderungen: der „Konsument(inn)en“-Wünsche einer-, und der relevanten Referenzwissenschaften (Psychologie, Sozialpädagogik, Soziologie) andererseits. Insbesondere an den neu eingerichteten Fachbereichen bzw. Fakultäten für Sozialwesen (Soziale Arbeit, Sozialarbeit und/oder Sozialpädagogik) fanden „Alt-68er(innen)“ Möglichkeiten, in bisher ungewohnter materieller Freiheit über Jugendarbeit nachzudenken. So folgt dem oben betrachteten Nachruf auf Gustav Richter in „deutsche jugend“ vom Dezember 1971 unmittelbar nach ein 16-seitiger Artikel des Titels „Progressive, emanzipatorische und antikapitalistische Jugendarbeit“. Der Autor, Peter Pott, Jg. 1937, ist bei Erscheinen des Beitrags seit vier Monaten Professor für Politik und Philosophie im Fachbereich Sozialwesen der Fachhochschule Bielefeld.

Das ist ein Beispiel, dem viele hinzuzufügen wären. Man kann hier weitaus mehr in die Breite und Tiefe gehen, als das in vorliegendem Zusammenhang möglich und sinnvoll ist. Festzuhalten ist aber: Die sprachlichen Neuerungen, von denen der Mantler-Schneider-Artikel zeugt, sind nicht – oder zumindest nicht vorrangig – Ausfluss betriebsinterner Modernisierungsprozesse auf Grund theoretischer Überlegungen, sondern Reaktionen der deutschen Kurzschul-Bewegung auf externe Veränderungsprozesse, bei denen „68“ eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt. Die für die angesprochene Thematik zentrale Stelle im Mantler-Schneider-Text scheint mir diese zu sein:

„Die Einrichtung [1968] der dritten Kurzschule in Berchtesgaden [...] führte zu methodischen Schwerpunktsverlagerungen. Neben den genannten 'Mängeln' [modernisierte Redeweise für die Hahnschen Verfallserscheinungen] traten jetzt auch andere Sozialisationsdefizite von Jugendlichen in den Vordergrund. Um diese Defizite wirksam zu verändern, ist es erforderlich, den Jugendlichen alternative Selbsterfahrung zu ermöglichen durch ungewöhnliche Verhaltensanforderungen in der Natur bei alpinen Touren und wassersportlichen Aktivitäten. Eine anschließende Reflexion der Erlebnisse wurde ab sofort für unbedingt erforderlich erachtet, damit emotionale und soziale Lernprozesse eingeleitet werden können. Das Natursportprogramm wurde aus diesem Grunde erweitert um 'Gruppentraining' und Projektarbeit, in denen ebenfalls ungewöhnliche Verhaltensanforderungen an die Teilnehmer gestellt werden. Dabei stehen im Vordergrund: Weckung und Förderung von Lernbereitschaft und Lernfähigkeit, Förderung der Kommunikations- und Wahrnehmungsfähigkeit, Kooperation und solidarisches Handeln in der Grup-

pe, Erkennen und Artikulation eigener Interessen und Schwierigkeiten.“ (Mantler & Schneider, 1978, S. 86)

Der US-Import „Outward Bound Plus“ hat eine doppelte, sachlich eng mit einander verwobene Bedeutung. Als methodisches Vorgehen im Rahmen der Transfer(sicherungs)frage kann es schlagwortartig mit *action & reflection* markiert werden. Vom personalen Bestand der Vor-Ort-Mitarbeiter(innen) her wurde es im Münchener Großraum Mitte der 1980er als „der Bergführer und der Sozialpädagoge“ plakatiert; Sozialpädagoginnen interessierten sich damals tatsächlich noch nicht oft und sehr für Erlebnispädagogik. Das Berchtesgadener Leitungsteam ist sich sehr wohl bewusst, dass man Ende der 1970er auch in der deutschen Kurzschule die Frage nach dem mittel- und langfristigen Folgen eines Kurzschul-Besuchs – allgemein formuliert: die „Transfer“-Frage – nicht mehr beiseite lassen könne. Im Mantler-Schneider-Text findet sich dazu unter der Überschrift „Transfer auf die Back-Home-Situation“ ein ganzer Abschnitt, der eindrücklich zeigt, auf welch hohem Niveau damals (noch? schon?) über die Frage nachgedacht wurde. Ich biete einen Einblick:

„Während des Kurses wird besonders im Gruppentraining und bei der Projektarbeit ständig der Übergang und Vergleich zu der Alltagssituation der Teilnehmer vor Augen geführt. Die Erlebnisse und Erfahrungen der Teilnehmer und die damit verbundenen neuen Verhaltensweisen wären ohne diesen Transfer nutzlos. Es ist zu beobachten, daß die Teilnehmer während ihres Aufenthaltes nicht immer bereit sind, sich mit Problemen ihres Alltags zu beschäftigen. Diese Tatsache rührt daher, daß der Kurzschulaufenthalt von vielen stark als Urlaubssituation bewertet wird. Auch aus diesem Grunde wäre eine intensive Nacharbeit in der Situation zu Hause wünschenswert.“ (Mantler & Schneider, 1978, S. 88)

Die Kurzschule Berchtesgaden blieb in Sachen „Transfer-Frage“ übrigens weiterhin ein äußerst kreativer Ort. Im Jahr 1990 wurde dort der in Psychodrama, Kommunikationspsychologie und Sportklettern weiter gebildete Diplom-Psychologe Niko Schad, Jg. 1950, Mitarbeiter. Ein Jahr, bevor er die Leitung (1994-1999) des OUTWARD BOUND Bildungszentrums Schwangau übernahm, veröffentlichte er einen e&l-Beitrag unter dem Titel „Erleben und miteinander Lernen – Reflexionsmodelle in der Erlebnispädagogik“. Ich habe diesen Artikel damals mit sehr viel Gewinn für meine Arbeit als Hochschullehrer für Erlebnispädagogik gelesen. Eine Passage blieb mir besonders in Erinnerung: „Wir machen Erlebnispädagogik. Zentraler Bestandteil unserer Kurse sind Aktivitäten in der Natur oder sonstigen herausfordernden Umgebungen. Das ist unsere entscheidende Stärke gegenüber anderen Bildungsangeboten – nicht die guten Reflexionen, das können andere vielleicht besser.“ (Schad, 1993)

Ich war bis zum Ende meines Berufslebens ein praktischer Vertreter des Modells „Die Berge sprechen für sich selbst“ – und bin das als Theoretiker noch heute. Dies einerseits aus persönlichen Lebenserfahrungen, auch und insbesondere solchen auf vielen Abenteuerreisen gesammelten. Zum anderen sehe ich mich nach gründlicher Analyse der Wirksamkeitsforschung zur Erlebnispädagogik zum einen nicht zur Annahme genötigt, das „Outward Bound Plus“-Modell sei in seiner empirisch festgestellten Wirkung dem „Die Berge sprechen für sich selbst“-Konzept überlegen, und zum anderen hat mich das „Metaphorische Modell“ zwar stets durch intellektuelle Eleganz, nie aber durch empirisch dokumentierte Wirksamkeitsvorteile beeindruckt (Heekerens, 2006). In der Evaluation der Erlebnispädagogik im deutschsprachigen Raum wird dort, wo wir allen Ernstes von systematischer Wirksamkeitsforschung sprechen können, von den Untersucher(inne)n noch nicht einmal unterschieden, welches „Transfer-Modell“ denn jeweils zu Grunde gelegen hat (Heekerens, 2019a).

Ich habe oben erwähnt, dass man im Münchener Raum Mitte der 1970er das Outward Bound Plus-Modell seiner methodischen Seite nach mit *action & reflection* markiert und seiner personalen Seite hin mit „der Bergführer und der Sozialpädagoge“. Das mag die Vorstellung hervorgerufen, in den 1970ern – oder zumindest zu deren Ende hin – seien an deutschen Kurzschulen Sozialpädagog(inn)en, ausgebildet an Universitäten oder (seit den 1970ern zunehmend mehr) an Fachhochschulen, in bedeutsamem Umfang an den Kurzschulen tätig gewesen. Dem ist nicht so.

Betrachten wir, bevor wir für das „Berchtesgaden“ des Jahres 1981 ins Detail gehen, die allgemeine Struktur des Kurzschulpersonals, wie sie für alle drei, später die zwei übrigen Kurzschulen, in den 1970ern und bis Mitte der 1980er hinein typisch war. Im häufigen internen und seltenen externen Sprachgebrauch wurden die unmittelbar mit den Teilnehmer(inne)n arbeitenden Mitarbeiter(innen) – die Leitung bleibt hier außen vor – unterteilt in zwei Gruppen: die Sportpädagog(inn)en und die Sozialpädagog(innen), die hausintern bis in die 1990er hinein als „Soziolog(inn)en“ bezeichnet wurden (Heckmair, 2019), was man als ein Indiz neben anderen dafür werten darf, dass es in den deutschen Kurzschulen beim Staff lange Zeit an so etwas wie Teambuilding gemangelt hat, was nicht zuletzt an der doch recht bocksbeinigen Einstellung der damals (noch) meinungsbildenden Bergführer(innen) gelegen haben dürfte (Kerber, 2019).

Die Bezeichnung „Sportpädagog(inn)en“ ist insoweit irreführend, als dass die betreffenden Personen im Regelfalle gar keine pädagogische Ausbildung, etwa als Sportlehrer, hatten. Es handelte sich allermeist um Berg- bzw. Hochtourenführer(innen) und Skilehrer(innen), die bestenfalls staatlich geprüfte Berg- und Skiführer(innen) waren, was ihnen in Bayern freilich den rechtlichen Status eines „Fachsportlehrer im freien Beruf in Bayern“ sichert. Diese Mitarbeitergruppe wurde „Stammlehrer(innen)“ genannt, und unterstützt wurden sie in ihrer alpinsportlichen Tätigkeit durch kurzzeitige Mitarbeiter(innen), die „Co-Pilot(inn)en“ genannt wur-

den und etwa ehemalige Kurzschüler(innen) waren. Die sozialpädagogische Mitarbeiterschaft ist weit weniger etabliert; es gibt da neben einem vollzeitlich etablierten Jugendbildungsreferat nur Jahrespraktikant(inn)en der Sozialpädagogik aus den Fachhochschulen, ggf. unterstützt durch sozialpädagogische Kurzzeitpraktikant(inn)en aus Universitäten. Keine guten Karten damals für die Sozialpädagogik in den deutschen Kurzschulen.

Und wie sah das alles denn nun konkret im Einzelfalle aus? Basierend auf dem entsprechenden Jahresbericht haben uns das Helga Weber und Jörg Ziegenspeck am Beispiel von „Berchtesgaden“ 1981 so illustriert:

„Schulleiter (1), Stellvertreter (1), Jugendbildungsreferent (1), Bergführer / Skilehrer (6), Bergführeranwärter (1), Sozialpädagogen (0), Jahrespraktikanten (4), Kurzzeitpraktikanten (1), Hausmeister (1), Hauswirtschaftsleiterin (1), Bürokraft (1), Krankenstation 1/2tags (1), Haus- und Küchenhilfen (3), Zivildienstleistende (1)“ (Weber & Ziegenspeck, 1983, S. 133-134). Nach Gesprächen, die ich in den Jahren 1986-1989 mit (z.T. früheren) Mitarbeiter(innen) von „Baad“ und „Berchtesgaden“ führen konnte, handelte es sich bei den Jahrespraktikant(innen) stets um solche aus den Fachhochschulen und dabei meist um solche der Sozialarbeit und/oder Sozialpädagogik. Kurzzeitpraktikant(innen) kamen meist aus universitären Studiengängen der Pädagogik.

8.11 „Plus“ ist nicht genug

Die Konzeptualisierung von „Outward Bound Plus“ wurde der Outward Bound-Bewegung von möglichen Auftraggebern aufgenötigt; die fragten danach, ob sich denn ein Investment in Outward Bound-Kurse „rentiere“ in dem Sinne, dass da auch etwas „herausspränge“, sprich: einen erwünschten positiven Effekt habe in der *back home*-Situation. Das ist einer der externen Einflussfaktoren auf auch die deutsche Kurzschule. Einen anderen stellten seit „68“ zunehmend mehr die Erwartungshaltungen der Teilnehmer(innen) dar. Das hat die DGfEE bereits Anfang der 1970er in Rechnung gestellt. Aus der „*Niederschrift* über die Mitgliederversammlung der Deutschen Gesellschaft für Europäische Erziehung e.V. am 11. Dezember 1971 in Hamburg“ (Eugen Löffler-Nachlass) erfahren wir dazu Folgendes :

„Zu dem Bericht der Geschäftsführung über den Verlauf der beiden ersten Sitzungen des pädagogischen Beirates führt Herr [Peter Jürgen] Lüders [Mitglied des Pädagogischen Beirates und im SIEMENS-Personalvorstand] aus, daß darin bereits das Wesentliche enthalten sei. In den nächsten Sitzungen werde angestrebt, die Formulierung der Zielsetzung für alle Mitarbeiter wie auch für die Werbearbeit zu finden, wobei bewußt gemacht werden müsse, daß die Kurzschulen nicht

nur Sport betrieben, sondern daß es sich um ein Training handle zur Bewältigung der Aufgaben des einzelnen innerhalb der beruflichen Gemeinschaft, wie auch in der weiteren Gesellschaft.

Klar geworden seien wir uns auch darüber, daß der Gedanke der Hilfeleistung wirklichkeitsnäher gestaltet werden müsse. Das bedeutet, daß die Übungen, die nicht realitätsbezogen seien, von den Jugendlichen als verlorene Zeit empfunden würden.

Ganz wesentlich sei es, daß die Kurzschularbeit zu einer stärkeren Selbstverantwortung der Teilnehmer gelangen müsse. Bei den Schwierigkeiten, die sich von Seiten der Jugendlichen ergäben, sei dies für die Schulleiter und die Lehrkräfte eine schwer zu lösende Aufgabe. Gleichzeitig müsse die Teilnahme an einem Kurs Freude bereiten auch deshalb, da es darauf ankomme, daß die ehemaligen Teilnehmer an den Kursen ihre Lehrlingskollegen und Mitschüler dafür begeistern. Bei aller Bereitschaft der Entsender ließe sich eine Beschickung der Kurzschulen nur durchführen, wenn bei einem in Frage kommenden Jugendlichen auch das erforderliche Interesse dafür bestehe. Deshalb müsse neben der Formulierung [weiter ohne Komma] die die Entsender vom Wert der Kurzschule überzeuge, auch eine Formulierung gefunden werden, die von den Jugendlichen entsprechend aufgenommen werden könne. Vor allem dürften die Jugendlichen nicht den Verdacht haben [weiter ohne Komma] man wolle sie in den Kurzschulen manipulieren.“

Am klarsten reagiert man auf diese neuen Herausforderungen in „Berchtesgaden“ unter der Leitung eines Sozialwissenschaftlers und einer Diplom-Psychologin. Gegen Ende des Jahrzehnts können Rolf Mantler und Angelica Schneider in der Zeitschrift „Außerschulische Bildung“ des Arbeitskreises deutscher Bildungsstätten (AdB), dem nach AdB-Auskunft vom Juni 2021 zu Mantlerschen Zeiten zumindest „Berchtesgaden“ angehörte, Folgendes unter „Soziale Richtlernziele“ verkünden:

- „Aneignung von neuen und fremden Rollenerfahrungen, die außerhalb der eigenen gewohnten und eingeschliffenen Verhaltensmuster liegen
- Erfahrungen der Rollengebundenheit, Situationsabhängigkeit und Interessenbedingtheit persönlichen und sozialen Verhaltens
- Schulung der Verantwortungs- und Entscheidungsfähigkeit durch Aufgabenübertragung
- Herstellung von Bereitschaft zur aktiven politischen und sozialen Partizipation
- Aneignung exemplarischen politischen Wissens

- sich selbst und andere besser kennenlernen und einschätzen lernen; mit sich selbst und anderen besser umgehen lernen (im Sinne sozialer Kompetenz).“ (Mantler & Schneider, 1978, S. 87)

Mit diesen Ausführungen bewegen sich Rolf Mantler und Angelica Schneider ganz im Rahmen der inoffiziellen DGfEE-Leitlinien, wie sie von Heinrich Jäger und Hans-Jürgen Lüders im oben erwähnten Positionspapier von 1976 dargelegt wurden. Deren Ausführungen lesen sich gleichsam als Erläuterung dafür, was mit der von ihnen (erstmalig in Schriftform?) genannten Sache namens „Erlebnispädagogik“ denn so auf sich habe:

„Da der Lernprozeß auf Verhaltensänderung im sozialen Bereich angelegt ist, leisten die Kurzschulen einen wichtigen Beitrag zur praktischen politischen Bildung [wir sind acht Jahre nach „68“]. Ihre [der Erlebnispädagogik] pädagogischen Absichten zielen auf die Förderung elementarer politischer Qualifikationen und die Übung von sozialen Verhaltensweisen, besonders auf die Fähigkeit und Bereitschaft

- zur Zusammenarbeit und Einordnung in eine Gemeinschaft,
- zu verantwortungsbewußtem und selbständigen Denken und Urteilen, zu Toleranz gegenüber anderen Menschen, unabhängig von sozialer Herkunft, Rasse, Religion und Nationalität,
- zu sozialem Engagement und zur Hilfsbereitschaft,
- zu Verantwortungsbewusstsein gegenüber Familie, Gesellschaft und Staat.“ (zitiert nach Weber & Ziegenspeck, 1983, S. 135)

Helga Weber und Jörg Ziegenspeck haben aus der Perspektive externer Beobachter(innen) die oben referierten Mantler-Schneider-Ausführungen in den Kontext der sich verändernden Kurzschul-Pädagogik der späten 1970er bis frühen 1980er gestellt:

„Die neue Formulierung der Ziele brachte eine stärkere Hinwendung auf die Bedeutung des Kurses für die individuelle Entwicklung, für den persönlichen Gewinn.

Diese Schwerpunktänderung, die in der Zielformulierung erst andeutungsweise deutlich wird, wird in den Prospekten der Schule für die Teilnehmer offensichtlich. Wurden die Ziele der Kurzschule im Prospekt von 1979 den Teilnehmern noch in der von der Deutschen Gesellschaft 1976 formulierten Fassung vorgestellt

(was für den Prospekt, der sich speziell an die Entsender wendet, z.B. Schulleiter, Unternehmer, Ausbildungsleiter, auch für das Jahr 1981 gilt [...]), lauten die Ziele in dem Prospekt von 1981, der sich an die zukünftigen Teilnehmer wendet folgendermaßen:

‘Outward Bound eröffnet Ihnen völlig neue Erlebnisbereiche. Sie werden feststellen, daß in Ihnen Fähigkeiten schlummern, die Sie selbst nie vermutet hätten.

Durch einen Outward-Bound-Kurs haben Sie die Chance, Trägheit, Unlust und das fade Gefühl des Rumhängens zu überwinden. Das schenkt Ihnen

- Selbstvertrauen, vielleicht sogar eine neue Einstellung zu sich selbst
- Erfolgsbewußtsein, Schwung, Vitalität
- ein energisches Ich schaff das!

Der Mut zum kalkulierten Abenteuer in der Gemeinschaft bringt Ihnen außerdem

- mehr Freude am Zusammenarbeiten mit anderen
- mehr Toleranz gegenüber Menschen, die anders sind.

Durch Outward Bound geben Sie sich selbst die Möglichkeit, die Trampelpfade eines oft eintönigen Alltags zu verlassen – wenn auch nur für kurze Zeit. Doch diese Wochen können ihr Leben verändern...[...].“ (Weber & Ziegenspeck, 1983, S. 137-138)

8.12 Die DGfEE in Schwierigkeiten

Während es in den 1970ern nicht nur in „Berchtesgaden“, sondern auch an den beiden anderen Kurzschulen gut läuft (Weber & Ziegenspeck, 1983), gerät deren Trägerverein in Schwierigkeiten. Das zeigt sich schon früh im Jahrzehnt. Die „*Niederschrift* über die Mitgliederversammlung der Deutschen Gesellschaft für Europäische Erziehung e.V. am 9. Dezember 1970 in Hamburg“ aus dem bekannten Eugen Löffler-Nachlass berichtet u.a. von folgenden zwei Punkten:

- Zum einen hat der als Nachfolger von Gustav Richter als Geschäftsführer eingesetzte Herr von Wietersheim seine vertraglichen Verpflichtungen nicht eingehalten, weshalb

eine Vertragsverlängerung unmöglich sei. Ja, er habe sich mit anwaltlicher Unterstützung so sehr schädigend gegen die DGfEE verhalten, dass er auf dieser Sitzung (bei nur einer Gegenstimme) aus der DGfEE ausgeschlossen wird (ein m.W. bis dahin einmaliger Akt).

- Zum anderen erklärt Hellmut Becker seinen Rücktritt als Vorsitzender der DGfEE, der er seit 1961 war. Die von ihm genannten Gründe (zunehmende Arbeitsbelastung, vor allem jene, die aus dem Wachsen des von ihm gegründeten und geleiteten Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung erwachsen) sind gut verständlich. Sein Angebot, Vorsitzender eines zu gründenden „Pädagogischen Beirats“ zu werden, wurde begrüßt; im Nachhinein betrachtet, war es lediglich ein Trostpflaster.

Die DGfEE hätte damals aber wirklichen Trost gebraucht. Ab dem Jahre 1970 fehlen ihr gleich zwei starke personale Stützen: der langjährige Vorsitzende Hellmut Becker, der für die DGfEE nur noch ausnahmsweise zu greifen sein wird, und der gleichsam „ewige“ Geschäftsführer Gustav Richter, der beim Übergang zur Zeit nach ihm tatkräftig hilft, bis ihm dabei im September 1971 der Tod in den Arm fällt. Da wäre es schön gewesen, man hätte mit Karl Schwarz den zukünftigen Vorsitzenden oder alternativ Geschäftsführer sehen können. Aber das DGfEE-Mitglied „Dr. Karl Schwarz“ ist im Jahr 1970 verstorben, wie besagte „Niederschrift“ gleich auf der ersten Seite vermerkt; er ist – unterwegs in Sachen Outward Bound – tödlich verunglückt.

Er hätte nicht nur das Zeug gehabt zu einer Becker- bzw. Richter-Nachfolge, sondern auch das Wohlwollen des wichtigsten DGfEE-Opinionleaders. In einem Brief an Eugen Löffler vom 5. Juli 1968 schreibt der DGfEE-Geschäftsführer Gustav Richter: „In den letzten Tagen ist im Henn-Verlag, Wuppertal, eine Veröffentlichung herausgekommen mit dem Titel 'Die Kurzschulen Kurt Hahns'. Verfasser ist Dr. Karl Schwarz, der den größten Teil aller Kurzschulen in persönlicher Mitarbeit kennengelernt hat und dem wir für dieses Werk, das aus einer Dissertation heraus entstanden ist, unser Quellenmaterial zur Verfügung gestellt haben.“

Man ahnt: Die DGfEE ist Anfang der 1970er mit handfesten Personalproblemen konfrontiert. Wie gravierend, weil weit über die Nachfolge in Vorstand und Geschäftsführung hinaus das ist, dokumentiert die „Niederschrift über die Mitgliederversammlung der Deutschen Gesellschaft für Europäische Erziehung e.V. am 11. Dezember 1971 in Hamburg“ (Eugen Löffler-Nachlass). Es geht um den Punkt, dass es der DGfEE an Vorstandsmitgliedern mangelt. Da wird zu TOP 3 „Ergänzung des Vorstandes“ zunächst davon berichtet, dass Andreas Flitner, seit 1958 Pädagogik-Professor in Tübingen, der die DGfEE-Arbeit in den Folgejahren sicherlich hätte bereichern können, die Einladung zur DGfEE-Mitgliedschaft „wegen Arbeitsüberhäufung“ abgeschlagen habe. Danach liest man: „*Herr Lüders* [...] erinnert an den Prior

von Walbersberg [korrekt: Walberberg], an den früher bereits einmal herangetreten werden sollte. (Anmerkung: Herr Professor Anselm Hertz lebt seit einiger Zeit im Kloster Schlehdorf am Kochelsee und widmet sich vorwiegend seiner Professur der Moralthologie).“

Ach das wäre doch segensreich, würde das ur-protestantische Unternehmen „Kurzschule“ die seit seiner Übersiedelung ins römisch-katholische Bayern längst überfällige (Teil-)Katholisierung erfahren. Der Dominikaner-Mönch Anselm Hertz hatte indes Anderes (Besseres?) zu tun: Der Professor an der Päpstlichen Universität Heiliger Thomas von Aquin (Angelicum) und der (katholischen) Université de Fribourg lehrte als Emeritus Pastoraltheologie an der (privaten) Theologischen Hochschule Chur und war bis zu seinem Tod Spiritual im Frauenkloster Cazis, Graubünden.

Aber da gibt es ja, wie die erwähnte „*Niederschrift*“ aus dem Dezember 1970 berichtet, noch eine weitere Option, ebenfalls eine höchst aparte: „Auf Empfehlung von *Frau Mantler-Bondy* wird Baron Schirnding genannt, Gymnasialprofessor in München, bekannt durch Veröffentlichungen über pädagogische Fragen.“ Durch welche „Veröffentlichungen über pädagogische Fragen“, wem Anfang der 1970er Albert von Schirnding, ein römisch-katholischer Bayer durch Geburt, bekannt gewesen sein soll, mag das Geheimnis von Barbara Mantler-Bondy (früher: Bondy) bleiben, mir und meinen Nachforschungen hat es sich nicht erschlossen. Vielleicht meint die Redakteurin der Süddeutschen Zeitung den einen oder anderen dort publizierten Artikel des seit 1965 am Münchener Ludwigsgymnasium Unterrichtenden. Der an Literatur interessierten Nachwelt ist Albert von Schirnding allerdings schon in Erinnerung – als ausgesprochener Schöngeist. Von 1991 bis 2004 leitete er die Abteilung Literatur in der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, danach war er Vizepräsident der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz. Als Herausgeber und Kommentator hat er u.a. Werke von Lessing und Thomas Mann betreut; 2005 öffnete er die Lyrik-Anthologie „Der Ewige Brunnen“ für zeitgenössische Texte.

So kam es, wie es kommen musste: Zwischen der DGfEE und den Kurzschulen tritt in den 1970ern (beginnend) zunehmende Entfremdung ein, was vielleicht durch den tatkräftigen Andreas Flitner, wohl nicht aber durch den feinsinnigen Anselm Hertz und den kunstsinnigen Albert von Schirnding hätte verhindert werden können. Helga Weber und Jörg Ziegenspeck sprechen den Sachverhalt so an: „Es lässt sich in den Geschäftsberichten eine stärkere Bürokratisierung in der Zusammenarbeit zwischen der Deutschen Gesellschaft als Trägerverein und den Kurzschulen feststellen. Solange Hellmut Becker Vorsitzender der Gesellschaft war (bis 1973), konnte er als Pädagoge eine Verbindung zwischen Vorstand und den Schulen herstellen, jetzt ist die Zusammenarbeit zwischen der Gesellschaft und den Schulen rein geschäftsmäßig; inhaltliche Fragen werden auf dieser Ebene nicht mehr diskutiert.“ (Weber & Ziegenspeck, 1983, S. 193)

Ich habe zu dieser Notiz drei Anmerkungen. Die erste: Helmut Becker trat als DGfEE-Vorstand bereits 1970 zurück. Zweitens: Weshalb ausgerechnet zwei Erziehungswissenschaftler Hellmut Becker als „Pädagogen“ be- und kennzeichnen, ist mir ein Rätsel; der studierte Jurist Hellmut Becker mag als „Bildungspolitiker“ durchgehen, ja selbst die inoffizielle Bezeichnung „heimlicher Kultusminister der Bundesrepublik“ macht Sinn. Nicht aber „Pädagoge“ – oder stelle ich an die pädagogische Zunft von außen her höhere Ansprüche an die Professions-Ehre, als es von innen heraus geschieht? Sicher, Hellmut Becker konnte mit Vielen. Aber diese Kunst nennt man gemeinhin „Diplomatie“ und nicht „Pädagogik“. Schließlich: Ich bezweifle, dass Hellmut Becker es war, der die DGfEE und die Kurzschulen zusammenhielt. Nach meinen Recherchen war das Gustav Richter, DGfEE-Geschäftsführer von Anfang an und das für bald drei Jahrzehnte; der 1971 kurz nach Quittierung seines Dienstes Verstorbene war „Mister Kurzschule“.

9 Minna Specht & Marina Ewald: zwei Frauen neben Kurt Hahn

Anfang der 1990er haben Inge Hansen-Schaberg und Christine Lost eine erste wirklich gesamtdeutsche Analyse der Rezeptionsgeschichte von Minna Spechts Werk vorgelegt (Hansen-Schaberg & Lost, 1993). Ihrem Fazit, das Werk Minna Spechts und seine besondere Bedeutung sei um 1990 (noch) weitgehend ignoriert worden, kann man nur zustimmen. Ebenso den dafür genannten Gründen: Das „liegt an der männlich dominierten Landerziehungsheimpädagogik ebenso wie an der männlich dominierten Rezeption der Reformpädagogik“ (Hansen-Schaberg & Lost, 1993, S. 180). Was hier über Minna Specht gesagt wird, gilt in noch stärkerem Maße für Marina Ewald; sie wird in der deutschsprachigen Literatur zur Erlebnispädagogik, zu Kurt Hahn und zu „Salem“ bis heute weitgehend ignoriert.

9.1 Minna Specht

Drei Tage nach dem Tod Leonard Nelsons in Göttingen schreibt der Göttinger Universitätsprofessor für Pädagogik Herman Nohl folgenden auf den 2. November 1927 datierten Brief an Minna Specht:

„Sehr geehrtes Fräulein Specht, die Nachricht von dem plötzlichen Tode Leonard Nelsons geht mir sehr nahe. Ein großes Leben ist da ausgelöscht. Wenn ich ihm auch nur selten begegnet bin, eigentlich immer nur im Vorbeigehen, so habe ich doch von meinem ersten und einzigen Besuch bei ihm an – als ich ein zweitesmal zu ihm ging, war er krank – ein ganz sicheres und positives Gefühl für sein Wesen mitgenommen, das einer liebenswürdigen Güte, die nur dadurch mit der Welt in Konflikt geriet, weil er seine Überzeugungen so ernst nahm, daß er nach ihnen leben wollte und das auch von den andern verlangte. Auch wenn ich sachlich meist sehr anders dachte, habe ich darum immer einen wirklichen Respekt vor ihm gehabt. Ich weiß, wie sehr Sie Ihr Leben in den Dienst seiner Arbeit gestellt haben, und es wird sehr schwer für Sie sein, diese Arbeit nun allein weitertragen

zu müssen. Mit dem Ausdruck meiner herzlichen Anteilnahme bin ich Ihr sehr ergebener Nohl.“ (Nohl, 1927)

Herman Nohl hatte vollkommen Recht: Keine(r) hätte das mit dem Namen Leonard Nelson verbundene Werk besser fortsetzen können als Minna Specht, und niemand sonst als sie hätte sich dazu verpflichtet gefühlt. In ihren autobiographischen Notizen (Specht, 1960), verfasst kurz vor ihrem Lebensende, hat sie notiert:

„Ich lernte Leonard Nelson kennen, und als er mir die Frage stellte: 'Sie haben gewiß gut unterrichtet, aber haben Sie auch erzogen?', sah ich, wie einseitig, wie sehr von meinem Interesse aus ich meinen Beruf ausgeübt hatte. Ich entschloß mich, mit ihm gemeinsam zu arbeiten. Was ich Leonard Nelson verdanke, ist weit weniger die Schulung des Denkens, nicht nur das Anerkennen eines sittlichen Maßstabs, der das Rechtsgesetz in das Zentrum der Ethik rückt, sondern sein Wille, die Theorie seines Systems der philosophischen Ethik und Pädagogik der Probe der Erfahrung zu unterwerfen, indem er junge Menschen bilden wollte, die in ernster Erziehungsarbeit sich schulen sollten, den Gefahren des politischen Lebens als Sozialisten standzuhalten und sich dort zu bewähren.

Die Anforderungen, die an sie in dem Heim der 'Walkemühle', die wir Anfang der zwanziger Jahre gründeten, gestellt wurden, waren hoch. Ein einfaches Leben, eigene Studien, praktische Aufgaben, wie sie die Gemeinschaft stellte, und politische Arbeit in der näheren Umgebung, vereinigte Lehrer und Schüler. Wir waren der Sozialdemokratischen Partei angeschlossen, bis wir nach einem Konflikt über kulturpolitische Fragen die Partei verlassen mußten.

Wir führten die Arbeit in einer eigenen politischen Gruppe weiter – auch nach dem Tod Nelsons 1927 –, die sich bald über Deutschland ausbreitete, unter dem wachsenden Schatten der Bedrohung durch die Nazis. Im März 1933 wurde die Schule besetzt und im Laufe des Jahres enteignet. Ich ging mit einer Gruppe von Kindern, deren Eltern in der Untergrundbewegung arbeiteten oder schon ausgewandert waren, ins *Exil*, zuerst nach Dänemark, dann 1938 nach England.“ (Specht, 1960, S. 371-372)

9.1.1 Leonard Nelson (1882-1927)

Minna Specht (1879-1961), Tochter aus „gutem Hause“, die schon von 1909 bis 1914 als Lehrerin in Hamburg tätig gewesen war, begann ein Mathematikstudium in Göttingen und lernte dort 1915, also als Mittdreißigerin mitten im Ersten Weltkrieg, den aus bestem deutsch-jüdischen, neuerdings zum preußischen Luthertum konvertierten Elternhaus stammenden und

drei Jahre jüngeren Leonard Nelson (1882-1927), kennen (für weiter Interessierte empfehle ich Buschmann, 2005). Mit dem ging sie eine Arbeits- und Lebensgemeinschaft ein. Zusammen mit dem angehenden Arzt Max Hodann und dessen späterer Ehefrau Maria Martha (Mary) Saran, beide ebenfalls aus gediegenen Bürgersfamilien gründeten sie 1917 den Internationalen (Sozialistischer) Jugendbund (IJB).

„Der Bund selbst entwickelte sich in der Folge immer stärker zu einer sozialistischen und antibürgerlichen Kaderorganisation, in der strenge Askese, Austritt aus der Kirche, Vegetarismus, Alkohol- und Nikotinabstinenz sowie der Zölibat zum Prinzip erhoben und zur Grundlage einer ausgedehnten Erziehungsarbeit gemacht wurden. Als organisatorische Vorbilder dienten einerseits der Jesuitenorden, andererseits Lenins Vorstellungen von einem revolutionären Kader. Wie sehr vor allem Lenins Vorstellungen Nelson beeindruckten, lässt sich am besten an der Tatsache ablesen, dass in Nelsons Arbeitszimmer seit dem Erfolg der Russischen Revolution ein Portrait Lenins hing und Nelson in Gesprächen immer wieder auf Lenin als Vorbild für die erfolgreiche Organisation einer Revolution hinwies.“ (Buschmann, 2005, S. 283)

Nachdem die SPD 1926 einen Unvereinbarkeitsbeschluss gegen den IJB gefasst hatte, kam es zu strategischen Differenzen zwischen Leonard Nelson und Max Hodann. Leonard Nelson wandelte den IJB in eine Art linker Splitterpartei um, den Internationalen Sozialistischen Kampfbund (ISK), dem Max Hodann nicht mehr angehören wollte. Eine Massenbasis hatten weder der IJB noch der ISK, der sich aber einen Namen machen sollte im Kampf gegen die Nazis und im Widerstand gegen den Hitlerismus. „Sozialistisch“ waren IJB und ISK in dem Sinne, in dem etwa der „Sozialistische Heidelberger Studentenbund“ (SHS), ein Sammelbecken „nicht-konformistischer Linker“ und um 1970 den AStA der Universität stellend, „sozialistisch“ war. Also doch nur in einem sehr unbestimmten Sinne.

Im Jahr 1993 erschien im Eigenverlag der Odenwaldschule Ober-Hambach (OSO) in der Neuen Folge der OSO-Hefte eines zu Minna Specht (Harder, 1993). Dort findet sich ein Beitrag von Christine Lost, vordem DDR-Bürgerin, damals Professorin für Allgemeine und Historische Erziehungswissenschaft, spezialisiert auf Sowjetpädagogik, und Leiterin des Comenius-Zentrum an der Humboldt-Universität zu Berlin. Sie kennt sich aus im Schrifttum des Sozialismus und Kommunismus und hat auch Georg Lukács Beitrag „Der Nelson-Bund“ in „Die Internationale. Zeitschrift für Praxis und Theorie des Marxismus“ von 1926 (Lukács, 1926) gelesen. Sie kommentiert:

„Sein Zeitgenosse Georg Lukács schrieb 1926, daß man mit Nelson einen 'ehrlichen Ideologen' vor sich habe, einen 'ehrlichen Intellektuellen, der aus seinem

eigenen Bewußtsein heraus ... den Gang der Gesellschaft bestimmen will'. Nelson und seine Anhänger könnten in 'theoretischer Hinsicht auf eine anständige bürgerlich-revolutionäre Vergangenheit zurückblicken', aber ihre Vorstellungen über die Veränderung der Gesellschaft seien eine 'kleinbürgerliche Utopie'. Durch Vernunft und Bewusstsein, durch Gebildete und die Heranbildung von 'Führern' eine radikale Reform erreichen zu wollen, liefe darauf hinaus, 'in abstrakter Weise doch wieder nur die bürgerliche Gesellschaft' zu reproduzieren.“ (Lost, 1993, S. 149)

Ich kann Georg Lukács' Kritik am „Nelson-Bund“ gut verstehen und glaube, der Verfasser von „Geschichte und Klassenbewusstsein“, (Lukács, 1923), den wir ab 1968 in der Neuausgabe von Luchterhand lasen, hat in der Sache recht. Georg Lukács' Analyse ist ja nicht ehrwürdig. Man darf sich weiterhin auf der Seite des Fortschritts sehen, wird aber eindringlich gewarnt, sich nicht mit dem von Karl Marx postulierten „revolutionären Subjekt“, dem Proletariat zu verwechseln. Das haben „kleinbürgerliche Utopisten“ immer wieder getan, in der Bundesrepublik etwa die Rote Armee Fraktion (RAF), die ihren bis zum Morden gehenden Terror stets damit legitimiert hat, sie sei das einzige revolutionäre Subjekt in der Bonner Republik.

Wenn man als Intellektueller wirken will, ist das gesprochene oder geschriebene Wort das Mittel der Wahl. Für die Verbreitung von Schrifttum braucht man einen geeigneten Verlag. Den hatten Leonard Nelson, Minna Specht und andere Mitstreiter(innen) im Verlag „Der Neue Geist“. Der wurde 1917 in Leipzig gegründet von drei Männern: Peter Reinhold, Curt Thesing und Kurt Wolff, einem bis zur Nazi-Zeit bedeutsamen Verleger. Im Jahr 1918 ging das Unternehmen ganz an Peter Reinhold über und verschmolz 1933 mit dem Kurt Wolff Verlag. Im Verlag „Der Neue Geist“ erschienen die Schriftenreihen „Öffentliches Leben“ und „Die Neue Reformation“. In beiden war Leonard Nelson der häufigste Autor und umgekehrt publizierte Leonard Nelson in keinem anderen Verlag mehr und öfter als in diesem.

Die Leonard Nelson-Followerin Minna Specht war zwei Mal in der Sowjetunion. Solche „sozialistischen Bildungsreisen“ waren bei der europäischen Avantgarde westlich des riesigen UdSSR-Gebietes beliebt und in einem schmalen Zeitfenster auch möglich: in den Jahren 1924-1928, dem militärischen Sieg der Roten Armee gegen alle Feinde von innen und außen einer- und der Einführung des ersten Fünfjahresplans 1928 andererseits. Zwar war Stalin schon an der Macht, aber es herrschte noch kein Stalinismus. In diesen Jahren wurde in der UdSSR auf vielen gesellschaftlichen Feldern noch diskutiert – auch auf dem der Politik (Mchitarjan, 2000). In der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik, der größten Sowjetrepublik mit der Republik- und Unionshauptstadt Moskau, war Volkskommissar für Bildung ab seiner Berufung durch Lenin 1917 bis zu seiner Entlassung 1929 durch Josef Stalin Anatoli Wassiljewitsch Lunatscharski.

Leo Trotzki, 1929 ins Exil gezwungen, hat dem im Dezember 1933 Verstorbenen einen Nachruf gewidmet, aus dem zur Charakterisierung zitiert sei:

„Als Kommissar für Volksbildung war Lunatscharski unersetzlich im Verkehr mit den alten Universitätsprofessoren und den pädagogischen Kreisen, die – überzeugt von der 'Unbildung der Usurpatoren' – die völlige Liquidierung der Wissenschaften und Künste erwarteten. Lunatscharski bewies dieser abgeschlossenen Welt leidenschaftlich und mühelos, dass die Bolschewiki nicht nur die Kultur achten, sondern dass diese ihnen auch nicht ganz fremd ist. Mehr als ein Priester des Katheder musste damals, Augen und Mund weit aufgesperrt, auf diesen Vandalen blicken, der ein halb Dutzend lebender und zwei tote Sprachen las und nebenbei eine so vielseitige Bildung an den Tag legte, wie sie ohne Weiteres für ein gutes Dutzend solcher Professoren gereicht hätte.

An der Hinwendung der diplomierten und patentierten Intelligenz zur Sowjetmacht hat Lunatscharski kein geringes Verdienst. Doch als unmittelbarer Organisator des Unterrichtswesens erwies er sich hoffnungslos schwach. Nach den ersten unglücklichen Versuchen, in denen dilettantische Phantasie sich mit administrativer Hilflosigkeit verflocht, ließ Lunatscharski selbst davon ab, auf die praktische Führung Anspruch zu erheben. Das Zentralkomitee versah ihn mit Helfern, die, gedeckt von dem persönlichen Ansehen des Volkskommissars, die Zügel fest in die Hand nahmen.“ (Trotzki, 1934)

Minna Specht, laut Reiseunterlagen „Leiterin des Kinderheims Walkemühle bei Melsungen, Bez. Kassel“, war bereits im August 1925 als Mitglied der ersten Delegation ausländischer Pädagog(inn)en in der Sowjetunion (hier und im Weiteren nach Lost, 1993). Beim zweiten Mal war sie Begleiterin von Leonard Nelson, der auf Veranlassung des Volkskommissars für Bildung Anatoli Wassiljewitsch Lunatscharski zu einem sechswöchigen Studienaufenthalt im frühsommerlichen Moskau eingeladen war. Christine Lost, die sich bestens mit Sowjetpädagogik auskennt (Lost, 2000) und Minna Spechts Moskauer Tagebuch von 1927, aufbewahrt im Deutschen Zentralarchiv, eingesehen hat, vermittelt in ihrer Zusammenschau (Lost, 1993) dies: Die Pädagogik und viele sonstige Aspekte des real existierenden Sozialismus im sich anbahnenden Stalinismus haben bei Minna Specht und Leonard Nelson zu Ernüchterung geführt, nicht aber dazu, ihrem Traum von einem „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“, um einen später geschaffenen Ausdruck zu verwenden, abzuschwören.

Leonard Nelson starb kurz nach der Rückkehr aus Moskau. Er musste Schlimmeres zum real existierenden Sozialismus nicht mehr miterleben. Minna Specht schon. Es gibt einen Eintrag ihres Neffen Heinrich Schiemann, in der Bundesrepublik als „Pionier der Wissenschafts-

berichterstattung“ gefeiert, der lautet: „Ich habe Minna 1936 in Dänemark auf dem schönen historischen Hof 'Östrupgaard' besucht, wo sie mit [Gustav] Heckmann und anderen Freunden sowie einigen Kindern aus Deutschland in der Emigration lebte. Es war gerade die Zeit der ersten großen Schauprozesse in Russland, die alle Menschen bedrückte, die wie Minna und ihre Freunde Sozialisten waren. Ich erinnere mich, wie entsetzt und enttäuscht Minna darüber war, daß Stalin seine Kameraden umbringen ließ.“ (Schiemann, 1960, S. 364) Wie andere deutsche Linke, die die reale Sowjetunion mit dem utopischen „Land der Werktätigen“ verwechselten, musste Minna Specht noch eine dritte tiefgreifende Ernüchterung hinnehmen: mit dem Hitler-Stalin-Pakt vom 23. August 1939, der eine schallende Ohrfeige war für alle linken Antifaschist(inn)en des Deutschen Reiches.

„Leonard Nelson – ist das nicht der...?“ höre ich geschichtskundige Erlebnispädagog(inn)en fragen. Ja, ist er. Der junge – von jeder „sozialistischen“ Idee noch gänzlich freie – Göttinger Dozent für Philosophie in ungesichertem Arbeitsverhältnis, bei dem Kurt Hahn 1908 ein Seminar besuchte und dafür eine Seminararbeit anfertigte, die uns – unterbrochen durch ein eingeschobenes Referat aus Oxford 1913 – erhalten ist in „Gedanken über Erziehung“ (Hahn, 1908/1913), dem ersten Beitrag von Kurt Hahns Herausgeberwerk „Erziehung zur Verantwortung“ (Hahn, 1958).

9.1.2 Die „Walkemühle“

Wie aber kommt es denn überhaupt zu einer Begegnung zwischen einer linken Gruppierung und der Landerziehungsheimbewegung, die man doch schon vor „Weimar“ als deutsch-national, d.h. politisch rechts einzuordnen hat? Am aufschlussreichsten scheint, sich die Entstehung der Nelson-Spechtschen Modelleinrichtung „Walkemühle“ genauer anzusehen. Über diese, genauer das „Landerziehungsheim Walkemühle“ wurde viel Ungenaues, wenn nicht Falsches in die Welt gesetzt. Und das selbst von Zeitzeugen, deren Biographie Garant für solide Berichterstattung zu sein scheint. Nehmen wir etwa den Zeitzeugen Alexander Dehms, 1924-1926 Schüler in Walkemühle und politisch tätig im ISK. Im Jahr 1938 wird er für seine politische Tätigkeit vom Volksgerichtshof, zuständig für Hoch- und Landesverrat sowie alle sonstigen das Nazi-Regime gefährdenden Handlungen, zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt, aus dem ihn die Rote Armee nach sieben Jahren befreit. Im Jahr 1960 ist er SPD-Abgeordneter im Berliner Abgeordnetenhaus und Leiter des Amtes Büchereiwesen in Kreuzberg.

Im Jahr 1953 schrieb er in der von den früheren ISK-Kämpfer(inne)n Minna Specht und Willi Eichler herausgegebenen Gedächtnisband für Leonard Nelson (Specht & Eichler, 1953):

„Nelson plante eine Schule in der Art der Lietz'schen Landerziehungsheime, in der vom Kleinkind bis zum werdenden Studenten diese [von Leonard Nelson

konzipierte] Erziehungsarbeit geleistet wurde. Im Frühjahr 1924 gelang es ihm, die erste Schule dieser Art zu gründen, nämlich das Landerziehungsheim 'Walkemühle' bei Melsungen in der Nähe von Kassel. [...] Nelson fand in Minna Specht, einer langjährigen Mitarbeiterin und Lehrerin des Lietz'schen Landerziehungsheimes Haubinda, eine ausgezeichnete Pädagogin für die Leitung der 'Walkemühle'.“ (Dehms, 1953, S. 266)

An diesen Ausführungen ist einiges falsch bzw. irreführend. Zum einen kann von einer „langjährigen“ Mitarbeit Minna Spechts in Haubinda nicht die Rede sein; nach allen anderen mir zugänglichen (auto-)biographischen Angaben arbeitete Minna Specht dort nur im Jahr 1918. Zum anderen erweckt der Satz „Nelson fand in Minna Specht, einer langjährigen Mitarbeiterin und Lehrerin des Lietz'schen Landerziehungsheimes Haubinda, eine ausgezeichnete Pädagogin für die Leitung der 'Walkemühle'“ die Vorstellung, Leonard Nelson habe, „die Gründung von Walkemühle“ vor Augen nach einer geeigneten Führungskraft gesucht und sie dann – Wo? Wie? Wann? – in Minna Specht gefunden.

Umgekehrt wird ein Schuh draus. Erich Meissner, später in „Salem“ und „Gordonstoun“ tätig und auf der Gründungskonferenz der DGfEE als „Gast“ dabei, war in seiner ganzen Gymnasialzeit Lietz-Schüler und in den Jahren 1924-1931 Leiter von Haubinda. Bei ihm liest man:

„Die Pläne, die Lietz in dem vorher angeführten Brief entwickelte, nahmen aber erst greifbare Gestalt an, als der Krieg verloren war und eine sozialistische Regierung ans Ruder kam. Sehr bald setzten sich die neuen Männer mit Lietz in Verbindung: Leonard Nelson regte dazu an. Der Göttinger Philosoph erkannte die starke ethische Komponente der Lietz'schen Pädagogik. Er sah hier die Möglichkeit, in wirksamer Weise der in Deutschland um sich greifenden Verwilderung entgegenzuwirken. Außer Lietz und seiner Pädagogik vermochte der radikal gesinnte Mann keine Ansatzpunkte zu erblicken, welche der Beachtung wert wären. Zuviel Maulheldentum machte sich gerade damals in der Pädagogik breit. Auch gefiel Nelson die Haltung früherer Lietzschüler während des Krieges. Deshalb sandte er seine treueste und fähigste Mitarbeiterin [und Lebensgefährtin] Minna Specht vorübergehend nach Haubinda. 'Hier muß man dienen, wie Jakob um Rachel, sieben Jahr', sagte mir Minna Specht, als ich einige Tage meines Urlaubs im Heim verbrachte.“ (Meissner, 1965, S. 112)

Kommen wir zu einem letzten Punkt. Alexander Dehms Angabe „Im Frühjahr 1924 gelang es ihm, die erste Schule dieser Art zu gründen, nämlich das Landerziehungsheim 'Walkemühle'“ muss bei Normalleser(inne)n die Vorstellung erwecken, Leonard Nelson habe ihm Frühjahr 1924 die „Walkemühle“ gegründet, so etwa wie Kurt Hahn und seine Mitstreiter(innen) 1920

„Salem“ gegründet haben. Die Entstehungsgeschichte von „Salem“ und „Walkemühle“ ist aber strukturell verschieden, wie die nachfolgende Darstellung zeigen wird.

Nach Ende des Ersten Weltkriegs, die einen nennen 1919, die anderen 1921, kauft ein gewisser Ludwig Wunder die Walkemühle in Adelshausen (Melsungen), um dort ein Landerziehungsheim zu errichten. Die Idee kam ihm nicht wie ein Blitz aus heiterem Himmel und war auch kein Damaskuserlebnis, das einen Saulus zum Paulus gemacht hätte. Ludwig Wunder war ein erfahrener Landerziehungsheimler der frühen Stunde. Von 1902 bis 1906 unterrichtete er als Physik- und Chemielehrer in „Haubinda“ und 1906 scheuchte er auf Geheiß des Großmeisters Hermann Lietz den bisherigen Schulleiter Paul Geheeb, den nachmaligen Gründer der Odenwaldschule in Ober-Hambach (OSO), vom Hof. In Haubinda hatte Ludwig Wunder 1918 die Lehrerin Minna Specht kennen gelernt und über sie Zugang zu und Kontakt mit Leonard Nelson gewonnen.

An der nahe bei Melsungen gelegenen Universität Göttingen besuchte Ludwig Wunder Veranstaltungen Leonard Nelsons und identifizierte sich mit dessen Theorien. Leonard Nelson selbst trug sich mit der Idee einer Schulgründung, die primär die Schulungsarbeit des von ihm initiierten Internationalen Jugendbundes (IJB) fördern sollte. Es kam zwischen den beiden schon 1922 zu einem Kooperationsabkommen in Sachen „Walkemühle“, aber nachdem im August 1924 endlich nach langen Bemühungen die Genehmigung zur Aufnahme des Schulbetriebs erteilt war, kam es im November zum Streit zwischen den beiden, woraufhin Ludwig Wunder die „Walkemühle“ verließ und Minna Specht fortan deren Leiterin war. Worüber sich die beiden gestritten haben? Das ist eine Frage auf der Sach-Ebene – und damit müßig. Es ging hier um eine Auseinandersetzung auf der Beziehungs-Ebene: In „Walkemühle“ war wie in allen Landerziehungsheimen der Weimarer Republik nur Raum für einen einzigen Platzhirschen.

Zwei Anmerkungen noch zu dieser Angelegenheit. Die erste hat zu tun mit der Frage, wer denn in der Melsungischen „Walkemühle“ in Sachen Schulrecht das Sagen hatte. „Hessen natürlich“ ist die Antwort jener, die einige Geographiekennntnis haben. Nur gibt es – und jetzt kommt historisches Wissen ins Spiel – das Hessen von dem wir heute sprechen, das später als Bundesland Hessen Teil der Bundesrepublik Deutschland sein würde, erst seit dem Herbst 1945. Zuvor gehörte Melsungen zum Kurfürstentum Hessen, kurz „Kurahessen“ genannt. Das war bis 1944/45 seit 1867 unter preußischer Verfassung. Und so kam es, dass in Sachen „Walkemühle“ auf Antrag Ludwig Wunders hin im August 1924 die Genehmigung zur Aufnahme des Schulbetriebs erteilt wurde – durch den Preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung in Berlin.

Das war damals Otto Boelitz, Mitglied der Deutschen Volkspartei, Gegner der Weimarer Republik und Pädagoge vom Fach. In Anbetracht seiner rechten Gesinnung fragt man sich,

ob bei der Entscheidung pro Walkemühle nicht die unsichtbare Hand Gottes in Gestalt des damaligen Staatssekretärs Carl Heinrich Becker wirkte. Der war vom folgenden Jahr an bis 1930 preußischer Kulturminister und seit 1913 Vater jenes Hellmut Becker, von dem in diesem Buch viel und oft die Rede ist.

Die zweite Anmerkung gilt der Frage, wie ein hoch begabter Wissenschaftler, außerplanmäßiger Professor für Philosophie an einer renommierten Fakultät einer bedeutenden Universität, auf die Idee kommt, seine Energie auf eine Schule zu verwenden. Ich präsentiere zur Antwort die Ausführungen, die seine frühesten und engsten Mitarbeiter(innen), Minna Specht und Willi Eichler nach Ende des Zweiten Weltkrieges gemacht haben.

„Die Vorbereitungen für die weiteren Bände [der „Vorlesungen über die Grundlagen der Ethik“] sind zu dieser Zeit [anfangs der Weimarer Republik] schon weit gediehen. Aber ihre Ausarbeitung steht nicht mehr im Vordergrund von Nelsons Bemühungen. Er läßt sie zurücktreten zugunsten vordringlicher praktischer Aufgaben. Er sucht den im Krieg abgerissenen Kontakt mit den Mitgliedern der Fries-Gesellschaft wiederzugewinnen; er schlägt ihnen vor, ihre bisher nur wissenschaftlicher Arbeit dienende Gemeinschaft umzugestalten zu einer Erziehungsgemeinschaft, deren wichtigste Aufgabe die Durchführung des als Recht Erkannten ist. Er läßt, als dieser Appell den gesuchten und geforderten Widerhall nicht findet, die Fries-Gesellschaft [letzter Geschäftsführer: ein gewisser Arthur Kronfeld] zerfallen und sieht sich nach anderen Mitarbeitern um.

Er wendet sich an jüngere und kraftvollere Menschen, deren Bereitschaft, entscheidend in die Gestaltung des eigenen Charakters und des eigenen Lebens einzugreifen, noch nicht erloschen ist, und er wendet sich mehr an Menschen der Arbeiterschaft, die, unter härteren Bedingungen aufgewachsen, stärker den Willen bewahrt haben, 'die Welt nicht nur zu interpretieren, sondern zu verändern' [nach Karl Marx, 11. Feuerbach-These, 1845]. Mit dem Kreis dieser neuen Schüler, den er zunächst im Internationalen Jugend-Bund organisiert, beginnt er, politisch zu arbeiten und gründet mit ihnen im Januar 1926 den Internationalen Sozialistischen Kampf-Bund. [...]

In die gleiche Zeit fällt die Gründung des Landerziehungsheims ‚Walkemühle‘, das er zwar nicht selber leitet, dessen Arbeit er aber dauernd verfolgt und anregt. Zwei Aufgaben stellt er dieser Schule: Sie soll – vor allem in ihrer Kinderabteilung – die Grundsätze der kritischen Pädagogik praktisch anwenden und Erfahrungen über ihre Durchführung sammeln. Und sie soll in der Abteilung erwachsener Schüler Menschen heranbilden, deren Charakter gefestigt und deren Fähigkeiten ausgebildet sind zum Einsatz für die Aufgaben, die sich als die vor-

dringlichsten im öffentlichen Leben erwiesen haben.“ (Specht & Eichler, 1960, S. 8-9)

9.1.3 Hermann Lietz (1868–1919)

Minna Specht könnte Hermann Lietz 1918 als „Haubinda“-Mitarbeiterin persönlich getroffen haben; eine belastbare Angabe dazu habe ich aber nicht gefunden. Unabhängig von der Möglichkeit eines persönlichen Treffens mit Hermann Lietz, der nach allen Berichten stets tiefen Eindruck hinterließ, haben wir davon auszugehen, dass Minna Specht 1918 zu Hermann Lietz eine ebenso positive Voreinstellung hatte wie Leonard Nelson. Wie sehr Minna Specht Hermann Lietz geschätzt, ja verehrt hat, kann man ablesen an der Gedächtnisrede für Hermann Lietz, gehalten am 10. Oktober 1919 auf dem ersten Bundestag des Internationalen Jugend-Bundes, die 1920 in der Nelsonschen Reihe „Öffentliches Leben“ veröffentlicht wurde (Specht, 1920). Die Gedächtnisrede beginnt mit folgenden Worten:

„Der Internationale Jugend-Bund widmet diese Stunde dem Gedächtnis von HERMANN LIETZ, dem Erzieher und Freund der Jugend, dem Gründer und Leiter der Deutschen Landerziehungsheime, dem edlen Menschen, dessen Charakter unsere Ehrfurcht verdient.“ (Specht, 1920, S. 3)

Man muss heute nicht einmal „links“ sein, um Hermann Lietz eben nicht für einen „edlen Menschen, dessen Charakter unsere Ehrfurcht verdient“, zu halten, es genügt liberale Mitte. Ich habe zu meiner Urteilsbildung drei grundlegende – und meinen Ansprüchen an „Wissenschaft“ genügende – Arbeiten zu Hermann Lietz durchgearbeitet, die von Zeit, Ort und Perspektive verschiedener nicht sein könnten. Da ist einmal Herbert Bauers (1961) gründliches und knappes Buch „Zur Theorie und Praxis der ersten Landerziehungsheime“, entstanden und veröffentlicht in der jungen DDR. Zum zweiten habe ich durchgearbeitet „Asketische Erziehung. Hermann Lietz und seine Pädagogik“ des Lietz-Schülers, „Haubinda“-Leiters und Lehrer in „Salem“ sowie „Gordonstoun“ Erich Meissner (1965), dessen hohe Selbstreflexion Respekt abnötigt. Und dann ist da noch Jürgen Oelkers, der nach dem Bekanntwerden der jahrelangen systematischen Pädokriminalität an der OSO auf der Basis seines Buches „Reformpädagogik. Eine kritische Dogmengeschichte“ (Oelkers, 1989) die „Gurus der Landerziehungsheime“ unter dem Doppelaspekt von „Eros und Herrschaft“ (Oelkers, 2011a; Oelkers, 2011b) kritisch durchleuchtet.

Bei all diesen drei Darlegungen muss man „Abstriche machen“, sprich: in Rechnung stellen, was den jeweiligen ideologischen, räumlichen und zeitlichen Kontexten geschuldet ist. Dies in Rechnung stellend ergibt sich für mich folgendes Bild von Hermann Lietz: Er war ein

charismatischer und asketischer Guru, politisch ein Antisemit und Chauvinist sowie als Führungsperson machohaft und tyrannisch. Nur wenn man ausschließlich den ersten dieser drei Beurteilungsaspekte ins Auge fasst und die beiden anderen völlig aus dem Blick verbannt, kann man von Hermann Lietz reden als „dem edlen Menschen, dessen Charakter unsere Ehrfurcht verdient“. Genau das tut Minna Specht. Aber weshalb?

Und weshalb schwört sie Hermann Lietz 1920 gleichsam „ewige Treue“. Wir lesen im Vortragstext: „Die Jahre 1906 und 1907 bringen schwere innere Erschütterungen. Die Lehrer, denen er [Hermann Lietz] vertrauensvoll Haubinda und Ilsenburg übergeben hatte, brechen das Treueverhältnis und verlassen die Anstalten mit einem Großteil der Schüler.“ (S. 7) Einer der Lehrer, der das von Minna Specht angesprochene „Treueverhältnis“ „bricht“, ist ein gewisser Paul Geheeb. Der gründet zusammen mit seiner zweiten Frau Edith, aus deren Cassirer-Familie das nötige Geld kommt, im südhessischen Odenwald nahe der Grenze zu Baden die OSO. Auf Einladung des „Treueverhältnis-Brechers“ Paul Geheeb, mit Zustimmung der Eigentumsfamilie Cassirer und mit Einwilligung der US-Militärbehörde wird Minna Specht 1946 Leiterin der OSO.

Bei der Spechtschen Beschwörung des „Treueverhältnisses“ bekomme ich Brechreiz. Das Brechen des „Treueverhältnisses“ hat Richard Wagner in seinen Germanen-Opern zu äußerst furiosen Libretti stimuliert und den Präsidenten des Volksgerichtshofs Roland Freisler zu sadistischer Prozessführung (etwa im Falle der „Aufarbeitung“ des 14. Juli 1944). Die Bewahrung des „Treueverhältnisses“ zum Führer, die sprichwörtliche „Nibelungentreue“, hat unendliches Leid gebracht – für Millionen Deutsche und Abermillionen Menschen anderer Völker.

In der oben genannten Abhandlung „Minna Specht: Reformpädagogin und Sozialistin“ wird betreffs deren Beziehung zu Hermann Lietz notiert: „1918 wurde sie Lehrerin in Haubinda bei Hermann Lietz, den sie bei aller Bewunderung heftig wegen seiner nationalistischen und militaristischen Gesinnung kritisierte.“ (Hansen-Schaberg & Lost, 1993, S. 179) Als Quelle wird am Ende des Satzes verwiesen auf die Spechtsche Hermann Lietz – Gedächtnisrede vom 10. Oktober 1919. In der Tat: Minna Specht geht in jener Rede mit Hermann Lietz auch ins Gericht – aber nur kurz, milde und stets mit geradezu Mitleid heischenden Entschuldigung(sversuchen)en durchsetzt (vgl. Specht, 1920, S. 19-22). Den in gleich mehrfacher Hinsicht abstoßenden Hermann Lietz lässt Minna Specht verschwinden hinter der Kulisse des „edlen Menschen, dessen Charakter unsere Ehrfurcht verdient“.

Denn diesen Kulissen-Lietz braucht sie. Ohne ihn und seine Ehrfurcht-verdienende Edelkeit ist keine Nelson-Spechtsche Führer-Schule zu machen. Ich zitiere die einschlägige Schluss-Passage aus der Spechtschen Hermann Lietz-Gedächtnisrede von 1919 zur Gänze:

„Wir erstreben in unserer Organisation des Jugend-Bundes das Ziel, gerechte Zustände in der Gesellschaft herbeizuführen. Wir glauben nicht, daß dieses Ziel

erreicht werden kann auf dem Weg der Erziehung aller Einzelnen. Wir wollen unsere pädagogische Arbeit nur auf diejenigen erstrecken, die später als politische Führer ihres Volks die Einrichtungen nach rechtlichen Prinzipien ordnen sollen. Die politischen Führer so zu erziehen, daß sie wissen, was das Recht fordert, und daß sie den Willen haben, ihre Macht in den Dienst des Rechts zu stellen, das ist die Aufgabe der von NELSON geplanten Führerschule, für die HERMANN LIETZ den Namen vorschlug den er einst einer eigenen Anstalt geben wollte, den schönen, frohen Namen: Heim der Hoffnung.

Unser Wunsch, diese Schule zu einer Zeit ins Leben rufen zu können, in der die Persönlichkeit von HERMANN LIETZ auf die Jugend und auf die Lehrer dieser Schule hätte wirken können, hat sich nicht erfüllt.

HERMANN LIETZ ist gestorben, ehe unser Heim der Hoffnung aufgerichtet werden konnte. Aber der Grundplan dieser Schule ist ausgearbeitet, und bei seinem Entwurf hat HERMANN LIETZ uns zur Seite gestanden. Nicht unmittelbar, denn dazu reichte seine Arbeitskraft nicht mehr aus, wohl aber mittelbar durch das Beispiel, das er uns in seinen Heimen gegeben hat. Möge dieses Beispiel uns auch künftig leiten. Möge die Führerschule, wenn sie einmal errichtet ist, von dem gesunden sittlichen Geist der LIETZschen Landerziehungsheime erfüllt sein, auch wenn er selbst als Freund und Helfer uns nicht mehr zur Seite steht.“ (Specht, 1920, S. 25-26)

Nun mag man ja einwenden, Minna Specht habe Hermann Lietz im Oktober 1919 nicht in dem Lichte sehen können, wie das uns Heutigen möglich ist. Ja, sie war nicht (selbst-)kritisch und politisch hellsehtig genug, um zu ahnen, dass man in und mit Lietzschem Geiste Hitlerjugend, Bund Deutscher Mädel, SA und SS betreiben konnte; auch manch andere haben das 1919/20 nicht gewusst, gehaut aber schon. Mit Ende des Hitler-Reiches aber war die Tür aufgestoßen zum Nachdenken darüber, wie sehr die Faktizität und die Ideologie der deutschen Landerziehungsheime, die Lietzschen vorweg, den Hitlerismus nicht nur nicht verhindert, sondern gar gefördert haben. Ist bei Minna Specht nach 1945 in Sachen Hermann Lietz das eingetreten, was sie selbst als „Gesinnungswandel“ zu fordern nicht müde wurde?

Offensichtlich nicht. Ich führe zur Begründung die Aussage eines Zeugen an, der als unverdächtig gelten darf. Joachim Mathesius, der 1947-1950 OSO-Mitarbeiter unter Minna Spechts Leitung war und mit ihr mindestens bis 1956 im privaten Kontakt blieb, berichtet im 1993er OSO-Heft zu Minna Specht Folgendes: „Einmal, als wir langsam vom Humboldt- zum Goethehaus [dem historischen OSO-Zentrum] gingen, kam das Gespräch auf Hermann Lietz. Sie selbst war einige Zeit bei ihm in Haubinda gewesen und wusste von mir, daß ich zehn Jahre Lietz-Schüler gewesen war. 'Eines läßt sich nicht bestreiten', sagte sie, blieb plötzlich stehen,

wohl um dem folgenden Satz Nachdruck zu verleihen und wandte sich mir zu: 'Von allen Erziehergestalten, die dieses Jahrhundert hervorgebracht hat, ist Lietz die reinste gewesen'. Das Adjektiv kam dabei mit starker Betonung heraus. Das war schön gesagt und treffend.“ (Mathesius, 1993, S. 100)

Joachim Mathesius berichtet an anderer Stelle, aber im selben Zusammenhang etwas Zweites, das mich fragen lässt, ob Minna Specht im Grunde ihrer Seele nicht doch eher deutsch-national als links-international gewesen ist. Er berichtet: „Sie hatte in jungen Jahren einige Zeit als Erzieherin oder Gesellschafterin auf Gütern im Osten Deutschlands zugebracht. Was ich in dieser unvergessen gebliebenen Stunde [in den Weihnachtsferien 1947] zu hören bekam, war das Hohelied der, im besten Sinne des Wortes, aristokratischen Lebensführung des preußischen Adels, seine Anspruchslosigkeit im Materiellen, seine Auffassung vom Dienst und Pflicht, dieses 'Mehr sein als Scheinen' als Leitmotiv – und diese so lebendige Schilderung von jemandem, der seine sozialistische Haltung nie verleugnete.“ (Mathesius, 1993, S. 101)

Mit so viel Preußen-Bewunderung ist sie denn auch dem aus Vorpommern stammenden Hermann Lietz begegnet, der Preuße nicht einfach durch Geburt, sondern qua „Gesinnung“ war. „'Ich bin Preuße. Ich halte es für meine Pflicht, zunächst in Preußen zu wirken und in Preußen zu bleiben, bis man mich hinauswirft.' Dies hat Lietz einmal im Gespräch mit einem Vertreter der Schulbehörde gesagt. Die Bemerkung deutet darauf hin, daß Lietz dem protestantischen Raum entstammt. Daraus ergibt sich eine wichtige Konsequenz: sein Christentum, mit dem er sich so abgeplagt hat, trug stets protestantische Färbung. Der katholischen Kirche stand er feindselig gegenüber [...]“ (Meissner, 1965, S. 84)

Wie hoch Minna Specht „preußische Tugenden“ schätzt und wie sehr sie in Hermann Lietz deren Verkünder sieht, offenbart eine Mahnung, die sie im Rückblick auf ihren Besuch in der OSO nach Ende ihrer Tätigkeit dort, den Schüler(inne)n in die OSO-Schüler(innen)zeitung schreibt:

„Aber nur loben ist nicht genug für einen alten Freund der OSO. Ich will hier nur eins erwähnen, das auch in fast allen anderen Heimen ein ernsthaftes Anliegen ist. Ihr wisst es wohl, daß Ihr verwöhnt seid mit all dem, was Euch zu Eurer eigenen Entwicklung geboten wird. Vergeßt nicht, was Hermann Lietz, der Gründer der Landerziehungsheime gewollt hat: Menschen zu bilden, die nicht nur an ihr eigenes Fortkommen denken und in ihrer Jugend Freiheit genießen, sondern bereit sind, einmal im Leben anderen zu dienen. Das lernt man nur, wenn man sich abhärten und verzichten kann.“ (Specht, 1953, zitiert nach Specht 1993, S. 34-35)

Die 68er-Bewegung hat die von Minna Specht oben genannten Tugenden „Bereitschaft zu dienen“, „sich abhärten“ und „verzichten können“ auf die Liste der „Sekundärtugenden“ gesetzt,

die in Deutschland von Preußen ausgehend in den Tugendkatalogen gesammelt sind, mit denen man auch ein „tugendhafter“ SS-Mann sein konnte (Rhodes, 2004). Erziehung muss, wenn sie denn überhaupt den Anspruch darauf erhebt, zu „Moral“ zu erziehen, und wenn sie dazu die nötige Kompetenz hat, Wert legen auf die Vermittlung von Primärtugenden. Für Deutschland zu Covid 19-Zeiten fallen mir davon zuerst zwei ein: „solidarisch handeln“ und „Gerechtigkeit üben“.

Ich kann dem Preußentum auch unabhängig von seinem protestantisch geprägten Sekundärtugendkatalog wenig abgewinnen. Wie sollte ich, wenn ich selbst in dem doch wenig revolutionären Blatt die ZEIT lesen darf, kann, muss: „Es waren die wilhelmischen geprägten alten Eliten aus dem adligen Großgrundbesitz Ostelbien und Teilen der Schwerindustrie, die den lange Zeit widerstrebenden Hindenburg dazu bewogen, Hitler an die Spitze eines mehrheitlich konservativen Reichskabinetts zu stellen.“ (Winkler, 2021, S. 15). „Hitler war kein Betriebsunfall“ (Fischer, 1992), sondern Erzeugnis preußischen Machwerks.

Es trägt zu meiner tiefen Abneigung gegen alles „Preußische“ erheblich bei, dass ich weiß, was die Hitler-Forschung übereinstimmend für Tatsache hält: Der 1889 im österreichischen Braunau am Inn geborene und nach römisch-katholischem Ritus getaufte Adolf Hitler, im Bayern der Weimarer Zeit zu Popularität gekommen, wird 1933 auf preußisches Geheiß in den Kanzler-Sattel gehoben – „Machtübertragung“, nicht: „Machtergreifung“ – wurde innenpolitisch legitimiert durch Preußens Staat und die Lutherische Kirche („Tag von Potsdam“, besser: „Tag der Potsdamer Garnisonskirche“ am 21. März 1933). Ohne die effiziente zivile Verwaltung und das höchst effektive Militär, auf den Entscheidungsebenen großteils in Preußenhand oder von Menschen „preußischer Gesinnung“ besetzt, hätte Adolf Hitler sein verbrecherisches Werk noch nicht einmal in Ansätzen durchführen können. Die Zerschlagung Preußens nach 1945 war der erste und bis heute nachhaltigste Schritt zur Errichtung eines Europas in Frieden.

9.1.4 „Gesinnungswandel“

Ich habe eine abgründtiefe Abneigung gegen jede Form von „Preußen-Verehrung“ auch dann, wenn sie in rotem Gewand daherkommt. Aber ich verkenne deshalb doch nicht, dass eine solche keineswegs daran hindert, politisch höchst Progressives zu denken. So etwa Minna Specht in und mit ihrer (Kampf-)Schrift „Gesinnungswandel“ (Specht, 1948a). Der vollständige Titel des Buches lautet „Gesinnungswandel. Die Erziehung der deutschen Jugend nach dem Weltkrieg“. Diese in Welwyn Garden City bei Renaissance Publishing erschienene Publikation ist die zweite, aber nicht als solche gekennzeichnete Auflage eines Buches, das 1943 im selben Verlag unter gleichem Titel veröffentlicht worden war; die Veränderung betrifft ausschließlich das auf das Jahr 1948 datierte Vorwort von Minna Specht (Specht, 1948a, S. 5), das für

die hier benutzte Auflage auf das Jahr 1948 datiert ist. Das Exemplar von 1948 trägt auf dem Titelblatt und dem Heftumschlag gar noch die Notiz „Herausgegeben - ISK - Internationaler Sozialistischer Kampfbund“.

Da existierte der ISK schon einige Zeit nicht mehr. Er löste sich nach Sondierungsgesprächen zwischen dem langjährigen ISK-Vorsitzenden Willi Eichler, einem alten Kampfgefährten Minna Spechts, und dem SPD-Vorsitzenden Kurt Schumacher im Dezember 1945 auf; die meisten seiner vormaligen Mitglieder schlossen sich der SPD an. Man hat die Publikation von „Gesinnungswandel“ im Jahr 1943 zu sehen im Zusammenhang mit der im selben Jahr erfolgten Gründung des „German Educational Reconstruction Committee“, einem von deutschen Emigrant(inn)en in Großbritannien in enger Zusammenarbeit mit der Labour Party gegründeten Projekts, das sich mit der Planung und Vorbereitung einer Neuordnung des Bildungs- und Erziehungssystem im Nachkriegsdeutschland beschäftigte.

Von Kurt Zier, Minna Spechts Nachfolger in der OSO-Leitung stammt folgender Bericht, der mir nach einigen Recherchen glaubwürdig scheint:

„Paul Geheeb berichtet, wie er in jener Zeit [in den 1940ern] mit großer Anteilnahme die Schriften Minna Spechts aus der Emigration [die in der Schweiz verfügbar waren] gelesen hat. Über eine dieser Veröffentlichungen, die sie dem Gesinnungswandel in Deutschland widmet, schreibt er: 'Ich hielt sie für so bedeutend, daß ich sie in kleinen Abschnitten in unseren wöchentlich stattfindenden Mitarbeiterkonferenzen [an der École d'Humanité] vorgelesen und zur Diskussion gestellt habe. Ich finde, man kann das deutsche Problem gar nicht verständnisvoller und tiefgründiger erfassen und die Resultate der Untersuchung treffender – als unmittelbare Gebrauchsanweisung – und praktischer formulieren, als es in dieser Broschüre geschieht.'“ (Zier, 1960, S. 289)

Wenn man „Gesinnungswandel“ mit einiger Aufmerksamkeit und Muße gelesen hat, kann man Paul Geheeb's Urteil über das Werk gut nachvollziehen. Und man versteht gänzlich, weshalb Paul Geheeb seine Schule, die Odenwaldschule in Ober-Hambach (OSO) nach dem Krieg und sobald dies möglich war, Minna Specht und niemand anderem anvertraute. Den Kern ihres „Gesinnungswandel“-Buches machen drei Kapitel aus, die gerahmt sind von einem Vorwort sowie einem Ausblick zur „Erziehung zum Weltbürgertum“ mit abschließenden Überlegungen über „Vorbereitende Arbeiten in der Emigration“. Die drei Kapitel tragen die Überschriften „Erziehung und Politik“, „Erziehung und Philosophie“ sowie „Wege der Verwirklichung“; das letzte ist mit drei Unterkapiteln und zahlreichen Abschnitten bei Weitem das größte. „Gesinnungswandel“ ist im Wesentlichen die zentrale Schrift Minna Spechts über die Schule nach dem Zusammenbruch des deutschen Faschismus.

Am kleinsten fällt das 2. Kapitel aus; verwiesen wird dort auf eine geplante, aber offensichtlich nie veröffentlichte Arbeit von Grete Hermann, die bis zu dessen Tod im Jahre 1927 als Privatassistentin von Leonard Nelson arbeitete, in der Walkemühle mitarbeitete und ISK-Mitglied war. Im 1. Kapitel, ganze sechs Seiten umfassend, zeigt sich Minna Specht als wahre moderne Intellektuelle, die Staat und Gesellschaft, Politik und Erziehung informiert und klug zusammen denken kann. Ich gebe eine Kostprobe:

„Die öffentliche Erziehung eines Volkes findet ihren *Wertmasstab* in einer kritischen Philosophie. Ihre *Verwirklichung* hängt ab von dem Staat, der eine bestimmte Gesellschaftsordnung einrichtet und durchführt. [...]

Die künftige Erziehung in Deutschland ist daher eng mit seiner politischen Zukunft verknüpft, ebenso wie die Nazi-Erziehung steht und fällt mit der Nazi-Herrschaft. Von der Erziehung der Jugend zu schreiben, ohne den engen Zusammenhang zwischen staatlicher Ordnung und öffentlichem Schulwesen ins Auge zu fassen, ist Torheit oder Mangel an Ernst. [...]

Wir können hier nur die Kernstücke einer solchen politischen Neuordnung nennen, – die für die Erziehung wesentlichen: Die Zerschlagung aller Nazi-Institutionen und die Überantwortung aller Nazi-Verbrecher an Gerichte; die Beseitigung der Wehrmacht und der Waffenindustrie; die politische und wirtschaftliche Ausschaltung der Junkerkaste; die öffentliche Kontrolle der Wirtschaft und die Einordnung Deutschlands in den Rahmen einer überstaatlichen europäischen Zusammenarbeit.“ (Specht, 1948a, S. 6)

Aus dem umfangreichen 3. Kapiteln seien hier nur zwei Passagen referiert. In dessen 1. Unterkapitel „In der Übergangszeit“ findet sich in dem Abschnitt „Das Ziel der Nazi-Erziehung“ Minna Spechts Grundeinstellung zur deutschen Jugend:

„In der Nazi-Diktatur mögen Menschen in manchem, was geschehen ist, andere Ereignisse mitverantwortlich machen, in der Erziehung war und ist *Hitler* der unbeschränkte Herr. [...] Die Umbildung der Menschen, die unter ihm erzogen worden sind, werden wir versuchen. Wir gehen dabei von einer doppelten Überzeugung aus; der einen, dass die Jugend missbraucht worden ist, gefährlicher missbraucht als irgend ein anderer Teil des deutschen Volkes; der anderen, dass der Versuch ihrer Rettung unternommen werden muss, weil der Mensch mehr ist, als die Nazis von ihm gehalten.“ (Specht, 1948a, S. 20-21).

Im 2. Unterkapitel des 3. Kapitels von „Gesinnungswandel“ stellt Minna Specht ihre Überlegungen über „Die künftige Schule“ dar. Die letzten Ausführungen dazu, dargestellt im Ab-

schnitt „Freie Veranstaltungen und Freizeit“ gelten der Frage, was es denn neben der Schule und ergänzend zu ihr an Bildungsmöglichkeiten geben könne und solle. Dazu führt sie aus:

„Die Nachkriegszeit in Deutschland wird für eine Weile keinen Anlass und keine Bereitschaft zeigen zu allgemeinen festlichen Veranstaltungen. Die Jugend wird daher für alles, was sie entspannt und erfreut, auf ihre engere Gemeinschaft angewiesen sein, erweitert durch den Kreis der Freunde, die mit ihr sonst verbunden sind. Langes Verweilen in Landheimen, wie sie jeder Schule offenstehen sollten, ausreichende Ferien und Freizeiten, viel Sport und offene Werkstätten, stille Lesezimmer mit Büchereien und Gemeinschaftsräume für Kinder und Erwachsene bis in den Abend, mit Cafeterien, Musikdarbietungen, Theateraufführungen, Ausstellungen und Vorträgen, von der Schule ausgehend und mit von den Kindern verwaltet, alles dies wird das emsige Leben erweitern, das während des Vormittags der engeren Schularbeit gewidmet ist.“ (Specht, 1948a, S. 41)

„Landheime“ oder „Schullandheime“ sind etwas anderes als „Landschulheime“. Man muss das heute eigens markieren, da der Begriff „(Schul-)Landheim“ einerseits aus der Mode gekommen ist und oft gerade bei Outward Bound – Maßnahmen durch „(mehrtägige) Klassenfahrt“ ersetzt wird, während andererseits neuerdings manches Landschulheim sich „Landheim“ nennt; so etwa die Einrichtung im Nachbarort Schondorf am Ammersee. (Schul-)Landheime sind schulergänzende Lernorte, an dem Schüler(innen) und Lehrer(innen) in Form von Projektwochen arbeiten können; sie sind pädagogische, die Schule ergänzende Einrichtungen, in denen sich Erziehung und Unterricht in besonderer Form vollziehen. Die ersten (Schul-)Landheime entstanden im Rahmen der Jugendbewegung und der Reformpädagogik bereits vor dem Ersten Weltkrieg; ihre Blütezeit hatte die (Schul-)Landheim-Bewegung in den Jahren 1925 bis 1933.

9.1.5 Die Landerziehungsheime Nachkriegsdeutschlands

Über Minna Specht als Leiterin der OSO (1946-1951) berichtet ihr Nachfolger in der OSO-Leitung (1951-1962) Kurt Zier (1960), der die erste Nachkriegsdarstellung der OSO erstellt hat (Zier, 1954). Kurt Zier gehört zu den vor den Nazis ins Exil Geflüchteten, die die OSO-Leiterin Minna Specht zur Mitarbeit aufrief. Kurt Zier kam aus dem isländischen Exil – wie der deutsch-jüdische Wolfgang Edelstein, der 1954 als Referendar an die OSO kam (Uslar, 2014), dort später Lehrer wurde und noch später von Hellmut Becker an das von ihm gegründete Max-Planck-Institut für Bildungsforschung geholt wurde. Die Spötter(innen) meines Heidelberger Freundeskreises meinten dazu, mit Wolfgang Edelstein habe sich der Ex-Nazi Hellmut

Becker seinen „Vorzeige-Juden“ ans Institut geholt. Anlass ihres Spottes war, dass mir Wolfgang Edelstein ermöglicht hatte, in den Jahren 1974/75 mit OSO-Schüler(inne)n Experimente durchzuführen, die klären sollten, welcher Zusammenhang bei Kindern welcher Altersstufen zwischen intellektueller und moralischer Entwicklung bestünde.

Kurt Zier referiert, und seinem Zeugnis ist zu trauen, aus einem wohl unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkriegs verfassten Brief Minna Spechts an Eva Cassirer, einem Mitglied der OSO-Eigentümerfamilie, dessen Fundort und genaue Datierung von Kurt Zier allerdings ungenannt bleibt:

„Ich trage mich in Gedanken [...] oft mit der Zukunft der Odenwaldschule und habe Pläne, wie man diese Stätte der Erziehung von neuem zum Leben erwecken kann, angemessen den bedrückenden Umständen, unter denen wir alle leben. Politik und Wirtschaft haben wohl ausgespielt einstweilen. Wenn man in der Erziehung im wesentlichen eine Funktion der jeweiligen Gesellschaftsordnung sieht, dann wäre sie miterledigt. Und es melden sich bereits Stimmen, die alles für hoffnungslos erklären. Aber wir sind immer Pioniere gewesen, und wenn man überzeugt ist, daß nur ein Gesinnungswandel die Gesellschaft retten kann, gerade auch in Politik und Wirtschaft, warum dann nicht helfen, eine Jugend zu bilden, die sich solchen Ideen öffnen könnte.“ (Zier, 1960, S. 288)

Eine der frühesten externen, also nicht ihrem freund-, kamerad- oder verwandtschaftlichen Kreis entstammenden Beschreibungen der Minna Specht nach Ende des Zweiten Weltkriegs stammt von Mimi Schreiblauber, einer Schweizer Wegbereiterin der Rhythmik als Erziehungsmittel der Heilpädagogik. Es lohnt sich die Eingangspassage ihres Beitrags in der Denkschrift zum 80. Geburtstag Minna Spechts in Gänze zu lesen. Hier ein Auszug:

„Es war im September 1945, bei der ersten Tagung der S.E.P.E.G. in Zürich, auf der man über die Hilfe an die kriegsgeschädigte Jugend Europas sprach. Minna, durch Einreiseschwierigkeiten an der Grenze, verspätet angekommen, betrat den Saal, als eben eine sehr erregte Debatte über die Umerziehung der deutschen Jugend im Gange war. In die hitzige, zum Teil noch durch begreiflichen Haß diktierete Diskussion der Vertreter der Alliierten, griff Minna in ruhiger und überlegener Art ein, wodurch eine bessere Verhandlungsgrundlage geschaffen wurde. Ich höre noch ihre tiefe Stimme: ‚Ich stehe hier als Mitglied der englischen Delegation. Aber ich stehe auch hier als Deutsche, und ich spreche zu Ihnen als deutsche Frau ...‘

Ihre Unerschrockenheit, sich als Deutsche zu bekennen, zu bekennen in jenen Tagen, da so viele Menschen sich das Recht anmaßten, über das deutsche Volk

zu Gericht zu sitzen, diese Unerschrockenheit verfehlte ganz besonders nicht ihre Wirkung auf uns Schweizer.

Am gleichen Abend sprach Minna Specht in einer öffentlichen Versammlung über die Umerziehung der deutschen Jugend und über die notwendige neue Erziehung des deutschen Menschen. Was sie damals in Beziehung zum deutschen Volk sagte, hat heute noch die gleiche Bedeutung für die ganze Menschheit: Die Jugend muß lernen, in sich selber den Friedenswillen zu entwickeln, muß sich zum Frieden erziehen. Selbstachtung, Achtung vor dem andern, Einfachheit, Ehrlichkeit, Freiheit der Gesinnung muß aber nicht nur die Jugend, sondern auch der Erwachsene lernen. Die Jugend muß mit dem Erwachsenen zusammenarbeiten, mit ihm die Aufgaben des täglichen Lebens erfüllen. Der Erwachsene muß Beispiel sein in Taten, nicht in Worten. Damit das Gute in der Welt sei, müssen wir das Gute tun.

Durch jenen ganzen Vortrag hört man immer wieder Minna Spechts Vertrauen in die Jugend: Ich glaube, daß in den Kindern immer noch große moralische Kräfte vorhanden sind.“ (Scheiblauber, 1960, S. 336)

„SEPEG“ steht für Semaines internationales d'études pour l'enfance victime de la guerre / Internationale Studienwochen für das kriegsgeschädigte Kind, und auf jener SEPEG-Tagung im September 1945 „hatten sich Geheeb und Minna Specht kennengelernt. Die Begegnung war geglückt und der Austausch fruchtbar. Minna konnte danach mit voller Zustimmung und dem ausgesprochenen Vertrauen des Gründers ans Werk gehen.“ (Zier, 1960, S. 2)

In der jungen Bundesrepublik kommt es Minna Specht zugute, dass sie sich als wahrhaftige Lietz-Schülerin gezeigt hat; da ist ihre sozialistische Vergangenheit, ja sogar ihre Reisen in Josef Stalins Sowjetunion, verdrängt oder vergessen in der restaurativen Adenauer-Bundesrepublik und in der 1947 gegründeten, politisch konservativen Vereinigung Deutscher Landerziehungsheime (Brachmann, 2015; Brachmann, o.J.). Fritz Linn schreibt 1960 in der Denkschrift zu Minna Spechts 80. Geburtstag: „In jungen Jahren war sie Mitarbeiterin von Hermann Lietz gewesen und damit lebendiges Symbol des uns Gemeinsamen.“ (Linn, 1960, S. 351) Minna Specht war vom Juli 1947 bis Mai 1960 im Vorstand der Vereinigung Deutscher Landerziehungsheime neben den geschäftsführenden Vorstandsmitgliedern Fritz Christiansen-Weniger, nach dem Zweiten Weltkrieg erster Gesamtleiter der Hermann-Lietz-Schulen (bis Juli 1952), und Fritz Linn, seit 1952 Leiter der Stiftung Landerziehungsheim Schondorf (ab Juli 1952), der faktisch und später auch de jure das Heft in der Hand hatte, bis er im Mai 1969 von Hellmut Becker abgelöst wurde, der den Vorsitz erst im Mai 1993, wenige Monate vor seinem Tod abgeben würde.

Es hat schon in der Weimarer Republik eine Entwicklung hin zu einer reichsweiten Or-

ganisation der Landerziehungsheime (LEH) und anderer Privatschulen gegeben. Aber diese war bis zum Beginn der Nazi-Herrschaft über das Entwicklungsstadium einer gemeinsamen Interessensvertretung nicht hinausgekommen (Brachmann, 2015; Brachmann, o.J.). Das war nach dem Krieg anders. „Von Georg Picht [damals Leiter des „Birklehofs“] stammt wohl der Gedanke einer pädagogischen und vor allem didaktischen Selbstkontrolle der deutschen Landerziehungsheime. Ich vermute, dieser Vorschlag wäre nie gemacht worden, hätten wir nicht Minna Specht unter uns gehabt, die allein diese Aufgabe übernehmen konnte.“ (Linn, 1960, S. 353)

Über das Gründungstreffen der LEH-Vereinigung an der OSO im Juli 1947 berichtet Minna Specht als OSO-Leiterin in einem Elternbrief vom 28. Januar 1948 folgendermaßen:

„In diesen Sommer waren die Leiter der Landerziehungsheime hier, die schon vor 1933 eine lose Verbindung hatten. Anwesend waren die Vertreter von Birkle-
hof, Marienau, Salem, Schondorf, Urspring und Wieblingen [Elisabeth-von-Thadden-
Schule], der sieben Lietzschen Heime und des Landschulheims am Solling. Die
Tagung erwies sich als sehr fruchtbar, zumal die heutigen Aufgaben der Lander-
ziehungsheime zur Debatte standen. Sie führte zu dem Beschluß, eine neue festere
Vereinigung zu bilden. In den Vorstand wurden gewählt: Professor Christiansen-
Weniger von Schloß Bieberstein und ich von der Odenwaldschule. Der Sinn dieser
Vereinigung besteht darin, eine gemeinsame Vertretung gegenüber den Behörden
zu haben, eine Verständigung über Unterrichts- und Erziehungsmethoden, Rat und
Hilfe bei der Anstellung von Lehrern und im Austausch von Lehrern und Schü-
lern.“ (Specht, 1948b, zitiert nach Specht 1993, S. 24)

9.1.6 Die Kurzschule

Zu den Aktivitäten der LEH-Vereinigung gehörte die Herausgabe der Schriftenreihe „Aus den Deutschen Landerziehungsheimen“ im Stuttgarter Klett-Verlag. Das 2. dieser Hefte, für die erste Auflage zu datieren auf das Jahr 1958 (so auch Schwarz, 1968, S. 243), ist die erste deutschsprachige Sammlung von Reden und Aufsätzen Kurt Hahns und trägt den programmatischen Titel „Erziehung zur Verantwortung“; als Herausgeber des Heftes werden (in dieser Reihenfolge) Fritz Linn, Georg Picht und Minna Specht genannt. In und mit diesem schmalen Büchlein hatten deutsche „Normalleser(innen)“ wichtige Texte zur Entwicklung der Outward Bound- Pädagogik vor Augen; „Erziehung durch und für die See“ (1947) etwa oder „Rückblick“ (1950) und „Erziehung zur Verantwortung“ (1954).

Damit und mit ihrer Teilnahme an der Gordonstoun-Konferenz sowie deren Vorbesprechungen hat Minna Specht mit ihrem moralischen und politischen Gewicht einen bedeutsamen

Beitrag zur Entwicklung der deutschen Kurzschulen und deren Bekanntwerden in der jungen Bundesrepublik geleistet. Sie hat darüber hinaus aber etwas getan, was nur sie aus dem ganzen bundesrepublikanischen Förderkreis der Kurzschulen leisten konnte: Sie hat für die Kurzschul-idee geworben bei Frauen und bei der Linken.

Es war am 20. Oktober 1951, dass Minna Specht auf der SPD-Frauenkonferenz in Fulda einen Vortrag unter dem Titel „Sozialismus als Lebenshaltung und Erziehungsaufgabe“ hielt. Dazu merkt sie in ihrer autobiographischen Notiz an: „Kurz vor meiner Heimkehr 1946 [aus dem britischen Exil] wurde ich in die SPD aufgenommen, der ich noch heute angehöre. Ein schöner Beweis des wiedergewonnenen Vertrauens [nach dem Ausschluss 1925] war die Aufforderung Herta Gotthelfs, auf der Frauenkonferenz in Fulda die Rede zu halten über 'Sozialismus als Lebenshaltung und Erziehungsaufgabe', die mir das warme Gefühl vermittelte, wieder eine politische Heimat zu haben.“ (Specht, 1960, S. 372-373)

Herta Gotthelf war damals seit fünf Jahren Vorstandmitglied und Frauensekretärin der SPD; im Londoner Exil war sie in den Jahren 1934-1946 Sekretärin von Marie Juchacz, der Gründerin der Arbeiterwohlfahrt. Sie hat Minna später mit diesen Worten gewürdigt:

„Ich bin selten einem Menschen begegnet, der bei so viel 'Berühmtheit' innerlich und äußerlich so bescheiden geblieben ist und der so selbstverständlich niemals aufhörte zu lernen und an sich selbst zu arbeiten. Es passt in dieses Persönlichkeitsbild, daß Minna Specht im Frühjahr 1946 ohne Zögern ins hungernde, frierende kriegszerstörte Deutschland zurückging, um sich einer schwierigen pädagogischen Aufgabe zu stellen. Und es passt ebenso in dieses Bild, daß sie trotz und zusätzlich zu diesen schweren Aufgaben sich auch noch ganz selbstverständlich zur Verfügung stellte, um beim Aufbau der sozialdemokratischen Frauenarbeit zu helfen.“ (Gotthelf, 1960, S. 339)

SPD-Frauenkonferenzen waren Veranstaltungen mit Tradition. So wird etwa auf der 8. Frauenkonferenz der SPD Anfang Oktober 1920 in nicht weit von Fulda liegenden Kassel gefordert „dass die Bekämpfung und Sanktionierung der Jugendkriminalität aus dem Bereich des Strafrechts herausgenommen, und in den der Erziehung eingebracht werden soll“ (Landesgeschichtliches Informationssystem Hessen (o.J.); die Forderung „Erziehung statt Strafe“ fand drei Jahre später Eingang in das Reichsjugendgerichtsgesetz. Nur weiß die heutige Soziale Arbeit in ihrer grandiosen Geschichtsvergessenheit nahezu nichts mehr von den Kämpferinnen ihrer Sache in der Weimarer Republik.

Ja noch nicht einmal von jenen in der frühen Bundesrepublik wie etwa Minna Specht. Die zeigt sich im hier betrachteten Vortrag nicht nur als kluge Politikerin und beredte Feministin, sondern auch als eine überzeugende Theoretikerin des „Antiautoritären“ (*avant la lettre*): „Ge-

rade wir in Deutschland müssen begreifen lernen, daß Pflichten nur gefordert werden können, wo Rechte bestehen, daß keine Autorität das Recht ersetzen kann, das den Grund meiner Verpflichtung darstellt. Wer den Willen unter die bloße Autorität beugt, verlangt Unterwerfung und erzieht den Knecht. Dies zu erkennen ist vielleicht das wichtigste, das uns zur Lebenshaltung des Sozialisten befähigt.“ (Specht, 1951, S. 9)

Gegen Ende ihres Vortrags auf der SPD-Frauenkonferenz in Fulda am 20. Oktober 1951, wenige Wochen nach der DGfEE-Gründungskonferenz in Gordonstoun, kommt Minna Specht dann auf die gerade entstehende Kurzschulpädagogik in (West-)Deutschland zu sprechen:

„Lassen Sie mich nur noch auf eine Entwicklung hinweisen, die erst im Kleinstadium ist und eine Bedeutung gerade für unsere arbeitende Jugend gewinnen kann. Wir tun viel *für unsere schulentlassene Jugend* in den Volkshochschulen, in den Volksbildungsheimen, in ‚Arbeit und Leben‘ [eine gewerkschaftsnahe Einrichtung der politischen Jugend- und Erwachsenenbildung], überall wird segensreiche Arbeit getan.

Aber an einem fehlt es und das wissen auch viele, die an diesen Stätten arbeiten. Wir sitzen mit der Jugend zusammen und diskutieren. Wir nehmen all die schweren Probleme vor, die uns heute bewegen: die Spannung zwischen West und Ost, die Mitbestimmung, Europa und Straßburg, die Kirche, den Militarismus und im Literarischen wagen wir uns an Sartre und die ‚Fliegen‘ [J.-P. Sartre, 1943]. Wohl wird in einem Schulungskurs an einem Tag gewandert; es wird an Abenden gesungen. Aber wir sehen doch am Ende eins: die Jugend lebt nicht von geistiger Arbeit allein.

Gewiß lebt sie auch nicht allein von der Arbeit im Beruf. Jung, wie sie ist, lebt sie – hoffentlich – in Träumen, in Fantasien, ja sie begehrt das Abenteuer. Träume werden im heutigen Leben nicht genährt, die Fantasie hat keinen Anhaltspunkt, und der Wunsch nach dem Ungewöhnlichen, dem Sensationellen, kann in gefährliche Bahnen geraten, da das tägliche Leben und auch unsere Schulungsstätten den elementaren Trieben des menschlichen Lebens nicht genügen.

Wollen wir nicht zulassen, daß unsere Jugend eines Tages wieder marschiert, weil ein Trommler sie verführt, dann müssen wir ihr etwas bieten, das dem Verlangen der Jugend nach Bewegung, Entschlusskraft und Wagemut entgegenkommt.

In England ist aus privater Initiative der Versuch unternommen worden, der Jugend zwischen 15 und 25 mehr zu bieten als eine geistige Schulung. Es gibt dort zwei Schulen, die eine am Meer [Aberdovey, Wales], die andere in den Bergen [Eskdale, Cumberland], die in Vierwochenkursen heute bereits Tausende von

Lehrlingen, Büroangestellten, Schülern (auch solche von der höheren Schule) aufnehmen. Was bieten diese Schulen?

Einmal die Natur, wie wir sie am Meer und im Gebirge finden. Die Natur ist nicht der Feind des Menschen; aber er muß ihre Gesetze kennen, wenn er nicht von ihr gedemütigt werden soll. Ich habe die Jungen gesehen, wie sie von einer mehrtätigen Wanderung heimkamen; keine Jugendherberge hatte ihnen geholfen, oft kein Weg, kein Steg. Kameradschaft und das körperliche Training hatte sie zum Erfolg geführt, ihnen gezeigt, was sie aus sich herauszuholen imstande waren. Ich sah ihre Gesichter, sie glühten vor Freude. Aber sie lernten in diesen Kursen noch etwas anderes als die Weckung des Selbstvertrauens: sie lernen, Hilfe zu geben, wenn jemand in Not gerät.

Ich weiß von dem Erlebnis eines jungen Menschen, der aus einem gekenterten Boot einem jungen Franzosen, der nicht schwimmen konnte, das Leben gerettet hat. Er erlebte, wie er den frierenden Körper des Franzosen wärmte, er fühlte die Anstrengung beider, ans Ufer zu kommen. Und als das Ufer erreicht war, beide erschöpft auf dem Strand lagen, da entrang sich dem Retter des jungen Franzosen das eine Wort: ‚Nie wieder Krieg‘. Solche Erlebnisse nicht dem Zufall anzuvertrauen, sondern sie in unsere Erwachsenenbildung einzubauen, ist das, was wir zu unserer geistigen Schulung hinzunehmen sollten. Im Frühjahr 1952 wird die erste solche Schule in Deutschland eröffnet werden und es ist der Wunsch der Gründer, die Anteilnahme unserer Partei und der Gewerkschaften für diese Schulung zu gewinnen. Es wäre noch vieles zu sagen, was auf dem Gebiet der Erziehung zu tun ist. Überlassen wir das der Diskussion.“ (Specht, 1951, S. 15-16)

9.1.7 Minna Specht in der Diskussion

Im Diskurs der universitär verfassten Pädagogik der BRD, der DDR und anfangs noch des (wieder) vereinten Deutschlands war Minna Specht eine weitgehend unbekannte Person. Das Gleiche gilt für Publikationen aus dem Bereich der Erlebnispädagogik bis zumindest 1992. Die jüngste Publikation zu ihr war die 1960, ein Jahr vor ihrem Tod, erschienene Festschrift zu ihrem 80. Geburtstag (Becker, Eichler & Heckmann, 1960). Anfang der 1990er haben Inge Hansen-Schaberg und Christine Lost eine erste wirklich gesamtdeutsche Analyse der Rezeptionsgeschichte von Minna Spechts Werk vorgelegt (Hansen-Schaberg & Lost, 1993). Ihrem Fazit, das Werk Minna Spechts und seine besondere Bedeutung sei um 1990 (noch) weitgehend ignoriert worden, kann man nur zustimmen. Ebenso den dafür schon oben genannten Gründen: Das „liegt an der männlich dominierten Landerziehungsheimpädagogik ebenso wie an

der männlich dominierten Rezeption der Reformpädagogik“ (Hansen-Schaberg & Lost, 1993, S. 180).

Im Sommer 1990 fand an der OSO eine Minna-Specht-Tagung statt, an der auch Inge Hansen-Schaberg und Christine Lost teilnahmen. Veröffentlicht wurden ihre Beiträge aber erst in dem 1993 erschienenen OSO-Themenheft zu Minna Specht (Harder, 1993). Zwischenzeitlich aber waren 1992 aus der Feder von Inge Hansen-Schaberg erschienen einmal das grundlegende Werk „Minna Specht – Eine Sozialistin in der Landerziehungsheimbewegung (1918 bis 1951). Untersuchung zur pädagogischen Biographie einer Reformpädagogin“ (Hansen-Schaberg, 1992a) und als Heft 31 in der Reihe „Wegbereiter der modernen Erlebnispädagogik“ die knappe Darstellung „Die erlebnis- und erfahrungsbezogene Pädagogik Minna Spechts“ (1992b).

Man kann diese beiden Darstellungen und meine oben zu lesende auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede prüfen. Ein Teil der Unterschiede erklärt sich aus unterschiedlichem Umgang mit vorhandenem Quellenmaterial. Inge Hansen-Schaberg hat weit mehr Primär- und Sekundärliteratur aufgearbeitet als ich; dafür ist, man vergleiche die Angaben in der Einleitung, meine Beschäftigung mit der linken Reformpädagogin älter und länger. Ein zweiter Teil der Unterschiede ergibt sich aus Verschiedenheit des (Er-)Kenntnisinteresses: Geht es dort um eine umfassende „pädagogische Biographie einer Reformpädagogin“, dominiert bei mir die weitaus engere Fragestellung: Warum hat sich Minna Specht auf das Hahnsche Kurzschul-Unternehmen eingelassen und was hat sie zu dessen Entwicklung beigetragen? Der wichtigste Unterschied aber scheint mir der Zeitpunkt der Analysen: Inge Hansen-Schaberg publiziert zu Zeiten, da frau und man(n) in der OSO noch einen „Leuchtturm der Reformpädagogik“ sehen konnte; meine Analyse hingegen hat als Interpretationshintergrund eine OSO als „Ort sexualisierter Gewalt“ (Brachmann, 2019; Heekerens, 2019d, 2019e; Keupp u.a., 2019). Da ist der Blick schärfer.

9.2 Marina Ewald

Bei keiner Person im Umkreis von Kurt Hahn habe ich meine Meinung im Laufe der Zeit mehr und nachhaltiger geändert als im Falle von Marina Ewald. Ich hatte schon um 1970 Hermann Röhrs Herausgeberwerk „Bildung als Wagnis und Bewährung“ (Röhrs, 1966) halbwegs gründlich durchgelesen in der Bibliothek des Pädagogischen Instituts der Universität Heidelberg, unweit jener der Theologischen Fakultät, wo ich immatrikuliert war. Bei jener ersten Lektüre hatten mich – ich war ein „68er“ durch und durch – die meisten Beiträge gelangweilt bis abgestoßen; einzig Hartmut von Hentigs (1966) Beitrag „Kurt Hahn und die Pädagogik“

fand ich interessant (und halte ihn bis heute für die klügste und tiefgründigste Kritik an „Kurt Hahn als Pädagoge“).

Die Hahn-Gemeinde und Kurt Hahn selbst fanden diesen Beitrag so ehrwürdig, dass Hartmut von Hentig von da in im erweiterten „Salem“-Kreis als *persona non grata* galt. Das musste den nicht stören. Er war ab 1965 Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats der zu gründenden (Reform-)Universität Bielefeld, dort seit 1968 Professor für Pädagogik, und sein Name stand ab den 1960ern für bald ein halbes Jahrhundert im hellen Licht der an Bildungsfragen interessierten Öffentlichkeit, während auch nur die Kenntnis des Namens „Kurt Hahn“ zu einem Randgruppenphänomen wurde.

Im Herbst 1971 las ich einen der Beiträge in „Bildung als Wagnis und Bewährung“ wieder – und diesmal vertieft. Der Grund für die neuerliche Lektüre jenes Artikels, den ich ein Jahr zuvor als besonders abstoßend empfunden hatte, war eben sein – für einen Heidelberger „68er“ – abstoßender Charakter. Ich hatte zum Wintersemester 1971/72 neben meinem Studium der Theologie eines in Psychologie aufgenommen und war zu der Zeit Mitglied im Sozialausschuss des von non-konformistischen Linken gebildeten AStA der Universität. Wir hatten den Auftrag, zur aufkommenden Diskussion um anti-autoritärer Erziehung ein Positionspapier zu erstellen. Dazu musste jedes Sozialausschuss-Mitglied einen Text von höchstens einer Seitenlänge vor- und zur Diskussion stellen. Die Textpassage musste aus einer pädagogischen Fachpublikation stammen. Davon kannte ich damals nur sehr wenige, aber eine kam mir sofort ins Gedächtnis: Marina Ewalds (1966) „Der Aufbau und Ausbau Salems (1919-1933)“ in „Bildung als Wagnis und Bewährung“. Die ausgewählte Textpassage lautet:

„Disziplinarvergehen wurden ohne Aufhebens routinemäßig bestraft. Waren aber, gemäß Kurt Hahns Unterscheidung, nicht nur menschliche Regeln, sondern göttliche Gebote verletzt, stand die Zukunft des Kindes wie das Wohl des Gemeinwesens auf dem Spiel. Kurt Hahn war in schäumender Erregung. Die ganze Schule hielt den Atem an. Er brachte den Sünder, in oft heftiger Auseinandersetzung, zur Einsicht. Er ruhte nicht, bis die ganze Tragweite eines solchen Verstoßes von jedem, Schüler wie Lehrer, verstanden war. Dazu bediente er sich der Schulversammlung. Nicht selten mußte die versammelte Schülerschaft stehend und schweigend eine halbe Stunde und mehr warten, bis er zur genauen Darlegung des Tatbestandes, zur Verkündung der Strafe und ihrer Begründung bereit war. Zorn und der Aufwand wallender Erregung galten aber ausschließlich der bösen Tat, nicht dem Täter. Dem Sünder wurde das Vertrauen geschenkt, sofort nach der Sühne gewandelt zu sein und ein neues, besseres Leben zu beginnen. Wer daran zweifelte oder nach der Strafe noch auf den Vorfall anspielte, entfachte

von neuem Kurt Hahns zornige Erregung. Sie ergoß sich genau so über Lehrer wie über Kinder.“ (Ewald, 1966, S. 116)

9.2.1 Die „Salem“-Managerin

Der AStA-Sozialausschuss setzte Kurt Hahn auf die Top-Five-Liste der autoritären Pädagog(inn)en, und Marina Ewald, die über ihn ja im ganzen Artikel kein einziges kritisches Wort verliert, wurde – darauf legten die Frauen im Ausschuss größten Wert – zur autoritätsfixierten Untergebenen erklärt. Das war für rund ein viertel Jahrhundert mein Marina Ewald-Bild, bis ich Mitte der 1990er das bereits 1986 erschienene Golo Mann-Buch „Erinnerungen und Gedanken. Eine Jugend in Deutschland“ las. Von da an färbte sich mir das Bild jener Frau immer positiver. Zunächst einmal wurde mir zunehmend mehr klar, dass sie von „Salems“ Anfang an die Person war, die „den Laden schmiss“. Golo Mann hat auf geradezu lakonische Weise über ihre eminente Bedeutung für das Hahnsche Unternehmen in seiner Gesamtheit berichtet – und zwar im Zusammenhang der Erzählung von seiner ersten Reise nach Salem. Nach Salem kam er damals schon, in „Salem“ rein aber (noch) nicht.

Im Dezember 1922 nahm Katja Mann zum zweiten Mal die Strapazen einer Reise von München nach Salem auf sich, die diesmal beschwerlicher war als im Sommer 1921, wo es um Klaus ging; die restliche Wegstrecke von letzten Bahnstation aus führte zu Fuß durch Schnee auf manchmal grundlosem Gelände. Kurt Hahn, der Katja seit Kindestagen am Wannsee kannte, wo beider Herkunftsfamilien standesgemäße Sommervillen hatten, und der sehr wohl wusste, dass die Manns US-Dollars hatten (wir sind in der deutschen Hyperinflation), erklärte sich am ersten Tag als vom „Salemer“ Tagwerk unabkömmlich, ließ Katja und Golo im „Schwan“, dem alten – und schlecht beheizbaren – Klostergasthof, Tag um Tag vor sich hin bibbern, um endlich damit rauszurücken: „Seine Mitarbeiterin, Fräulein Ewald, sei zur Zeit in den Vereinigten Staaten – ich glaube, um Geld für die Schule zu sammeln – und ohne sie könnte er keine Entscheidung treffen“. (Mann, 1986, S. 121) Katja reiste mit Golo unverrichteter Dinge wieder ab – *and she was not amused*.

Kurt Hahn hatte gute Gründe dafür, den Groll selbst einer so hochwürdigen und einflussreichen Person wie Katja Mann in Kauf zu nehmen. Neben Fundraising und Management hatte Marina Ewald im „Salemschen“ Unternehmen offensichtlich noch eine weitere Funktion: die der Eignungsprüfung. Nicht nur weil irgendwelche Management-Fragen ohne „Fräulein Ewald“ keiner für „Salem“ zuträglichen Klärung hätten zugeführt werden können, dämpfte Kurt Hahn Frau Katja Mann. Sondern auch, weil er Marina Ewalds diagnostischen Eingangsurteils bedurfte. Welche Kompetenz sie darin hatte und welche freie Hand, diese auch zu realisieren, zeigt ein auf den 11. August 1922 datierter Brief Marina Ewalds an Paul Geheeb, den

Leiter der Odenwaldschule Ober-Hambach (OSO), wohin Golos älterer Bruder Klaus – wohl auf Rat der früheren OSO-Lehrerin Marina Ewald – verwiesen worden war, nachdem er – höchst wahrscheinlich nach Marina Ewalds Urteil für „Salem“ als untauglich beurteilt worden war.

Ich gebe hier die Zusammenfassung genannten Briefes wieder, wie sie beim Golo Mann-Biographen Tilman Lahme (2009) zu finden ist: „Der 'ungewöhnlich begabte und fein veranlagte Junge' schrieb Marina Ewald, Hahns Stellvertreterin, habe seine Kindheit und Natürlichkeit infolge alleiniger Beschäftigung mit Literatur eingebüßt. 'Maniert', 'selbstgefällig' und 'frühzeitig gereift', habe Klaus 'das natürliche Interesse an seiner Umwelt verloren', kultiviere seine 'Unfähigkeit an allen Dingen des praktischen Lebens mit Eitelkeit' und bemäntele sie 'unter einer Verachtung der Welt der Tat und [des] Handelns'.“ (Lahme, 2009, S. 28) Man werfe mit diesen Worten im Gedächtnis den Blick auf Klaus Manns letzte Tage: Vom 5. bis zum 15. Mai 1949 verbrachte er einige Tage zu einer Entgiftungskur in einer Klinik in Nizza; wenige Tage später, am 21. Mai 1949, starb er nach einer Überdosis Schlaftabletten im nur 30 Autofahrtminuten entfernten Cannes.

Marina Ewald war wohl die Vertrauensperson, deren Hilfe Kurt Hahn nicht nur bei der Eingangs-, sondern auch bei der Verlaufsdiagnostik in Anspruch zu nehmen pflegte. Anders lässt sich die Eingangspassage eines auf den 18. Dezember 1925 datierten Kurt Hahn-Schreibens an Golo Mann, wiedergegeben bei Konrad Krimm (2020, S. 97-99) schwerlich verstehen. Dort heißt es nach der Anrede „Lieber Golo“:

„Kurz ehe Fräulein Ewald abreiste, hatten wir verabredet, Dir folgende Mitteilung zu machen: Du hast die Fähigkeit erwiesen, schwierige und langandauernde Aufgaben mit Leidenschaft du [sic!] Zähigkeit durchzuführen: die Finnland-Unternehmung wurde siegreich bestanden trotz aller düsteren Vorhersagen. Diese Tatsache wiegt schwerer als unsere Bedenken, darum möchten wir Dir die Führung des Eddyzimmers übertragen.“ (zitiert nach Krimm, 2020, S. 97)

9.2.2 Die Finnland-Expedition

Worum handelt es sich bei der „Finnland-Unternehmung“? Davon war schon in Marina Ewalds Beitrag in „Bildung als Wagnis und Bewährung“ zu lesen. Und zwar dieses:

„Nach der Inflation stand auch der deutschen Jugend die Welt wieder offen. Zwanzig Salemer unternahmen eine Reise in offenen Booten über die finnischen Seen. Es war ihnen Jagd- und Fischerlaubnis im ganzen Reisebiet gewährt. Sie navigierten durch kaum besiedeltes Land. Die Fahrt hatte den Charakter einer Expedition. Sie war auch in ihrer nachfolgenden Auswirkung auf die Teilnehmer

eine der glücklichsten Erfahrungen jener Jahre und legte den Grund zu dem Gewicht, das Kurt Hahn fortan auf sorgsam vorbereitete und standhaft durchgeführte, expeditonsartige Touren legte. Sie sind ein wesentlicher Teil seines Erziehungsprogramms geworden.

Die finnische Bootsreise erfüllte der Geographin, die sie leitete, einen alten Wunschtraum und möge jene Übereinstimmung von Neigungen mit Prinzipien illustrieren, die so oft bei der Entwicklung dessen im Spiele war, was man 'Salemer Methode' genannt hat, wenn man darunter jenes zielbewusste Herbeiführen gewisser bildender Gewohnheiten und Erlebnisse versteht, wie sie im Salemer Leben eingebaut sind.“ (Ewald, 1966, S. 123)

Wie sehr nach der Finnland-Fahrt der Begriff „Expedition“ in die Gedankenwelt und den Wortschatz Kurt Hahns eingegangen waren, zeigt sich in der Schlusspassage seines Briefes an Herman Nohl vom 6. September 1928: „Mariele [Marie] scheint sehr frisch von der England-Expedition zurückgekehrt zu sein. Fräulein Ewald ist voll des Lobes über die beiden Göttinger Mädchen [neben Marie die Schwester Johanna].“ (Hahn, 1928) Die England-Exkursion hat Marina Ewald nur mit Schülerinnen unternommen (Poensgens, 2020, S. 154), die Finnland-Exkursion nur mit Schülern (Bilder davon in Schule Schloss Salem, 2020, S. 328-329). Auf der Island-Reise 1937 waren Schülerinnen und Schüler dabei (Bilder davon in Schule Schloss Salem, 2020, S. 330-331), ebenso schon auf der Großfahrt nach Italien 1924, wo Benito Mussolini seit 1922 Ministerpräsident war: „So machte sich Marina Ewald 1924 gemeinsam mit jeweils fünf 'ungewöhnlich großen, fast erwachsenen' Schülerinnen und Schülern, mehrheitlich 'blond und hellhäutig', für vier Wochen per Zug und Fahrrad mit 80 Mark über die Alpen auf nach Italien.“ (Poensgens, 2020, S. 154)

Nur ein kleiner Kreis von „Salem“-Kenner(inne)n konnte um 1970 herum wissen, wer hinter genannter „Geographin“ aus dem Marina Ewald-Text von 1966 steckt. Und wie viele Erlebnispädagog(inn)en im deutschsprachigen Raum inner- wie außerhalb von OUTWARD BOUND wissen das heute? Für mich lüftete sich der Schleier erst in den 1990ern bei Lektüre der Golo Mannschen Jugenderinnerungen. Golo Mann berichtet uns dort über die Finnland-Expedition. Um ein Haar hätte er selbst nicht an diesem Unternehmen teilnehmen können, laborierte er doch im Frühjahr 1925 noch immer an einer Knieverletzung, während die Planungen für die Finnland-Exkursion schon weitgehend abgeschlossen waren. Und so trägt er denn sein Anliegen in einem handschriftlichen Brief aus München vom 4. April 1925 an Kurt Hahn mit diesen Worten vor: „Meine Mutter und ich möchten sehr, daß ich im Sommer nach Finnland mitgehe: es scheint aber kein Platz mehr zu sein, vielleicht läßt es sich doch machen.“ (Krimm, 2020, S. 93). Es ließ sich offensichtlich noch etwas machen.

Es geht bei der im Sommer 1925 unternommenen Reise nach Finnland faktisch um eine

jener „Großfahrten“, genauer: „Nordlandfahrten“ in der Tradition der deutschen bündischen Jugend. „Eine gewaltige Tour in Booten, in Kähnen sollte es sein, den Saimaasee hinauf, von Lapeenranta bis Kuopio, dann mit einem Lastwagen hinüber zum Päijännesee und ihn wieder hinunter nach Süden bis Lathi; eine Fahrt von insgesamt etwa vier Wochen.“ (Mann, 1986, S. 190) Schon die Anreise hatte alle Merkmale dessen, was in den 1960er / 1970ern unter jungen Leuten der Bundesrepublik in Mode kam: eine Abenteuerreise. Zunächst mit der Bahn (vermutlich in der Holzklasse) vom Bodensee an die Ostsee und auf dem „Zwischendeck“ (die schöne Bezeichnung für jeden Mangel an Komfort) von Stettin nach Helsinki. Und wer sich die Reiseroute innerhalb Finnlands vergegenwärtigt und die Güte der Ausrüstung vor Augen hält, kann bei einiger Sachkenntnis nur „Chapeau!“ sagen. Und den Hut ziehen oder bei dessen Fehlen den Nacken leicht beugen vor Marina Ewald. Von ihr stammte die Idee der Finnlandfahrt, sie war deren Leiterin, assistiert von einem Lehrer, und die einzige Frau, die dabei war.

Viele Kritiker(innen), in der Regel „bewegungsarm“ bis hin zum Festklammern an ihrer vorgefertigten Meinung, werfen dem pädagogischen Konzept eines *learning by doing* vor, es sei nur etwas für Menschen, die nicht ihren Verstand gebrauchen könnten oder wollten. *Learning by doing* verträgt sich bestens mit *learning by insight*. Golo Mann gibt davon in seinen Jugenderinnerungen Zeugnis: „Ich erinnere mich an ein Gespräch, das ich im Sommer 25 während jener Eisenbahnfahrt nach Norden, Stettin und dem Dampfer 'Rügen' zu, mit Marina Ewald auf der Plattform unseres Waggons führte. 'Die Technik'. Ich, kummervoll: 'Man könnte es als eine Enderscheinung ansehen.' Die kluge Frau, freundlich tröstend: Vielleicht, im Augenblick. Aber es kämen dann immer geistige Veränderungen, kämen schöpferische Persönlichkeiten, welche der Sache einen Sinn gäben, der jetzt noch nicht deutlich sei.“ (Mann, 1986, S. 198)

Die von Marina Ewald von Anfang bis Ende bestens betreute Finnland-Fahrt von 1925 darf, ja muss als das Urbild der von Kurt Hahn propagierten „Expedition“ – die Urheberchaft auch hier weitgehend vergessen machend – angesehen werden. Sie hat bei dem Teilnehmer Golo Mann bleibenden Eindruck hinterlassen. Aber es war nicht ein Naturerlebnis oder ein Ich-Erlebnis (wie etwa „Stolz“ oder „Triumph“), das sich ihm einprägte, sondern das Erleben (in) der (Expeditions-)Gemeinschaft. „Dies große Gemeinschaftserlebnis hatte einen wohltuenden Einfluß auf mein Gemüt wie ehemals schon, in geringerem Maße, jene bayerischen Pfadfinder-Fahrten.“ (Mann, 1986, S. 190) Von jenen „bayerischen Pfadfinder-Fahrten“ der Jahre 1921-1923 mit den „Jungbayern“, zu Zeiten des Königtums in Bayern unter dem unlängst verbotenen Titel „Wehrkraft“ daher kommend, erzählt uns Golo Mann in seinen Jugenderinnerungen über ganze 18 Seiten (Mann, 1986, S. 97-115) und das in einem eigenen Kapitel mit der besonderen Überschrift „Ein Ausbruchversuch“.

Zur Finnland-Expedition notiert Golo Mann noch: „Es machte sich diese Wirkung auch im Internat bemerkbar, zu dem ich mich bisher überwiegend kritisch und spöttisch verhalten hatte,

um mich wichtig zu machen.“ (Mann, 1986, S. 190) Wir haben hier ein schönes Beispiel dafür, welche längerfristigen „Wirkimpulse“ von einer erlebnispädagogischen Aktion ausgehen können und dass es so etwas gibt wie einen „Transfer“ in die *back-home*-Situation oder „Lebenswelt“. Es gab bei dieser Nordlandfahrt übrigens keine Sozialpädagoginnen oder -pädagogen, mit denen man „Erlebnisse“ oder dies bzw. auch das hätte besprechen können. Und ganz sicher wurde besagte Nordlandfahrt von keiner Psychologin und keinem Psychologen vorab „metaphorisch“ designed. Man muss im vorliegenden Falle davon ausgehen, dass „die Berge einfach für sich selbst gesprochen haben“. Wenn die Sache eindrücklich ist und lange genug andauert, braucht es offensichtlich keine anderen „Lern- & Transfer-Modelle“ als dies eine und basale.

Wie stark und nachhaltig Kurt Hahn von der pädagogischen Bedeutung der „Expedition“ überzeugt wurde, zeigt seine Oxford-Rede von 1938, wo er von Erfahrungen mit dem Moray Badge berichtet und zugleich schon die Vision eines County Badge vor Augen hat:

„A long expedition in the holidays should constitute the crowning effort every year, led up to by preparatory training in prolonged week-ends during term-time. The annual expedition and the preparatory training would vary according to a boy's tastes. It would be a sailing, climbing, riding, exploring, bird-watching, or historical expedition. [...] I advocate the introduction of a Badge modelled on the German Sports Badge, but going beyond it in three respects: [...] (b) By insisting on expedition tests. [...] I regard the expedition test as vital. [...] The vicissitudes of an expedition make him [den Teilnehmer] discover not only his 'wants' but also his unsuspected resources.“ (Hahn, 1938, S. 11)

Dieser Hahnsche Gedanke geht als zentrale Idee in die deutsche Kurzschul-Pädagogik ein. Ich zitiere zur Anschauung aus dem Büchlein „Kurzschule und Charakterbildung“, das Gustav Richter, geschäftsführendes Vorstandsmitglied der DGfEE und Helmut Münch, Leiter der Kurzschule Baad, gemeinsam verfasst haben:

„Jede Arbeitsperiode im Sommer wird aufgelockert durch 2 Eintagestouren. Sie führen in das Bergwandern ein und werden nach Länge und Schwierigkeit gesteigert. Sie erfahren eine Krönung in der großen viertägigen Tour am Ende des Kurses. Diese 'Expedition' bedeutet gleichsam eine Zusammenfassung der gesamten Arbeitsgebiete von Baad und bildet den absoluten Erlebnishöhepunkt für die Teilnehmer.“ (Richter & München, 1960, S. 78)

Erst nach der Jahrtausendwende wurde die Bedeutung Marina Ewalds für die Entwicklung der Outdoor-Pädagogik auch auf internationaler Ebene entdeckt. Die weltweite Association for Experiential Education (AEE), Herausgeberin des renommierten Journal of Experiential

Education im Sage-Verlag, ehrt seit geraumer Zeit, spätestens aber seit 2011 mit der „Marina Ewald & Kurt Hahn Address“ Persönlichkeiten, die sich um die Experiential Education verdient gemacht haben. Als „Erweckungsbuch“ genannt wird von der AEE das Buch eines Forscherduos (Veevers & Allison, 2011), das bei seinen Recherchen im Salemer Kurt Hahn-Archiv – offensichtlich völlig überrascht – auf Marina Ewald gestoßen war. Deren Erhebung in denselben Stand wie Kurt Hahn verdankt sich nicht zuletzt einer zunehmend massiveren feministischen Kritik von „Männerlastigkeit“ in Experiential Education im Allgemeinen und Outdoor Education im Besonderen (Kennedy & Russel, 2020; Mitten u.a., 2018; Warren et al., 2018).

Die Aktivitäten der Association for Experiential Education in Sachen „Marina Ewald“ ließen eine andere große Organisation im Bereich des Experiential and Outdoor Learning nicht ruhen: den Outward Bound Trust. Unter dem Titel „Unsung heroines: Celebrating the women behind Outward Bound“ (Outward Bound Trust, o. J.) hat sie – wahrscheinlich 2019 – auf ihrer Homepage einen Beitrag eingestellt, der auch und insbesondere Marina Ewald ins Licht rückt – wegen ihrer „founding role in the origin story of experiential learning“, die mit Verweis auf die Finnland-Fahrt von 1925 begründet wird.

9.2.3 „Spetzgart“

Die aber ist nur eine Tat Marina Ewalds, derentwegen sie zu ehren ist. Die zweite ist verknüpft mit dem Namen „Spetzgart“. Das um 1900 zum Sanatorium umgebaute Schloss Spetzgart wurde 1928 von Salem erworben und 1929 als Realgymnasium eröffnet; die Leitung hatte Kurt Hahn in die Hände von Marina Ewald gelegt. „Spetzgart“, das bis heute Teil von „Salem“ ist, liegt auf dem Hochufer nordöstlich des Überlinger Sees, wie der dortige Teil des Bodensees heißt. „Spetzgart“ war bis 1946, als „Kirchberg“ (für kurze Zeit) „Salem“-Schule wurde, die einzige Niederlassung in Ufernähe und ist seit seinem Gründungsjahr bis heute der „Salem“-Standort, in dem Wassersport ganz großgeschrieben wird. Ein wesentlicher Schritt, sich am Ufer des Sees einen festen Platz zu sichern, bestand darin, dass in den Jahren 1932/33 der Spetzgarter Hafen mit Hilfe von „Salem“-Schülern gebaut wurde.

Es gibt allen Grund zur Vermutung, dass die Etablierung von Wassersport als fester Bestandteil der „Spetzgartschen“ Erziehungskonzeption das Werk Marina Ewalds ist, die dabei anfangs auf Kurt Hahns Duldung, nicht aber Förderung rechnen durfte (hier und zum Weiteren die gut recherchierte zusammenfassende Darstellung bei Veevers, 2006). Die hatte ja schon bei Planung, Durchführung und Leitung der Finnland-Expedition gezeigt, dass sie dem Medium Wasser erlebnispädagogische Qualität zuschreibt. Sie sah sich darin nicht allein, sondern wusste sich einig mit dem Reformpädagogen Martin Luserke (1880-1968). Der war 1925 Mit-

begründer des reformpädagogischen Landerziehungsheims „Schule am Meer“ auf der ostfriesischen Insel Juist und kaufte noch im Gründungsjahr eine kleine Jolle; später kamen größere Schiffe dazu und bereits 1927 war im Süden der Insel zum Wattenmeer hin ein Hafen gebaut.

In „Spetzgart“ hatten Schüler(inne)n für Fahrten auf dem Bodensee, der sich faktisch eher wie ein Meer als wie ein See verhält (weshalb Skipper bis heute das Bodenseeschifferpatent erwerben müssen), zwei Schul-eigene Kutter zur Verfügung, die zuerst mit zehn Riemen, später mit Segeln an zwei Masten bestückt waren. Hatten Schüler(innen) genügend nautische Erfahrung gesammelt, konnten sie auf zwei Segeljachten mitfahren. Die eine (die „Schwabens“) gehörte Marina Ewald, die andere (die „Godenwind“) einem an der Schule lehrenden Briten, der später Kurt Hahn nach Gordonstoun folgen würde. Mit den zur Verfügung stehenden Schiffen wurden von verschiedenen Lehrern in den Ferien auch mehrtägige Bootstouren in Reichweite des Ufers unternommen; „Küsten-Trekking“ nannten wir dergleichen später.

Ich gebe nachstehend wieder, was Marina Ewald zu „Spetzgart“ 1966 in „Der Aufbau und Ausbau Salems (1919-1933)“ ausgeführt hat:

„Die Krise einer Pionierschule setzt ein, wenn diese mitreißende Kraft zu versagen beginnt. Kurt Hahn hat die Salemer Methode von der Ausrichtung auf seine Person planmäßig loszulösen gesucht. Nicht nur, indem er aus den Salemer Erfahrungen neue, objektive Einsichten gewann und verwertete, auch dadurch, daß er bereits 1929 eine zweite Seniorenschule für die realgymnasialen Klassen der Untertertia bis Oberprima aufmachte, deren Leitung er an andere delegierte. Diese Schule für weitere rund 100 Jungen und Mädchen bezog Schloß Spetzgart über dem Bodensee und brachte die damalige Gesamtschülerzahl auf 360. Hier mußte, was in Salem erprobt war, sich ohne Kurt Hahns dauernde Einwirkung bewähren, wenn auch sein Beispiel als unermüdlicher Kämpfer für das als Recht Erkannte aus der Ferne wirkte.

Spetzgart war geeignet, in drei Richtungen weiterzuführen. Es war möglich, von dort aus auf dem Bodensee Wassersport zu treiben, der früheren Seeoffizieren [ohne Militär betreibt Kurt Hahn das Unternehmen „Salem“ nie und nirgendwo] unterstellt und durch eine seemännische Ausbildung unterbaut war. Dadurch wurden bundesgenössisches Handeln, Genauigkeit, Einsatz und Unternehmungslust mindestens so überzeugend gefördert wie durch das Salemer Hockey. Darüber hinaus entwickelte der Bootsbetrieb Naturbeobachtung, förderte die körperliche Kräftigung und verlieh den Mädchen bessere Chancen als das Hockey.

Der Bau einer Hafenanlage durch die Schülerschaft war die bedeutendste Leistung im Bereich der praktischen Arbeit, die bis dahin unternommen worden war. Es wurde mit solchem Eifer an diesem Projekt geschafft, daß die Schülerschaft

bat, die Osterferien in Spetzgart bleiben zu dürfen, um den Bau rechtzeitig vollenden zu können.

Durch seine weniger [als etwa Salem] isolierte Lage bot Spetzgart günstige Gelegenheit, Nachbarn zu helfen. Der 'Dienst' in Form von Landhilfe, von Hilfe bei alten Leuten und im Krankenhaus wurde für die Mädchen und Jungen erstmalig eine feste Einrichtung, keine nur gelegentliche Aktion.

In Spetzgart konnten die Salemer Bestrebungen, die geistige Initiative für den Unterricht zu intensivieren, neu aufgenommen werden. In Salem war seit 1926 der Samstagvormittag für die Oberklassen unterrichtsfrei. Er diente der Arbeit an einem individuellen 'Projekt', einer Facharbeit, die sich über mindestens ein Trimester erstreckte und von einem Lehrer beraten, aber nicht vorgeschrieben wurde. Der Prozentsatz gelungener Projekte befriedigte nicht, weil ihre große Zahl und Vielfalt die Möglichkeiten der benötigten Hilfestellungen überstieg. In Spetzgart wurde nach einem modifizierten Dalton Plan [Parkhurst, 1922] gearbeitet.“ (Ewald, 1966, S. 123-124)

Hatte Marina Ewald im Falle der Finnland-Exkursion mit dem Wort „Geologin“ mehr verschleiern als offenbaren, aber immerhin doch einen Fingerzeig gebend, sich selbst zumindest angedeutet, so vermeidet sie bei „Spetzgart“ peinlichst auch nur den kleinsten Hinweis auf sich selbst. Dabei war es doch „ihr“ Spetzgart, das richtungsweisend und zukunftssträchtig sein würde. Kurt Hahn hat in Gordonstoun recht bald Segeln und Rudern als Bestandteil seiner Ausbildung eingeführt. Das hat er, so denken manche bis heute, übernommen aus dem Schulsystem der Briten, dieser großen seefahrenden Nation. Weit gefehlt! Er hat das wie manches andere ins britische Ausbildungssystem erst eingeführt (Vertinsky, 2007) als Import von „Spetzgart“. Von dort führt eine recht gerade Linie über Gordonstoun und Aberdovey zu den beiden ersten deutschen Kurzschulen: Nehmten und Weissenhaus; das waren Kurzschulen am Meer.

9.2.4 zis – Stiftung für Studienreisen

Die „zis Stiftung für Studienreisen“ unterstützt seit 1956 Jugendliche, die mit einem selbst geplanten Projekt abseits des Massentourismus auf Reisen gehen möchten (Poensgen, 2020). Die derzeitigen Konditionen werden auf deren Homepage gekennzeichnet mit vier Schlagworten: „vier Wochen – 700 Euro – 1000 Möglichkeiten – Unendlich viele Reiseabenteuer“.

An einem Wochenende im Mai jeden Jahres versammeln sich jeweils der zuletzt gereiste zis-Jahrgang, die Bewerber(innen) für ein zis-Stipendium und die Gremien der zis-Stiftung in „Salem“ zum Stipendiatentreffen. In einer großen Ausstellung werden Berichte und Reise-

tagebücher früherer Jahre gezeigt. Man kann in Ruhe darin blättern, dieses oder jenes lesen und sich mit anderen Gästen austauschen. Bewerber(innen) um ein Reisestipendium haben die Möglichkeit, in den Workshops Fragen zur Reisevorbereitung zu klären und Tipps von zis-Alumni und Mentor(inn)en zu erhalten. Und natürlich gibt es zum Abschluss am Sonntagvormittag ein Fest.

Warum das Ganze in Salem? Wegen Marina Ewald!! zis vergibt sogar einen Marina Ewald-Preis. Ich gebe hier einfach die prägnanten Angaben auf der zis-Homepage wieder:

„Allein und mit wenig Geld unternahm Jean Walter (1883-1957) in der Schul- und Studienzeit mutige Expeditionen mit dem Fahrrad in viele Länder Europas. Unterwegs entdeckte er nicht nur die Welt, sondern vor allem sich selbst. In der Rückschau nahm er diese Reisen als äußerst prägend wahr. Als vermögender Unternehmer bot er 1939 auf privater Basis jungen Menschen erste Stipendien an, die ein vorübergehendes Ausbrechen aus der gewohnten Umgebung ermöglichten. Im Jahr 1956 überführte Jean Walter in Zusammenarbeit mit dem französischen Erziehungsministerium sein Angebot in eine Stiftung, die Fondation Nationale des Bourses Zellidja.

Als pädagogische Mitarbeiterin von Kurt Hahn begeisterte sich Marina Ewald (1887-1976) früh für die Ideen von Jean Walter. Bei einer persönlichen Begegnung mit Jean Walter im Jahr 1955, eröffnete sie ihm 'Ich bin gekommen, um Ihre Idee zu stehlen'. Walter war schnell mit der Gründung einer deutschen Organisation einverstanden. In die 'Conference of internationally minded Schools (CIS)' entsandt, gewann Ewald mit Beharrlichkeit und Charme ideelle und finanzielle Unterstützer für die Reisestipendien. Insgesamt arbeitete Marina Ewald 20 Jahre lang für zis und prägte somit Leitlinien und Kriterien für die Bewerbung und Beurteilung der Reiseprojekte.“

Jean Walter, die Fondation Nationale des Bourses Zellidja und zis waren mir bis vor zwei Jahren nicht bekannt. Dies obwohl ich schon als Gymnasiast zum *low(est) budget*-Traveller geworden war, Ende der 1960er - Anfang der 1970er oft im Rahmen des Deutsch-Französischen Jugendwerkes in Frankreich gearbeitet habe und mich mit Kurt Hahn, „Salem“ und der Geschichte der Erlebnispädagogik schon seit mehreren Jahren beschäftigte. Ich war in diesem Punkte blind – und Niemand aus der erlebnispädagogischen Szene hat mir die Augen geöffnet.

9.3 Kurt Hahn und die Frauen

Über zis konnte Marina Ewald 1966 in „Der Aufbau und Ausbau Salems (1919-1933)“ nicht berichten. Aber da, wo sie berichten konnte und berichtete, hat sie im Falle der Finnland-Exkursion die Maske der „Geographin“ aufgezogen und sich im Falle „Spetzgart“ vollkommen verhüllt. „Sich-selbst-unsichtbar-Machen“ nennt man das heute, und der Feminismus dieser Tage sieht darin – zu Recht! – eine der schlimmsten Seuchen, die der Machismo und das Patriarchat über die Frauen gebracht haben. Es gibt eine Passage im Ewaldschen Text von 1966, den man als „Schlüsselstelle“ anzusehen hat. Sie lautet: „Kurt Hahn verlangt von den Mädchen, sie sollten das Gewissen der Schule wach halten. Geschah etwas Ungutes, so hielt er das für ein Versagen der Mädchen, auch wenn sie nichts davon gewusst haben. Andererseits konnte er die Mädchen völlig übersehen. Sie trugen es ihm nicht nach, sondern fühlten sich zu Recht als Trägerinnen des Salemer Geistes.“ (Ewald, 1966, S. 119) Wie soll man diese Sätze denn verstehen? Den näheren literarischen Kontext und das Hahnsche System als Interpretationskontext berücksichtigend, doch wohl so, dass sie sich zu besagten „Mädchen“ zählte.

Bis zu solcher Art Selbst-Verleugnung war ein weiter Weg. Wie Kurt Hahn – und die unten noch zu betrachtende Lina Richter – ist sie aufgewachsen „im gebildeten, weitläufigen, großbürgerlichen Wannseekosmos“ (Kölling, 2020, S. 51), wo „man“ sich kennt; ihr Bruder Felix ist Klassenkamerad von Kurt Hahn, die drei gehen in Berlin auf dieselbe Schule (Poensgen, 2020). Marina Ewald ist eine der ersten Abiturientinnen Deutschlands und danach eine von nicht einmal 400 Studentinnen. Nach ihren Studienjahren und bevor Kurt Hahn sie 1919 nach Salem einlud, arbeitete sie an zwei Landerziehungsheimen: ein Jahr in dem 1913 gegründeten und nach Lietzchen Ideen erziehenden Landerziehungsheim beim schlesischen Trebschen (heute: Trzebiechów) und ab 1918 an der OSO.

Dass Kurt Hahn von den Frauen seiner näheren Umgebung ein gehöriges Maß an Unterwürfigkeit erwartete, galt schon zu seinen Lebzeiten als weithin bekannt. Schriftlich gewehrt hat er sich gegen diese Meinung in einem Brief vom 14. August 1968 an den bekannten und politisch konservativen britischen Historiker Robert Skidelsky (Hahn, 1968), der damals an dem Buch „English Progressive Schools“ (Skidelsky, 1969) arbeitete. In dem in Salem auf Englisch und in Maschinschrift verfassten Brief heißt es nach der handschriftlichen Anrede „Dear Skidelsky“:

“I have received the manuscript from ‘Penguin Books’ [Skidelsky, 1969]. There is no point in reviving our controversy on human nature. Our difference of opinion goes deep.

But in your analysis of Gordonstoun’s aims and methods there are factual errors. That is why I think it right to give you additional information:

On page 289

you quote an anonymous writer who says that I believe in the 'subservience of women'.

This is the negation of the truth. Marina Ewald was a co-founder of Salem. She was a partner in all the major decisions – an educator in her own right. She is still active in the Conference of Internationally minded Schools. Her contribution is held in high regard.

Women played an important part on the teaching and administrative staff. Lina Richter was a tremendous help both at Salem and Gordonstoun. Her fruitful criticism had a great influence in building both schools."

Ja doch, Kurt Hahn hat Recht: Marina Ewald und Lina Richter waren für den Aufbau von Salem, dessen Aufrechterhaltung bzw. die Fortführung des Hahnschen Projektes in Gordonstoun unentbehrlich. Nur: Was hat Kurt Hahn denn selbst dazu beigetragen, dass die beiden Frauen den Lorbeer öffentlichen Ruhms hätten ernten können? Jede Leserin und jeder Leser, die bzw. der meint, sich in Sachen „Salem“ und/oder „Erlebnispädagogik“ auszukennen, möge sich an dieser Stelle der Lektüre die Frage stellen: Was habe ich bisher eigentlich von Marina Ewald und Lina Richter gewusst? Für alle, denen (Selbst-)Befragungsergebnisse nicht ausreichen, empfehle ich Folgendes: Man lese die in der Festschrift zum 100. Geburtstag von Salem, herausgegeben von der „Schule Schloss Salem“ (2020) auf den Seiten 17 - 37 zu findenden 16 Geleitworte einmal durch darauf hin, wie oft dort von Kurt Hahn und Prinz Max, und wie selten da von Marina Ewald und Lina Richter die Rede ist.

Nun ja, könnte frau sagen, was kann man anderes erwarten von Geleitworten, die doch hauptsächlich von (mehr oder minder) alten Männern (weiß, natürlich) geschrieben wurden. Betrachten wir also gesondert die 4 von 16 Geleitworten, die von Frauen verfasst wurden; aufgelistet sind die vier Frauen und in Klammern angefügt, wen sie beim Namen nennen. Das erste stammt von Rachel Shemunkasho, Sprecherin des Salem International College (Kurt Hahn), Caroline Stockhausen, Vorsitzende des Elternbeirats der Schule Schloss Salem (Prinz Max, Kurt Hahn, Karl Reinhardt), Karen Jung, Vorsitzende der Kurt-Hahn-Stiftung (Kurt Hahn) und Karin Gräfin von Strachwitz-Helmstatt, Präsidentin der Salemer Vereinigung (Kurt Hahn). Ich halte mich mit einem Kommentar jeglicher Art zurück.

Hege aber die Hoffnung, dass zumindest die „Salem-Frauen“ zur Kenntnis nehmen, dass die Schule Schloss Salem in ihrer Festschrift zum hundertjährigen Geburtstag (Schule Schloss Salem, 2020) uns eingangs (auf S. 5) vier Personen mit Bild vorstellt. Drei davon sind Männer: „Diese Festschrift ist den mutigen Gründern der Schule Schloss Salem, Prinz Max von Baden, Kurt Hahn und Dr. Karl Reinhardt, gewidmet.“ Und dann folgt nach Absatz dies: „In dankbarer Erinnerung verbunden wissen wir uns außerdem Marina Ewald. Sie baute Schule und

Internat aufopferungsvoll mit auf und schlug nach der nationalsozialistischen Diktatur vor Ort die pädagogische Brücke in die Gegenwart.“ Von Marina Ewald als „a co-founder of Salem“ ist hier immer noch nicht die Rede, zumindest in der Klarheit, wie es für die drei Männer zum Ausdruck kommt.

Die (Selbst- und Fremd-)Stilisierung von Kurt Hahn ist ja kein Einzelfall auf dem Felde der deutschen Landerziehungsheime. Jürgen Oelkers hat bei Analyse der (Eigen-)Geschichtsschreibung von und zu Paul Geheeb, Hermann Lietz und Gustav Wyneken (Oelkers, 2011a; weiterführend Oelkers, 2011b) angemerkt: „Interessant ist, dass im Hintergrund aller drei Biografien Frauen standen, die nie Teil der Inszenierung waren. Wynekens Frau, Luise Margarethe Dammermann, trennte sich von ihm 1906, wohl wegen seiner sexuellen Präferenzen. Edith Cassirer, der die Odenwaldschule gehörte und die sie faktisch leitete, verschwand Jahrzehnte lang hinter dem kultischen Bild ihres Mannes. Und Jutta Lietz, die nach dem Tode ihres Mannes eines der Landerziehungsheime selber leitete, hat in der Literatur so gut wie keine Spuren hinterlassen. Gebraucht wurden für die pädagogische Grösse Männer, nicht Frauen.“ (Oelkers, 2011a)

Es ist an der Zeit, an solchem Machismus etwas zu ändern. Hilfreich dürfte eine wissenschaftliche Analyse mit dem Arbeitstitel „Kurt Hahn und die Frauen“ sein. Dort könnte ein Teilaspekt sein, was aber auch gesondert monographisch unter „Frauen und Erlebnispädagogik / Outward Bound“ abzuhandeln wäre. Eine solche Untersuchung würde beispielsweise zutage bringen, dass auch in der jüngsten (8.) Auflage des gleichsam als „Bibel“ gehandelten Buches „Erleben und Lernen“ von Bernd Heckmair und Werner Michl (Heckmair & Michl, 2018) kein Wort über Marina Ewald verloren wird und ebenso wenig in Werner Michls Klassiker „Erlebnispädagogik“ selbst in der neusten (4.) Auflage von 2020 (Michl, 2020).

Unerwähnt bleibt Marina Ewald von heutigen Erlebnispädagogen selbst dort, wo sie links und rechts davon explizit in ihrer Bedeutung (auch) für die Entwicklung der Erlebnispädagogik gewürdigt wird (Kölling, 2020; Poensgen, 2020). In dem Beitrag zur Schule Schloss Salem – Festschrift von 2020 unter dem Titel „Erlebnispädagogik gestern und heute – fest verwurzelt, noch beflügelt“ von Eugen Balzer, Erlebnispädagoge an der Schule Schloss Salem, und Werner Michl (2020) findet Marina Ewald keine Ehrung, noch nicht mal eine würdige Erwähnung. Nicht aus Böswilligkeit, nehme ich an, sondern aus Unwissen.

10 Die 1980er: Das Alte & das Neue

Von den 1980ern verabschiede ich mich an einem mir vertrauten, nunmehr aber verfremdeten Ort. Ich stehe am Silvesterabend 1989 an jenem Ende der „Straße des 17. Juni“, wo früher eine Mauer von Westen den Blick auf das Brandenburger Tor verstellte. Auch an jenem 31. Dezember 1989 konnte man noch nicht rübersehen, aber rübergehen – mit Reisepass, Personalausweis genügte nicht. Man konnte aber auch – etwas unbequemer, dafür abenteuerlicher auch ohne Reisepass „rübermachen“: über die Mauer – hier hoch, dort runter; die Helfer(innen) hie wie da johlten in gleichem Maße und im selben Tone. Ich blieb auf dem Territorium West-Berlins. Ich war zu ängstlich, weil in vielen Jahren und Jahrzehnten erfolgreich indoktriniert mit Furcht vor der „Roten Gefahr“, die die Rote Armee mit ihren brutalen Interventionen „1953 - Berlin“, „1956 - Budapest“ und „1968 - Prag“ immer wieder neu bekräftigt hatte. Ich war nicht der Einzige, dem es am Vorabend der 1990er so ging. Und die meisten in Deutschland haben die 1980er noch einmal erlebt als ein Jahrzehnt des seit den 1950ern andauernden Ost-West-Konflikts und ein weiteres Dezenium des „Kalten Kriegs“. Erst die 1990er würden hier eine neue Perspektive eröffnen, neu für Herz, Hirn und Hand.

„Es liegt ein Grauschleier über der Stadt – Den meine Mutter noch nicht gewegewaschen hat“. Das ist der Refrain des Songs „Grauschleier“, den die Düsseldorf-Wuppertaler Rockband „Fehlfarben“ im Oktober 1980 herausgebracht hat, just in dem Monat, als wir nach Berlin zogen. Der Song ging mir dreieinhalb Jahre lang nicht aus dem Sinn, in den langen Berliner Spät- und Wintermonaten schob er sich gar in den Sinnes-Vordergrund. Der Berliner Himmel hatte zu Winterzeiten damals für allzu lange Zeit einen Schleier in wechselnden Grautönen. Und darunter noch dieser schwefel-gelbe Firn aus den Schornsteinen und Schloten Groß-Berlins, weil überall in den Altbauten die dort und damals offensichtlich alternativlosen DDR-Braunkohlebriketts zum Schwelen, manchmal sogar zum Brennen gebracht wurden. Der Himmel über Berlin, den Wim Wenders so poetisch in Szene gesetzt hat, war mir eine muffige alte Decke, die den Atem nahm und die Seele bedrückte. Auch ausgedehnte Fernreisen nach Ceylon (heute: Sri Lanka) und Indien brachten nur vorübergehende Erleichterung.

Erst als ich im Februar 1984 wegging, zum Sommersemester 1984 an die (Fach-)Hochschule München berufen, im „angesagten“ Haidhausen eine bezahlbare Mietwohnung fand und meinen Arbeitsplatz am noblen Bogenhauser Kirchplatz direkt neben dem am rechten Isarhochufer

gelegenen idyllischen Bogenhauser Friedhof St. Georg mit all seinen prominenten Beerdigten (Helmut Dietl, Tankred Dorst und Rainer Werner Fassbinder etwa), erst da wurde mir die Brust frei und der Blick klar für all die Veränderungen, die sich im Outdoor-Bereich gerade vollzogen.

10.1 SOOOH geht's lang: Salewa, Odlo, Orthovox, Outside, Hanwag und Co.

Die 1980er sind im Gefolge der treibenden 1970er ein Jahrzehnt vieler großer Innovationen, die Aktionen bequemer und sicherer machten; ich nenne hier nur einige. Ab 1980 ist in München das schon 1979 zur Fertigung gebrachte Dom- oder Kuppelzelt „Sierra“ der Firma Salewa aus Aschheim etwas nördlich von München, versehen mit dem klassisch werdenden Salewa-Adler, zu kaufen. Kuppelzelte, allen voran der Verkaufsschlager „Sierra“ lösen sehr schnell die bis dahin üblichen Firststangenzelte ab – einfach weil sie schneller und auch von Ungeübten aufzubauen sind. Auf allen meinen Hochschulexkursionen haben wir stets dieses Zelt – mit Zweierbelegung aufgrund pädagogischer Überlegungen – zum Einsatz kommen lassen; ich habe dafür noch immer eines auf Lager – „für alle Fälle“. Nicht auf Lager, sondern zum Gebrauch für sommerliche wie und winterliche Exkursionen bestimmt, besitze ich ebenfalls noch immer mehr als drei Jahrzehnte alte Bekleidungsstücke aus Odlos 1987 lanciertem Athletic Clothing System, das erstmals systematisch und konsequent das Schicht-für-Schicht-Prinzip anwandte. Der Firmensitz lag damals in Zug, zwischen Zürich und Luzern.

Im Jahr 1980 erstmals käuflich zu erwerben war das erste Doppelfrequenzgerät Orthovox F2 für die Suche nach Lawinenschüttungen. Zu diesem Zeitpunkt waren Lawinenschüttungs-Suchgeräte im Einsatz, die auf zwei unterschiedlichen Frequenzen sendeten und empfangen, was die Lebend-Bergung von Lawinenschüttungen oft verhinderte; das F2 konnte auf beiden Frequenzen senden und empfangen. Ab 1985 bot Orthovox aus Taufkirchen bei München dann seinen legendär gewordenen Tiefschnee-Rucksack mit Lawinenschaufel und -sonde an. Bei winterlichen Hochschulexpeditionen hatte jede – mit pädagogischer Absicht begründete – Zweiergemeinschaft einen solchen Rucksack zur Verfügung. Bei Wildwasserexkursionen im Sommer hatte jedes – auch hier pädagogisch absichtsvoll begründete – Duo ebenfalls ein gemeinsames Gerät: einen Zweierkanadier. Der war zunächst, wie bei meinem Wildwasser-Aus- und Weiterbildungskursen von der Firma Klepper, Rosenheim; mit dem legendären Klepperfaltboot hatte ich Mitte der 1960er im Kanuklub meiner Heimatgemeinde im badischen Neckartal meine Liebe zum Kajak- und Kanufahren entdeckt. Ab 1989 ersetze ich diese für Wildwasser-Exkursionen von der Hochschule aus durch das eben auf den Markt gebrachte

„Outside“ der oberösterreichischen Firma Grabner, das für mich bis heute der Wildwasser-Zweierkandier der Wahl ist.

Meist sitzt der bundesdeutsche Outdoor-Mensch der 1980er nicht im Boot, sondern hat festen Grund unter den Füßen. Und dazu braucht es gutes Schuhwerk. Das wurde (bereits) damals in höchster Qualität hergestellt von Hanwag, der Firma des gelernten Schustermeisters Hans Wagner in Vierkirchen, gelegen im Dachauer Hinterland. Die Outdoor-Szene Münchens und anderer Orte (bis rüber nach Stuttgart) fuhr in den 1980ern dorthin zum Fabrikkauf. Denn Hanwag stellte damals einen der weltweit besten steigeisenfesten Bergschuhe (Alpinstiefel) her. Nachdem sich die Produktion bei Hanwag früher auf Skistiefel konzentriert hatte, schwenkte man in den 1980ern um in den entstehenden Outdoor-Trend für Wandern, Trekking und Backpacking. Ich habe Ende der 1980er dort ein Paar steigeisenfeste Bergschuhe gekauft, das mir bis heute gute Dienste leistet, weil es von bester Material- und Verarbeitungsqualität ist: zwiegenähte Sohle mit Vibramsohlenplatte und EVA-Dämpfungszwischensohle, geöltes dickes Vollnarbenleder außen, feinstes Kalbs-(Hirsch- oder Gams-)leder innen, Haken und Ösen aus Metall mit hohem Kupferanteil. Ich habe in vierzig Jahren nur die Schnürsenkel ersetzen müssen.

Outdoor-Aktivitäten mit Gruppen erfordern bei mehrtägigen Exkursionen, besonders bei Wildwasser-Camps, Transportmöglichkeiten – nicht nur für so altmodische Dinge wie „Kochgeschirr und Zelt“, sondern auch für so neumodisches Zeugs wie Helme, Schwimmwesten oder auch die aufblasbaren Kanadier. Man kann das natürlich alles irgendwie und irgendwohin in Transportfahrzeuge reinschmeißen, reinstopfen und notfalls auch reintreten. Nur geht da Manches kaputt und allein schon das Herausklauen kann einem die Laune nehmen. Gott sei Dank – wir sind in Bayern, und da darf man so noch sprechen – gab es Zarges. Das ist ein Unternehmen aus Weilheim in Oberbayern, das schon ab den 1950ern für gewerbliche Zwecke gedachte Transportkisten aus Aluminium – vor allem für die Deutsche Bahn – produziert hat. 1971 produziert Zarges erstmals eine Kiste, die Zarges-Box, die auch für nicht-gewerbliche Zwecke interessant ist. Und ab den 1980ern stellt sie zunehmend die zunehmend leichter und billiger werdenden Aluminium-Boxen her, die seither unverzichtbarer Bestandteil aller mehrtägigen Exkursionen mit einigem Materialbedarf sind.

Bleibt da noch die Rucksack-Frage. Nachgeborene können sich heute nur noch schwerlich vorstellen, dass es Rucksäcke gab, die nicht dem Grundtyp „Systemrucksack“ entsprechen bzw. davon als Töchter und Söhne, Nichten und Neffen oder gar Enkelkinder abgeleitet sind. Ich selbst habe, da „Systemrucksäcke“ mir damals unerschwinglich waren, meine Fernreisen nach Indien, Kenia und Sri Lanka, ja selbst in den indischen Teil Tibets durchgeführt mit einem Rückengestell, das im Grunde nur eine modernisierte Kraxe war: Das Gestell nunmehr aus Aluminium statt aus Holz, und die Verkleidung jetzt aus Kunststoff statt dem früheren Gewebe

oder Leder. Natürlich hat keiner dieser Rucksäcke mehr als eine Reise überlebt. Das lag nicht nur an den damals für travelers halbwegs erschwinglichen Luftlinien Aeroflot (UdSSR) und Lot (Polen) sowie dem Bodenpersonal zuhause sowie an den Zielorten, sondern einfach daran, dass diese Rucksackkonstruktion einfach nur zur Zerstörung geeignet war – was Busfahrten-Helfer in Indien, Kenia und Sri Lanka eindrücklich unter Beweis zu stellen vermochten.

Entwickelt wurden die für Träger(innen) viel komfortableren und für allfälligen Transport weitaus robusteren „Systemrucksäcke“ ab Ende der 1960er, vermehrt produziert in den 1970ern und finanziell erschwinglich verkauft in den 1980ern von Salewa und Deuter, nördlich von Augsburg. Der langjährige Salewa-Geschäftsführer (1972-1988) Hermann Huber erinnert in einem frischen Interview (Ebert & Zühlke, 2021, S. 19) an Zeiten, die Nachgeborenen nur als Geschichten von kurz nach dem Krieg erscheinen können: „Die späteren Gründer von The North Face und Patagonia, Doug Tompkins und Yvon Chouinard, habe ich 1969 beim internationalen Bergsteigertreffen in Trient getroffen, wo sie einen Film über ihre Erstbegehung am Fitz Roy gezeigt haben. In einer Bruchbude hatten sie ihr Quartier. Als ich sie besuchte, fragten sie mich: 'Du, Salewa, du hast doch nicht nur Steigeisen, sondern auch den Mont-Blanc-Rucksack?' Das war einer der ersten Systemrucksäcke, in Amerika gab es so etwas noch nicht.“ (Ebert & Zühlke, 2021, S. 19)

Ich habe bei den oben erwähnten Firmen bewusst eine genaue oder nähere Ortsangabe gemacht. Diese Ortsangaben zeigen nämlich eines mit aller Deutlichkeit: Den für die seit den 1970ern anschwellenden Outdoor-Aktivitäten, seien sie pädagogischer, privater oder unternehmerischer Natur, werden die dafür notwendigen Materialien am Nordrand der Alpen angefertigt – zwischen Zürich in Westen, Oberösterreich im Osten und mit Zentrum in Südbayern. Die dafür verantwortlichen Unternehmen betreiben ihr Geschäft natürlich nicht aus purer Menschenliebe und reiner Freude an der Natur. Sie reagieren mit ihren Angeboten in bester marktwirtschaftlicher Manier auf momentan schon vorhandene und künftig zu erwartende Nachfrage. Und in der Tat ist in und ab den 1980ern der Nordrand der Alpen mit seinen Bergen und Tälern, seinen Flüssen und Seen, aber auch schon mit seinem unmittelbaren Vorland (oberbayerische Seen etwa) ein unterschiedlichen Bedürfnissen und Zwecken höchst dienliches Gelände für Outdoor-Aktivitäten – weitaus mehr als „die See“.

Die Entwicklung war zunächst und über mindestens drei Jahrzehnte hinweg eine Wohltat für die Bewohner(innen) der von Tourist(inn)en jedweder Ausführung sommers wie winters aufgesuchten – später: „heimgesuchten“ – Regionen. Die alpenländischen Einheimischen profitierten über Jahre und Jahrzehnte, während es mit den Alpen als solchen zunehmend mehr bergab ging. Matthias StremLOW hat das in seiner Zürcher Dissertation von 1998, die noch im selben Jahr unter dem Titel „Die Alpen aus der Untersicht. Von der Verheißung der nahen Fremde zur Sportarena“ (StremLOW, 1998) publiziert wurde, eindrucksvoll dokumentiert. Und

noch bevor der westösterreichische Skiort Ischgl im Frühjahr 2020 zum Synonym für „Corona-Schleuder“ wurde, hatte Lois Hechenblaikner (2020) in einem beeindruckenden Bildband dokumentiert, wie lokale Raffgier und externe Vergnügungssucht ein Bergdorf zum hochalpinen Ballermann machen können. Aber 2020 war für mich 1986 noch zu weit weg, als dass ich mir „Ischgl“ hätte ausmalen können.

Die oben für den oberbayerischen Raum und die 1980er genannten Unternehmen sind mittelständischer Art. Oft sind die Inhaber(innen), Chefs und Mitarbeiter(innen) begeisterte Outdoorler(innen) und/oder man kennt solche. Ab Sommer 1984, da ich zum ersten Mal auf dem Starnberger See segelte, die mittlere Ammer mit dem Kajak abfuhr und auf die Alpspitze kaxelte, war ich mittendrin im Schönsten, was München zu bieten hat: seiner näheren und weiteren Umgebung v.a. nach Süden hin. Dabei lernte ich zunehmend mehr Menschen kennen, die ihre Erfahrungen in die Entwicklung neuer Produkte für Outdoor-Unternehmen bei o.g. Firmen einbrachten. Zum Teil waren sie sogar als „Tester(innen)“ unterwegs oder Verleiher von Material für die „klinische Phase“ der Prüfung. Die Türen jener Unternehmen waren an Werktagen offen und selbst an Feier- und Sonntagen nicht durchweg verschlossen. Es ging v.a. in Zeiten der Produktentwicklung von drinnen nach draußen und von draußen nach drinnen; es herrschte Durchlässigkeit in beide Richtungen. Das ist ein Teil des Erfolgsgeheimnisses jener Outdoor-Ausrüster.

10.2 Outside is Inside and Inside is Outside

In unserem Garten steht auf einem schwarzen Granitsockel die Plastik (oder Skulptur) einer Künstlerin in der Tradition der Ulmer Hochschule für Gestaltung. Entstanden ist sie durch vielfache vertikale Verbiegungen einer ein 1 cm dicken Aluminiumplatte mit den ungefähren Maßen 200 cm Höhe, 50 cm Breite. An zwei Stellen der Plastik sind in die restlich vorhandenen planen Flächen zwei Ausschneidungen, deren Teile weggebogen sind. Weggebogen nach „Innen“ oder nach „Außen“. Die Plastik lässt beide Beschreibungen zu, und die Künstlerin erklärt, „Innen“ und „Außen“ seien doch beliebige Begriffe, gesetzt von selbsternannten Wächtern einer willkürlich gesetzten Grenze, die zum Vorteil der Grenzwächter(innen) die eine Seite als „Außen“, die andere aber als „Innen“ definiere. Man ahnt: Wenn man das zu Ende durchdenkt, erscheinen viele Probleme in einem anderen Licht; das der sog. „Migration“ etwa. Die Künstlerin gab der Serie, dem auch unser Objekt angehört den Namen „Outside is Inside and Inside is Outside“. Damit ist die Frage nach so etwas wie „Grenze“ und deren „(Un-)Durchlässigkeit“ in radikaler Weise gestellt.

Mit „Durchlässigkeit“ ernst meinte es auch ein Politiker der 1980er; genauer müsste man sagen: einer, der seine Karriere in den 1980ern begonnen hat. In der (Internet-)Sammlung

„100(0) Schlüsselmomente zur deutschen Geschichte im 21. Jahrhundert“ heißt es zum 12. Dezember 1985: „An der Regierungsbank des Wiesbadener Landtags steht der sozialdemokratische Ministerpräsident Holger Börner, vor ihm der Grüne Joschka Fischer. Letzterer hat die rechte Hand zum Amtseid gehoben, in der linken Hand hält er die Ernennungsurkunde zum hessischen Minister für Umwelt und Energie. Fischer, der Ex-Sponti und ehemalige Frankfurter Häuserkämpfer, trägt Jeanshose, Karohemd und ein grobes Tweedjacket. Besonders auffällig sind jedoch seine weißen, knöchelhohen Turnschuhe, Marke 'Nike'.“ (Mende, o.J.) Das dem Internet-Artikel beigegefügte Bild ging um die Welt. Es rief ein geteiltes Echo hervor, auch in Deutschland und unter den Parteien bis hinein in die SPD.

Jetzt kommt da einer zur Ministervereidigung in Turnschuhen daher – und dann auch noch in solchen von Nike. Doppelte „Grenzverletzung“! Ach wären seine „Turnschuhe“ doch wenigstens welche von Adidas oder Puma gewesen! Weltmarken!! Da hätte man aus Herzogenaurach ja nicht so fauchen müssen, woraus man in München dann glaubte, ein Brüllen machen müssen. Dass Adidas und Puma bei der Schuhwahl des (künftigen) Ministers außen vor blieben, hatte nichts mit dessen vermeintlicher Franken-Feindlichkeit zu tun. Sondern mit dem Schuhtyp. Das war kein „Turnschuh“, wie ihn sich Deutschlands größter Turnvater Friedrich Ludwig Jahn gewünscht hätte; es war ein Basketball-Schuh (zu 149,99 DM). Basketball war 1985 wie Jahrzehnte davor und danach ein sehr US-amerikanischer Sport – geprägt von *African Americans*. Und Nike war ein sehr US-amerikanischer Sportartikelhersteller.

Frägt sich also, weshalb Joschka Fischer am 12. Dezember 1985 zur Ministervereidigung nicht in Laufschuhen der Firmen Adidas und/oder Puma auftrat? Laufschuhe! Es hätten ja weder Spikes-Rennschuhe noch stollenbewehrte Fußballstiefel sein müssen. Bei den Grünen erzählte man sich damals, Joschka Fischer habe ursprünglich Nikes rot-schwarzen Air Jordan I anziehen wollen, für den der NBA-Star und *African American* Michel Jordan seit 1984 (sehr erfolgreich) Werbung machte. Die Parteizentrale soll ihn dann davon überzeugt haben, für eine solche psychodelische Komposition sei das deutsche Publikum noch nicht reif. Reif aber war zumindest deren Vorhut für die Botschaft: Weg mit der Grenze zwischen „drinnen“ und „draußen“!

Es wunderte mich ab dem Sommersemester 1984, an dem ich meine Lehre für das Gebiet Sozialarbeit/Sozialpädagogik an der (Fach-)Hochschule München aufnahm, zunehmend weniger, dass sich auf dem Campus des eigenen Fachbereichs sowie der übrigen, ferner auf dem Gelände anderer Hochschulen und Universitäten in München und andernorts, wo ich zu Kongressen, Lehraufträgen oder Prüfungsbeteiligungen war, eine einheitliche, zögerlich beginnende, dann aber kräftig Fahrt aufnehmende Wandlung im Erscheinungsbild der Studierenden zeigte. Fangen wir bei den auffälligsten Äußerlichkeiten an: Student(inn)en benutzen zum Transport all jener Gegenstände, ohne die sich ein Hochschulalltag offensichtlich nicht mehr

überleben ließ, Rucksäcke! Noch im Januar 1984, einen Monat bevor ich (West-)Berlin für immer verließ, hätte man mich dort mit einem Rucksack solcher Güte auf dem Rücken gefragt: Haste Dir verloben?

Die studentischen Rucksäcke waren ab Mitte der 1980er zunehmend „outdoor-tauglicher“ und zudem mehr bepackt. Bepackt mit dem Üblichen – aber auch mit dem Mitte der 1980er noch Un-Üblichen. Nehmen wir etwa die Verpackungen für das edle Nass, ohne das Studierende zunehmend widerwilliger in den Unterricht kamen – so als gingen wir auf Sahara- oder Hochgebirgstour. Da präsentierten mir selbst Student(inn)en, die nicht bei meinen Exkursionen teilnehmen wollten, Trinkflaschen der Schweizer Firma Sigg (teuer) und auch Isoflaschen (in den 1980ern noch sehr teuer). Zur Reservierung und Konservierung des Essens reichten die früher üblichen Methoden (Wachspapier, gereinigte Eiscremebehälter etc.) schon längst nicht mehr aus; ich lernte Tupperware in all seinen Variationen kennen (manche meiner Exkursionsteilnehmerinnen erwiesen sich als wahre Tupperware-Missionarinnen). An den Füßen hatten die Objekte meiner Beobachtungen eher selten „Straßenschuhe im üblichen Sinne“, stattdessen Schuh- oder besser Fußwerk, mit dem der Gymnasiast Hans-Peter Heekerens bis Frühjahr 1967 sicher das Sportgelände der Schule, vielleicht auch dessen Turnhalle, nicht aber eines seiner Klassenzimmer oder Fachräume (Physik, Bio etc.) hätte ohne hämische Fragen betreten dürfen. Noch nicht einmal den Klassenraum zur Geschichtsstunde „Die Bedeutung der Legionärssandale für das Gedeihen des Imperium Romanum“.

Und dann die Leibwäsche! An diese konnte ich natürlich nur Bewerber(inne)n für meine erlebnispädagogischen Lehrveranstaltungen gehen. Und das auch nicht handgreiflich, sondern nur metaphorisch oder literarisch; jedenfalls in keiner für die Staatsanwaltschaft relevanten Form. Aber auch diese non-invasiven Formen der Investigation erbrachte erstaunliche Ergebnisse. Zum bloßen Hochschulbesuch trugen Studierende der Sozialen Arbeit an der Hochschule München, das ist meine mehr oder minder repräsentative Stichprobe, als Oberbekleidung ab den 1980ern zunehmend mehr und öfter solche Produkte, die für den anspruchsvollen, ja anspruchsvollsten Outdoor-Bereich entwickelt worden waren: als oberste Schicht Goretex-Bekleidung (Anoraks, Blousons, Jacken, Hosen), als zweite dann Mikrofleece-Produkte und schließlich Mikrofaserunterwäsche, deren Werbung versprach, den letzten Schweißtropfen aus dem Unterarm- oder Oberschenkelbereich nach außen und oben zu befördern.

Zuvor schon waren in Sachen Bekleidung andere Grenzen aufgeweicht worden. So etwa die zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit. Bis zu meinem Abitur im Frühjahr 1967 war es in den von mir besuchten zwei Gymnasien in Nordostbaden (und im Rest Baden-Württembergs muss Gleiches gegolten haben) untersagt, mit Jeans („Arbeitshosen“, „Nietenhosen“, „Texashosen“) in den Unterricht zu kommen. Hinter diesem Verbot stand einmal ein anti-amerikanischer Affekt der geisteswissenschaftlich dominierten Gymnasiallehrerschaft: Die Amis haben besten-

falls Zivilisation, (nur) wir aber Kultur. Zum anderen aber wollten damalige Gymnasiallehrer(innen) die vage Idee von etwas wie „pädagogische Provinz“ dadurch retten, dass sie auch symbolische Grenzverletzungen strikt abwehrten. Im Gefolge von „68“ änderte sich hier schon in den 1970ern viel: Die Schüler- und Studentenschaft ging ab Herbst zunehmend mehr, häufiger und selbst in weiblicher Gestalt mit Jeans in den Unterricht; später kamen sogar welche in Latzhosen (bei den Frauen oft in ein dunkles Lila eingefärbt).

Nicht nur die Grenze zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit war in Sachen Kleidung schon vor 1980 aufgeweicht, sondern auch die von Militär und Zivil. Ab Mitte 1968 trugen viele linke Heidelberger Student(inn)en zu den „Ami-Hosen“ (Jeans) auch noch eine bestimmte Ami-Jacke; ich selbst trug sie noch auf meiner Himalaya-Expedition Ende der 1970er und gab sie erst weg, als in den 1980ern die ersten soliden und erschwinglichen Goretex-Jacken auf den Markt kamen. Bei besagter „Ami-Jacke“ handelt es sich um das M-65 Field Jacket der US-Army, eingeführt 1965 und im Vietnam-Krieg die meist benutzte Feldjacke. Wir trugen die M-65 besonders gerne bei Protestzügen gegen den Vietnam-Krieg, weil das Jacket verdammt gut gegen Wasserwerfer-Attacken schützte – und höchst alltagstauglich war. Seit 28. Juni 1981 kannten Millionen deutschen „Tatort“-Zuschauer(innen) die M-65 – freilich meist, ohne das zu wissen. Denn die Jacke, die Götz George als „68er-Schimanski“ damals auf eigenen Wunsch trug, war gegen seinen Willen „entmilitarisiert“, sprich: zivilisiert: die Schulterklappen waren entfernt und das satte Oliv-Grün auf ARD-taugliches Beige-Grau weggebleicht. Und dennoch: Wie er das kastrierte Ding trug, hatte bei ihm noch etwas Aufregendes, zumindest aber etwas mit Charme.

Die Aufhebung von Drinnen-Draußen-Grenzen, die noch vor Kurzem als „heilig“ galten, die Lächerlichkeit der für essentiell gehaltenen Unterscheidung von inside und outside habe ich in den letzten Monaten im eigenen Haus lebensnah erlebt; der Name des Wunder-Mittels heißt „Home-Office“. Nach ein paar Wochen hatte ich es auch in meinem Herzen verstanden: Die verschlossene Tür des Arbeitszimmers meiner Frau war kein Zeichen von ehelicher Disharmonie, sondern ein klarer Hinweis darauf, dass sie „da drinnen draußen“ war: bei ihren Geschäften als Professorin. Nur unsere Katze Nelly hat es bis heute nicht kapiert, was daran liegt, dass sie ein reines „Beziehungswesen“ ist. Für sie ist die häusliche Hauptbezugsperson, meine Frau, entweder da oder weg, drinnen oder draußen. „Da, aber doch weg“ ist eine Kategorie, die man sich nur denkerisch erschließen kann; da hat Nelly Anderes zu tun.

Die Aufhebung der Grenze von „drinnen“ und „draußen“ hat im Journalismus derzeit (2020 / 2021) Konjunktur. In aller Regel wird das Thema am Gegenstand „Home-Office“ abgearbeitet. Selten, aber doch immerhin auch am Objekt „Bekleidung“. An so etwas hat sich im Januar 2021, also „zu bester Corona-Zeit“ der Home-Office-Worker Tillman Prüfer, Jg. 1974,

vielen ZEIT MAGAZIN-Leser(innen) bekannt für väterliche Berichte über seine vier Töchter, gewagt. Ich gebe zum Besten:

„Anorak ist eines der lustigsten Wörter, die es in der Mode gibt. Normalerweise wird für Bekleidung ein Vokabular verwendet, das bemüht ist, jede Silbe auszupolstern, damit es elegant klingt. Es wimmelt von Volants, Etuikleidern und Pompons. Schließlich soll das alles irgendwie elegant oder wenigstens cool wirken. Dagegen hört sich An-o-rak so harmonisch an, als würde man bei jeder Silbe mit einem Hammer auf Blech hauen. Wer lässt sich so ein Wort einfallen? Der Anorak wurde in den Dreißigerjahren für den Wintersport entdeckt. Mal schlüpft man einfach hinein, mal hat er einen Reißverschluss, mal eine Kapuze mit Zugband, mal seitlich eingeschnittenen Taschen, mal eine große Kängurutasche auf Bauchhöhe. Das Wort Anorak ist eine dänische Interpretation des Inuit-Wortes *annoraaq*.

Denn erfunden wurde das Kleidungsstück im ewigen Eis. In seiner Ur-Version wurde der Inuit-Anorak aus zwei Tierhäuten – entweder von Robben oder von Karibus, einer Rentierart – hergestellt, die ineinandergesteckt wurden. Die Innenseite der Haut wurde nach außen gestülpt, sodass die wärmende Fellseite nach innen zeigte. Mit Robbendarm wurde das Kleidungsstück zusätzlich gegen Feuchtigkeit abgedichtet. Dieser Kältepanzer war das Vorbild aller Funktionskleidung. Der Aufstieg der Sportbekleidung in den Siebzigerjahren fiel mit dem Aufkommen von Sport-Massenveranstaltungen zusammen. Fans, die bei kaltem Wetter die Stadien füllten, brauchten einen Schutz vor schlechtem Wetter. Die Windjacke oder der Windbreaker, wie der Anorak auch heißt, wurde zum Standard.“ (Prüfer, 2021)

Ja und Nein, werter Tillmann Prüfer. Nein deshalb, weil zu Anoraks auch Kleidungsstücke wie Jacken (M-65 Field Jackets und deren Derivate) und/oder Blousons („Feldblusen“ und deren Abkömmlinge) zählen. Ja, diese Nicht-Differenzierung findet sich auch im allgemeinen Sprachgebrauch, vor allem in der Werbung. Nur muss man nicht allen Blödsinn sinnlos nachplappern. Tillmann Prüfer hat ganz offensichtlich keine leibhaftigen Erfahrungen mit den unterschiedlichen Oberbekleidungsstücken gemacht. In den deutschen Kurzschulen kannte man die Unterschiede sehr wohl. Auf allen Fotografien, die ich von Exkursionen aus „Berchtesgaden“ oder „Baad“ gesehen habe, trugen die Teilnehmer (ich sah keine Mädchen / Frauen) Anoraks. „Schlupfjacken“ also – und nach meiner Fernbeurteilung vom klassischen Typ „Jungenschaftsjacke aus Kohtenstoff mit drei Riegeln, großer Innentasche und Krempelkapuze“. Wer jemals bei schwerem Wetter in exponiertem Gelände für einen oder mehrere Tage unter-

wegs war, weiß, wie überlegen der Anorak / die Schlupfweste sowohl den Jacken als auch den Blousons ist.

Der Anorak hat den Durchschlupf von der Outdoor Sport- zur Freizeit-Bekleidung weitaus weniger gefunden als der Blouson und die Jacke. Das hat zumindest mit Zweierlei zu tun: Da, wo sich die Überlegenheit des Anoraks zeigt, sind Freizeitler(innen) eher selten anzutreffen, und beim An- und Ausziehen tut frau und man(n) sich mit Jacke und Blousons weitaus leichter als mit dem Anorak. Aber es gibt ausnahmsweise Anoraks, die es aus den Bergen heraus in die Stadt geschafft haben. Aber so was konnte wohl nur im München der Schicki-Micki-Jahre (1985 plus/minus ein Jahrzehnt) passieren. Ich habe ein „Belegexemplar“ davon im häuslichen Outdoor-Schrank hängen. Diesen, wohl schon in den 1970ern produzierten, Anorak habe ich Mitte der 1980er auf einem Münchener Flohmarkt – da gab es viele Schickeria-Überbleibsel – gekauft und war damit nicht nur beim Bergwandern und Skifahren, sondern auch beim Einkaufen auf dem winterlichen Münchener Viktualienmarkt stets „gut angezogen“. Er ist weithin als „Bogner“-Produkt sichtbar, weil an jedem der fünf Reißverschlüsse ein geradezu protzig wirkender Anhänger in Form des Buchstabens „B“ hängt. Die Firma hat dieses Markenzeichen 1955 eingeführt, ab 1975 hat die Münchener Wirklichkeit es eingeholt.

10.3 Die Kurzschulen: Stand und Entwicklung

„Draußen“ verändert sich in den 1980ern in Sachen „Outdoor“ Vieles, wie aber schaut es „Drinne“ aus? „Drinne“ in den Kurzschulen und in der DGfEE? Zur DGfEE kommen wir im nächsten Abschnitt, hier rücken zunächst einmal die Kurzschulen ins Blickfeld. Die Frage, wie es bei denen aussieht, sollte man teilen in eine, die nach dem Jetzt-Stand fragt, und eine andere, die die jüngere Entwicklungsgeschichte, spricht: die ab den 1970ern, in den Blick nimmt. Niemand hat(te) bis heute zur Beantwortung der beiden Fragen besseres Quellenmaterial als das Forscherduo Helga Weber und Jörg Ziegenspeck. Die zwei haben, davon konnte ich mich in mehreren Fällen überzeugen, meist solide recherchiert und ihr Material ist in der Regel fach- und sachgerecht gesichtet, geordnet und interpretiert. Es ist daher nur angemessen, dass sie zur Beantwortung der beiden zur Debatte stehenden Fragen ausführlich in eigenen Formulierungen zu Wort kommen. Zunächst zum Stand der Kurzschul-Dinge:

„Zur Zeit gibt es in Deutschland zwei Kurzschulen, beide liegen in Süddeutschland, die Kurzschule Baad und die Kurzschule Berchtesgaden. Die erste Kurzschule Deutschlands, die Kurzschule Weißenhaus, wurde 1975 geschlossen. Kennzeichnend für die beiden deutschen Kurzschulen ist:

1. Das Programm der Kurzschulen ist für Jungen und Mädchen im Alter von durchschnitt-

lich 16-21 Jahren konzipiert. (Es gibt auch einzelne Sonderkurse für jüngere und ältere Teilnehmer.) Bei den Teilnehmern handelt es sich um Schüler, die oft klassenweise von ihren Schulen entsandt werden, und um Auszubildende, die von ihren Firmen für den Kurzschulaufenthalt vorgeschlagen werden und denen der Aufenthalt von den Firmen finanziert wird.

2. Das Ziel bei der Zusammenstellung der einzelnen Gruppen innerhalb eines Kurses ist, ein möglichst ausgewogenes Verhältnis zwischen Auszubildenden und Schülern herzustellen und eine möglichst breite soziale und regionale Streuung zu erreichen. Auch internationale Kontakte bestehen und zunehmend wird versucht, behinderte Jugendliche ins Programm miteinzubeziehen, ebenso wie ein bestimmter Prozentsatz milieugeschädigter Jugendlicher aufgenommen wird. Man hofft auf diese Weise, unter Jugendlichen, deren Lebensbereiche sich im Alltag kaum überschneiden, Grundlagen für ein besseres gegenseitiges Verstehen zu legen.
3. Die Kurse dauern jeweils zwei Wochen. Sie finden in den Monaten Juni bis Oktober und Januar bis April statt. Im Sommer liegt der Programmschwerpunkt auf Bergsteigen und Klettern und/oder Kajak- bzw. Schlauchbootfahren, im Winter auf Skilaufen. Pro Kurs können etwa 90 Teilnehmer aufgenommen werden. Die Durchführung liegt in den Händen von sog. Sportpädagogen, in der Regel Berg- und Skiführern, und Sozialpädagogen.
4. In den allgemeinen Grundsätzen beziehen sich die Kurzschulen auch heute noch auf die von Hahn beschriebenen 'Verfallserscheinungen':
 - Mangel an menschlicher Anteilnahme
 - Mangel an Sorgsamkeit
 - Mangel an Initiative
 - Mangel an körperlicher Leistungsfähigkeit.

In ihrem Programm orientieren sich die Kurzschulen an der von Hahn als Gegenmittel erdachten und praktizierten 'Erlebnistherapie' mit den Elementen:

- körperliches Training
- Expedition
- Projekt

- Rettungsdienst.

1. Trotz der grundsätzlichen Übereinstimmung wurden entsprechend den Anforderungen der Zeit gegenüber Hahns ursprünglicher Konzeption und Programmgestaltung einige Veränderungen vorgenommen. Im Rahmen dieser Aktualisierung kamen neue Lernziele hinzu und im Gesamtkonzept ergab sich eine Verschiebung und neue Gewichtung der einzelnen Programmelemente.

Die vier Elemente der 'Erlebnistherapie' Kurt Hahns finden jetzt in folgender Form Berücksichtigung:

- Der Rettungsdienst kann aufgrund der äußeren Bedingungen nicht mehr als tragendes Element der Kurzschulerziehung aufrechterhalten werden. Er beschränkt sich auf Kurzinstruktionen in Erster Hilfe und Bergrettung als Hilfe zur Selbsthilfe.
- Das körperliche Training mit den Grundübungen im Lauf, Sprung und Wurf im Sinne Hahns zur Entwicklung von 'Schnellkraft, Sprungkraft, Ausdauer und Körperbeherrschung' wird nicht mehr durchgeführt. Ein regelrechtes Konditionstraining kann in den zweiwöchigen Kursen [Standard ab 1980] kaum mehr geleistet werden. Das sportliche Programm ist in der Regel in die Touren integriert bzw. dient direkt deren Vorbereitung durch Übung der dafür notwendigen Fähigkeiten. Es besteht aus Skilaufen, Bergwandern, Klettern, Kanufahren und Schlauchbootfahren, Volleyball und Übungen an der Hindernisbahn.
- Die Expeditionen (Touren) werden als Eintages-, Zweitages- und Dreitagestour in Gruppen durchgeführt, wobei die Abfolge der einzelnen Touren innerhalb eines Kurses methodisch eine Steigerung im Hinblick auf physische und psychische Durchhaltekraft und Selbstvertrauen darstellt. Das körperliche Training in Verbindung mit den Expeditionen nimmt zeitlich gesehen den größten Teil des Programms in Anspruch.
- Projekte, mit denen Hahn die 'Leidenschaft des Schaffens' [...] erwecken wollte im Zusammenhang mit 'Sorgsamkeit und Geduld' beim Streben nach dem Ziel, werden nur in der Kurzschule in Berchtesgaden durchgeführt, aber auch hier stehen sie jetzt in einem anderen Zusammenhang. Es ist nicht mehr in erster Linie ihre Aufgabe, mangelnder Sorgfalt entgegenzuwirken, sondern gemeinsam mit dem Gruppentraining werden sie als Mittel zur politischen Bildung betrachtet.

Neu aufgenommen gegenüber Hahns Methoden wurde das Gruppentraining. In ihm geht es um die reflexive Aufarbeitung des Erlebnisbereiches, womit die För-

derung der individuellen Entwicklungschancen stärker betont wird.“ (Weber & Ziegenspeck, 1983, S. 201-203)

Das ist der Ist-Stand Anfang der 1980er. Um den zu verstehen, ist es notwendig, ihn als Endprodukt einer Entwicklung zu sehen, die Ende der 1960er einsetzte und in den 1970ern an Fahrt gewann. Ich gebe den gewissenhaften Chronist(inn)en Helga Weber und Jörg Ziegenspeck das Wort:

„Im Laufe der Zeit haben sich im Gesamtkonzept

1. der Stellenwert des Sports,
2. die Bedeutung des Rettungsdienstes,
3. die Bedeutung der individuellen Entwicklungschancen und
4. der Anspruch der politischen Bildung verändert.

zu 1) Nach der 1976 formulierten Konzeption für die Kurzschulen sollen die sportlichen Aktivitäten 'Mittel zur Verwirklichung des pädagogischen Auftrags und nicht Selbstzweck' sein [...], was auch im Sinne Kurt Hahns ist und von den Schulen theoretisch unterstützt wird. Verfolgt man aber die Berichte der Kurzschulen und gewichtet den Raum, der dort dem sportlichen Programm gewidmet wird gegenüber den entsprechenden Überlegungen zu der mit diesem Programm intendierten Zielsetzung und gegenüber dem Sozialprogramm, muß man zu dem Ergebnis kommen, daß doch der sportliche Bereich einseitig überbetont wird.

Diese Gefahr der Überbetonung war in den ersten Jahren, als die Kurse noch 4 Wochen dauerten, nicht so groß, weil der Anteil der Unterrichte höher war und auch der Rettungsdienst noch ein wichtiger Bestandteil war.

Diese Diskrepanz zwischen der programmatischen und der praktischen Bedeutung des Sports liegt auch in der Mitarbeiterstruktur begründet. Als pädagogische Mitarbeiter werden vorwiegend solche angestellt bzw. bewerben sich überhaupt erst, die sportliche Qualifikationen haben (was ja auch durchaus berechtigt ist), umgekehrt wird aber von den Bergführern eine pädagogische Qualifikation nicht verlangt, so daß sie leicht die sportliche Leistungsfähigkeit überbetonen, und das Sozialprogramm von ihnen nicht in dem Maße anerkannt wird, wie das sportliche Programm von den Sozialpädagogen akzeptiert und für wichtig erachtet wird.

zu 2) Durch die Professionalisierung der Rettungsdienste wurden die Kurzschulen für Rettungseinsätze nur noch so selten gebraucht, daß es unglaublich gewesen wäre, diesen im Konzept weiterhin einen bedeutenden Stellenwert zuzu-

schreiben. Der weitgehende Verzicht auf die Ausbildung im Rettungsdienst – außer zur Selbsthilfe – hat zwar den Kurzschulen das Element genommen, das Hahn gerade für am bedeutendsten gehalten hatte, war aber als Reaktion auf veränderte Bedingungen unvermeidlich.

zu 3) Aufgrund der geschilderten notwendigen Anpassung an die gegebenen Möglichkeiten verlagerte sich der Schwerpunkt der Kurzschulerziehung vom 'Dienst am Nächsten', wodurch Hahn indirekt eine Veränderung der persönlichen Einstellung bewirken wollte, direkter auf die Persönlichkeitsbildung.

zu 4) Nachdem mit der Einstellung von [an Hochschulen in (Sozial-)Pädagogik oder Psychologie ausgebildeten] Jugendbildungsreferenten (diese Stellen wurden den Schulen durch den Bund zunächst 'aufgedrückt' und auch voll bezahlt, danach stark bezuschußt und waren Bedingung für die Bewilligung von Zuschüssen aus dem Bundesjugendplan) eine stärkere Politisierung der Kurzschulerziehung eingesetzt hatte (nach starken Auseinandersetzungen in der Lehrerschaft), ist jetzt wieder eine Rückentwicklung zu beobachten.

1. hat die Verkürzung der Kurse auf 14 Tage zu einer Verschiebung des Programms zugunsten der natursportlichen Aktivitäten und damit zulasten der politischen Bildung stattgefunden. In den kurzen Kursen ist auch die Auseinandersetzung in den Gruppen nicht mehr so intensiv, weil viele Konflikte längere Zeit brauchen, um offensichtlich zu werden, und weil die Teilnehmer die Notwendigkeit der Auseinandersetzung nicht unbedingt sehen, wenn sie wissen, daß sie nach 2 Wochen ohnehin schon wieder nach Hause fahren.
2. ist diese Entwicklung nicht nur auf die äußere Veränderung, d.h. die Kürzung zurückzuführen, sondern entspringt auch der zunehmend in den Berichten zum Ausdruck gebrachten übertriebenen Ablehnung verbaler und theoretischer Programmanteile [durch die Teilnehmer(innen)].
3. sind die Kurzschulen in dieser Hinsicht ohnehin gefährdet aufgrund ihres Angewiesenseins auf die Entsender der Industrie. Wenn es auch nicht offen zum Ausdruck gebracht wird, ergibt sich doch aus der finanziellen Abhängigkeit der Kurzschulen von den Betrieben, daß Erziehung zur Anpassung ein Teil des Konzepts ist. Die Kurzschulen müssen alles tun, um ihre 'Kunden' nicht zu verlieren, weshalb sie vorsichtig sein müssen bei der Sensibilisierung für politische Probleme und der Förderung von Kritikfähigkeit.“ (Weber & Ziegenspeck, 1983, S. 190-192)

Der Weber-Ziegenspecksche Blick ist ein Blick von außen. Ein Blick von innen zeigt, dass es

noch einiger forschender Anstrengung bedarf, bevor wir ein halbwegs richtiges und vollständiges Bild davon haben werden, was in und mit der Kurzschule in der Umbruchphase gegen Ende der 1970er - Anfang der 1980er geschah. Ich führe hier nur zwei Zeugnisse eines einzigen Insiders an: das des Berg- und Skiführers Walter Pretzl, der zu den langjährigen „Stammlehrern“ von „Baad“ gehört. Er hat zur „Wendezeit“ innerhalb der Kurzschule von den 1970ern zu den 1980ern zunächst einmal dies notiert:

„Als letzter [vom Bund bezahlter Jugendbildungs-]Referent kam schließlich, 1979 oder 1980, Franz Josef [in anderen Quellen: Franz-Josef] Grabler nach Baad. Er war von sanftem Wesen und glaubte fest an 'das Gute' im Menschen. Diesen Eindruck machte er jedenfalls auf mich. Franz Josef Grabler [nach manchen Quellen „Diplom-Pädagoge“] wurde 1981 Nachfolger von Händel als Leiter in Baad und war damit wohl auch – nach dem Peters-Prinzip – in einer Position angekommen, deren Anforderungen er nicht mehr gewachsen war. Die Zeit der [vom Bund aufoktroierten und bezahlten] Bildungsreferenten war damit zu Ende und bei Outward-Bound kamen immer mehr Sozialpädagogen zum Einsatz und – als billigere Arbeitskräfte – vor allem Sozialpraktikanten.“ (Pretzl, 2011, S. 239)

An späterer Stelle berichtet er:

„Herrn Helmrichs Nachfolger in der Geschäftsführung von Outward-Bound hieß Jürgen Jebens. Während Richter und Helmrich, die beiden ersten Geschäftsführer, das Büro in ihren Privatwohnungen und nur eine einzige Sekretärin hatten, wurde die Geschäftsführung jetzt deutlich vergrößert. Die Firma Siemens stellte in München Büroräume kostenlos zur Verfügung. Die Zahl der Mitarbeiter wuchs mit der Größe der Räume. Allerdings vergrößerten sich auch die Aufgaben beträchtlich. Die Outward-Bound-Kurse dauerten ab 1980 nur noch zwei Wochen, dadurch war die Zahl der Kurse größer und die Zahl der Teilnehmer mußte natürlich ebenfalls wachsen. Im Gegensatz zu früher waren viele Kurse nicht mehr voll. Während die Schulklassen noch den Standard-Kurs bei Outward-Bound buchten, wollten die Firmen mehr Mitspracherecht in der Programmgestaltung, vor allem aber sollten ihre Azubis nicht mehr mit anderen Teilnehmern gemischt werden. Es begann das Zeitalter der 'kundenorientierten' Kurse. Auch die Kurslängen waren nicht mehr gleich, es gab An- und Abreisen oft mehrmals in einer Woche. – Der Verwaltungsaufwand vergrößerte sich von Jahr zu Jahr.“ (Pretzl, 2011, S. 263)

10.4 Die „Deutsche Gesellschaft“ gegen Jörg Ziegenspeck

Man muss die Überschrift etwas näher erläutern. „Gegen“ meint Zweierlei: Zum einen und zeitlich zuerst wendet sich die DGfEE gegen Vorschläge des DGfEE-Mitglieds Jörg Ziegenspeck zur Errichtung einer „See“-Kurzschule, die es ja in Deutschland seit Schließung von „Weissenhaus“ im Jahr 1975 nicht mehr gibt. Zum anderen und später geht die DGfEE auch mit juristischen Mitteln vor gegen Jörg Ziegenspeck, der im Mai 1985 aus der DGfEE austritt, als (Haupt-)Verantwortlichen unterschiedlicher Organisationen, hauptsächlich als 1. Vorsitzenden des Vereins „Jugendschoner 'Hermine'“ wegen des Gebrauchs des Begriffs „Outward Bound“ sowie entsprechenden Kennzeichnungen (Logos, Bildzeichen). Nicht Gegenstand der nachfolgenden Betrachtungen ist die bis heute andauernde Auseinandersetzung (vgl. etwa Fischer & Lehmann, 2021; Ziegenspeck, 2020a) zwischen der „norddeutschen“ und der „süddeutschen“ Linie der ab 1986 an Fahrt, Kontur und Masse gewinnenden Erlebnispädagogik außerhalb der Kurzschulen. Es ist Aufgabe zukünftiger Forschung zur deutsch(sprachig)en Erlebnispädagogik ab 1986, zu klären, ob und wiefern in jenem hier betrachteten Konflikt zwischen der DGfEE und Jörg Ziegenspeck der Keim gelegt wurde für den heutigen „Nord-Süd-Konflikt“.

Jörg Ziegenspeck, Jg. 1941, wurde 1982, obschon akademisch als Schulpädagoge qualifiziert, als Hochschullehrer für das Fach-/Lehrgebiet Psychologie an die seit 1978 mit Promotions- und Habilitationsrecht ausgestattete Hochschule Lüneburg berufen. Ein Jahr zuvor schon war der studierte (1962-1965) und staatlich anerkannte (1966) Sozialarbeiter und begeisterter Skipper beteiligt an der Gründung des Lüneburger Vereins „Jugendschoner 'Hermine' e.V.“, dessen 1. Vorsitzender er von da an bis 1991 war. Und ebenfalls vor seiner Berufung als Psychologie-Professor an die Hochschule Lüneburg im Jahr 1982 war er – aus Gründen, für die mir keine schriftlichen Notizen bekannt sind – interessiert an den Kurzschulen. Aus einem Abstand von über drei Jahrzehnten erinnert sich Jörg Ziegenspeck daran mit folgenden Worten:

„In diesen Jahren [zweite Hälfte der 1970er] wurde ich Mitglied der DGfEE und fand mich als einziger Erziehungswissenschaftler in einem Kreis überalterter Personen wieder. Ich war in der Überzeugung eingetreten, dabei mitwirken zu können, der altherwürdigen Gesellschaft ihre ursprüngliche Bedeutung zurückgeben zu können. Nicht so sehr in der Geschäftsführung und dem Vorstand sah ich meine Verbündeten, vielmehr in den engagierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und insbesondere in den beiden sehr erfahrenen und dynamischen Kurzschulleitern, Ulf Händel (Baad) und Rolf Mantler (Berchtesgaden).

Ich machte von Anfang an keinen Hehl daraus, dass ich primär an einer Rückgewinnung des norddeutschen Raumes für die Kurzschulidee interessiert war. In-

zwischen hatten Freunde mit der Restaurierung eines alten Segelschiffs begonnen, die sehr daran interessiert waren, den späteren Dreimast-Toppsegelschoner [später 'Thor Heyerdahl' benannt] als 'Schwimmende Jugendbildungsstätte' in Dienst zu stellen. Detlef Soitzek (Jg. 1951), Kapitän, Lehrer und als Trainer an der Outward Bound Sea School in Hurricane Island pädagogisch ausgewiesen, und sein damaliger Partner, Dipl.-Ing. Günter Hoffmann, wollten in dreijähriger Arbeit, das Projekt auf der Werft in Kiel realisieren. Zeit genug also, das erlebnispädagogische Konzept zu entwickeln und nach einer organisatorischen Anbindung zu suchen.

Anfangs stieß die Idee innerhalb der DGEE durchaus auf Interesse, dann aber gewannen die 'Bedenkenträger' in der Diskussion die Oberhand: unwägbare Risiken wurden gesehen und eine unkalkulierbare Kostenlawine befürchtet. – Ein Segelschiff als attraktives Angebot in der Jugendarbeit und wesentliche inhaltliche Ergänzung zum Programm im Hochgebirge erschien undenkbar.

Was damals – weder im Vorstand und der Geschäftsführung noch in der Mitgliederversammlung – gesehen wurde, war die Tatsache, dass Outward Bound ursprünglich in England und Deutschland viel mit der Seewelt gemein hatte: dort war es die erste Schule an der Küste von Wales (1941), der dann später auch ein Segelschiff zugeordnet wurde (SSS 'Garibaldi'), hier war es die Schule an der Hohwachter Bucht (1952-1975) mit der Seenotrettungsstation, den Kuttern und dem Motorsegler 'Alte Liebe', mit dem man regelmäßig Expeditionen in die dänische Inselwelt unternahm.

Als es im Frühjahr 1982 in der Nähe von Werfenweng im Salzburgischen Tennengebirge (Österreich) zu einem tragischen Lawinenunglück kam, bei dem zehn Kurzschüler aus Berchtesgaden und drei Betreuer ihr Leben verloren, war die Diskussion um eine Expansion schlagartig beendet. Alle Kräfte waren nun gebunden; an eine Erweiterung der Programmstruktur war überhaupt nicht zu denken. Die Kurzschulen rangen ums Überleben, weil natürlich zahlreiche Vorwürfe öffentlich erhoben wurden. So merkte DER SPIEGEL (Hamburg) seinerzeit an, dass die Gruppenleiter [der Kurzschul-Kurse] zunehmend unter einen 'gewissen Erfolgszwang' gerieten [...].

Insider berichteten aber auch, dass das pädagogische Konzept damals in Gefahr war, an den betriebswirtschaftlichen Interessen der Geschäftsführung zu scheitern. Während sich die Kurse früher noch über drei und vier Wochen erstreckten, wurden sie 1980 auf zwei Wochen (Kosten: zwischen 700,- und 800,- DM) gestrafft – mit Rücksicht auf die Industriebetriebe, die ihre Auszubildenden nicht länger frei-

stellen mochten. Dies führte beispielsweise zu Streichungen im 'Randprogramm', so bei der Erste-Hilfe-Unterweisung.

Die 'Deutsche Gesellschaft für Europäische Erziehung e.V.' (DGEE) in München, die damals vom Bundesfamilienministerium mit jährlich über 800.000,- DM (aus dem Bundesjugendplan) und vom Bayerischen Kultusministerium mit 250.000,- DM gefördert wurde, geriet unter erheblichen Druck; es stand für sie alles auf dem Spiel. Die Belegzahlen gingen drastisch zurück, weil Schulen und Betriebe zunächst einmal das amtliche Untersuchungsergebnis abwarten wollten und auf eine Entsendung ihrer Jugendlichen verzichteten.

Mit einem Aufsatz [Ziegenspeck, 1982] versuchte ich davor zu warnen, das Kind mit dem Bade auszuschütten, und erinnerte an die bisherigen pädagogischen Leistungen, die Güte des Konzepts und die Notwendigkeit, geeignete und herausfordernde Programme für Jugendliche bereit zu stellen und zu aktualisieren. Der Aufsatz wurde in vielen tausend Exemplaren von der DGEE bundesweit verteilt und dürfte die entbrannte Diskussion um die Kurzschulen und ihre erzieherische Bedeutung nicht unerheblich beeinflusst und sicherlich auch zur Beruhigung beigetragen haben.

Ebenso konnte durch eine Buchpublikation [Weber & Ziegenspeck, 1983] zur Beruhigung der Diskussion beigetragen werden, in der erstmals seit jener Veröffentlichung von Karl Schwarz (1968) – also nach einer 15-jährigen langen Pause – die „Kurzschul-Pädagogik“ aktualisiert, ihre historischen und ideengeschichtlichen Wurzeln freigelegt, über die gewonnenen Erfahrungen berichtet und die sozialerzieherische Bedeutung erlebnispädagogisch akzentuierter Programme betont wurden. [...]

Schwerwiegende personelle Veränderungen trugen nachfolgend leider nicht dazu bei, die gesamte Situation zu entspannen: Dr. Rolf Mantler, der langjährige, engagierte und erfolgreiche Leiter der Kurzschule Berchtesgaden, verließ [1984] die DGEE und übernahm die Leitung des Internatsgymnasiums in Schondorf am Ammersee ('Stiftung Landheim Schondorf'); der Geschäftsführer der DGEE erkrankte schwer und verstarb. Doch nach dem Einstellen staatsanwaltschaftlicher Ermittlungen (Traunstein) und mit dem Untersuchungsergebnis einer Kommission der Hamburger Schulbehörde, das keine schwerwiegenden Vorwürfe enthielt, konnte die pädagogische Arbeit an beiden Standorten fortgesetzt werden. Die Belegziffern normalisierten sich langsam wieder.

Gleichwohl, es war Bewegung in die DGEE gekommen; auch der Vorstand überlegte wieder, wie man weitere Kurzschulen gründen könne. So wurde[n] Ulf

Händler und ich 'on tour' geschickt, um nach geeigneten Standorten zu suchen. Da ein anderer Träger von Jugendbildungsstätten in Konkurs gegangen war ('Gemeinnützige Gesellschaft für Internationalen Jugendaustausch e.V.' – Frankfurt a.M.), waren dessen Immobilien zu besichtigen – so am Ratzeburger See und in Schwangau. Die Bundesregierung signalisierte großes Interesse an der Fortsetzung von 'Europäischen Jugendwochen' und bot weitere solide Finanzierung an – ein lukratives Angebot also an die DGfEE. Es kam, wie es eigentlich hätte vorhergesagt werden können: die totale Fixierung auf den süddeutschen Raum und das Wohlwollen der Bayerischen Landesregierung führten letztlich dazu, dem „Adlerhorst“ bei Füssen am Forggensee (Allgäu) [der heutigen Zentrale von Outward Bound Deutschland in Schwangau, zu Nazizeit ein Segelfliegerstandort] den Zuschlag zu geben und damit einer norddeutschen Erweiterung die Absage zu erteilen.

Ich erklärte dann, dass für mich das Projekt 'Outward Bound in Norddeutschland' nicht beendet wäre, für das Schiff somit eine andere Trägerschaft gefunden werden müsse.“ (Ziegenspeck, 2020a, S. 10-12)

Soweit zum – auch zeitlich – ersten Aspekt von „Die DGfEE gegen Jörg Ziegenspeck“, jenem, der oben mit den Worten charakterisiert wurde, die DGfEE wende sich gegen Vorschläge ihres Mitglieds Jörg Ziegenspeck zur Errichtung einer „See“-Kurzschule. Der zweite Aspekt, zeitlich nach und sachlich auf Grund besagter DGfEE-Ablehnung folgend, betrifft den Umstand, dass die DGfEE – auch mit juristischen Mitteln – vorgeht gegen Jörg Ziegenspeck, der im Mai 1985 aus der DGfEE austritt, als (Haupt-)Verantwortlichen unterschiedlicher Organisationen, hauptsächlich als 1. Vorsitzenden des Vereins „Jugendschoner 'Hermine'“ wegen des Gebrauchs des Begriffs „Outward Bound“ sowie entsprechenden Kennzeichnungen (Logos, Bildzeichen). Diese Angelegenheit ist kenntnisreich und in nüchterner Juristensprache dargestellt in Hans-E. Pietschs über 50 Seiten langer „Chronologie eines Konfliktes“ (Pietsch, 1968).

Wenn man diesen Text gelesen hat und sich fragt, wie man all das dicht zusammenfassen könne, gerät man erneut an den schon bekannten Text Jörg Ziegenspecks von 2020, den ich nach Querprüfungen bis zum Beweis des Gegenteils für in der Sache zutreffend halte. Er lautet für die hier interessierenden Passagen so:

„Die weitere Geschichte nahm ihren unaufhaltsamen Lauf, auch wenn es zunächst so aussah, als würde mit dem neuen Geschäftsführer, Rainer Güttler, die erhoffte Dynamik eintreten. Aber auch er war kein Mann mit pädagogischem Interesse und zeigte von Anfang an wenig Sensibilität gegenüber der Tradition

der Kurt Hahn-Pädagogik. Die Diskrepanz zwischen den Kurzschulen und der Geschäftsstelle in München wuchs immer mehr, zumal auch ein neuer Vorstand installiert wurde, der offensichtlich kaum Kontrolle über seinen Geschäftsführer auszuüben gewillt war, ihm also weitestgehende Vollmachten einräumte.

Rainer Güttler meinte, seinem Vorstand gegenüber offenbar dadurch besonders imponieren zu können, dass er unliebsame Konkurrenz rücksichtslos bekämpfte. Mit dem juristischen Hebel des Warenzeichenrechts und teuren Anwälten wurde der Lüneburger Verein 'Jugendschoner Hermine e.V.', der Träger von erlebnispädagogischen Programmen war und den pädagogischen Terminus 'Outward Bound' sehr bewusst zur Kennzeichnung seiner Arbeit benutzte, massiv unter Druck gesetzt. Dieser Träger der Jugendhilfe bereederte unter meinem Vorsitz in den ersten Jahren auch den Dreimast-Toppsegelschoner 'Thor Heyerdahl' (Kiel), der 1983 wieder in Fahrt gestellt worden war. Trotz vielfältiger Versuche Dritter – Erziehungswissenschaftler, Politiker und prominente Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens – verzichtete die DGEE, vertreten durch ihren Geschäftsführer (einem Juristen ohne zweitem Staatsexamen), nicht auf rechtliche Weiterungen. Erst auf Beschluss des 29. Senats des Bundespatentgerichts vom 11.10.91 wurde der Begriff 'Outward Bound' aus der Zeichenrolle des Deutschen Patentamts [wohin er auf Antrag der DGfEE 1985 eingetragen worden war] wieder auf Betreiben [v.a. Jörg Ziegenspecks] gelöscht, so dass er nun erneut allen zur Bezeichnung eines spezifischen erlebnispädagogischen Sachverhalts zur Verfügung stand. – Der fast zehnjährige Rechtsstreit hatte die erlebnispädagogische Landschaft in der Bundesrepublik allerdings schwer belastet. Ich selbst hatte zu Beginn der unwürdigen Auseinandersetzungen [1984] auf die weitere Mitgliedschaft in der DGEE verzichtet.“ (Ziegenspeck, 2020a, S. 12-13)

Warum nur, so werden aufmerksame Leser(innen) dieses Buches fragen, warum nur vertraut der Autor den Angaben einer der Konfliktparteien, denen Jörg Ziegenspecks so sehr, dass ausschließlich ihn zu Wort kommen lässt? Darauf gibt es verschiedene Antworten, von denen mir zwei die bedeutsamsten scheinen. Zum einen wird Jörg Ziegenspecks Darstellung der Geschehnisse in der ersten Hälfte der 1980er von vielen seriösen (Zeit-)Zeugen bestätigt; zu denen rechne ich nicht nur all jene Menschen, die ihre Dokumentationen in „OUTWARD BOUND. Geschütztes Warenzeichen oder offener pädagogischer Begriff“ (Ziegenspeck, 1986a), sondern auch die in der Sache versierte damalige ZEIT-Redakteurin Dörte Schubert, die im frühen Herbst 1985 einen kenntnisreichen Artikel unter dem markanten Titel „Wer ist Kurt Hahns Erbe“ (Schubert, 1985) veröffentlicht hat. Zum anderen: Mir ist bis heute (Juli 2021) keine Gegendarstellung vor Augen gekommen, die ich ernst zu nehmen hätte – weil sie entweder

von glaubwürdigen Zeitzeug(inn)en stammt oder aber von seriösen Zeitgeschichtler(inne)n, die sich der Causa angenommen hätten.

Wer eigentlich sind die Personen, die im DGfEE-Vorstand sitzend, in den beiden Konflikten mit Jörg Ziegenspeck faktisch gegen ihn agiert haben? Ich stelle zunächst einmal die vier Mitglieder des Vorstandes vor, die Gerd Brenner in seinem „Erlebnispädagogik“-Artikel in „Deutsche Jugend“ 1985 dem interessierten Publikum genannt hat (Brenner, 1985, S. 231). Da ist zunächst einmal Etta von Michels gen. Freifrau von Werthern, geb. Blohm (so im Text Ihrer Traueranzeige in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 3. Juli 2021); jene Dame, geb. 1924, hat in ein thüringisches Uradelsgeschlecht eingeheiratet und ist die Enkelin von Hermann Blohm, Mitbegründer der bedeutenden Hamburger Werft „Blohm & Voss“. Dann haben wir da einen Dietrich (Johann-Zeno Ernst-August Maxentius) Freiherr von Mandelsloh, geb. 1930 in Österreich, über den das Internet in seiner Allwissenheit nichts mehr zu berichten weiß, als dass er viele Vornamen hat und wer seine Eltern sind. Genannt wird ferner „Hermann-Hinrich Reemtsma“, der niemand anders sein kann als jener schwerreiche Millionär aus der Reemtsma-Familie, der sein Privatier-Leben dadurch bereichert, dass er seit den 1960ern als Bauer und Mäzen von sich reden macht. Schließlich ist da noch ein „Prof. Dr. Heinrich Jäger“, bei dem es sich um den damaligen Frankfurter Professor für Geografie und Didaktik (1970-1993), Jg. 1929, handeln dürfte.

Dass es sich bei dem genannten Personenkreis um einen repräsentativen Querschnitt der bundesdeutschen Erwachsenenwelt von Mitte der 1980er handeln würde, hat wohl niemand, der die DGfEE-Geschichte kennt, erwartet. Auch, und zwar aus dem selben Grund, nicht, dass das Durchschnittsalter (beim Stand 1985) unter 55 Jahren läge oder dass der DGfEE-Vorstand nicht durch akademische, Blut- oder Geldadligkeit gekennzeichnet wäre. Von den Vorgenannten scheint nur Einer sowohl etwas von der Sache zu verstehen als auch politisch progressiv gewesen zu sein: das aus „kleinen Verhältnissen“ stammende langjährige SPD-Mitglied Heinrich Jäger. Von dem berichtet uns der langjährige „Baader“-Stammlehrer Walter Pretzl:

„1981 hatte Outward-Bound, unter der Geschäftsführung von Jürgen Jebsen, das Europäische Jugendhaus Adlerhorst [heute OB Deutschland Zentrale in Schwangau] übernommen und führte dort weiter internationale Kurse durch. 1983 übernahm Rainer Güttler als 'Geschäftsführendes Vorstandsmitglied' die Führung von Outward-Bound Deutschland, Der Frankfurter Professor Heinrich Jäger, ein Mitglied des Vorstandes, wurde damit beauftragt, sich um den 'Adlerhorst' in Schwangau zu kümmern. Der Professor, der 1956 einer der ersten Referendare in Baad war und später eine Weile die Kurzschule Weißenhaus an der Ostsee geleitet hatte, war mit den Zuständen im Adlerhorst äußerst unzufrieden.“ (Pretzl, 2011, S. 285)

Der Zeitgeschichtsforscher könnte über die DGfEE mehr berichten, hätte er denn Zugang (gehabt) zu zentral interessierenden Dokumenten, wie etwa den Niederschriften der DGfEE-Vorstandssitzungen jener Jahre zwischen ca. 1975 und 1985. Diese müssten sich nach übereinstimmenden E-Mail-Benachrichtigungen aus den Monaten Juli/August 2021 von Rolf Mantler und Jörg Ziegenspeck im Besitz von Outward Bound Deutschland befinden und in Baad und/oder Schwangau lagern. Nur sind diese archivalisch nicht aufbereitet; jedenfalls nicht in einer Art und Weise, wie es Zeithistoriker(innen) erwarten dürfen.

10.5 Was meint in den 1980ern „Erlebnispädagogik“?

Da gibt es zunächst einmal eine gleichsam „offizielle“ Antwort. „Offiziell“ freilich nur (noch) für jene, die die rechtsbewehrte Deutungshoheit der „Outward Bound“-Gralshüter, der DGfEE und ihrer Kurzschulen bzw. „Outward Bound-Stützpunkte“, bedingungslos akzeptieren. Aber auch jene reformatorischen Kräfte, die „dem Heiligen Stuhl zu München“, der DGfEE-Geschäftsstelle, den Gehorsam verweigern, sind doch offen für die Kraft des „richtigen Wortes“. Und die haben folgende Gestalt: „Demgegenüber entwickelte er [Kurt Hahn] ein pädagogisches Programm, die *Erlebnistherapie*, Kern und Inhalt der heute aktuellen *Erlebnispädagogik*.“ Das steht so auf S. 373 der Abhandlung „Die Kurzschulen – ein außerschulisches Bildungsprogramm“ (Händel, 1986).

Der Verfasser ist nicht irgendeiner: Ulf Händel ist damals nach dem Weggang von Rolf Mantler zum Landerziehungsheim Schondorf am Ammersee der Leiter von „Berchtesgaden“. Zuvor war er in der Münchener DGfEE-Zentrale als „Referent für Öffentlichkeitsarbeit und Grundsatzfragen“ (Röhrs, 1986, S. 405) tätig, nachdem der staatlich geprüfte Berg- und Skiführer mit langjähriger Berufserfahrung auch im Kurzschul-Bereich zuvor ab 1972 für bald ein Jahrzehnt als Leiter von „Baad“ fungierte. Und der Publikationsort seines „Die Kurzschulen – ein außerschulisches Bildungsprogramm“ ist nicht irgendeiner. Es handelt sich um den gleichsam legitimen und legitimisierten Beitrag der bundesrepublikanischen Kurzschule zu dem vom Altvorderen Hermann Röhrs herausgegebenen Sammelwerk „Die Schulen der Reformpädagogik heute“, in dem sich Beiträge etwa des zur Abfassungszeit noch in Funktion befindlichen Leiters der Odenwaldschule Ober-Hambach (OSO) Gerold Becker und des Gründers der Laborschule Bielefeld Hartmut von Hentig finden. Ulf Händel ist da in bester Gesellschaft.

Der zögert nicht, die Gelegenheit wahrzunehmen, das DGfEE-Terrain zu markieren. Das beginnt schon mit dem ersten Absatz:

„Als Kurt HAHN im Dezember 1974 im hohen Alter von 88 Jahren starb, hatte er ein halbes Jahrhundert die pädagogische Landschaft von der Provinz aus mit

seinen reformerischen Ideen belebt. Eine systematisch erarbeitete wissenschaftliche Theorie hat er zwar nicht formuliert. Aber er war ein Praktiker, der sein Handwerk verstand und stets ein sicheres Gefühl dafür besaß, wo der Hebel anzusetzen war. Er hat immerhin genügend Material hinterlassen, mit dem sich arbeiten läßt. Zu diesem 'Material' gehört die *Erlebnispädagogik*." (Händel, 1986, S. 372) Und gegen Ende seines Essays schreibt er: „*Hier liegt der Kern der an den Kurzschulen praktizierten Erlebnispädagogik: Jungen Menschen die Chance geben, ihre wachsenden körperlichen und geistigen Kräfte sowie Befähigungen in einer Weise zu üben, die, ihrem Alter gemäß, zu einem Erlebnis in der Wirklichkeit wird.*“ (Händel, 1986, S. 380)

Ein Nachtrag noch für jene, die hinter scheinbar Zufälligen Zusammenhänge suchen. Im 4. Kapitel über die 1950er habe ich über die Location „Elmau“ und deren Begründer Johannes Müller geschrieben. Der hatte eine Enkeltochter: die Michaela oder Micaela (ich habe beide Schreibweisen gefunden) Bachmann. Die war die erste „Baader“ Jugendreferentin, zog mit Otto Ther nach Berchtesgaden um und verheiratete sich 1972 mit Ulf Händel. Der ist eine der bedeutendsten Figuren der deutsch(sprachig)en Erlebnispädagogik im Rahmen der Kurzschule; diese Einschätzung teile ich mit Rolf Mantler (E-Mail vom Juli 2021). Ich bin dem 1997 verstorbenen Ulf Händel nie persönlich begegnet, aber wir veröffentlichten beide unsere Artikel (Händel, 1995b; Heekerens, 1995) in dem von meinem frühen Mitstreiter Hubert Kölsch 1995 herausgegebenen Werk „Wege moderner Erlebnispädagogik“ (Kölsch, 1995). Sein nach wie vor lesenswerter Beitrag trägt den Titel „Variationen zum Thema Erlebnispädagogik“ (Händel, 1995b) und ist heute in moderner Rechtschreibung online verfügbar (Händel, 2019).

Konnten damalige und spätere Leser(innen) die Händelschen Ausführungen auch, nicht notwendigerweise, so verstehen, dass „Erlebnispädagogik“ etwas sei, was in den deutschen Kurzschulen aus Hahnscher Hinterlassenschaft daraus und dazu gemacht wurde, so legt eine andere Textpassage des Händelschen Textes von 1986 nahe, Kurt Hahn nicht als Vor-Denker der „Erlebnispädagogik“ zu betrachten, sondern als dessen Fabrikant. Wie anders als in diesem Sinne sollte man es verstehen, wenn Ulf Händel auf S. 374 seiner Abhandlung von 1986 davon spricht, es gäbe „vier Elemente der HAHNschen Erlebnispädagogik“? Kurt Hahn himself hat also „die Erlebnispädagogik“ erfunden. Fragt sich nur noch wann und wo: 1919 in Salem, 1941 in Aberdovey (Aberdyfi), 1951 in Gordonstoun oder oder oder. . . ?

Die „Lüneburger“ widersprechen dem DGfEE- und Kurzschul-Vertreter Ulf Händel in der Sache nicht nur nicht, sie sind vielmehr derselben Meinung. Der von Jörg Ziegenspeck in der Auseinandersetzung mit der DGfEE angesprochene Jurist Hans-E. Pietsch erklärt in seinem Beitrag „Chronologie eines Konflikts“ zu dem von Jörg Ziegenspeck herausgegebenen Sammelwerk „Outward Bound Geschütztes Warenzeichen oder offener pädagogischer Begriff?“:

„Richtig ist, dass sich der Verein 'Jugendschoner Hermine e.V.' in Lüneburg der Erlebnispädagogik Kurt Hahns besonders verpflichtet fühlt [...].“ (Pietsch, 1986, S. 172) Bei Jörg Ziegenspeck selbst hatte das Wort „Erlebnispädagogik“ offenbar zunächst Irritation ausgelöst. In „Die deutschen Kurzschulen“ referieren Helga Weber und Jörg Ziegenspeck aus einem DGfEE-Positionspapier von 1976 dies: Die DGfEE „sieht ihre besondere pädagogische Aufgabe darin, auf der Grundlage der Erlebnispädagogik in den Kurzschulen ein erzieherisches Übungsfeld zu schaffen, das jungen Menschen in zeitlich begrenzten Kursen soziales Lernen möglich macht“ (Weber & Ziegenspeck, 1983, S. 135). Dazu heißt es in einer Anmerkung hinten im Buch:

„Diese sogenannte 'Erlebnispädagogik' ist, entgegen dem hier erweckten Eindruck, keineswegs eine festumrissene Fachrichtung innerhalb der Pädagogik. Einige Ansätze zur Begründung wurden im Zusammenhang mit Abenteuerspielplätzen erarbeitet, und in der Resozialisierung jugendlicher Straftäter werden vereinzelt auf diesem Gebiet neue Wege gesucht. Eine wissenschaftliche Begründung der Bedeutung von Erlebnis und Abenteuer für bestimmte erzieherische Prozesse gibt es aber (noch) nicht.“ (Weber & Ziegenspeck, 1983, S. 259) Das klingt gerade so, als sei Jörg Ziegenspeck damals noch der Meinung gewesen, die Verfasser besagten DGfEE-Positionspapiers, Heinrich Jäger, letzter Leiter von „Weissenhaus“, und das emsige DGfEE-Vorstandsmitglied Hans-Jürgen Lüders, SIEMENS-Personaler hätten der Kurzschul-Pädagogik eine Bezeichnung von „draußen“ angetragen – eine fragwürdige zudem. Nur gab es damals „draußen“ nichts, was unter der Fahne „Erlebnispädagogik“ dahergekommen wäre.

Schon bald scheint Jörg Ziegenspeck realisiert zu haben, dass der in den 1970ern kreierte hauseigene Kurzschul-Begriff „Erlebnispädagogik“ nichts anderes ist als der Term, mit dem die Kurzschule respektive die DGfEE selbst ihre eigene Arbeit beschreibt. Im Jahr 1984 veröffentlicht er – noch war der Gebrauch des Begriffs „Outward Bound“ nicht rechtlich reglementiert – in der damals in der psychosozialen Szene der 1980er meinungsbildenden Zeitschrift „Sozialpädagogik“ den Artikel „Erlebnispädagogik unter Segeln. Outward Bound in Norddeutschland“ (Ziegenspeck, 1984; Zitiertext nach dem Nachdruck: Ziegenspeck, 1986). Dort wird seine eigene „Erlebnispädagogik unter Segeln“ näher charakterisiert mit den Worten „Der erlebnispädagogische Ansatz des Trainingsprogramms, das an Bord und von Bord aus praktiziert werden soll [...].“ (Ziegenspeck, 1984a; 1986, S. 203). Ansonsten ist von „Erlebnispädagogik“ und „erlebnispädagogisch“ im ganzen Text nicht mehr die Rede. Stattdessen öfter von „Outward Bound“.

Ebenfalls im Jahr 1984 erscheint in „Erlebnistage im Schulsport“ (Landau, 1984) Jörg Ziegenspecks zweiter Diskussions-Beitrag, dem er die Überschrift „'Outward Bound' – Erlebnispädagogische Programme für Jugendliche“ (Ziegenspeck, 1984b) gibt. Im Text selbst benutzt er die Wörter „Erlebnispädagogik“ oder „erlebnispädagogisch“ nur zwei Mal: Einmal

in der Nennung „*erlebnispädagogisch* orientierter Programme“ (S. 41), seiner eigenen Aktionen, und zum anderen zur Charakterisierung der weltweit installierten *short term schools* als „erlebnispädagogisch und natursportlich orientierter Jugendbildungseinrichtungen“ (Ziegenspeck, 1984b, S. 42).

Was an der zweiten Publikation Jörg Ziegenspecks von 1984 bedeutsam, weil zukunftsweisend ist: Er unterscheidet dort zwei „erlebnispädagogische Programme“ nach unterschiedlicher sozialpädagogischer Zielsetzung:

„Seit mehreren Jahren werden auf der Ostsee vom Verein 'Jugendschoner Hermine e. V.', Lüneburg, Segelschiffreisen für Jugendliche angeboten. Zwei hochseetüchtige und -erprobte Schiffe stehen zur Verfügung: 'Johannes Georgi' (für 7 Personen) und 'Thor Heyerdahl' (für 28 Personen). Beide Schiffe verfolgen unterschiedliche Ziele: Während das kleinere Schiff stärker dem pädagogisch-therapeutischen Ansatz verpflichtet ist, sich also zentral an Jugendliche aus sozialen Brennpunkten wendet, werden auf dem Dreimast-Toppsegel-Schoner 'Thor Heyerdahl' spezielle Trainingsprogramme von zweiwöchiger Dauer mit natursportlicher Akzentuierung angeboten, wobei hierbei eher Mädchen und Jungen aus Betrieben und Schulen die Zielgruppe bilden.“ (Ziegenspeck, 1984b, S. 40)

Es gibt in den bundesrepublikanischen 1980ern noch einen dritten großen Player auf der Outward Bound-Szene in Hahnscher Tradition, den man neben Ulf Händel und Jörg Ziegenspeck zur Kenntnis nehmen muss: Michael Jagenlauf. Das ist der Mann, dessen Name wie wenige andere für die Entwicklung einer erlebnispädagogischen Bewegung im deutschsprachigen Raum außerhalb von DGfEE und Kurzschule steht. Er ist bis heute (Stand: Juli 2021) Mitherausgeber der einzigen noch existierenden deutschsprachigen Zeitschrift für Erlebnispädagogik (*erleben & lernen / e&l*) und er war im Jahr 1986 Gründungsmitglied der (wie das Ziegenspecksche Unternehmen ebenfalls) beim Amtsgericht Lüneburg eingetragenen „Gesellschaft zur Förderung der Erlebnispädagogik“ (GFE), bis heute Träger der „erlebnistage“. Er veröffentlichte 1989 in „Bildung und Erziehung“, einer Zeitschrift mit Schwerpunkt Erziehung und Bildung im gesellschaftlichen und kulturellen Wandel, einen Essay, dessen Titel „Outward Bound – Zur Modernität der Erlebnispädagogik Kurt Hahns“ schon alles bündelt und mit dem programmatischen Satz beginnt: „Das erlebnispädagogische Konzept Outward Bound erfährt in jüngster Zeit ein außerordentliches Interesse im Bereich der Jugend- und Erwachsenenbildung.“ (Jagenlauf, 1989, S. 203).

Das ist natürlich auch Propaganda-Sprech – und zwar für die Partei, die damals schon und ein (noch) juristisch abgesichertes Monopol auf den Gebrauch auch nur des Wortes „Outward Bound“ hatte: die DGfEE. Michael Jagenlauf war ein DGfEE-affiner Mann und mit dem dama-

ligen DGfEE-Geschäftsführer Rainer Güttler auf vielfältige Weise „verbandelt“. Als die DGfEE Ende der 1980er mehr Geld vom Bundesjugendministerium haben wollte, konterte dieses mit der Forderung, so etwas wie eine „Evaluationsstudie“ vorzulegen. Mit dessen Erstellung beauftragte Rainer Güttler Michael Jagenlauf, damals Professor für Erziehungswissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Erwachsenenbildung an der Universität der Bundeswehr in Hamburg. Im Jahr 1990 legte die DGfEE einen Kurzbericht vor (Jagenlauf & Bress, 1990; vgl. Jagenlauf, 1992).

Wie sehr Michael Jagenlauf damals der DGfEE verbunden war, zeigt der Umstand, dass er in Paragraph 2 (1) der von ihm (mit-)begündeten DGE eine besondere Loyalitätserklärung unterbringen ließ. Dort heißt es – nach allgemeiner Beschreibung des zentralen Vereinsziels – ergänzend: „Dabei ist eine Zusammenarbeit mit der Deutschen Gesellschaft für Europäische Erziehung e.V./Hamburg als anerkanntem Träger der Jugendwohlfahrt sicherzustellen.“

Bei aller Verschiedenheit der persönlichen Präferenzen und institutionspolitischen Standorte waren sich Ulf Händel, Michael Jagenlauf und Jörg Ziegenspeck doch in einem, affektiv wie kognitiv bedeutsamen Punkte einig: Sie waren Kurt Hahn-Follower – und zwar solche mehr oder minder unkritischer Art. So zählen sie denn bei ihren Darstellungen dessen, was sie mit dem neumodischen Namen „Erlebnispädagogik“ versehen, durchweg als deren für konstitutiv erachtete Elemente jene vier Merkmale der „Erlebnistherapie“ auf, die Karl Schwarz auf die klassisch gewordene Kurzformel: „körperliches Training, Expedition, Projekte, Rettungsdienst“ (Schwarz, 1968, S. 38) gebracht hat.

Nur: Das war doch spätestens seit Reduktion der Kurzschul-Kurse auf zwei Wochen vom Beginn der 1980er an Makulatur! Kurt Hahn selbst hat für sein Projekt, dem er 1951 den Namen „Erlebnistherapie“ gab, von Anfang an eine Mindestdauer von vier Wochen gefordert. Ich bringe in Erinnerung: Am 6. Januar 1938 hält Kurt Hahn als Headmaster of Gordonstoun School, Elgin Morayshire unter dem Titel „Education for leisure“ einen Vortrag auf der „Conference of Schoolmasters and College Tutors at Magdalen College, Oxford“ (Hahn, 1938). Das Magdalen College gehört zu den ältesten Colleges der Universität Oxford, ist renommiert und schön anzusehen; viel Ehre für Kurt Hahn. Er schlägt dort zwei Pflöcke ein. Der erste betrifft den zeitlichen Umfang eines Trainings zur Erlangung eines Badge: „Four weeks’ training is the minimum required to make a start that can be followed up.“ (Hahn, 1938, S. 19)

Während Ulf Händel, Michael Jagenlauf und Jörg Ziegenspeck Mitte der 1980er auf ideologischer Ebene doch noch sehr am Hahnschen Konzept einer „Erlebnistherapie“ hängen, bewegt man sich „draußen“ freier. „Draußen“ meint nicht nur außerhalb des institutionellen Rahmens von DGfEE und Kurzschule, sondern auch außerhalb einer Ideen-Tradition, die Hahnschem Gedankengut doch allzu unkritisch verhaftet ist und bleibt. „Draußen“ wird ein Bild von „Erlebnispädagogik“ entworfen, das schlank und entschlackt wirkt. Es ist zum Einen eine konse-

quente Fortsetzung des Modernisierungsprozesses, den die Kurzschulen seit 1968 durchlaufen haben. Zudem aber streift es historischen Ballast ab – allem voran die Hahnschen „Verfallerscheinungen“; das Konzept gehört auf den „Misthaufen der Geschichte“ (Leo Trotzki).

Beispielhaft für diesen modernen Umgang mit „Erlebnispädagogik“ ist der in Heft 5/1985 der Zeitschrift „deutsche jugend“, der einschlägigen deutsch(sprachig)en Zeitschrift für Jugendarbeit, -hilfe und -politik seit 1953, publiziert im renommierten Juventa-Verlag, erschienene Artikel „Erlebnispädagogik“. Den hat nicht irgendwer verfasst, sondern der verantwortliche (Chef-)Redakteur Gerd Brenner selbst (Brenner, 1985). Die bloßen äußerlichen Umstände jenes Artikels zeigen an: Der mit dem Wort „Erlebnispädagogik“ unlösbar verknüpfte *spirit* ist in der Mitte der deutsch(sprachig)en Jugendarbeit und Jugendhilfe angekommen. Gerd Brenner eröffnet den Horizont, unter dem er „Erlebnispädagogik“ verstanden werden will, mit den Sätzen:

„In letzter Zeit liest man in den Mitgliedszeitschriften einiger Jugendorganisationen Meldungen, die einen neuen Trend der Jugendarbeit signalisieren: Die Erlebnispädagogik, eine gar nicht so neue Konzeption, dringt von Randbereichen dieses Sozialisationsfeldes, von den sogenannten Kurzschulen, den Abenteuer-spielplätzen, aber auch aus Teilen der erlebnispädagogisch interessierten Industrie und im Anschluß an eine US-amerikanische 'Survival'-Welle ins Zentrum der verbandlichen und offenen Jugendarbeit vor. Immer geht es dabei um körperlich stark belastende Erlebnisse in der freien, möglichst 'wilden' Natur. Die Erlebnispädagogik schwimmt dabei ganz offensichtlich im inzwischen breiten Strom der Umweltdiskussion mit.“ (Brenner, 1985, S. 227)

Damit man sich ein eindruckliches Bild verschaffen kann, fügt der kluge „deutsche jugend“-Chefredakteur gleich Anschauliches hinzu:

„Da weist zum Beispiel das [protestantische] Christliche Jugenddorfwerk Deutschlands (CJD) in den verbandseigenen 'Informationen' darauf hin, dass der 'Erlebnissport' sich im eigenen Organisationsbereich zu einer 'neuen Welle' ausgewachsen habe. Dazu heißt es in der Ausgabe 2/84: 'Alle Elemente, Feuer, Wasser, Licht, hat die moderne Zivilisation dem modernen Menschen weggenommen. (Natürlich hat sie ihm auch eine Menge gegeben, was wir nicht mehr wissen wollen.) Aber es bleibt ein Manko, und das wird immer deutlicher empfunden. Deshalb der große Zulauf zum Erlebnissport und zu den Erlebnissporttagen im CJD. Die jungen Menschen wollen und sollen etwas erleben. Sie wollen Natur erleben und erfahren, daß der Mensch zur Natur gehört ... Bei allen Disziplinen geht es

den Veranstaltern nicht nur um Sport, sondern in erster Linie um den erzieherischen Wert von Erlebnissen in der freien Natur. So wollen die Veranstalter auch den Überlebenswettbewerb verstanden wissen. Obwohl der eine oder andere Jugendliche das Survivaltraining mit einer vormilitärischen Ausbildung verwechselt, sei dies keinesfalls die Intention dieses neuen Wettbewerbs gewesen. Partnerschaft und Naturnähe sollten vermittelt werden' (S. 20f.).“ (Brenner, 1985, S. 227)

Eine Frage, die sich bei Betrachtung der frühen 1980er desto mehr stellt, je näher man hinblickt, ist die: Wie kam der Begriff „Erlebnispädagogik“, der erst Mitte der 1970er in der Kurzschul-Pädagogik offensichtlich als Umtaufung – „Erlebnistherapie“ wirkte zunehmend ältlich – erfunden worden war, binnen weniger Jahre so sehr ins Zentrum erwachsenbildnerischer und sozialpädagogischer Überlegungen und Aktionen außerhalb der Kurzschule, dass er dort geradezu symbolischen Charakter erhielt? Zur Beantwortung der Frage scheint mir hilfreich, zunächst einmal auf die ideologische „Großwetterlage“ hinzuweisen: Die bundesrepublikanische Gesellschaft bekommt ab den 1980ern zunehmend mehr den Charakter einer „Erlebnisesellschaft“ (Opaschowski, 1996; Schulze, 1992). Schon in den 1980ern konnte, wer von „Erlebnis“ sprach, auf kognitives Verstehen und affektive Aufnahmebereitschaft rechnen. Das Feld war bereit(et).

Nur: So fruchtbar auch ein Boden sein mag, es sprießt nur dann etwas hervor, wenn eine Saat gelegt wurde. Wer hat den Samen namens „Erlebnispädagogik“ in den fruchtbaren Boden außerhalb der Kurzschule gebracht? Es wird darauf wahrscheinlich viele Antworten geben. Ich kann nur wenige konkrete bieten, obschon ich viele damalige Akteure gefragt habe. Etwa Willy Klawe, nachmalig Professor an der Hamburger Evangelischen Hochschule für Soziale Arbeit und Diakonie, der 1985 Mitherausgeber des damals vielgelesenen und stilbildenden Juventa-Buches „(Er-)Leben statt reden: Erlebnispädagogik in der offenen Jugendarbeit“ (Fischer, Klawe & Thiessen, 1985) war. Ich habe ihn schon im Zusammenhang der Arbeit zu meinem ersten Buch (Heekerens, 2019) per E-Mail angefragt, ob er denn sich noch erinnere daran, von wem er das Wort „Erlebnispädagogik“ gehört oder wo er es gelesen habe. Er antwortete, er könne dies nicht mit Gewissheit beantworten; der Begriff „Erlebnispädagogik“ sei Anfang der 1980er schon für viele sozialpädagogische Projekte im norddeutschen Raum gebraucht worden. Definitiv verneinte er auf Nachfrage, dass er oder seine Co-Autoren den Begriff über Michael Jagenlauf (Hamburg / Lüneburg) oder Jörg Ziegenspeck (Lüneburg) kennengelernt hätten.

Eine erste konkrete Antwort auf die oben aufgeworfene Frage nach dem „Durchsickern“ des Wortes und Begriffs „Erlebnispädagogik“ *from inside to outside*, von der Kurzschul-Pädagogik in die bundesdeutsche Sozialpädagogik, fand ich bei der Selbstvergewisserung dazu, auf welchem Weg das Wort „Erlebnispädagogik“ erstmals an mein Ohr drang. Zumindest einer der

beiden Trainer, die im Sommer 1986 die Fortbildungsmaßnahme des Bayerischen Landesjugendamtes unter dem Titel „Aktionspädagogik mit schwierigen Jugendlichen“ leitete, erklärte mir auf Anfrage, wir würden hier „Erlebnispädagogik“ betreiben und das käme von Kurt Hahn. Unser damaliges Wildwassercamp hatte sein Basiccamp am westlichen (oder oberen) Ortsende von Steeg am Lech auf eben jenem Gelände, das 1980 als Wildwassercamp für „Baad“ eingerichtet worden war (Weber & Ziegenspeck, 1983, S. 170). Es befand sich auf dem mit einem ehemaligen Feuerwehrhaus versehenen Grund des Bauern Johann Lederhilger im Steeger Ortsteil „Hinterellenbogen“, den „Baad“ gepachtet hatte, nachdem der damalige „Baader“ Wildwasserexperte Stefan Rietzler zum Lech zwischen Steeg und Stanzach in feinstem Allgäuerisch erklärt hatte: „Des isch was gaaanz anders wia d’Iller. Kuine Wehr, richtige Wella und g’nua Wasser!“ (zitiert nach Pretzl, 2011, S. 208)

Das Bayerische Landesjugendamt betrieb in der Mitte der 1980er zwei Typen von Weiterbildung für Fachkräfte in der bayerischen Jugendhilfe, die einerseits unter „Erlebnispädagogik“ (Jugendarbeit), andererseits unter „Aktionspädagogik“ (Jugendhilfe für „schwierige“ Jugendliche) liefen (Bauer, 1987, S. 73-76). Meine damaligen Trainer, beide Sozialpädagogen, waren der allzu früh verstorbene Heinz Sepperl, seit 1984 beim Bayerischen Landesjugendamt, und Michael („Mike“) Doll, beide aus Herrsching am Ammersee, Freunde seit früher Zeit und im Geiste der 1970er aufgewachsene Jungs, die Wolfram Schleske (1977, S.7) zu den schon in den 1970ern nicht zu übersehenden „Risikosportlern“ (Bergsteiger, Tourenskifahrer, Wildwasserfahrer u.a.m) gezählt hätte. Ihre zentrale Parole, so erinnere ich mich, lautete denn auch: *no risk - no fun*. Mit dem Nachsatz: A fun isses nur, wann Du’s heil iberstehn dust.

Ich habe mit Mike Doll zuletzt im Juli 2021 gesprochen, und er berichtete mir auf Nachfrage Folgendes: Er und Heinz Sepperl hätten Ende der 1970er - Anfang der 1980er zusammen im Schwabinger Marie-Luise-Schattenmann-Haus, einer Jugendhilfe-Einrichtung für „schwierige“ Mädchen und junge Frauen gearbeitet. Da sei auch ein junger Sozialpädagoge tätig geworden, der sein Praktikum (ganz oder teilweise?) in „Berchtesgaden“ absolviert und von der dortigen Arbeit als „Erlebnispädagogik“ geredet habe. Den Namen jenes jungen Sozialpädagogen gab mir Mike Doll mit „Manfred Krumpholz“ an. Diesen Menschen gibt es tatsächlich. Er hat das Studium der Sozialarbeit/Sozialpädagogik an der Fachhochschule München an eben jenem Fachbereich absolviert, an den ich 1984 berufen wurde. Seine Diplomarbeit trägt folgenden Titel „Erlebnisorientierte Freizeitarbeit mit Jugendlichen“ (Weber & Ziegenspeck, 1983, S. 268). Leider hat Manfred Krumpholz meiner im Juli 2021 per E-Mail vorgebrachten Bitte um ein kurzes Interview nicht entsprochen.

Das Wort und der Begriff „Erlebnispädagogik“ kann Ende der 1970er - Anfang der 1980er aber auch auf anderem Wege als der mündlichen Tradierung zu den frühen Erlebnispädagogik-Akteuren (ja, ich habe nur Männer ausfindig machen können) gelangt sein: über literarische

Bezeugung. Rolf Mantler und Angelica Schneider, die Leiter und Leiterin von „Berchtesgaden“, hatten von „Erlebnispädagogik“ und „erlebnispädagogisch“ ja bereits 1978 öffentlich gesprochen: in dem Artikel „Soziales Lernen und Aktion – zur erlebnispädagogischen Konzeption außerschulischer Jugendbildung an der Kurzschule Berchtesgaden“ (Mantler & Schneider, 1978), der in der Zeitschrift „Außerschulische Bildung“ veröffentlicht wurde. Keiner der von mir befragten frühen Erlebnispädagogik Akteure, die nicht in der Tradition der Kurzschule standen, erinnert sich aber, diesen Artikel gelesen zu haben. So auch nicht Hans G. Bauer, der später für lange Jahre 1. Vorsitzenden des Bundesverbandes Individual- und Erlebnispädagogik sein würde.

Hans G. Bauers war seit 1983 zunächst als Mitarbeiter, später als Gesellschafter der Münchener „Gesellschaft für Ausbildungsforschung und Berufsentwicklung e.V.“ tätig. Er trat 1984 mit gleich zwei Publikationen in Erscheinung. Zum einen als alleiniger Autor mit dem kleinen Buch „Erlebnis- und Abenteuerpädagogik. Eine Literaturstudie“ (3. Aufl.: Bauer, 1987) und zum anderen als Erstautor von „Erlebnispädagogik in der beruflichen Bildung. Erfahrungen aus dem FORD-Jugendförderungsprogramm“ (Bauer, Brater & Büchele, 1984; nicht mehr greifbar). Das war eine Evaluationsstudie zu den von den Ford-Werken in Köln seit 1978 erprobten Möglichkeiten, erlebnisorientierte Vorgehensweisen in der Berufsvorbereitung und -ausbildung Jugendlicher einzusetzen. Nicht irgendwelcher (künftigen) Azubis: „Anfang der 80er Jahre lag ein Akzent berufspädagogischen Interesses an Erlebnispädagogik auf der Frage nach Eingliederungshilfen für schwächere Auszubildende“ (Bauer, 1994, S. 14).

Die „schwächeren Auszubildenden“ der Betriebspädagogik sind nach aller Kenntnis soziologischer Forschung im Personenkreis weitgehend deckungsgleich mit den „(erziehungs-) schwierigen Jugendlichen“ der Jugendhilfe. Und so verwundert es denn auch nicht, dass der Betriebspädagoge Hans G. Bauer und der Sozialpädagoge Heinz Sepperl, beide im Großraum München verortet, im Jahr 1985 die (nicht mehr greifbare) Broschüre „Erlebnispädagogik – Dokumentation einer Fachtagung. Materialien aus der Fortbildung“ (Bauer & Sepperl, 1985) vorlegen, die auf einer von beiden verantworteten Tagung des Bayerischen Landesjugendamtes im Jahr 1984 (wahrscheinlich im Berufsbildungswerk Abensberg) beruht. Nach Michael („Mike“) Dolls Erinnerung seien als Referenten dort und damals auch „Norddeutsche“ als Referent(inn)en dagewesen, die über „maritime Erlebnispädagogik“ berichtet hätten.

Am Beispiel von Hans G. Bauer lässt sich trefflich illustrieren, dass das Wort „Erlebnispädagogik“ nicht nur in einem von der Kurzschule unabhängigen Kontext gebraucht wurde, sondern dass der Begriff „Erlebnispädagogik“ dort schon früh einen Bedeutungswandel vollzog. Wir hatten ja schon oben gesehen, dass Gerd Brenner in seinem deutsche jugend-Artikel von 1985 (Brenner, 1985) als Quellen dessen, was da in der bundesdeutschen Sozialpädagogik unter der Flagge „Erlebnispädagogik“ daher kommt, neben den Kurzschulen die Abenteuerspiel-

platz-Pädagogik, die betriebspädagogische Lehrlingsarbeit und die „US-amerikanische 'Survival'-Welle“ (Brenner, 1985, S. 227) benennt. Es hier gar nicht um die Frage, ob Gerd Brenner sachlich Recht hat, sondern einzig und allein darum: Mit solchen Bemerkungen wird das Deutungs-Monopol, die „Erlebnispädagogik“ sei eine exklusiv Hahnsche Sache in Frage gestellt.

Weitaus radikaler hat solche In-Frage-Stellung schon ein Jahr zuvor Hans G. Bauer betrieben. Sein 1984 erschienenes Büchlein beginnt mit den im Nachhinein als „programmatisch“ anzusehendem Sätzen:

„Es charakterisiert 'die' Erlebnispädagogik, daß es eine solche als klar definiertes oder definierbares Gebilde (im Sinne etwa einer Theorie oder einer relativ eindeutig umreißbaren Form von Praxis) weder gegeben hat noch gibt. Ähnlich charakterisierend ist auch, daß ein Mann namens Kurt HAHN häufig als ihr Vater bzw. Begründer genannt und ausgegeben wird, der aber weder Urheber des Gedankens ist noch den Begriff der 'Erlebnispädagogik' benutzte, sondern den einer 'Erlebnistherapie'.“ (Bauer, 1984; zitiert nach Bauer, 1987, S. 5)

Was Hans G. Bauer und Gerd Brenner damals um die Mitte der 1980er herum angefangen haben, wird bald zum Kennzeichen einer Erlebnispädagogik, die sich mit einigem Recht als „Moderne Erlebnispädagogik“ versteht. Die sucht ihre Wurzeln zunehmend mehr nicht mehr ausschließlich bei Kurt Hahn, sondern auch bis überwiegend anderswo. Zur Verstärkung dieses Trends hat wesentlich die von Jörg Ziegenspeck schon 1986 begründete und bis heute bestehende Publikations-Reihe „Wegbereiter der modernen Erlebnispädagogik“ beigetragen. Er selbst, und damit zeigt er sich noch einmal als Traditionalist, beginnt die Reihe mit einer Darstellung Kurt Hahns (Ziegenspeck, 1986b). Aber schon bald danach würden andere mögliche Wegbereiter präsentiert werden; von Werner Michl etwa Alfred Adler (Michl, 1991).

Kommen wir zum Abschluss. Bernd Heckmair, der ab 1987 in „Berchtesgaden“ als Sozialpädagoge und in den Jahren 1993-1998 als Mitgeschäftsführer für die DGfEE tätig war, hat in seinem Rückblick auf „Berchtesgaden“ (Heckmair, 2019) notiert: „Outward Bound ist bis in die späten 1980er Jahre hinein auf Distanz zu anderen erlebnispädagogischen Veranstaltern gegangen und hat die aufkommende Szene im deutschen Sprachraum weitgehend ignoriert.“ (Heckmair, 2019, S. 20) Nun ja: Jörg Ziegenspeck und Michael Jagenlauf sowie deren Aktivitäten in den 1980ern hat die DGfEE ja wohl nicht ignoriert. Ferner müssen damals zumindest „Baad“ die Weiterbildungsaktivitäten des Bayerischen Landesjugendamtes in Sachen „Erlebnispädagogik“ bekannt gewesen sein. Was aber an der Bemerkung Bernd Heckmairs völlig richtig ist: Die DGfEE und die Kurzschulen haben bis Ende der 1980er die Entwicklung von sportpädagogischen Ansätzen, die der Sache nach als „erlebnispädagogische“ bezeichnet wer-

den können, ebenso ignoriert wie solche auf dem Gebiet der Sozialpädagogik, wo man sich den Begriff „Erlebnispädagogik“ vielerorts einfach gekapert hat. Der nämlich war im Gegensatz zu „Outward Bound“ gesetzlich nie geschützt.

10.6 Erlebnisorientierte Sportpädagogik

Die deutsche Sportwissenschaft hat sich, längst bevor der Karlsruher Sportwissenschaftler Siegbert Warwitz mit „Sinnsuche im Wagnis“ (Warwitz, 2001) Furore machen und der in drögem Sicherheitsdenken be- und gefangenen deutsch(sprachigen) Erlebnispädagogik den Schneid abkaufen konnte, mit „Erlebnistherapie“ und „Erlebnispädagogik“ der Sache nach beschäftigt. Wer sich hierzu schnell einen Gesamtüberblick verschaffen will, sei verwiesen auf den Beitrag „Leibesübungen“ des Göttinger Sportgeschichtlers Bernd Wedemeyer-Kolwe (2013) in Teil 2 „Praxisfelder und pädagogische Handlungssituationen“ des „Handbuchs der Reformpädagogik in Deutschland (1890-1933)“. Wer es gerne genauer hat, möge sich den online verfügbaren Sammelband „Abenteuer, Erlebnis und Wagnis – Perspektiven für den Sport in Schule und Verein?“ (Gissel & Schwier, 2003), erschienen als Band 134 der Schriften der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft, ansehen. Und das Jahrbuch 2006/2007 des 1986 gegründeten bsj Marburg (Verein zur Förderung bewegungs- und sportorientierter Jugendsozialarbeit e.V.), einem Sammelwerk unter der Erstherausgeberschaft des Marburger Sportsoziologen Peter Becker mit dem Titel „Abenteuer, Erlebnisse und die Pädagogik. Kulturkritische und modernisierungstheoretische Blicke auf die Erlebnispädagogik“ (Becker, Braun & Schirp, 2007).

Ich höre die mit Erlebnispädagogik im deutschsprachigen Raum Beschäftigten aus den (früh-, sozial- und sonstigen) pädagogischen Berufen stöhnen, was denn, um alles in der Welt, Erlebnispädagogik mit Sport zu tun habe. Die historisch begründete Antwort lautet: Vieles! Und die gilt uneingeschränkt noch für die 1980er. Denn damals hatten doch noch viele Verantwortliche eine Erinnerung daran, dass der *County Badge* von 1940 (County Badge Experimental Committee, 1941), Grundmodell der Kurzschul-Pädagogik, nichts anderes ist als ein erweitertes Sportabzeichen. Ich will auf den *County Badge* hier noch einmal eingehen, an drei bis 1986 vorgebrachte Beiträge der bundesdeutschen Sportwissenschaft erinnern, die jahre- und jahrzehntelang von der DGfEE und den Kurzschulen ignoriert wurden, in den 1980ern aber von der sich außerhalb von DGfEE und Kurzschule formierenden Erlebnispädagogik aufgegriffen wurden, wobei dieses „Aufgreifen“ oft wenig bewusst, explizit und/oder absichtlich geschah.

Der erste zu nennende Beitrag wurde bereits 1961 publiziert in den „Beiträgen zur Lehre und Forschung der Leibeserziehung“, trägt den Titel „Freizeitpädagogik“ und wurde heraus-

gegeben von Ludwig Mester (1902-1975). Der war nicht irgendwer. Der frühere Wandervogel-Führer promovierte 1930 bei Herman Nohl, trat danach in die NSDAP (1937) sowie die SA (1938; „Sturmführer“) ein, war nach dem Krieg – selbstverständlich – schlimmstensfalls ein „Mitläufer“. Ab 1948 schon lehrte er (wieder), beginnend mit 1969 als ordentlicher Professor an der Giessener Hochschule für Erziehung. Der Deutsche Sportbund hat 1977 gar einen Ludwig-Mester-Preis gestiftet. Sein didaktisches Konzept der Leibeserziehung stand noch unter dem Eindruck der Reformpädagogik mit der Orientierung auf Gemeinschaft, Lager und Bewegung in der Naturlandschaft. Bis in die 1960er Jahre war er einer der meistgelesenen Autoren zur Thematik. In besagtem Buch findet sich ein ganz vorzüglicher Beitrag Manfred Schweschs zur Kurzschule. Aber die Kurzschule in ihrer *splendid isolation* nimmt diesen – wie das ganze Buch überhaupt – nicht zur Kenntnis.

Auch nicht das als anderthalb Jahrzehnte später ebenfalls bei Karl Hofmann in Schorndorf erschienene Buch „Abenteuer – Wagnis – Risiko im Sport. Struktur und Bedeutung in pädagogischer Sicht“ (Schleske, 1976). Diese wahrlich großartige Schrift von Wolfram Schleske, mit der der Sportpädagoge 1976 an der Universität Tübingen promoviert wurde, enthält in dem Abschnitt „Abenteuer und Bewährung als 'Erlebnistherapie'“ ein bemerkenswertes Dokument des externen Blickes auf die Hahnsche „Erlebnistherapie“. Ein wohlwollender Freund aus Heidelberger Zeiten hat mir das Buch noch in den 1980ern geschenkt; er hatte realisiert, dass ich von dem, was er für einen Irrweg hielt, der Leidenschaft für die Erlebnispädagogik, nicht lassen wollte. Sein Geschenk war bei mir bestens aufgehoben: Abenteuer, Wagnis und Risiko waren mir stets wichtige Stichworte für meine Auffassung von Erlebnispädagogik. Und ich fühlte mich dabei immer in bester Kurzschul-Tradition. Der Titel des Aufsatzes, mit dem der frühe akademische Statthalter der Kurzschule, Karl Schwarz, in der „Zeitschrift für Pädagogik“ einem breiteren Publikum erklärte, was es denn mit der Kurzschul-Pädagogik auf sich habe, trägt den Titel „Wagnis und Abenteuer als erzieherische Mittel in den Kurzschulen“ (Schwarz, 1967). Ich las den im Heidelberger Pädagogischen Institut um 1970.

Das letzte der drei hier zu behandelnden Bücher trägt den Titel „Erlebnistage im Schulsport“ (Landau, 1985a), erschien beirororo, wurde herausgegeben vom Braunschweiger Sportwissenschaftler Gerhardt Landau und enthält elf Beiträge, zehn von Sportwissenschaftlern oder Lehrer(innen), einen aber auch von einem als Erlebnispädagogen ausgewiesenen Sozialpädagogen, von Jörg Ziegenspeck. Nein, von all jenen, die später mit Institutionen, die den Namen „erlebnistage“ tragen, zu tun haben werden, ist hier niemand vertreten; auch nicht Michael Jagenlauf. Jörg Ziegenspeck aber veröffentlichte hier – wir sind im Jahr 1985 – einen Beitrag mit dem Titel „'Outward Bound' – erlebnispädagogische Programme für Jugendliche“ (Ziegenspeck, 1985). Auch deshalb bekommt er bekanntlich mächtigen Ärger mit der DGfEE. Worum es im ganzen Buch geht: Es werden in den Einzelbeiträgen schon realisierte Beispiele dafür vor-

gestellt, wie man jene schulische Woche außerhalb der Schule, die sich „Klassenfahrt“ oder „Schullandheim“ nennt, erlebnisorientiert gestalten kann.

Kurt Hahn und die Kurzschule sind dabei immer wieder Referenzpunkte. Ich gebe zur Anschauung drei Beispiele aus der Einführung von Gerhard Landau (1985b). Da führt er zur Zielsetzung des Buches aus: „Nicht zuletzt deshalb soll mit den vorliegenden Beiträgen Mut gemacht werden, auch im Rahmen der Schule Anlässe zu schaffen, die zu mehr Selbsterfahrung unter einfachen Verhältnissen anregen – in der Pädagogik nichts Neues, wenn wir an die Vorschläge JOHN DEWEYS und KURT HAHNS denken.“ (S. 8) Im Zusammenhang der geschichtlichen Betrachtung erwähnt er dann später: „Insbesondere entwickelte der Reformpädagoge KURT HAHN ein pädagogisches Programm (die sogenannte Kurz-Schule), das sich auf die tätige Auseinandersetzung mit Abenteuer und Risiko in sich bergenden Natursituationen stützte.“ (S. 9) Schließlich notiert er gegen Ende: „Es ist jedoch sehr zu bezweifeln, ob jene konsumorientierte Zurichtung von natürlichen bzw. natursimulierten Umwelten jene Wahrnehmungs-, Erlebnis- und Erfahrungsfähigkeit hervorbringen kann, wie sie u.a. KURT HAHN, KARL SCHWARZ und WOLFGANG SCHLESKE in ihrer Bedeutsamkeit für die jugendliche Entwicklung herausarbeiteten.“ (S. 10)

Die Landauschen „Erlebnistage“ und die „erlebnistage“ der DGE ähneln sich in der Sache und im Wortlaut sehr. Das ist kein Zufall. Nach E-Mail-Korrespondenz mit Michael Jagenlauf und Werner Michl im Juli - August 2021 kann man folgende Darstellung als „historisch gesichert“ verbreiten. Die DGfEE hat Michael Jagenlauf und seinem Mitstreiter Hartmut Winter in der Mitte der 1980er untersagt, für die von ihnen veranstalteten „Erlebnistage“ im Harz den Begriff „Outward Bound Harz“ zu verwenden. Daraufhin sahen sich die beiden gezwungen, einen anderen Namen für ihr Projekt einzuführen. Und da habe Hartmut Winter, dem das Landausche Buch unter die Augen gekommen war, vorgeschlagen die von der DGE verantworteten Wochenprojekte für Schulklassen „erlebnistage“ zu nennen. Das nenne ich einen gelungenen Coup!

10.7 „Erlebnis“ ohne Pomp und Gloria

Im jüngsten Versuch einer Gesamtdarstellung von „Erlebnispädagogik“, dem von Wolfgang Wahl (2021; vgl. Heekerens, 2021c), heißt es anfangs: „Einem kritischen Betrachter der Szene erscheint die Erlebnispädagogik kaum mehr als ein Sammelbegriff für alle möglichen, unkonventionellen Lehr- bzw. Lernmethoden zu sein. Deren Erfolg liegt vor allem darin begründet, dass sie im Ungefähren belässt, was es mit dem Erlebnis in der Pädagogik genau auf sich hat.“ (Wahl, 2021, S. 11) Und später notiert er: „Um sich nicht mit den historischen Altlasten der Lebensphilosophie, der Hermeneutik oder Phänomenologie auseinandersetzen zu müssen, be-

schäftigt sich die 'moderne' Erlebnispädagogik mit dem Begriff des Erlebnisses so gut wie gar nicht mehr.“ (Wahl, 2021, S. 153-154).

Ich weiß nicht, wen Wolfgang Wahl zur „modernen“ Erlebnispädagogik zählt. Ich jedenfalls kenne einige Menschen, die der erlebnispädagogischen Szene im deutschsprachigen Raum zuzuordnen sind und sich sehr wohl (noch) „mit dem Begriff des Erlebnisses“ beschäftigen. Zumindest einen davon müsste auch Wolfgang Wahl kennen, weil er sein Vorgänger an der (Fach-)Hochschule Nürnberg war und zu den Opinionleaders der deutschsprachigen Erlebnispädagogik zählt: Werner Michl. Der hat sich (noch) in der neusten Ausgabe seines Klassikers „Erlebnispädagogik“ (Michl, 2020; vgl. Heekerens, 2020b) „mit dem Begriff des Erlebnisses“ beschäftigt. Und zwar im Zusammenhang der Frage, was denn Erlebnispädagogik unterscheide von anderen Pädagogiken, die als Konkurrenten auftreten und Namen tragen, die von Abenteuer- und Aktionspädagogik reichen bis zu Wagnis- und Wildnispädagogik.

Dem hält Werner Michel entgegen: „Also nehmen wir Erlebnispädagogik als gültigen und gängigen Begriff, denn es sollte immer darum gehen, dass wir Kinder und Jugendliche durch Erlebnisse innerlich bewegen. Und diese Erlebnisse, die emotionalen Ungleichgewichte, welche durch herausfordernde Situationen ausgelöst werden, sind dann Ausgangspunkte eines nachhaltigen Lernens. Die deutsche Sprache ist in diesem Punkte der englischen überlegen [...]“. (Michl, 2020, S. 16)

Ferner hat sich der Wiener Erlebnispädagoge Rainald Baig-Schneider, der sich 2012 mit „Die moderne Erlebnispädagogik. Geschichte, Merkmale und Methodik eines pädagogischen Gegenkonzepts“ (Baig-Schneider, 2012) in die Geschichtsschreibung zur Erlebnispädagogik eingebracht hat, zur Sache geäußert. Er lässt uns in seiner jüngsten Verlautbarung – völlig zu Recht! – wissen:

„1996 führte Jörg Ziegenspeck, mit seiner Rückbesinnung auf die Reformpädagogik und auf die geisteswissenschaftliche pädagogische Tradition rund um Wilhelm Dilthey, eine neue Tradition der theoretischen Begründung der 'Erlebnis-Pädagogik' ein. Damit wurde das Erlebnis als pädagogischer Begriff in die pädagogische Geschichte integriert und Bezüge zu Rousseau, Pestalozzi, Kerschensteiner usw. möglich. Der erlebnispädagogische Baum erhielt damit viele Äste und Blätter. Eine theoretisch stringente Begriffsklärung unterblieb aber. Allerdings entstanden einige an Ziegenspeck anschließende, vielversprechende, jedoch wenig rezipierte, Ansätze zur inhaltlichen Klärung des Begriffs. Mit diesen Ansätzen kann Erlebnis und Erleben differenziert dargestellt und für die Erlebnispädagogik pädagogisch nutzbar gemacht werden.“ (Baig-Schneider, 2021, S. 60)

Und dann gibt es da noch den schon bekannten Hans G. Bauer. Der hat in seiner jüngsten öf-

fentlichen Stellungnahme, dem e&l-Artikel „Der Corona (Alb-)Traum der Erlebnispädagogik“ vom Sommer 2021 erklärt: „Der sprachlich so schlicht daher kommende Begriff des 'Erlebnisses', mit ihm schier zwillingshaft verknüpft der der 'Erfahrung', (ver-)birgt eine Fülle von unterschiedlichen Verständnissen und Formen des Umgangs mit ihm.“ (Bauer, 2021, S. 42)

Ich will an dieser Stelle weder darüber diskutieren, ob der Punkt „Erlebnis“ in der deutschsprachigen Erlebnispädagogik denn wirklich schon „abgehakt“ ist, noch darüber, wie es überhaupt dazu kam, dass dem „Erlebnis“ in der erlebnispädagogischen Szene seit den 1990ern eine Bedeutung zuwuchs, die ich schon in meinem letzten Buch als „'Erlebnis' mit Pomp und Gloria“ bezeichnet habe (Heekerens, 2019, S. 62-75). Da möge jemand Klarheit bringen, der sich mit der Geschichte des deutschen Outward Bound (auch) ab 1986 beschäftigt. Hier nur das, was beim Stand von 1986 festzuhalten ist: Bis dahin kam man bestens ohne „Erlebnis mit Pomp und Gloria“ aus. Mit „man“ meine ich an erster Stelle die DGfEE und die Kurzschulen. Man möge deren schriftliche Hinterlassenschaften daraufhin durchforsten, ob dort von „Erlebnis“ jemals in einem anderen – „höheren“ – Sinne gesprochen wurde als in dem, der durch das englische Wort *experience* voll und ganz abgedeckt ist. Ich jedenfalls habe bei meinen Recherchen, die keineswegs als „komplett“ oder „erschöpfend“ zu qualifizieren sind, nichts Dergleichen gefunden.

Aber da ist ja noch Kurt Hahn *himself*! Bei ihm müsste man doch fündig werden bei der Suche nach so etwas wie „'Erlebnis' mit Pomp und Gloria“. Weit gefehlt. Kurt Hahn selbst hat zwischen „Erlebnis“ und „Erfahrung“ gerade nicht jenen garstigen Graben aufgeworfen, wie das die deutsch(sprachig)e „Moderne Erlebnispädagogik“ ab den späten 1980ern getan hat. Man kann als Beleg für meine Ansicht gleich auf drei Hahn-Texte verweisen: auf einen sehr frühen von 1952 (Hahn, 1952a), dem Jahr, in dem er erstmals für eine breite Öffentlichkeit von „Erlebnistherapie“ redet, auf seinen altersweisen Beitrag „Die List des Gewissens“ in der Festschrift zum 80. Geburtstag Minna Spechts (Hahn, 1960) und auf eine seiner letzten öffentlichen Verlautbarungen, die „Harrogate Adress on Outward Bound“ vom 1965 (Hahn, 1965).

Fangen wir mit 1952 an. In seinem „Kurzschulen“-Artikel in der Neuen Zürcher Zeitung (NZZ) vom 6. März 1952 (Hahn, 1952a) gebraucht nach meiner Kenntnis Kurt Hahn erstmals öffentlich, d.h. außerhalb pädagogischer Fachdiskussionen im engen Kreis oder dem Programm der DGfEE von 1951, den Begriff „Erlebnistherapie“. Ich bin mir sicher, dass der erfahrene Propagandist Kurt Hahn den Begriff „Erlebnistherapie“ sehr klug gewählt hat – und zwar hinsichtlich seiner beiden Wortbestandteile. Die NZZ war damals noch mehr, was sie heute noch immer ist: ein Blatt für die Gebildeten des deutschen Sprachraums. Für die muss der Begriff „Erlebnistherapie“ auf Grund ihrer jeweiligen Vorbildungen unmittelbare Evidenz – „Augenscheinvalidität“ nennen das die Methodiker(innen) – gehabt haben. Nur lasen manche

in den Begriff mehr Hinterweltlerisches (Metaphysisches) hinein, als von Kurt Hahn beabsichtigt war.

Seinen englischsprachigen Freund(inn)en hat Kurt Hahn gleich noch 1952 in einer Übersetzung des NZZ-Artikels eine Lesart von „Erlebnistherapie“ angeboten, die allen Kriterien angelsächsischer pragmatischer Vernunft genügt. Ich zitiere den einschlägigen Absatz in Gänze: „There is one other sceptical question which always confronted me in Germany – ‘What can you possibly achieve in one month?’ Change brought it about that we could give an answer which for many people carried conviction as to the healing power of cleansing experiences (Erlebnistherapie).“ (Hahn, 1952b, S. 8) Erlebnistherapie = *cleansing experiences*. Nicht mehr und nichts weniger. Kein Aufgöttern von „Erfahrung“ zu „Erlebnis“, keine „Zwerg Alberich-experience“ im scharfen Kontrast zu einem „Held Siegfried-Erlebnis“.

Der zweite einschlägige Text ist von 1960 und stammt aus Kurt Hahns Festschriftbeitrag zu Minna Spechts 80. Geburtstag. Er zeigt in aller Klarheit, dass Kurt Hahn zwischen „Erlebnis“ und „Erfahrung“ keinen semantischen Unterschied macht; „Erlebnis“ spielt für ihn in keiner Oberliga welcher Art (semantisch, psychologisch philosophisch) auch immer. Ich zitiere:

„Ich sitze im Bad – die Wohligkeit der erschlaffenden Wärme umgibt mich und schläfert meine Entschlußkraft ein – meine innere Stimme sagt mir, daß die Verlängerung des gegenwärtigen Zustandes meinen eigenen Gesundheitsregeln zuwiderläuft, aber trotzdem vermag ich mich nicht jählings von der Behaglichkeit zu trennen: da spielt mein großer Zeh scheinbar so von ungefähr, in Wahrheit aber im Auftrag meines Gesundheitsgewissens, mit der Kette, die an den schließenden Abflußstöpsel befestigt ist, und in weniger als einer Minute sitze ich fröstelnd in der Badewanne. Ich möchte dieses Verfahren als die List des Gewissens bezeichnen.

Diese List ist auch in anderen ernsteren Situationen am Werke. Mich treibt die Rachsucht an oder die ‘Vorteilhaftigkeit’ oder auch falsches Mitleid – die innere Stimme ruft halt, aber vergeblich, da spielt meine Erinnerung mit Erfahrungen der Vergangenheit. Erfahrungen, die getaucht sind in Leidenschaften bestimmter Art und so lebhaft, daß sie in jeder seelischen Lage wiederbelebungsfähig sind. Es ist nicht zuviel gesagt. Jeder seelisch gesunde Mensch hat Erlebnisse, die gewissermaßen sprungbereit am Rande des Bewußtseins stehen, jeden Augenblick bereit, den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu beanspruchen: Unser Gewissen vermag unsere Erinnerung zu lenken, kann jederzeit durch einen Ruck der zurückschauenden Aufmerksamkeit in bestimmte Leidenschaften getauchte Erlebnisse zu Hilfe rufen und damit diese Leidenschaften selbst – das nicht gefesselte Gewissen weiß immer untrüglich, welche Leidenschaften der drängenden Versuchung gegenüber als Gegenkräfte wirken und mit welchen Erlebnissen diese Leidenschaften ver-

knüpft sind. Ich will mir im Schlafwagen einen Platz sichern und verhandle mit dem nicht zugänglichen Schaffner. Ich bin müde und habe vor mir selber allerhand Ausreden für meine pleonexia [Habsucht, im Original in Griechisch], eine immer plausibler als die andere – wichtige Verhandlungen am nächsten Morgen – Schlaf mir besonders nötig –, da sehe ich plötzlich eine gebrechliche Dame vor mir, die auch eine Vergünstigung erbittet und schon schnellst meine Erinnerung zurück an bestimmte Hilfsbedürftigkeiten, deren Zeuge ich war und die den Vorrang beanspruchen; schon schwindet die Versuchung dahin, mich zu bevorteilen auf Kosten anderer – sie fließt ab wie das heiße Badewasser.“ (Hahn, 1960, S. 312-313)

Und später fährt er fort:

„Ich wiederhole: Ein jeder seelisch gesunde Mensch hat unvergeßliche Erlebnisse zur Verfügung, die er jeden Augenblick herbeizaubern kann – sie sind in die mannigfaltigsten Leidenschaften getaucht: in die Pietät, die Dankbarkeit, die Liebe zum Volk und die Liebe zur Freiheit, in das Erbarmen, in die Ehrfurcht vor der Schönheit, in den heiligen Zorn – es gibt immer eine Leidenschaft, die, zu Hilfe gerufen, das bedrängte Gewissen unterstützt, indem sie, als Gegenkraft wirkend, die versuchende Leidenschaft entkräftet. Ein Ruck der Erinnerung genügt, um den Bundesgenossen, das Gewissen, zu rufen: und schon ist die innere Situation verwandelt, viel schneller noch als der Ruck des großen Zehs meine äußere Situation in der Badewanne verwandelt hat. Die heilsamen Erinnerungsbilder warten gewissermaßen auf den Ruf, der sie belebt. Man läßt eine wohlbekannte Stimme anklingen, man hört die mahnenden Worte eines fordernden Freundes, man sieht das vertraute Zimmer in dem ein geliebter Mensch von uns Abschied nahm, man summt den Vers eines Liedes, schon läßt uns kalt, was uns eben noch mit heißem Begehren erfüllte. Das Gewissen in Bedrängnis weiß immer, wo der Helfer in der Not zu finden ist und kann je nach Bedarf den Zeiger der Erinnerung rücken.“ (Hahn, 1960, S. 315-316)

Die dritte Belegstelle stammt aus einer der letzten umfangreicheren Verlautbarungen, die uns Kurt Hahn hinterlassen hat, der „Harrogate Adress on Outward Bound“ vom 9. Mai 1965 (Hahn, 1965). Dort erzählt er uns folgende Geschichte:

„I had a Swiss Colleague [sic!] in Salem, who was a grievance nurser. He went to an holiday trip with two English colleagues. When they stood on the Acropolis, they looked into a wonderful sunset – olive green and silver – an experience not easily forgotten. Suddenly the Swiss took out the watch he carried in his pocket,

opened the lid, seized a piece of paper which was under the lid, and threw it towards the setting sun. My English colleagues asked him whether he was feeling quite well. Would he like to see a doctor? He said: 'Oh, no, I will tell you what it is all about. Whenever anybody has annoyed me in Salem I write his name on a piece of paper and put it into my watch, so that every time I look at my watch I am reminded of my enemy. I had written down the name of Mr. X on this piece of paper, but here it is so beautiful, I must forgive him.'

Well, I cannot possibly prescribe that looking down from the Acropolis into the setting sun is a cure for grievance nursing – but it *can* happen.“ (Hahn, 1965)

Was uns Kurt Hahn hier schildert, ist ein Beispiel dessen, was er selbst dem deutschsprachigen Publikum als „Erlebnistherapie“ zu vermitteln suchte. Er war beim Denken über „Erlebnistherapie“ nie fixiert auf ein „'Erlebnis' mit Pomp und Gloria“, etwas, das sich von vulgärem „Erleben“ oder schnödem „Erfahren“ um himmlische Weiten unterscheiden würde. Jener Schweizer Kollege wurde von seinem kleinkrämerischen Nörglertum geheilt durch ein bloßes *experience*. Zu einem „Erlebnis“ hätte es ihm schon aus sprachlichen Gründen mangeln müssen.

Ja aber, so höre ich geschichtlich informierte Erlebnispädagog(inn)en einwenden, hat Kurt Hahn denn nicht durch die Auswahl der Kurzschul-Standorte überzeugend dargelegt, dass er – entgegen anderslautender Rede – faktisch Orte mit hoher „Erlebnis“-Wahrscheinlichkeit auswählte? Ich nehme den Hinweis ernst und bringe zunächst einmal in Erinnerung, was Gustav Richter und Helmut Münch in ihrem Büchlein „Kurzschule und Charakterbildung“ (Richter & Kurz, 1960) ausgeführt haben und schon im 6. Kapitel dargeboten wurde: „Kurzschulen sind in der Wahl ihrer Erziehungsmedien zunächst einmal von den landschaftlichen Voraussetzungen abhängig. Meer oder Gebirge bestimmen in verschiedenartiger Weise die Ausbildungsformen.“ (Richter & Münch, 1960, S. 18). Oh, wie gut, dass sich für die geplante Kurzschule in Berlin (s.o.) keine Financiers gefunden haben – mit Berg und Meer ist es dort bekanntlich nicht weit hin. Aber, Gott sei's gedankt, ist man ja nun nicht in Berlin, sondern in Baad. Und von dem schwärmen die Autoren (ich biete Auszüge):

„Man kann sich, ohne jede Übertreibung, kaum eine Lage vorstellen, die geeigneter wäre für eine Kurzschule als der Weiler Baad, 1250 m hoch, im hintersten Winkel des Kleinen Walsertales. [...] Die Landschaft trägt Hochgebirgscharakter, der Große Widderstein als Wahrzeichen des Talabschlusses steigt im Süden der Kurzschule 2536 m auf. Im Westen und Norden gibt es aber Berge mittlerer Höhen (etwa 2000 m) mit schönen Graten und Gipfeln für leichtere Bergwanderungen. Die Felsabstürze am Widderstein sind das Übungsgelände für die Berg- und Kletterausbildung, und die in allen Neigungsgraden unmittelbar in und um

Baad und den anschließenden Seitentälern vorhandenen freien Hänge stellen ein ideales Skigelände dar.“ (Richter & Münch, 1960, S. 40)

Frau und man(n) muss nicht in Baad gewesen zu sein, um zu realisieren: Für Erlebnispädagog(inn)en, die „Erlebnispädagogik“ verbinden mit „Outdoor“ und „Natursport“, muss(te) „Baad“ wirklich ein Traum sein. War und ist es auch. Nur hat das nicht zwingend mit Kurt Hahn zu tun, dem auch eine Kurzschule in Berlin gefallen wollte. In seiner ersten öffentlichen Verlautbarung zu den „Kurzschulen“ im gleichnamigen Artikel der Neuen Zürcher Zeitung vom 6. März 1952 proklamierte er: „Das Meer und die Berge sind nicht die einzigen Vermittler der befreienden Erlebnisse. Wir denken an das Forsthandwerk, an die Pferdekunde, an einen Hilfsdienst im Bergwerk als geeigneten Hintergrund für Kurzschulpläne. Die möglichen Variationen sind beinahe unbegrenzt.“ (Hahn, 1952a)

„Erlebnisse“, befreiende sogar, im Forsthandwerk oder in der Pferdekunde! Ja, so höre ich die „klassischen“ Erlebnispädagog(inn)en mit Faible für Outdoor und Sinn für Natursport aufstöhnen, ja von so etwas hat uns bisher noch niemand gesagt. Wie denn auch? Die selbsternannten oder als solche gehandelten „Hahn-Versteher(innen)“ in unseren Gefilden, haben sich von der Lektüre vieler Hahnscher Texte wohlweislich fern gehalten. Lesen führt oft nur zu Verstörungen, die bei vielen Menschen eben nicht hilfreich sind, sondern verwirrend. Noch ein Verwirrtext gefällig? Im Gordonstoun-Protokoll, das als Quelle hinreichend ausgewiesen ist, finden sich zwei Protokoll-Passagen der fünften Sitzung der Gordonstoun-Konferenz am 26. Juni 1951:

- „Herr von Senger: Muessen die Schulen an der See oder am Berg liegen? – Herr Hahn: Man kann sich auch eine Reit- und Fahrschule oder eine Forstschule denken. [...]“
- Frau Specht: Die Natur in Wales und Schottland ist besonders geeignet, Kraefte herauszufordern; der Eindruck in Wales ist erregender als in Holstein. – Markgraf von Baden: Gerade darum ist ja See und Gebirge in Deutschland besonders geeignet. – Dr. Moehlmann: Die Hohenwachter Bucht [7 km von Weissenhaus] kann besonders erregend sein. – Kurt Hahn: Gewisse Vorteile liegen darin, [dass / wenn?] die Landschaft staerkend und nicht aufregend ist. Episch, nicht dramatisch, das ist ein Vorteil fuer das Experiment.“

10.8 Ein Abgesang auf die „Verfallserscheinungen“

Bei Jörg Ziegenspeck liest man in den Publikationen der Jahre 1984-1985 zunächst einmal dies: „Gleichzeitig soll eine moderne Pädagogik an Bord des Schiffes dazu beitragen, jenen

Defiziten so [so übersetzt Jörg Ziegenspeck die Hahnschen Verfallserscheinungen ins zeitgenössische psychosoziale Deutsch] zu begegnen, die auch schon von Kurt Hahn benannt worden waren: Mangel an Sorgsamkeit, Mangel an Initiative, Mangel an menschlicher Anteilnahme und Mangel an körperlicher Leistungsbereitschaft und -fähigkeit.“ (Ziegenspeck, 1984, S. 203) Und in der zweiten Publikation des Jahres 1984 schreibt er zu den Hahnschen Schrecklichen Vier: „Mit den Outward Bound-Kursen wollte Kurt Hahn den von ihm herausgearbeiteten 'Verfallserscheinungen' [...] entgegen zu wirken.“ (Ziegenspeck, 1985, S. 43)

Bei Ulf Händel lesen wir zwei Jahre später: „Einmal traten hier [in den USA] durch die rasante technische Entwicklung die von ihm [Kurt Hahn] diagnostizierten 'Zivilisationskrankheiten' [so die sachlich korrekte Alternativbeschreibung der Hahnschen Verfallserscheinungen] besonders deutlich auf [...].“ (Händel, 1986, S. 375) Und Michael Jagenlauf erklärt am Ende der 1980er nach Auflistung der Hahnschen Schrecklichen Vier: „Gegen diese von Hahn diagnostizierten Verfallserscheinungen seiner Zeit setzte er die pädagogischen Elemente seiner 'Erlebnistherapie' [...].“ (Jagenlauf, 1989, S. 207)

Immerhin: Es gibt auch in den 1980ern bei den Großkopferten des bundesrepublikanischen Outward Bound ein leichtes Kopfwackeln angesichts der Hahnschen Verfallserscheinungs-Suada. So hat etwa Jörg Ziegenspeck den Begriff „Verfallserscheinungen“ doch irgendwie für altmodisch angesehen, denn er fügt im oben referierten Satz in Klammern die Bemerkung an: „heute würde man wohl eher von Mangelercheinungen [...] sprechen“ (Ziegenspeck, 1985, S. 43). Zusammen mit Helga Weber hat er auch mehrere Seiten von „Die deutschen Kurzschulen“ dem Punkt „Zur gegenwärtigen Bedeutung der von Hahn festgestellten 'Verfallserscheinungen'“ (so die Abschnittsüberschrift) gewidmet (Weber & Ziegenspeck, 1983, S. 230-243).

Aber man hätte damals, in den 1980ern, „68“ im Rücken, mit den Hahnschen „Verfallserscheinungen“ schon ganz anders, nämlich radikal – sprich: die Dinge an den Wurzeln packend – umgehen können und müssen. Kurt Hahn, das war jedem, der vor ihm nicht geistig auf die Knie ging, klar: Kurt Hahn hat in der Sache „Verfallserscheinungen“ nichts „benannt“, „diagnostiziert“, „festgestellt“ oder „herausgearbeitet“. All diese Worte transportieren ja die Vorstellung, es habe „dort draußen“ tatsächlich so etwas gegeben, das man mit „Verfallserscheinungen“ beschreiben könnte, und der Beobachter Kurt Hahn habe dies ausfindig gemacht.

Natürlich gab und gibt es in jeder menschlichen Gesellschaft seit Anfang an Phänomene bei der jeweiligen Jugend, die Merkmale der „Verfallserscheinungen“ aufweisen. Nur ist die Frage: Wie verbreitet sind diese? Ohne Zweifel gibt es unter den deutschen Jugendlichen des Jahres 2021 welche, die drogenabhängig sind, noch nicht einmal den Hauptschulabschluss haben und Patient(inn)en der Kinder- und Jugendpsychiatrie sind. Aber rechtfertigt das die Redeweise, die deutsche Jugend von 2021 sei drogenabhängig, bildungsunfähig und psychisch krank? Natürlich nicht! Aber im Falle der Hahnschen „Verfallserscheinungen“ haben selbst Geister, denen

man eine gewisse Kritikfähigkeit nicht von vornherein absprechen kann, jahrzehntelang nachgeplappert, was Kurt Hahn von sich gab – und das nur in dem kurzen historischen Moment der bundesrepublikanischen 1950er.

Wir haben den Ansatz der Hahnschen „Erlebnistherapie“ im Sozialausschuss des nonkonformistisch-linken Asta der Universität ausführlich diskutiert und kamen damals zu der Überzeugung, das Konzept der „Verfallserscheinungen“ würde weniger die Soziopathie der Jugend als vielmehr die Psychopathie des Kurt Hahn widerspiegeln. Dieser Ansicht bin ich bis heute und ich möchte sie im Nachfolgenden mit all der Akribie, die historische Forschung fordert, belegen.

Ich habe mir die Mühe gemacht, einige psychologische, soziologische und sozialpsychologische Studien zur westdeutschen Jugend der 1950er, jenen Jahren, da Kurt Hahn in der jungen Bonner Republik seine „Verfallserscheinungen“ verbreitete, durchzulesen. Zwei davon sind Werke, die auch noch heute den Kriterien einer „wissenschaftlich fundierten Analyse“ genügen. Das eine ist ein früher Klassiker der bundesdeutschen Soziologie: Helmut Schelkys rund 530 Seiten starkes Buch „Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend“. Das „ist ein soziologischer Beitrag zur Jugendkunde und will den westdeutschen Jugendlichen des Nachkriegsjahrzehnts von 1945 bis etwa 1955 schildern“ (Schelsky, 1957, S. 5). Das zweite Werk (Jugendwerk der Deutschen Shell, 1955) ist bis heute weitaus weniger bekannt – schon allein deshalb, weil es, wie auf der Titelseite vermerkt, „Nicht im Buchhandel erhältlich“ war und ist. Berühmt ist dieses Buch unter Kenner(inne)n dennoch: Es ist – mit Erhebungszeitraum November 1954 – die zweite der „Shell Jugendstudien“, jene bis heute fach- und sachkundig durchgeführten empirischen Untersuchungen der Einstellungen, Gewohnheiten und Werte sowie des Sozialverhaltens von Jugendlichen in (West-)Deutschland.

Das dritte Werk beginnt in seinem Vorwort damit: „*Der Durchschnitt der heutigen Jugend*, so steht in einer Broschüre aus dem Jahre 1914 zu lesen, hat weder die Kraft noch Reinheit, weder Begeisterung zum Guten noch wirklichen Drang nach Wahrheit. Der Durchschnitt ist müde und skeptisch, lüstern und ideenlos.“ (Walter Hornstein, 1966, S. 5) Mit diesen Worten eröffnet der damals 37-jährige Walter Hornstein, im Publikationsjahr noch Assistent bei Andreas Flitner in Tübingen, ein Jahr später Direktor des Deutschen Jugendinstituts in München, sein Buch „Jugend in ihrer Zeit. Geschichte und Lebensformen des jungen Menschen in der europäischen Welt“ von 1966 (Hornstein, 1966). Das kann man lesen als höchst geistvolle und äußerst gebildete Verspottung aller Propagandist(inn)en des „Jugend-Verfalls“. Die bundesrepublikanische Outward Bound-Bewegung hat die Publikation zumindest bis 1986 ebenso wenig gelesen oder, wenn gelesen, nicht ernst genommen, wie die beiden oben an erster Stelle genannten. Ebenso verfuhr sie und die bis in höchste akademische Ränge reichende Kurt Hahn-Verehrerschaft mit allen nachfolgenden Publikationen des gleichen Tenors.

Es wäre, wenn man denn gewollt hätte, schon früh möglich gewesen, sich ohne allzu großen Aufwand ein realistisches Bild von der (bundes-)deutschen Nachkriegsjugend zu bilden. Aufmerksame Leser(innen) von „Die Sammlung“ konnten dort 1958 einen Artikel zur Kenntnis nehmen, der – auf persönlicher Erfahrung beruhend – einfühlsam und prägnant die Jugend der 1950er beschreibt. Bei Betrachtung der Kurzschule Nehmtens war ja die Rede davon, dass Schloss Nehmten am Plöner See seit 1950 Ort der „Musischen Ferienlehrgänge“ war, wofür als Quelle ein „Die Sammlung“-Artikel von Kurt Reiche (1958) angegeben wurde. Bei dem Verfasser handelt es sich um einen Mann, der in den Jahren 1951-1966 Direktor der Meldorfer Gelehrtenschule war, eines renommierten Gymnasiums, das auf eine protestantische Gründung des Jahres 1540 in der Diethmarschen Bauernrepublik zurück geht (Lambrecht, Landgraf & Schulz, 1990). In Kurt Reiches „Die Sammlung“-Artikel von 1958 können wir dieses lesen:

„Man könnte beim Besuch im 'Lager' an ein Weiterleben der Jugendbewegung denken: das Wecken durch eine Stubenbelegschaft mit Lied oder Spiel, der Tischdienst, gemeinsames Kartoffelschälen und Platzsäubern, die 'Morgensprache' auf der Terrasse, der Kanon vor Tisch, die Contratänze, das Feuer mit der Feuerrede am Schluß. Auch daß ab und an ein Junge und ein Mädchen 'muscheln', sich bei zweisamen Gängen wie eine Muschel abschließen und sanft in die Gemeinschaft zurückgezogen werden, erinnert wohl an die WV-Zeit [WV: Wandervogel]. So ernst wie diesen jungen Menschen die Sorge um den reinen Klang der Lehrgangstage, war uns im Wandervogel alles Tun auf Fahrt, im Nest, am Feuer. In diesen hellen Gesichtern sehe ich das Leuchten im Auge der alten Gefährten wieder; das Lachen des auftragenden Tischdienstes klingt wie ehemals; und am Feuer, freilich, wer käme da nicht wie einst ins Sinnen und Erinnern.

Aber: wir wollten 'echt' sein und gefielen uns doch in Äußerlichkeiten, der 'Kluft', dem Haarkranz, 'unserer Laute bunter Bänderzier'. Wir wollten die schöpferische Leistung und wurden – wie viele! – Opfer eines schlimmen Dilettantismus mit unzureichendem Gitarregezapfe. Wir wollten die Welt verändern und gerieten in sektiererischen Kleinkrieg Gruppe gegen Gruppe. Wir wollten ein klares Leben vor eigener Verantwortung führen und ertranken in romantischen Gefühlen, schwimmenden Reflexionen und blassen Sinnbildern.

Statt alles dessen finden wir an dieser Jugend bei aller inneren Spannung doch eine kühle Nüchternheit, eine abwägende, manchmal überlegen sich gebende Gelassenheit, eine unerklärliche Sicherheit in der Haltung, ohne Frontstellung, ohne Ressentiment; ein ernstes Arbeiten an sich selbst, das ihre Welt mit der der Erzieher ohne Bruchstelle verbindet. Abhold allem 'Gerede' über Weltanschauungsfragen – und dann doch wieder mit letztem Einsatz sich ereifernd, sind sie kritisch

gegenüber jedem Sinnbild, aufmerksam auf den Nebenmann, wach und aufgetan einem noch ungerufenen Unbekannten. Eitelkeit Selbstgefälligkeit, auch im Ungenügen und in der Wehmut, sind verpönt und werden ohne Rücksicht entlarvt. Ein Erzieher, der hier 'aus zweiter Hand' leben wollte, wäre am zweiten Tage 'fertig'.

Erstaunlich ist die Hingabe an alles, was mit dem Lehrgangsziel zu tun hat, eindrucksvoll die Einfügung in das Gesetz selbstverständlichen, stillen Dienens, überwältigend oft, was diese Jungen und Mädchen können! Wie hier Geigen und Celli gestrichen, Fagott und Klarinette geblasen, das Klavier gemeistert, ein Chorpianissimo gehaucht wird, wie jede Aussage dem strengen Maß der Wahrheit unterworfen wird: das erfüllt den alten 'Jugendbewegten' mit Achtung.“ (Reiche, 1958, S. 569-570)

Chapeau! Monsieur Reiche.

Liest man den Reichschen Beitrag mit Herz, die drei oben genannten Bücher mit wachem Hirn und blickt danach auf die von Kurt Hahn „ermittelten“, „analysierten“, „gefundenen“ oder „entdeckten“ (alles Begrifflichkeiten aus der devotlerischen Hahn-Literatur) „Verfallserscheinungen“ kann man solche Art von „Erkenntnis“ nur lächerlich finden. Aber was ist denn nun schlimm an Kurt Hahns Überzeugung von den „Verfallserscheinungen“? Nichts! Nur wenn man diese Überzeugung als „Wahrheit“ ausgibt, was jahrzehntelang geschah und selbst heute noch hie und da geschieht, dann geht man persönlich das Risiko ein, bei Menschen außerhalb der erlebnispädagogischen Gemeinschaft als „ziemlich blöde“ dazustehen, und setzt die Erlebnispädagogik der Gefahr aus, für die akademisch und gesellschaftlich angesehenen Wissenschaften als „nicht wissenschaftlich fundiert“ zu gelten. Woher aber, wenn nicht von „draußen“ hatte Kurt Hahn denn die Funde für sein „Verfallserscheinungen“-Postulat? Aus seinem Kopf, woher denn sonst? Im Kopf gibt es verschiedene kognitive Schubfächer, in die man greifen kann.

Die erste Schublade trägt das Etikett „Gestern war alles / vieles / manches besser“. Dieses Verwehr-Fach ist allgemein verfügbar, und man kann sich aus ihm reichlich bedienen – und das zu unterschiedlichen Zwecken. So kann man sich etwa erfreuen an der literarischen Gattung „Roman vom familiären Verfall“. Das für mich eindrucksvollste Beispiel dafür ist Isabell Allendes „Das Geisterhaus“ (1984; Original 1982), das literarisch überzeugendste aber nach wie vor „Buddenbrooks: Verfall einer Familie“. Der Autor bekam (hauptsächlich) dafür 1929 den Literaturnobelpreis. Nur hat Thomas Mann (ebenso wie Isabell Allende) nie ein „Gestern war es besser“-Gejammere angestimmt. In Zeiten, für die ein Vergleich angemessen ist, war er politisch fortschrittlicher als sein Sohn Golo. Und das Haus in der Poschinger Straße 1 in

München, das er noch am Vorabend des Ersten Weltkriegs bauen ließ, ist ein Musterbeispiel von moderner Architektur; der Jugendstil war für ihn damals schon Schnörkelei von gestern.

Menschen müssen selbst dann nicht in die „Gestern war alles besser“-Klage einstimmen, wenn sie bestimmte Dinge von gestern aus guten Gründen für besser halten als heutige. Die Mehrzahl der Kund(inn)en von „Manufactum“-Slogan: „Es gibt sie noch die guten Dinge“ – kauft für gutes bis teures Geld Produkte, deren Produktion man (noch) „Sorgfalt“ und „handwerkliches Können“ zuschreiben kann; eine gusseiserne Gewürzreibe, gefertigt in einer traditionell arbeitenden schwedischen Manufaktur etwa. Aber die „Manufactum“-Käufer(innen), die den Firmen-Slogan unter der Hand zu „Es gibt sie noch die guten *alten* Dinge“ erweitert haben, sind nach der bundesrepublikanischen Polit-Farben-Skala doch weniger nach „Braun“ als nach „Grün“ hin zu verschieben. Und man soll doch nicht meinen, sie seien so gestrig, dass sie Bestellungen durch reitende Boten zustellen ließen und Lieferung per Dampffross und Pferdegesspann erwarteten. Wie selbstverständlich nutzen all jene, denen „Manufactum“-Filialen nicht in fußläufiger Entfernung zur Verfügung stehen, also die meisten, ihren PC und das Internet. Man muss aus „Es gibt sie noch die guten Dinge“ keine „Heute ist alles schlechter“-Ideologie machen.

Diese Gefahr wächst freilich in dem Maße, in dem man sich dem Gebiet der Politik im Sinne von *policy* nähert. Eine erste Näherung besteht darin, Geschichtsschreibung in einer Art und Weise zu betreiben, dass man das Grundmuster von „Aufstieg und Verfall“ zu Grunde legt. Die uns Deutschen bekannteste Variante eines solchen Geschichtsentwurfs hat Oswald Spengler kurz nach Ende des Ersten Weltkriegs und unter dem Eindruck dessen mit „Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte“ publiziert. Nun ja: Die Geschichtswissenschaft hat das Grundmodell von „Aufstieg und Verfall“ seit geraumer Zeit als Erklärungsansatz für geschichtliche Entwicklungsprozesse ausgemustert, und das Abendland ist auch ein Jahrhundert nach Oswald Spenglers Prophezeiungen nicht in „Fellachen-Unkultur“ zurück versunken. Aber die politische Rechte in Europa beschwört den „Untergang des Abendlandes“ zu jeder Gelegenheit, bei der sie „die Ordnung“ bedroht sieht, aufs Neue herauf; etwa wenn „Morgenländer“ nach Europa kommen (wollen).

Gänzlich, von Anfang an und direkt politisch ist die Rede vom „Verfall“ dann, wenn sie im Kontext der Politik selbst angesiedelt ist. Ein Beispiel dafür muss man nicht lange suchen, wir finden es beim Kurt Hahn zu Salemer Zeiten. Der hat Golo Mann schon früh als Homo Politicus ernst genommen. In einem auf den 13. Februar 1925 datierten Schreiben Kurt Hahns an den damals knapp 16-jährigen Golo Mann (Hahn, 1925), in dem es hauptsächlich um Golo Manns Kritik an der Institution „Farbentragende“, einer Elitegruppe unter den Salemer Schüler(inne)n geht, findet sich folgender Abschnitt:

„3.) Wir brauchen den Orden [sc. die Farbentragenden], und wir brauchen den

täglichen Ansporn durch die äussere Tracht [sie trugen tatsächlich Farben], daran zu denken, dass wir eine Gemeinschaft von Kämpfern sein wollen. Salem ist in Kampfstellung gegen das heutige Deutschland und ist mit dazu berufen, sich dem Verfall entgegenzuwerfen. Es ist undenkbar, dass sich alle Kinder, die nach Salem kommen, eignen, 'an die Front geschickt zu werden'. Ruthenen liess man nicht an der russischen Front kämpfen. Der Verfall unseres Landes ist nicht immer abstoßend, sein dekadenter Zauber muss auch manchen von unseren Jungen und Mädchen ergreifen. Wir aber wollen die Farben nur denen geben, denen wir vertrauen können, dass sie im Kampf durchhalten und nicht zum Gegner überlaufen. [...]“ (zitiert nach Krimm, 2020, S. 92; Herv. v. Verf.)

Was ist das gute und edle Deutschland von gestern, mit dem verglichen die Weimarer Republik Kurt Hahn nur als „Verfall“ erscheinen mag? Es ist das Deutsche Kaiserreich preußisch-wilhelminischer Prägung, in denen Nicht-Preußen nicht viel, Arbeiter(innen) wenig und Frauen so gut wie nichts zu sagen hatten. Dafür schwatzte Kaiser Wilhelm II., der im Gegensatz zu seiner Großmutter Queen Victoria einer konstitutionellen Monarchie nichts abgewinnen wollte, umso mehr herum, rasselte mit dem Säbel, wo immer es ging, und trieb Deutschland in den Ersten Weltkrieg, dessen Ausgang der Hitler-Herrschaft den Weg ebnen sollte.

Ach, einen Privatbrief an einen einzelnen Schüler, den darf man – und sei der Empfänger noch so prominent – doch als Quelle nicht überschätzen und seinen Inhalt nicht überbewerten. Ich stimme zu, weshalb ich ein einschlägiges Hahn-Statement anfüge. Das eine stammt aus dem heute unter dem Titel „Die Aufgabe der Landerziehungsheime“ (Hahn, 1928b) bekannten Text, der auf dem Hahn-Referat auf der Heimleiterbesprechung 1928 in Frankfurt am Main beruht. Dort heißt es: „Es ist sicher, daß in der nahen und späten Zukunft noch mancher [in den Landerziehungsheimen gestreuter] Samen aufgehen wird; aber – gemessen an dem Tempo des allgemeinen Verfalls – dringt die von den Landheimen ausgehende Heilwirkung nicht rasch genug in den kranken Volkskörper hinein.“ (Hahn, 1928; zitiert nach Hahn, 1958, S. 36: Herv. v. Verf.) Für Kurt Hahn ist Pädagogik Fortsetzung von Politik mit anderen Mitteln – die „Verfalls“-Idee freilich hält sich durch.

Kommen wir zum zweiten kognitiven Schubfach in der Kommode „Verfall(erscheinungen)“. Die hat den Aufkleber „Generationenkonflikt“. Der hat Jahrtausende große Verbreitung und scheint universell zu sein. Aus dieser Schublade bedienen sich vor allem ältere Menschen; und zwar je älter sie werden, desto häufiger. Ich nenne es mal das Schimpfen über die Jugend von Seiten derer, die selbst nicht mehr jung sind und auch nicht mit Anstand alt werden können. Eine 26-jährige Autorin und Radiomoderatorin hat dazu vor Kurzem im ZEIT MAGAZIN diese Skizze angefertigt:

„Zu Beginn eines jeden ordentlich geführten Generationskonflikts steht eine auf Ahnung beruhende Definition der Generation. Dabei läuft es meistens so, dass die Generation der Alten die Generation der Jungen definiert und die Generation der Jungen die Zeitung nicht liest, in der der Konflikt ausgetragen wird. Je nachdem, ob man einen empathischen Altlinken oder einen konservativen Kolumnisten fragt, ist meine Generation entweder stinkfaul oder spätkapitalistisch selbstoptimierend, beschämend apolitisch oder eben radikal-vegan, YouTube-hedonistisch oder von Political Correctness zerfressen. Einig scheinen sich alle nur in zwei Dingen: Meine Generation kann deutlich schlechtere Purzelbäume als jede andere vor ihr, und Schillers *Glocke* können wir auch nicht mehr auswendig.“ (Passmann, 2020)

Man kann füglich darüber streiten, ob die Klage über die nachfolgende Generation eine anthropologische Konstante ist oder aber nur in bestimmten Kulturkreisen und zu bestimmten Zeiten zu finden. Für unsere Kultur ist sie als Kulturbegleiter nachweisbar seit den ersten Tontafelschriften des Zwei-Strom-Landes.

Kommen wir zur dritten Schublade im Kopf, in die auch Kurt Hahn greifen konnte. Der Zugang zu ihr ist, nachweislich seit den Sumerern, Pädagog(inn)en vorbehalten. Der Schulpsychologe Gustav Keller berichtet uns davon in seinem Buch „Das Klagelied vom schlechten Schüler. Eine aufschlußreiche Geschichte der Schulprobleme“. Ich möchte den dort zu findenden Zitaten aus fünf Jahrtausenden nur ein einziges aus der Bundesrepublik des Jahres 1975 hinzufügen:

„Ich bin selber seit einem halben Jahr wieder an einer Schule als Lehrer tätig, nachdem ich 12 Jahre lang Studenten unterrichtet und in ihre Arbeit eingeführt habe. Ich nehme mit Staunen war, wie sich die Kinder – und damit die Aufgaben der Pädagogik – im Laufe jener Jahre verändert haben. Von Kindern meinen wir, sie seien wie das Gras – zu allen Zeiten gleich. Erst die Jugendlichen scheinen am Wandel der Gesellschaft, an der Geschichtlichkeit teilzunehmen (und so das jeweilig neue Generationsproblem zu erzeugen). Daß dies nicht so ist, habe ich jetzt gelernt: Die heutigen Kinder sind ganz offensichtlich die Kinder ihrer Zeit und ihrer Umwelt, sie sind ihr entlarvendster Spiegel. Sie sind nicht nur nervös, ungeordnet [...], vital, 'gestört' – sie terrorisieren einander, sie streiten sich ununterbrochen (um Gegenstände, als lebten sie in tiefer Armut; um Rangplätze, als lebten wir vor Leviathan; um die Zuwendung der Erwachsenen, als lebten sie in einer besonders lieblosen Welt), sie vandalisieren das Gemeingut, sie sind weitgehend unfähig, anderen und sich selbst Freude zu bereiten, sie scheinen unfähig,

tiefere anhaltende Beziehungen zu Menschen oder Sachen einzugehen – und sie müssen ununterbrochen schreien. [...]

Mein Erschrecken hierüber war so groß, daß ich zunächst nicht glauben wollte, daß 'Kinder' 'heute' 'so sind'. Ich gab den besonderen Umständen meiner Schule, einer untypischen Auswahl von Kindern und auch meiner (sich womöglich täuschenden) Erinnerung die Schuld. Seitdem höre ich jedoch (weil ich eingehend danach frage), daß es mutatis mutandis überall so ist, wobei an sogenannten 'liberalen' Schulen deutlicher ans Licht kommt, was anderswo verdeckt oder unterdrückt bleibt.“ (Hentig, 1975, S. 32-33)

Das Zitat ist dem lang geratenen Vorwort zur deutschen Erstausgabe der „Geschichte der Kindheit“ von Philippe Ariès (1975) entnommen; es stammt aus der Feder Hartmut von Hentigs, der hier von seinen ersten Erfahrungen als Lehrer an der Bielefelder Laborschule, konzipiert von ihm selbst, berichtet (Hentig, 1975). Ja, wenn neben Kurt Hahn noch eine zweite Lichtgestalt der deutschen Pädagogik, als solche gilt Hartmut von Hentig ja vielen noch immer, vom „Verfall“ der deutschen Jugend berichtet, dann muss ja was dran sein an der „Verfalls“-These. Ich überlasse die Diskussion den deutschen Pädagog(inn)en vom Fach; dort weiß ich sie in besten Händen. Vielleicht könnte bei den dortigen Fachgesprächen berücksichtigt werden, dass sowohl Kurt Hahn als auch Hartmut von Hentig keine eigenen Kinder hatten, ja als Erwachsene nie mit Kindern, Jugendlichen oder jungen Heranwachsenden in einem gemeinsamen Haushalt lebten, vielmehr für ein hartnäckig gelebtes Junggesellentum bekannt sind. Aber da gibt es doch Unterschiede zwischen Kurt Hahn und Hartmut von Hentig: Der langjährige Leiter zweier Schulen mit Internatsbetrieb war mit Kindern und Jugendlichen auf Tuchfühlung gewesen, hatte handfeste Auseinandersetzungen mit ihnen hinter sich gebracht und gelungene Gemeinschaftsprojekte feiern können. Die Praxiserfahrung des Hartmut von Hentig hingegen war – damals zumindest – doch recht dürftig; außerdem war er ein Feingeist nicht nur der Imagepflege nach.

Bleiben noch zwei Fragen. Die eine lautet: Weshalb hat Kurt Hahn in den bundesrepublikanischen 1950ern so offene Ohren gefunden für seine „Verfallserscheinungs“-Ausführungen? Für eine umfassende Antwort müsste man sicherlich umfangreich forschen. Hier nur meine Meinung: Beim Hören der Klage über die „verderbte“ Jugend durfte sich deren Elterngeneration, die man in grob-verallgemeinernden Form als „verbrecherische“ etikettieren darf, entlastet fühlen; wenn von den „Sünden“ der Söhne die Rede ist, kann man über jene der Väter gnädige Ruhe walten lassen.

Die zweite (Nach-)Frage heißt: Wieso eigentlich hat man die Hahnsche „Verfallserscheinungen“-Konzeption nicht spätestens nach „68“ auf ihren rechten Platz, den Müllhaufen der Geschichte geworfen? Auch hier bedarf es zu einer umfassenden Antwort weiterer Recher-

chen. Ich mach hier nur auf einige Punkte aufmerksam. Zum einen darauf, dass die Hahnschen „Verfallserscheinungen“ im internen Diskurs der DGfEE und der Kurzschulen keine oder nur eine marginale Rolle gespielt haben. So kommt etwa die Ende der 1950er von Outward Bound-Praktikern verfasste Bilanz „Kurzschule und Charakterbildung. Ein Bericht aus der Arbeit“ (Richter & Münch, 1960) gänzlich ohne Erwähnung von „Verfallserscheinungen“ aus. Auch die Outward Bound-Bewegung außerhalb der Bundesrepublik und des deutschsprachigen Raums kommt bei ihrer – furiosen! – Entwicklung ganz ohne „Verfalls“-Dramaturgie aus. Anders ist es bei Vertreter(inne)n der akademisch verfassten bundesdeutschen (Sozial-)Pädagogik. Da führt uns erstmals Karl Schwarz (1968) in aller Eindringlichkeit vor Augen, dass man von Kurt Hahn nicht sprechen könne, ohne von dessen „Verfallserscheinungen“-Konzeption zu reden. Und von da breitet sich das „Verfallserscheinungen“-Gerede auch und gerade in der akademisch verfassten deutschen (Sozial-)Pädagogik aus. Weshalb? Das mag die deutsche (Sozial-)Pädagogik selbst in Eigenanalyse klären.

Man hätte vom Hahnschen Ansatz, wie er selbst ihn dem deutschsprachigen Publikum in den restaurativen 1950ern präsentierte, auch hierzulande spätestens ab 1960 reden können, ohne diesen ganzen „Verfallserscheinungen“-Müllbeutel ständig hinter sich her zu schleifen. Dazu hätte man die Augen nur so wenig heben müssen, dass sie über den Tellerrand der Bonner Republik hätten Anderes und Weiteres erblicken können. Gelegenheit war geboten. Spätestens mit dem Artikel „Das Herzog von Edinburgh-Leistungsabzeichen“ von Peter Carpenter (1966) in Hermann Röhrs „Bildung als Wagnis und Bewährung. Eine Darstellung des Lebenswerkes von KURT HAHN“.

Was um alles in der Welt hat denn dieses Leistungsabzeichen mit Kurt Hahn im Allgemeinen und der Kurzschule im Besonderen zu tun? Ich habe in der einschlägigen Literatur keine prägnantere gefunden als jene, die der Artikel-Autor selbst gibt:

„Und wie fing es an? Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir in die Frühzeit von Gordonstoun zurückgehen, in jene Tage, als Prinz Philip dort Schüler war. Hahn hatte beschlossen, daß sein der Charakterformung dienendes Beschäftigungsprogramm in einer Auszeichnung, dem Gordonstounzeichen, kulminieren sollte. Die Beteiligung am Wettbewerb um diese Auszeichnung wurde bald auf alle Jungen ausgedehnt, die in jener Gegend (Moray in Schottland) wohnten. So wurde das Moray-Abzeichen geschaffen, das in Grafschaftsabzeichen (County Badge) umbenannt wurde, als es im ganzen Lande eingeführt werden sollte. Das County Badge-Programm kam nie richtig in Gang, wurde aber als Grundlage für die Kurzlehrgänge benutzt, die an der Outward Bound Sea School bei Aberdovey stattfanden. So lebte die Idee weiter.

1954 griff Prinz Philip den Gedanken eines für das ganze Vereinigte Königreich

gültigen Projekts wieder auf und rief einen Ausschuß von Vertretern interessierter Kreise zusammen. Das Ergebnis ihrer Beratungen war das jetzige Projekt, das im Jahre 1956 gestartet und in den drei folgenden Jahren als Experiment durchgeführt wurde.“ (Carpenter, 1966, S. 251)

Mit solchem Wissen im Hintergrund dürften die anfänglichen Ausführungen Peter Carpenters zur Sache hinreichend verständlich sein:

„Will man auf wenigen Seiten erklären, was es mit dem Herzog von Edinburgh-Leistungsabzeichen auf sich hat, dann ist es vielleicht am besten, es zunächst zu definieren und die Definition sodann etwas genauer zu untersuchen. Die Auszeichnung läßt sich mit einem Satz definieren als 'ein Programm zielbewußter Freizeitbeschäftigung für Jugendliche'. Beginnen wir mit dem Begriff *Freizeit*.

Es wird heute immer mehr offenbar, daß die Art und Weise, wie Jugendliche ihre Freizeit erleben, ihre Einstellung zum Leben kaum weniger beeinflusst als ihr Tun und Treiben in der Schule oder am Arbeitsplatz. Und wie man zu Recht erwarten durfte, wird gleichermaßen offenbar, daß moderne Lebensbedingungen immer mehr dazu beitragen, diese Zeit unfruchtbar zu verbringen; mit unfruchtbar meine ich, um zwei extreme Beispiele anzuführen, entweder apathisch (am Fernsehapparat kleben) oder destruktiv (Eisenbahnlinien mit Baumstämmen blockieren).

In der Überzeugung, die so überaus wichtige Freizeit könne nutzbringender ausgefüllt werden, wie auch im Glauben, daß die Jugendlichen selbst diesen Gedanken begrüßen würden, ist der Plan konzipiert worden, der zur Schaffung des Herzog von Edinburgh-Leistungsabzeichens geführt hat. Was fehlte, so meinte man, waren die geeigneten Möglichkeiten und Anreize für eine sinnvolle Freizeitgestaltung.

Das Projekt sucht die Antwort auf diese Problemstellung in der Schaffung von *Freizeit-Beschäftigungen* besonderer Art.“ (Carpenter, 1966, S. 248)

Diese „Freizeit-Beschäftigungen besonderer Art“ sind, so wird anschließend ausgeführt, vier Feldern zugeordnet, die mit folgenden Schlagwörtern zu markieren sind: „Dienen“, „Körperliche Tüchtigkeit“, „Fahrt und Lager“ sowie „besondere Neigungen und Interessen“ (Projekt) (Carpenter, 1966, S. 248). Bei weiblichen Jugendlichen kommt an die Stelle von „Körperliche Tüchtigkeit“ „Lebensgestaltung“ (etwa Haushaltsführungsfähigkeit) (Carpenter, 1966, S. 249).

Damit sind alle vier Merkmale aufgeführt, die 1940 erstmals als unabdingbare Bestandteile des *County Badge* fixiert wurden: „Mit den Bestandteilen körperliches Training, Expedition,

Projekt und Hilfeleistung sind somit erstmals die vier Elemente der [von Kurt Hahn erst später! entworfenen] Erlebnispädagogik [korrekt: Erlebnistherapie] als gleichwertige Bestandteile in einem Trainingsprogramm zusammengefaßt und als ‚fourfold achievement‘ durch ein Abzeichen verbunden.“ (Schwarz, 1968, S. 53) Realisiert wurde dieses Trainingsprogramm erstmals in der 1941 gegründeten Aberdovey-Kurzschule (Outward Bound-Schule). „Es hat von diesem Zeitpunkt an keine grundlegende Änderung in den Kurzschulen der Welt mehr erfahren.“ (Schwarz, 1968, S. 55)

Kommen wir nach diesem kleinen Exkurs zurück zu Peter Carpenters (1966) Artikels „Das Herzog von Edinburgh-Leistungsabzeichen“. Es ist in aller Eindeutigkeit klar: Hier sind alle vier Handlungsbündel aufgeführt, die den Kern der bundesdeutschen Kurzschul-Pädagogik ausmachen. Nur gibt es – und auch dies ist eindeutig klar – zu jener einen gravierenden Unterschied: Peter Carpenter kommt in seinen Ausführungen gänzlich ohne die berühmt-berüchtigten „vier Verfallserscheinungen“ und der diesen korrespondierenden Konzeption einer „Erlebnistherapie“ aus.

Das, so höre ich die alten Prophet(inn)en der deutschen Kurzschul-Pädagogik und ihre folg-samen Jünger(innen) einwenden, das könne nur daher kommen, dass dieser Peter Carpenter Kurt Hahn nicht gekannt, oder, wenn gekannt, ihn nicht verstanden habe. Das Erste lässt sich leicht widerlegen, und für das Zweite spricht wenig. Ich halte meine Beweisführung so knapp wie möglich; näher Interessierte vergleichen die Referenzliteratur (Buss, 1991; Carpenter, 1991; Henze, 1991b).

Peter Carpenter, geb. Zimmermann (1922-2019) war das einzige Kind der Eheleute Eva, geb. Rosenberg, und Bernhard Zimmermann; er wurde auf Betreiben seiner jüdischen Mutter, die später im britischen Exil zum Protestantismus übertrat, evangelisch getauft. Da Eva Jüdin war, wurde Bernhard nach dem Deutschen Beamten-gesetz vom 26. Januar 1937, in Kraft getreten am 1. Juli 1937, entlassen; drei Tage nachdem er, das Künftige wohl wissend, in stoischer Ruhe mitgewirkt hatte an der Einweihung des von ihm geschaffenen Göttinger Universitäts-Sportzentrums, der damals modernsten Hochschulanlage Deutschlands. Dessen Direktor konnte er nicht bleiben und auch nicht Universitätskollege von Herman Nohl, mit dem er freundschaftlich verbunden war (der aber keinen Finger für ihn rührte). Die Eltern trafen die kluge Wahl, im Sommer 1938 nach Großbritannien zu emigrieren; dem Vater war eine Arbeitsmöglichkeit in Gordonstoun angeboten worden. Peter, nunmehr 16 Jahre alt, war Schüler Kurt Hahns und seines Vaters und Prinz Philip(p) einer seiner Mitschüler.

„Mein Vater war dort Lehrer geworden und verantwortlich für die Sport-erziehung, insbesondere für das Leichtathletikprogramm, das von Hahn als wichtiges Mittel zur Charakterbildung angesehen wurde. [...] Leichtathletik war die Grundlage eines Leistungsabzeichens, das Hahn nach dem Vorbild des Deutschen Sport-

abzeichens einführte, um den Schülern damit den nötigen Antrieb zu geben. Die Anregung dazu kam wohl von meinem Vater, der ein Memorandum über den Erwerb von Fitness schrieb.“ (Carpenter, 1991, S. 37)

Über seinen und des Vaters weiteren Werdegang berichtet er:

„Im Mai 1940 wurde mein Vater interniert, wie viele andere Deutsche, die in invasionsgefährdeten Gebieten Großbritanniens wohnten; zunächst auf die Isle of Man, dann in Kanada. Hahn gelang es, ihn bald wieder zurückzuholen. Inzwischen war die Gordonstoun-Schule nach Wales evakuiert. 1941 wurde dort die erste ‚Outward Bound School‘ (Kurzschule) gegründet, und zwar in Aberdovey. Die Schüler sollten hier seemännisch trainiert werden. Die Schule erhielt daher den Namen ‚Outward Bound Sea School‘.

Dorthin wurde mein Vater nach seiner Rückkehr durch Hahn abgeordnet. Er erhielt den Auftrag, ein Programm für die vierwöchigen Kurse aufzubauen. Die seemännische Ausbildung, verbunden mit einer Art Überlebenstraining, war nicht ungefährlich und erforderte vom Leiter und den Schülern viel Verantwortungsbereitschaft. Daneben organisierte mein Vater die Leichtathletik und Expeditionen ins Gebirge (Bergsteigen, Klettern, Bergrettung). [...]

Nach Kriegsende kehrte die Gordonstoun Schule nach Schottland zurück. Mein Vater, der in dieser Zeit die britische Staatsbürgerschaft erhielt, blieb jedoch in Aberdovey, und während andere Lehrer, z.B. von der Handelsmarine, jeweils nur für kurze Zeit blieben, garantierte er die Kontinuität der Arbeit. Mit erreichtem Ruhestand zog er zu meiner Mutter nach Oxford. [...]

Schon im Februar 1952 verstarb er.“ (Carpenter, 1991, S. 37)

Mit seinem frühen Tod musste ein Plan zu Grabe getragen werden, dessen Realisierung die Entwicklung der Kurzschul-Pädagogik in der Bonner Republik mit großer Wahrscheinlichkeit in eine andere Bahn gelenkt hätte, als es tatsächlich der Fall war. Bernhard Zimmermanns früherer (Ober-)Assistent Wilhelm Henze, der 1951, im Jahr des hier relevanten Berichts, Direktor des Instituts für Leibesübungen an der Universität Göttingen und in dieser Funktion Zimmermann-Nachfolger war, berichtet uns, dass Bernhard Zimmermann bei seinem Besuch an der Universität Göttingen, die ihn mit der Goldenen Ehrennadel auszeichnete, gesprochen habe „von seinem Plan, nach Deutschland zurückzukehren, allerdings nicht zum Institut, sondern um auch in Deutschland das entwickelte System der ‚Outward Bound School‘ einzuführen.“ (Henze, 1991, S. 23-24) Bernhard Zimmermann hatte das Wissen und das Standing, die bundesrepublikanische Kurzschul-Pädagogik statt über den kulturkritischen Doppler „Verfallserscheinungen – Erlebnistherapie“ durch freizeit-, sozial- und sportpädagogische Überlegun-

gen, wie sie zum Konzept „Leistungsabzeichen“ ja seit Jahr und Tag entwickelt vorlagen, zu begründen.

Die Entwicklung des Kurzschul-Konzepts und des Leistungsabzeichens sind historisch ineinander verweben und systematisch miteinander verknüpft. Der Henze-Schüler Wolfgang Buss, ein ausgewiesener Sportgeschichtler, hat das so zusammengefasst:

„Die Einführung des ‚County-Badge‘ war zugleich aber auch der Auslöser für ein weiteres Modell der Gordonstoun-Pädagogik, für das ‚Outward-Bound-System‘, sinngemäß übersetzt mit ‚Kurz-Schul-System‘. Die erweiterten Leistungsanforderungen des County-Badge machten nun ein umfassendes Training erforderlich, zu dem die Jugendlichen im normalen Lebensablauf von Schule und Arbeitsplatz jedoch kaum motiviert werden konnten. Man organisierte deshalb in Gordon-Castle zunächst kleine Trainingslager von 14 Tagen Dauer und später sog. ‚short-residential-courses‘ (Kurz-Wohn-Kurse), die ca. vier Wochen dauerten und der Ausgangspunkt der späteren ‚short-term-schools‘ bzw. ‚Outward-Bound-Schools‘ waren. Nach Hahns Verständnis wuchs bei den Jugendlichen erst über das Erlebnis der Wohngemeinschaft der ausreichende Wille und die Verpflichtung zum Leistungsvollzug.

„Deshalb wurden in unseren Plänen die Kurz-Zeit-Schule und das Badge unzertrennbar verbunden: Wir fühlten, daß sie nur in der Kombination in der Lage waren, den Zweck zu erfüllen, für den sie entwickelt waren‘, (so the short-term-school and the Badge became inseparably linked in our plans: we felt that only in the combination were they likely to achieve the purpose for which they were designed)‘ [Hahn, 1957, S. 6].“ (Buss, 1991, S. 116)

10.9 Lernziel „Solidarität“: Hochschulausbildung in Erlebnispädagogik

Als ich nach meinem „erlebnispädagogischen Erweckungserlebnis“ im Sommer 1986 begann, ein Ausbildungskonzept für Erlebnispädagogik am Fachbereich Sozialwesen der Fachhochschule München zu entwerfen, konnte ich mich nicht auf Vorläufer oder Vorbilder stützen. Man mag sich die damaligen Verhältnisse vor das geistige Auge führen, wenn man einen vergleichenden Seitenblick nach Lüneburg wirft. Die Pädagogische Hochschule Lüneburg wird zwar im Jahr 1978 zu einer eigenständigen wissenschaftlichen Hochschule mit Promotions- und Habilitationsrecht, aber erst 1989 zur Universität. Jörg Ziegenspeck war dort bis 1996

Hochschullehrer für Psychologie, und erst ab dann für Erziehungswissenschaft. Das „Institut für Erlebnispädagogik e.V.“, dessen Leitung er übernahm, wurde erst 1990 gegründet und gar erst 1997 als An-Institut der Universität Lüneburg genehmigt. Es würde noch viele Jahre dauern, bis didaktisch reflektierte und curricular verortete „erlebnispädagogische Bausteine“ an unterschiedlichen Fachbereichen / Fakultäten an Hochschulen (Fachhochschulen und Universitäten) implementiert werden würden, weshalb sich gleichsam kompensatorisch dazu, die Qualifizierung in Erlebnispädagogik ab Mitte der 1980er außerhalb der Hochschulen etablieren würde – und das in zunehmendem Maße.

Zum Mangel an Vorbildern kam die administrative Enge. Es fehlte in den 1980ern an allen Hochschulen jenes Maß akademischer Gestaltungsfreiheit, wie es nach der Bologna-Reform mit Beginn 2000 weder Lehrende noch Studierende nur noch schwerlich begreifen können. Weder gab es, weil die Unterscheidung von Bachelor- und Master-Studium nicht existierte, die Möglichkeit, etwa einem grundständigen Bachelor-Studiengang „Frühpädagogik“, „Pädagogik“, „Soziale Arbeit“ oder „Sozialpädagogik“ einen Master-Studiengang „Erlebnispädagogik“ folgen zu lassen, noch hätte man bis vor, sagen wir mal anderthalb Jahrzehnten, einen Bachelor-Studiengang „Erlebnispädagogik“ etablieren können, was heutzutage ein Leichtes ist. Da sind schon „exotischere“ Bachelor-Studiengänge mit weitaus mieseren Berufsaussichten der Absolvent(inn)en eingerichtet worden. Vor „Bologna“ aber musste man etwas Neues einpassen in die bestehenden Strukturen. Wie gut, dass ich mich schon ein Jahr nach meiner Berufung besser als die Kolleg(inn)en – mit Ausnahme der jeweiligen Hausjurist(inn)en – auskannte in den Studien- und Prüfungsordnungen, weshalb man mich schnell zum Stunden- und Raumplaner sowie Prüfungskommissionsvorsitzenden des Fachbereichs und zu dessen Vertreter im Prüfungsausschuss der Hochschule machte.

Im Dschungel der Studien- und Prüfungsordnungen kannte ich mich also aus, und die für die Durchführungen von „Lehrveranstaltungen mit erlebnispädagogischem Charakter“ notwendigen Kompetenzen hatte ich seit meinen Zeltlager-Tagen ab dem 10. Lebensjahr reichlich aufgebaut. So entwickelte ich denn mit Hilfe eines meiner Erlebnispädagogik-Ausbilder aus dem Sommer 1986, der – als Sozialpädagoge absolviert – für einige Jahre Lehrbeauftragter werden sollte, und all der vielen kreativen Geister unter den Studierenden (langjähriger Pfadfinderführer, DAV-zertifizierte Felskletterin, Leiterin eines Kindergartens in einem „sozialen Brennpunkt“ oder Umschuler nach Jahren als Gebirgsjäger) ab dem Wintersemester 1986/87 ein informelles Curriculum „Erlebnispädagogik“; ein formelles war damals ja unmöglich. Das informelle war erst ab Anfang der 1990er sowohl etabliert als auch konfiguriert; in seinen Grundzügen aber lag es schon zu Beginn des Wintersemesters 1986/87 fest. Ich skizziere das, was ich im Nachhinein und für die Öffentlichkeit bestimmt, das „Münchener Modell“ genannt

habe (Heekerens, 2019a), nach den drei zentralen Dimensionen „Grundprinzipien“, „Leitsätzen“ und „Lernziele“.

Das der Kurzschulpädagogik zu Grunde liegende Hahnsche Konzept war mir seit ca. 1970 bekannt; damals habe ich „Die Kurzschulen Kurt Hahns“ von Karl Schwarz (1968), dessen Textteil ja noch nicht einmal 200 Seiten lang ist, gelesen. Gelesen im Nachgang zur Lektüre des Herausgeberwerkes „Bildung als Wagnis und Bewährung. Eine Darstellung des Lebenswerkes von KURT HAHN“ (Röhrs, 1966), auf die mich einer meiner Theologieprofessoren, Georg Picht, der frühere Leiter des Landerziehungsheims „Birklehof“ hingewiesen hatte. Die deutsche Reformpädagogik faszinierte mich damals, und so hatte es seine Logik, dass ich für meine psychologische Abschlussarbeit experimentelle Studien zur Frage, welchen Zusammenhang es zwischen kognitiver und moralischer Entwicklung gebe, zusammen mit einer Kommilitonin 1975 mit Schüler(inne)n der Odenwaldschule Ober-Hambach (OSO) durchführen konnte – natürlich mit Billigung des damaligen OSO-Leiters Gerold Becker, dem man von Berlin aus bedeutet hatte, er möge uns die Türen öffnen.

Die Kurzschulpädagogik war für mich stets integraler Bestandteil der reformpädagogischen Bewegung. Als Anfang 2010 endlich glasklar war, dass an der OSO schwerste pädokriminelle Verbrechen, vor allem durch Gerold Becker, begangen wurden, schrieb ich deshalb sofort einen Artikel, der unter dem Titel „Die Reformpädagogik und die Missbrauchsdebatte“ zügig in „erleben & lernen“ (Heekerens, 2010) veröffentlicht wurde. Seit 2010 habe ich zur deutschen Reformpädagogik in ihrer Gesamtheit ein weitaus kritischeres Verhältnis als zuvor. Von Kurt Hahns Konzeption von „Erlebnistherapie“ trennte ich mich aber schon 1970 zur Hälfte. Jener Hälfte, die von den „Verfallserscheinungen“ handelt und dem „68er“ nur als ein besonders gelungenes Exemplar einer autoritär strukturierten und im Grunde Jugend-verachtenden Pädagogik erscheinen konnte, bei der allenfalls die Frage offen blieb, ob sich so etwas mehr einer affektiven Abweichung oder einer kognitiven Verirrung verdankt. Was ich hingegen bis heute stimulierend finde, sind die vier Positivelemente der „Erlebnistherapie“, wie sie bereits im Modell des County Badge von 1940 mit seinem *Fourfold Achievement* fixiert worden waren (County Badge Experimental Committee, 1941; vgl. Kap. 3).

Von der Hahnschen „Erlebnistherapie“, die 1986 in der Literatur sowie im Sprachgebrauch der Insider fast nur noch unter der Bezeichnung „Erlebnispädagogik“ lief, konnte ein Element in unserem „Münchener Modell“ der Hochschulausbildung in Erlebnispädagogik nicht so umgesetzt werden, wie es von Kurt Hahn für seine „Erlebnistherapie“ er- und gedacht war. Der „Dienst am Nächsten“ konnte in institutionalisierter Form unter den für die Fachhochschule München geltenden rechtlichen Bestimmungen nicht im „erlebnistherapeutischen“ Sinne realisiert werden. Für Erste-Hilfe-Maßnahmen gab es ausgebildetes und autorisiertes Personal, und im Brand- bzw. Katastrophenfalle hätten alle Student(inn)en und Dozent(inn)en, so sehr

sie auch zum „Dienst am Nächsten“ gewillt gewesen wären, Gebäude und Gelände unverzüglich verlassen müssen.

Die Nicht-Realisierung des erlebnistherapeutischen Elementes „Dienst am Nächsten“ hinterließ in „erzieherischer Hinsicht“ allerdings keine Lücke. Kurt Hahn wollte mit dem „Dienst am Nächsten“ ja die „Leidenschaft des Rettens“ erwecken. Die war bei Studierenden der Sozialarbeit/Sozialpädagogik längst vorhanden; man musste sich eher Gedanken darüber machen, wie man sie aus den Klauen ihrer Helfer-Über-Ichs befreien könnte (Schmidbauer, 1977). Auf unseren Exkursionen haben wir die Idee des „Rettens“ aber stets und in vielfältiger Weise realisiert. Wir haben nicht nur durch Notfall verstörte Tagestourist(inn)en, Münchener(innen) vorweg, ins Tal geleitet, sondern auch Weg und Steg ausgebessert, Müll „berg- und wasserbegeisterter“ Unsozialer aufgelesen und – lange vor der Erfindung eines „ökologischen Bewusstseins“ – der Natur stets Respekt erwiesen.

Und dann gab es da noch etwas Anderes. Der „Samariter“-Gedanke ist im erlebnistherapeutischen Konzept auf Andere „außerhalb“ bezogen. Im frühen Kurzschul-Konzept klassischerweise in der Form, dass Kurzschüler(innen) Menschen außerhalb des Kurzschul-Kontextes zu Hilfe kommen: Tourist(inn)en aus einer misslichen Lage retten etwa oder Bauern der Umgebung bei Sicherung ihres Viehs helfen. Beim frühen Kurt Hahn finden wir aber zumindest einen Beleg dafür, dass er die „Samariter“-Konzeption für Hilfe im Binnenbereich, also als Hilfe für den „nahesten Nächsten“ entwickelt hat.

Ich führe als Beleg ein auf den 18. Dezember 1925 datiertes Schreiben Kurt Hahns an Golo Mann, wiedergegeben bei Konrad Krimm (2020, S. 97-99) an. Dort ist zu lesen:

„Ich gab Dir im September 25 Dein gegenwärtiges Zimmer – fast möchte ich sagen, als Dank für die Finnland-Unternehmung. Aber ich hatte auch eine ausgesprochene pädagogische Absicht: Du kannst zwar Freundschaften halten, aber Dein Interesse für Dir nicht befreundete Menschen ist unnatürlich schwach entwickelt. Du bist eben fortgesetzt mit Dir selbst beschäftigt. In Salem kann ich mir keinen stärkeren Impuls denken, von seinem Ich loszukommen, als wenn man den Werdegang von Menschen wie Hans Jaffé und Bex [zwei Mitschüler] aus der Nähe verfolgt. Man spürt unwillkürlich: da regen sich Gedanken und Einfälle, die einmal der Allgemeinheit zu Gute kommen, wenn die Beiden nur lernen, das Leben zu meistern. Man braucht kein Pädagoge zu sein, sondern nur über normale Samariterinstinkte zu verfügen, um ihnen mit täglicher Hilfestellung beizustehen, d.h. vor allem von ihnen zu fordern, dass sie sich üben und härten.“ (Krimm, 2020, S. 97)

Von Hans Jaffé (1915-1984) wissen wir, welche seiner Gedanken und Einfälle der Allgemein-

heit zu Gute gekommen sind. „Zu Gute gekommen“ freilich in einem doch anderen Sinne, als sich das Kurt Hahn, in der Zwischenkriegszeit gegen die Weimarer Republik mit allen Mitteln kämpfend und damit die Machtübertragung an den größten Judenschlächter aller Zeiten objektiv befördernd, so ausmalte. Der aschkenasische Jude Hans Jaffé entging dem Holocaust und war nach dem Zweiten Weltkrieg in den Jahren 1963-1976 Direktor des Jüdischen Historischen Museums in Amsterdam, einem der bedeutendsten jüdischen Museen der Niederlande und Europas.

Die Vorstellung, dem „nahen Nächsten“ – anstatt oder bevorzugt dem „fernen Nächsten“ – hilfreich zu sein, ist ja keine ungewöhnliche. Man muss nur etwas in den Archiven stöbern, so wird man nach einiger Suche fündig. Da kann man etwa in Heft 2-3/1935 des „Rundbrief Georgspfadfinder“ lesen: „Ein Stamm in den bayrischen Bergen hatte sich über den Winter [1934/35] eine ganz besonders schwierige Aufgabe gestellt. Die Georgspfadfinder übernahmen den Sanitätserdienst auf der Alm. Bis jetzt hatten sie jeden Sonntag einen der sehr schwierigen Abtransporte durchzuführen. – 'Und das war nicht immer leicht, wir haben wohl auch manches gelernt, aber auch oft richtig schwitzen müssen.'“ (Deutsche Pfadfinderschaft St. Georg des Katholischen Jungmännerverbandes, 1935, S. 29) Bei der hier berichteten Aktion der bayerischen Georgspfadfinder handelt es sich weder um eine besondere Variante von Hüttengaudi noch um einen Fall alpiner Gschatlhuberei. Was die Jugendlichen tun, fügt sich in den kurz zuvor (auf S. 28-29) unter dem Stichwort „Karitas“ aufgespannten Rahmen, dessen Inhalt sich auf drei Punkte verdichten lässt:

- Die Karitas des Georgspfadfinders ist weniger materieller denn personaler Art; „nicht so sehr Karitas der Gabe, mehr wohl noch der Hingabe“(S. 28).
- Was man von Georgspfadfindern an personaler Dienstleistung erwarten soll, muss ihrem Entwicklungsstand entsprechen; dies betrifft alle drei zentralen Dimensionen gleichermaßen: Hand, Herz und Hirn.
- Bei der Frage, wem bzw. wem zuerst zu helfen sei, sollten Georgspfadfinder den affektiv und sozial Nächsten nicht vergessen: den Bruder, den Freund, den Kameraden, andere Georgspfadfinder.

Die Ausführungen des „Salemer“ Kurt Hahns im Gedächtnis und der Überlegungen der bayerischen Georgspfadfinderschaft vom Anfang des 1000-jährigen Reiches eingedenk, haben wir im Münchner Modell der Hochschulausbildung in Erlebnispädagogik das Teilstück „Dienst am Nächsten“ der Hahnschen erlebnistherapeutischen Konzeption so interpretiert: Hilf Deinem/Deiner nahen Nächsten in der aktuellen Aktionsgruppe nach ihrem/seinem Bedarf und Deinen Möglichkeiten, wann immer ihr, „Bedürftige“ und „Helfer(innen)“, zusammen zur

Überzeugung gelangt seid, dass Hilfe angemessen und nötig ist. Das klappte ohne mein weiteres Zutun im Einzelfalle wunderbar. Ich erinnere mich mit großer Freude an eine der auf der Idee basierenden Aktionen: Da zogen die Student(inn)en über eine vereiste Piste von Unterammergau aufs Pürschlinghaus einen schwergewichtigen Kommilitonen, dem ich zuvor Aufenthalt in der Basishütte unten dringend empfohlen hatte, 700 Höhenmeter auf dem Schlitten hoch – und brachten ihn anschließend, allseits sichernd, heil ins Tal zurück. Es war für beide Parteien ein leibhaftiges Erlebnis von Solidarität. Wir kommen auf „Solidarität“ unten noch näher zu sprechen.

Die drei anderen Elemente der „Erlebnistherapie“ / „Erlebnispädagogik“ waren für uns weitaus besser „kalkulierbar“ und deshalb curricular planbar. Eine zentrale Rolle spielte das erste: die „Expedition“. Dessen Realisierung war in den ersten vier Studiensemestern sowie den beiden Abschlusssemestern (nach dem Praxisjahr im 5./6. Semester) im Rahmen bestimmter Lehrgebiete – etwa „Soziale Gruppenarbeit“ – möglich. Exkursionen wurden, abhängig vom Entwicklungsstand des „Münchener Modells“ und der Verfügbarkeit interner und externer Dozent(inn)en zwei bis sechs Mal pro Jahr angeboten. Sommers wie winters. Wobei man „sommers“ wie „winters“ zumindest für die damalige Zeit erklären muss. Wir machten zu Beginn der Wintersemester im Oktober wunderbare schneefreie Bergwanderungen mit Stützpunkten in den (damals zu dieser Zeit leeren) Winterquartieren von DAV-Hütten. Und wir hatten zu Beginn des Sommersemesters im März herrliche Schneeschuhtouren mit Iglus und Schneehöhlen in Lawinen-armen Geländen wie dem Ammergebirge.

Der Aktionsradius erstreckte sich bei den Expeditionen vom (niederländischen) IJsselmeer (Kuttersegeln) im Norden bis zur (früher jugoslawischen, später slowenischen) Soča (Kanufahren auf Wildwasser) und bis zum (früher jugoslawischen, später kroatischen) Istrien (Küstentrekking mit motorisierten Raftboot); das Kerngebiet lag zwischen der Fränkischen Schweiz im Norden und dem Oberlauf des Lechs in Tirol. Die Stützpunkte reichten von hochgebirglichen Sommerbiwacks und voralpinen Iglus bzw. Schneehöhlen bis zu Selbstversorgerhütten oder DAV-Winterquartieren. Die Aktionen reichten von Felsklettern und Abseilen über Wildwasser befahren und alpinem Trekking bis zu Outdoor-Camping mit Jurte und Zelten oder Iglu und Schneehöhle.

Was „Körperliche Übung“, das nächste Element betrifft: Das Studium der Sozialarbeit/Sozialpädagogik an der Fachhochschule München bot im Rahmen eines Studiengebiets, das (später) mit „Bewegung, musische Bildung und kreatives Gestalten“ bezeichnet und vom ersten bis zum letzten Semester angeboten wurde, großzügige Möglichkeiten für das, was die Sportwissenschaft „Kleine Bewegungsspiele“ nennt. Wolfgang Wahl hat in seinem schon oben mehrfach erwähnten 2021 erschienenen Buch „Erlebnispädagogik“ (Wahl, 2021; vgl. Heekerens, 2021c) notiert, „dass es bei der Erlebnispädagogik [von heutzutage] nur in Ausnahmefällen zu

intensiver sportlicher Betätigung kommt“ (Wahl, 2021, S. 155). Ich fürchte, der aufmerksame und kenntnisreiche Beobachter der Szene spricht die Wahrheit. Im „Münchener Modell“ hingegen war nicht nur der Baustein „Expedition“, sondern auch der zweite unter der Headline „Körperliche Übung“ einer, in der es nicht nur im Ausnahmefall zu einer „intensiven sportlichen Betätigung“ kam und kommen sollte. Anders hatte ich seit 1970 das Kurzschul-Konzept nicht im Sinn und nicht anders hatte ich 1986 die Erlebnispädagogik leibhaftig erfahren. Andernfalls wäre ich das geworden, wofür ich fachlich bestens qualifiziert war, wozu ich unter der Hand berufen wurde und worin alle meine Kolleg(inn)en meine Bestimmung sahen: ein Mitbegründer der Klinischen Sozialarbeit – mit all ihrer leiblichen Bewegungsarmut.

Von den oben erwähnten „Kleinen Bewegungsspielen“ hatte ich einige aus meiner nationalen und internationalen Jugendarbeits-Vergangenheit, meinen Erfahrungen in affektiv-experienzieller Psychotherapie (Klientenzentrierte und Gestalttherapie), Übungen in Interaktionsspielen mit „Körpereinsatz“ sowie Erfahrung in und mit New Games (Fluegelman & Tembeck, 1976). Das Reinerssche Buch von 1993 (Reiners, 1993) war eine wertvolle Bereicherung und 1995 dann die „Kooperativen Abenteuerspiele“ (Gilsdorf & Kistner, 1995). Für das methodische Vorgehen stellte „Abenteuer leiten – in Abenteuern lernen“ (Senninger, 2000) eine qualitative Neuerung dar.

Der neue Standort des Fachbereichs in München-Pasing würde ab Ende der 1990er weitaus verbesserte Möglichkeiten für „Körperliche Übungen“ bieten als zuvor im edlen, aber beengten München-Bogenhausen: Wir hatten eine fantastische Turnhalle mit Schwingboden zur Verfügung und um uns herum lag der große Pasinger Stadtpark mit der Würm, dem Aus-Fluss des Starnberger Sees, in Kanal und originalem Flussbett. Wir hatten dort „unsere Plätze“ zum Aufbau von Niedrigseilgärten, weite Rasenflächen für Spiele und *games* jeder Art sowie zwei Fließgewässer, die wir wahlweise mit selbstkonstruierten Hängebrücken überquerten oder in Neopren-Anzügen zu ersten Tests fürs Flusswandern und Canyoning (z.B. im Lech oberhalb von Steeg) nutzten.

Das letzte Element, das „Projekt“ wurde bei uns auf dreierlei Weise realisiert. Eine erste und zunehmend dominantere Form war die: Eine Studentin oder ein Student kam seiner Verpflichtung zur Erstellung einer Diplomarbeit dadurch nach, dass sie bzw. er einen Videofilm herstellte und diesem einen Begleittext beigab, der sowohl erlebnis- als auch medienpädagogische Reflexionen enthielt. Diese Videofilme waren ihrem Zweck nach zum kleineren Teil Dokumentationen durchgeführter Expeditionen, zum größeren aber Lehrfilme. Die Endprodukte dieser Projekte flossen v.a. in den Bereich „Expeditionen“ ein: Die Dokumentationen durchgeführter Expeditionen wurden Student(inn)en als Entscheidungshilfe bei der Wahl eines einschlägigen Studienangebotes vorgeführt, und die Lehrfilme („Wie stelle ich ein Floß, einen Niedrigseilgarten, einen Flying Fox, ein Iglu oder anderes her?“) waren für viele Studie-

rende unterschiedlicher Semester und verschiedener erlebnispädagogischer Lehrangebote für vielfältige Zwecke eine große Hilfe.

Eine zweite Möglichkeit von „Projekt“-Arbeit bestand darin, dass Student(inn)en während ihres im Studium integrierten Praxis-Abschnittes (zunächst ein, später nur noch ein halbes Jahr) ein selbstgewähltes, von ihnen nach vorab vereinbarten Kriterien realisiertes und gut dokumentiertes Projekt durchführten. Studierende unseres Fachbereiches waren auch in ihrer im Studium integrierten Praxiszeit zuerst und vor allem Studierende – nicht etwa Lückenbüsser in mangelhaften Personalplänen; darauf legte unser gesamter Fachbereich damals größten Wert, und regelte deren Einhaltung vor allem durch Bestallung einer oder eines Praktikumsbeauftragten mit weitreichenden Vollmachten (etwa in Ab- und Anerkennung einer „geeigneten“ Praktikumsstelle). Auch in der Praxisphase blieben Studierende fortlaufend in personalem Kontakt mit dem Fachbereich, da es eine zur Teilnahme verpflichtende und mit Entscheidungshoheit („Praktikum erfolgreich absolviert“) versehene Lehrveranstaltung mit dem umständlichen, aber treffenden Namen „Praxisbegleitende Lehrveranstaltung“ (PBL) gab.

Eine dieser PBLs, ausgeschrieben für Studierende mit dem Praxisfeld Jugendarbeit / Jugendhilfe, wurde fortlaufend von mir geleitet. In dieser Funktion konnte ich auf Anfrage von Student(inn)en mit den jeweiligen Praxisanleiter(inne)n „im Feld“ weitreichende Vereinbarungen treffen. Und so kamen sehr viele Studierenden-Projekte in der Praxisphase zustande. Ich nenne nur zwei, um die Bandbreite anzudeuten. Im einen Fall hat eine Studentin es unternommen, mit Selbstmelder(inne)n von einem üblichen Basiscamp am sardischen Meeresufer aus eine dreitägige Bergtour durchzuführen unter den Maximen (damals gab es noch keine Handys): keine Drogen (auch nicht Zigaretten), Übernachten unter freiem Himmel, keine warmen Mahlzeiten und Getränke (die Feuergefahr war zu hoch). In einem anderen Fall hat ein Student während des Kroatienkrieges das Sammeln von Medikamenten und Verbandsmaterial, dessen Überprüfung durch Apothekerin und Arzt, sowie den eigenhändigen Transport in einem VW-Bulli bis nach Zadar, das um 1993 herum Kriegsgebiet war. Ich habe weder das Dekanat noch die Hochschulleitung davon unterrichtet; ich kannte den Studenten und seine Fahrroute sehr gut. Wir haben beide viel aus und von diesem Unternehmen gelernt; *no risk - no learning*.

Die dritte Möglichkeit, ein Projekt zu realisieren, bestand für Student(inn)en darin, dass sie Projekte im Geiste des Leitsatzes „Verantwortungsübertragung“ (s.u.) realisierten. Im Unterschied zu Studierenden, die „Verantwortungsübertragung“ nach vorheriger Planung und Abstimmung mit mir realisierten, mussten Student(inn)en hier – wie im Falle der beiden oben genannten Projekt-Optionen – einen Praxis-reflektierenden Bericht erstellen. Die Studien- und Prüfungsordnung eröffnete zwei Möglichkeiten. Zum einen konnten Student(inn)en der Lehrveranstaltung „Theoretisch-praktisches Projekt“ im 3. und 4. Semesters im Rahmen einer Exkursion für Studierende von „Soziale Gruppenarbeit nach erlebnispädagogischer Methodik“

des 1. oder 2. Semesters eine umschriebene Aktion vom Aufbau und der Instruktion bis zur Reflexion und Auswertung selbstständig durchführen; eine „Spinnennetz“-Aktion in winterlichem Wald etwa. Student(inn)en des Studienschwerpunktes Jugendarbeit im 7. und 8. Semester andererseits konnten bei entsprechender Vorkenntnis und unter Supervision im Rahmen von Exkursionen von Studierenden der ersten vier Semester anspruchsvollere Aktionen alleinverantwortlich übernehmen; etwa die Planung, Organisation, Durchführung, Reflexion und Auswertung eines „Solo“ für 12-18 Teilnehmer im (vor-)alpinen Gelände – winters oder sommers.

Neben den oben genannten und aus Hahnscher Tradition stammenden Grundprinzipien des „Münchener Modells“ fanden sich in diesem fallweise realisiert eine Reihe von Leitsätzen, die teilweise noch aus der traditionellen Reformpädagogik aus den Jahren vor 1933 stammen, teilweise aus Erfahrungen mit einer modernen Freizeitpädagogik, wie ich sie im Rahmen des Deutsch-Französischen Jugendwerkes als Moniteur in Ausbildung und Einsatz hautnah kennengelernt hatte, aus den Maximen für eine fortschrittliche Jugendarbeit, wie sie im Gefolge von „68“ in der Bundesrepublik von verschiedenen Seiten vorgebracht worden waren, und schließlich aus meiner äußerst erlebnisreichen Sozialisation als affektiv-experienzieller Psychotherapeut. Ich nenne hier nicht alle Maximen, die für die Arbeit in und mit Gruppen in gesamter Breite gelten. Hier sind lediglich jene Leitsätze im Blick, die mir besonders aus erlebnispädagogischer Perspektive von Bedeutung scheinen:

- *Verantwortung übertragen.* Verantwortungsübertragung gab es sowohl innerhalb einer Expedition als auch als – gleichsam externe – Maßnahme für eine Expedition. Innerhalb einer Expedition gab es routinemäßig „Wachen“, also über die Zeit wechselnde, nicht etwa fixe Gruppen, denen bestimmte zentral wichtige Aufgaben oblagen: wie etwa Essen (war immer wichtig) und Feuer (Selbstversorgerhütten mit Heizung und Elektro- oder Gasherdd waren die Ausnahme). Verantwortungsübertragung konnte aber eben auch in Rahmen des „Theoretisch-praktischen-Projekts“ (s.o.) stattfinden.
- *Handwerklichkeit fördern.* Jede der Lehrveranstaltungen nach irgendeinem der Elemente des „Münchener Modells“ erforderte ein gewisses Maß handwerklichen Wissens und Könnens – und forderte dies bei Nichtvorhandensein heraus. Das Nichtvorhandensein war groß. Mancher Gruppe gelang es auf Anhieb noch nicht einmal, ein Feuer im einzigen zentralen Herd einer Basisstation zu entzünden, ohne einen Schornsteinbrand zu entfachen. „Handwerklichkeit fördern“ hieß im Rahmen des „Münchener Modells“ vielerlei: von der Einübung „pfadfinderischer“ Basics bis zur Konstruktion von wildwassertauglichen Flößen aus geflickten Lkw-Schläuchen, Schmalbrettern und Dachlatten

(mehrmals mit Erfolg erprobt etwa auf der Tiroler Ache zwischen Schleching und Grasseau).

- *Ressourcen nutzen.* Jede Gruppe hat Ressourcen – auch die auf den ersten Blick „schwächste“. Ohne Ressourcen meiner Studierendengruppen zu nutzen, hätte ich bestimmte Expeditionen gar nicht bzw. nicht mit Erfolg durchführen können. Die Frauen meiner Gruppen haben mir wiederholt dabei geholfen, meiner Sichttrübung beim Thema „mit Frauen auf Expedition“ abzuweichen. Außerdem hatten sie geniale Antworten auf die Frage: „Wie kommen wir auch im Winterbiwak (Schneehöhle und Iglu) zu einer ausgewogenen und schmackhaften Ernährung?“ Unter den Männern gab es manche, die zuvor „Soldat auf Zeit“ waren; von einem, der zuvor bei den Gebirgsjägern war, habe ich gelernt, welche Möglichkeiten des Überlebens aus eigener Kraft es in den winterlichen Alpen noch gibt außer dem Iglu, in dessen Bauweise ich in Bad Hindelang (JDAV) eingewiesen worden war. Viele meiner Studierenden konnten viel besser Felsklettern als ich; wenn sie nicht den Vorstieg übernahmen, fiel das Klettern klein oder ganz aus; beim Abseilen (abseiling) hingegen war ich schon früh recht versiert. Es war schließlich eine Studentin aus der Fränkischen Schweiz, die mir – nach Vorarbeit durch Werner Michel – die Schönheit des Höhlenbefahrens erschloss.
- *Stärken stärken.* Die Student(inn)en sollten am Ende einer jeweiligen Lehrveranstaltung (genauer) wissen, worin ihre besonderen Talente bestehen und wie sie diese zu eigenem Gewinn (z.B. an Selbstwertgefühl) und zum Nutzen der Anderen einsetzen und fortentwickeln können. Diese Maxime bildete den Gegenpol zu einer anderen: Der, wonach alle „hinterher“ mehr wissen und können sollten als vorher und Eingangsunterschiede in Können und Wissen im Verlauf der betreffenden Aktion abgemildert wären. „Stärken stärken“ kann leicht zu einer elitären Parole werden, wenn sie nicht – gleichsam kompensatorisch – von egalitären Gedanken und egalisierendem Handeln begleitet wird. Aufgeben würde ich die Maxime „Stärken stärken“ auch im Nachhinein nicht.
- *Den Einzelnen und die Gemeinschaft gleichermaßen achten.* „Achten“ meint ein Doppeltes: Beachten i.S. von „in Augenschein nehmen“ einer- und „Würdigen“ andererseits. Über „das Verhältnis von Einzelperson und Gemeinschaft“ zu vertieftem Nachdenken gezwungen wurde ich um 1970 im Philosophischen Seminar der Universität Heidelberg, wo ich mich für Seminare zu Josiah Royce (1855-1916) und dessen Diskussionspartner Charles S. Peirce (1839-1914) eingeschrieben hatte. Die von diesen beiden US-amerikanischen Philosophen thematisierte Verhältnisbestimmung von Einzelem und Gemeinschaft ernst nehmen, hieß für mich im Falle der Erlebnispädagogik Zweierlei. Zum einen formulierte ich anzustrebende Lernziele nicht nur auf der Individual-,

sondern auch auf der Sozial-Ebene. Meine Student(inn)en sollten beispielsweise nicht nur ihre Selbstwirksamkeitserwartung und Kontrollüberzeugung steigern, sondern etwa auch ihre Kooperations- und Teamfähigkeit. Das Erreichen beider Lernzieltypen erforderte im pädagogischen Vorgehen nicht nur die Arbeit mit vielen je Einzelnen, wie das im Konzept des „pädagogischen Bezugs“ modelliert ist, sondern auch Arbeit an und mit der Gruppe mit Hilfe gruppendynamischer, -pädagogischer und -therapeutischer Konzepte.

Und die Lernziele? Ich habe nach meiner Erinnerung meinen am informellen Curriculum „Erlebnispädagogik“ teilnehmenden Student(inn)en nie einen „Lernziel-Katalog“ präsentiert; nicht weil ich die Erstellung eines solchen nicht für sinnvoll hielte, wohl aber die gesonderte Präsentation eines solchen – im Rahmen einer Vorlesung etwa oder in Gestalt eines Papiers, das man damals Flyer (Flugblatt, Flugzettel, Fliegendes Blatt, Handzettel oder einfach *hand out*) nannte. Ich hätte es albern gefunden, dergleichen zu tun. „Wenn Du erst vorne hinschreiben musst, was hinterher – vielleicht! – herauskommen kann, dann lass es sein von Anfang an“ – habe ich mir als Lernender und später Lehrender in affektiv-experienzieller Therapie und Pädagogik früh eingeprägt. Das Motto macht mir bis heute Sinn.

Natürlich hatte ich bei und für mein Handeln als Hochschullehrer für Soziale Arbeit in der Ausbildung von Sozialen Arbeiter(inne)n von Anfang an klare Lernziele. Die hatte ich mir weder in (Lehr-)Büchern angelesen noch in (universitären) Vorlesungen angehört. Sie entsprangen meiner theoretisch reflektierten lebenspraktischen Erfahrung; 1986 war ich immerhin schon 39 Jahre alt und einigermaßen erfahrungsgesättigt. Wenn man als Hochschullehrer Student(inn)en lehrt, so muss man bei den Lernzielen unterscheiden zwischen zwei grundverschiedenen Sorten. Das eine sind die Lernziele, die die unmittelbaren „Zielpersonen“ erreichen sollen, das andere jene Lernziele, wohin jene Menschen, die hier „Zielpersonen“ waren, andere, die späteren „Klient(inn)en“ bringen sollten.

Verdeutlichen wir es an einem Beispiel. Die Lernziele, die Menschen in Ausbildung zu Gefängniswärter(inne)n notwendigerweise zu erreichen hätten, können nicht dieselben sein, die sie sinnvollerweise Gefängnisinsassen anempfehlen sollten. Und bei allem Verständnis für Kritik an der „herrschenden“ Medizin, möchte ich doch – aus blankem Egoismus – nicht alle Unterschiede in der Qualifizierung zu Ärzt(inn)en einer und Patient(inn)en andererseits eingeebnet wissen. Aber es gibt Bereiche, in denen die Lernziele von Professionellen (weitgehend) identisch sein können – können, nicht müssen! – mit denen der ihrer später anvertrauten Klientel. Bei den mir anvertrauten Studierenden der Sozialen Arbeit zur Qualifizierung in „Erlebnispädagogik“ ging ich von einer solchen Identität der Lernziele aus. Das ist das eine.

Das andere: In Sachen „Erlebnispädagogik“ gibt es noch eine zweite Koinzidenz, nämlich die von Weg und Ziel, von Mittel und Zweck. Die beiden Dinge fallen zusammen bei einem

Lehr-/Lernmodell der besonderen Art, jenem des *learning by doing*. Die Vorstellung etwa, man könne ein am einzelnen Menschen in seiner Lebenswelt interessierter Arzt sein, nachdem man ein an naturwissenschaftlich konstruierten Störungsbildern orientiertes Studium durchlaufen hat, wird in der Regel enttäuscht. Bei meiner Hochschulausbildung in und für Erlebnispädagogik aber, konnte ich mit einigem Recht davon ausgehen, dass der Weg das Ziel ist. So betrachtet, sind die oben genannten Ausbildungsleitsätze zugleich Lernziel – und zwar sowohl für die sozialpädagogischen Ausbildungskandidat(inn)en als auch deren (spätere) Klientel.

Ich wiederhole, was oben unter „Leitsätzen“ aufgeführt wurde, hier als „Lernziele“ für meine Studierenden, von denen ich hoffte, sie würden sie in der Arbeit mit ihrer Klientel wiederholen: Verantwortung übertragen, Handwerklichkeit fördern, Ressourcen nutzen, Stärken stärken, den Einzelnen und die Gemeinschaft gleichermaßen achten. Im Grunde sind damit zwei unterscheidbare pädagogische Haupt-Lernziele markiert: Förderung der Selbstwirksamkeitserwartung (*self efficacy*) einerseits sowie Stärkung der Kooperationsfähigkeit und des Kooperationswillens andererseits. Beides zusammen sind einander ergänzende und sich wechselseitig verstärkende Elemente eines Lernziels auf der Ebene von Gesellschaft und Politik: dem der „Solidarität“. Und zwar in eben dem Sinne, wie das Horst-Eberhard Richter, der Begründer des bundesrepublikanischen „Psycho-Sozialen“ in und mit „Lernziel Solidarität“ (Richter, 1974) skizziert hat. Das Lernziel „Solidarität“ hielt ich damals und tue das noch heute für bedeutsam sowohl für die Berufsgruppe der Sozialen Arbeiter(innen) als auch deren Klientel.

Literaturverzeichnis

Ackermann, V. (2006). Treffpunkt der Eliten. Die Geschichte des Industrie-Clubs Düsseldorf. Düsseldorf: Industrie-Club Düsseldorf.

Ahrendt, H. (1968). Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen (Von der Autorin durchgesehene und ergänzte deutsche Ausgabe). München. Piper.

Aisslinger, M. & Lebert, S. (2020). „In jeder zweiten Nacht kommen die Gespenster.“ Interview mit Peter-Jürgen Boock. ZEIT MAGAZIN, 48/2020 vom 19.11.2020. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/zeit-magazin/2020/48/peter-juergen-boock-raf-terrorist-schuld-mord-lebensgeschichte>.

Anonym (1948). Eine Schule der Selbstbewährung. DIE ZEIT, 3/48 vom 15. Januar 1948. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/1948/03/ein-schule-der-selbstbewaehrung>.

Anonym (1950). Das Spiel ist aus - Arthur Nebe. SPIEGEL vom 1. März 1950. Verfügbar unter: <https://www.spiegel.de/politik/das-spiel-ist-aus-arthur-nebe-a-7835da19-0002-0001-0000-000044447468?context=issue>.

Anonym (1954). Wenn Du eingezogen wirst. SPIEGEL vom 31. August 1954. Verfügbar unter: <https://www.spiegel.de/politik/wenn-du-eingezogen-wirst-a-b20a03c6-0002-0001-0000-000028957318?context=issue>.

Anonym (1959). Fridolin von Senger und Etterlin. SPIEGEL, 52/1959. Verfügbar unter: <https://magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/42623646>.

Anonym (1982). Giftlose Leidenschaften. SPIEGEL, 6/1982 vom 7.2.1982. Verfügbar unter: <https://www.spiegel.de/kultur/giftlose-leidenschaften-a-0c800ab9-0002-0001-0000-000014343116?context=issue>.

Anonym (Hrsg.) (1999). Waltraut Neubert. Das Erleben in der Pädagogik. Lüneburg: edition erlebnispädagogik.

Anonym (2002). Joshua Miner. The Washington Post vom 1.2.2002. Verfügbar unter: <https://www.washingtonpost.com/archive/local/2002/02/01/joshua-miner/4eed341e-f27d-4f43-b2d9-9432a28b383c/>.

Ariès, P. (1975). Geschichte der Kindheit. München – Wien: Hanser.

Arsenschek, R. (2010). Der Geschichten-Erzähler. tz vom 20.2.2010. Verfügbar unter: <https://www.tz.de/muenchen/kultur/geschichtenerzaehler-110424.html>.

Augusta, G. (2005). Die Verwerfung bei Freud und Lacan. Unveröff. Diss. Universität Wien. Verfügbar unter: <http://othes.univie.ac.at/32420/1/Die%20Verwerfung%20bei%20Freud%20und%20Lacan.pdf>.

Authority of His Excellency the Governor of the Colony and Protectorate (Hrsg.) (1955). The Official Gazette of the Colony and Protectorate of Kenya, LVII(58) vom 25. Oktober 1955. Verfügbar unter: <https://books.google.de/books?id=1bXe5U0ObuEC&pg=PA1126&lpg=PA1126&dq=Dacre+Stroud+outward+bound&source=bl&ots=KRUWitkwgR&sig=ACfU3U0DdNVd0nk41LP7sNKFiKEW1LJDqA&hl=de&sa=X&ved=2ahUKEwjyKmlPPhuAhXF7eAKHUUiC5IQ6AEwAXoECAYQAg#v=onepage&q=Dacre%20Stroud%20outward%20bound&f=false>.

B.S. (1972). „Da hat’s bei mir gefunkt“. An der Ostsee: Jungen lernen helfen. DIE ZEIT, 30/1972 vom 28. Juli 1972. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/1972/30/da-hats-bei-mir-gefunkt/komplettansicht>.

Baader, M.S. (1996). Die romantische Idee des Kindes und der Kindheit. Auf der Suche nach der verlorenen Unschuld. Neuwied: Luchterhand.

Bäuerle, T. (1922). Brief an Kurt Hahn vom 15. September 1922. Fundort: Landesarchiv Baden-Württemberg – Generallandesarchiv Karlsruhe, FA N 6339, 5. Verfügbar unter: https://www2.landesarchiv-bw.de/ofs21/bild_zoom/zoom.php.

Baig-Schneider, R. (2012). Die moderne Erlebnispädagogik. Geschichte, Merkmale und Methodik eines pädagogischen Gegenkonzepts. Augsburg: ZIEL Verlag.

Baig-Schneider, R. (2021). Entwicklungsprozesse zur modernen Erlebnispädagogik im internationalen Kontext. Eine Artikelserie zu neuen Facetten. e&l, 29(3&4), 58-60.

Bald, D. (o.J.). Mythos Wehrmacht. Zu Interessen und Funktion einer militärischen Vergangenheitspolitik. Verfügbar unter: <http://www.heidelberger-lese-zeiten-verlag.de/archiv/online-archiv/mythoswehrmacht.pdf>.

Bald, D. (2015). Die Politik der Wiederbewaffnung. Bundeszentrale für politische Bildung. Verfügbar unter: <https://www.bpb.de/politik/grundfragen/deutsche-verteidigungspolitik/199276/wiederbewaffnung>.

Bald, D., Klotz, J. & Wette, W. (2001). Mythos Wehrmacht. Nachkriegsdebatten und Traditionspflege. Berlin: Aufbau Verlag.

Balzer, E. & Michl, W. (2020). Erlebnispädagogik gestern und heute – fest verwurzelt, noch beflügelt. In Schule Schloss Salem (Hrsg.), Schule Schloss Salem 1920 2020. Beständigkeit und Wandel (S. 139-152). Stuttgart: Kohlhammer.

Baudelaire, C. (1982). Die Blumen des Bösen. Zürich: Diogenes.

Bauer, H. (1961) Zur Theorie und Praxis der ersten Landerziehungsheime. Erfahrungen zur Internats- und Ganztagserziehung aus den Hermann-Lietz-Schulen. Berlin: Volk und Wissen.

Bauer, H.G. (1987). Erlebnis- und Abenteuerpädagogik. Eine Literaturstudie (3., erw. u. aktual. Aufl.). München: Rainer Hampp. (1. Aufl. 1984).

- Bauer, H.G. (1994). Erlebnispädagogik und Berufsbildung. *Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis*, 23(2), 14-18.
- Bauer, H.G. (2021). Der Corona (Alb-)Traum der Erlebnispädagogik. *e&l*, 29(3&4), 42-45.
- Bauer, H.G., Brater, M. & Büchele, U. (1984). *Erlebnispädagogik in der beruflichen Bildung. Erfahrungen aus dem FORD-Jugendförderungsprogramm*. München: Rainer Hampp.
- Bauer, H.G. & Sepperl, H. (1985). *Erlebnispädagogik – Dokumentation einer Fachtagung (Materialien aus der Fortbildung)*. München: Bayerisches Landesjugendamt.
- Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus (Hrsg.) (1984). Georg Kerschensteiner. Beiträge zur Bedeutung seines Wirkens und seiner Ideen für unser heutiges Schulwesen. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Becker, G. (1996). Lietz und Geheeb. Vortrag vom 12. April 1996 an der 10. internationalen Wagenschein-Tagung an der Ecole d'Humanité (Schriften der Schweizerischen Wagenschein-Gesellschaft H. 8). Golderen: Schweizerische Wagenschein-Gesellschaft. Verfügbar unter: <http://archiv.ub.uni-marburg.de/sonst/1999/0015.html>.
- Becker, G. & Zimmer, J. (Hrsg.) (1993). *Lust und Last der Aufklärung. Ein Buch zum 80. Geburtstag Hellmut Beckers*. Weinheim – Basel: Beltz.
- Becker, H. (1948). Plädoyer für Ernst von Weizsäcker. In H. Becker (1962), *Quantität und Qualität. Grundfragen der Bildungspolitik* (S. 13-58). Freiburg i. Br.: Rombach.
- Becker, H. (1950). Brief an Kurt Hahn vom 15.2.1950. Fundort: Kurt-Hahn-Archiv im Kreisarchiv Bodenseekreis.
- Becker, H. (1962). *Quantität und Qualität. Grundfragen der Bildungspolitik*. Freiburg i. Br.: Rombach.
- Becker, H. (1966). Kurt Hahn zwischen Kindern und Erwachsenen. In H. Röhrs (Hrsg.), *Bildung als Wagnis und Bewährung. Eine Darstellung des Lebenswerkes von KURT HAHN* (S. 98-101). Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Becker, H. (1967). Die Aufgaben der Kurzschulen in unserer Zeit. *deutsche jugend*, 15(1), 13-20.
- Becker, H. (1974). Er wollte keine Elite. Sein Werk: eine internationale Schulrepublik – Zum Tode von Kurt Hahn. *DIE ZEIT*, 52/1974 vom 20. 12. 1974. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/1974/52/er-wollte-keine-elite/komplettansicht>.
- Becker, H. (1980). Auf dem Weg zur lernenden Gesellschaft. Personen, Analysen, Vorschläge für die Zukunft. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Becker, H. (1982). Georg Picht vom Birklehof. *DIE ZEIT*, 42/1982 vom 15. Oktober 1982. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/1982/42/georg-picht-vom-birklehof/komplettansicht>.
- Becker, H. & Ther, O. (1971). Gustav Richter und die deutschen Kurzschulen. *deutsche jugend*, 19(12), 552-554.

Becker, H., Eichler, W. & Heckmann, G. (Hrsg.) (1960). Erziehung und Politik. Minna Specht zu ihrem 80. Geburtstag. Frankfurt am Main: Verlag Öffentliches Leben.

Becker, P., Braun, K.H. & Schirp, J. (Hrsg.) (2007). Abenteuer, Erlebnisse und die Pädagogik. Kulturkritische und modernisierungstheoretische Blicke auf die Erlebnispädagogik (bsj-Jahrbuch 2006/2007). Opladen – Farmington Hills: Budrich,

Bedacht, A., Dewald, W., Heckmair, B., Michl, W. & Weis, K. (Hrsg.) (1992): Erlebnispädagogik. Mode, Methode oder mehr? München: Sandmann.

Blochmann, E. (1969). Herman Nohl in der pädagogischen Bewegung seiner Zeit. 1879 – 1960. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Blochmann, E. (1933). Brief an Herman Nohl vom 29. Mai 1933. Auszüge davon in A. Schmitt, 2004, Der kleine M. im roten Samt. Eva D. Becker wirft in der Zeitschrift „Exil“ einen Blick auf das Verhältnis von Elisabeth Blochmann und Martin Heidegger. literaturkritik.de, 6/2004. Verfügbar unter: https://literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=7157&ausgabe=200406.

Brachmann, J. (2013). Forschungsauftrag: Institutionengeschichte der Vereinigung Deutscher Landerziehungsheime. Verfügbar unter: <https://docplayer.org/15811766-Jens-brachmann-forschungsauftrag-institutionengeschichte-der-vereinigung-deutscher-landerziehungsheime.html>.

Brachmann, J. (2015). Reformpädagogik zwischen Re-Education, Bildungsexpansion und Missbrauchsskandal. Die Geschichte der Vereinigung deutscher Landerziehungsheime 1947-2012. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.

Brachmann, J. (2019). Tatort Odenwaldschule. Das Tätersystem und die diskursive Praxis der Aufarbeitung von Vorkommnissen sexualisierter Gewalt. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.

Brachmann, J. (o. J.). Chronik zur Geschichte der LEH-Vereinigung. Verfügbar unter: https://www.die-internate-vereinigung.de/wp-content/uploads/sites/3/2018/04/2014_0103_Chronik_DIV.pdf.

Bräunche, E.O. (2015). Robert Wagner. Verfügbar unter: <https://stadtlexikon.karlsruhe.de/index.php/De:Lexikon:bio-0064>.

Brandt, A.v. (2013). Werkzeug des Historikers. Eine Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften (16. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.

Brenner, G. (1985). Erlebnispädagogik. deutsche jugend, 33(5), 227-231.

Brenner, W. (1921). Gemeinschaft im Erleben als Endziel der Schulerziehung. Basel: Kober.

Brumlik, M. (2008). Vorwort. In B. Ortmeier, B., Herman Nohl und die NS-Zeit. Forschungsbericht (Frankfurter Beiträge zur Erziehungswissenschaft-Reihe Forschungsberichte 7.2; S. 3). Frankfurt am Main: Johann Wolfgang Goethe-Universität. Verfügbar unter: https://forschungsstelle.files.wordpress.com/2012/06/ortmeier_forschungsbericht_nohlunddienszeit.pdf.

Buchholz, H. (2001). Marokko (4., akt. Ausg.). Köln: DuMont Reiseverlag.

Bundesministerium für Justiz und Verbraucherschutz (1989). Ausstellung Justiz und Nationalsozialismus. Verfügbar unter: https://www.bmjbv.de/DE/Ministerium/GeschichteBMJBV/AusstellungJustizundNationalsozialismus/Ausstellung_Justiz_und_Nationalsozialismus_node.html.

Burghoff, C. & Kresta, E. (2003). On The Road Again! taz vom 25.1.2003. Verfügbar unter: <https://taz.de/!820457/>.

Buschmann, A. (2005). Rechtswissenschaft ohne Recht. Leonard Nelson und die Kritik an der Rechtswissenschaft seiner Zeit. In S.C. Saar, A. Roth & C. Hattenhauer (Hrsg.), Recht als Erbe und Aufgabe. Heinz Holzhauser zum 21. April 2005 (S. 275-298). Berlin: Erich Schmidt.

Buss, W. (1991). Der Einfluß Bernhard Zimmermanns auf die englische Leibeserziehung. In W. Henze (Hrsg.), B. Zimmermann – H. Nohl – K. Hahn (Schriftenreihe des Niedersächsischen Instituts für Sportgeschichte Bd. 9; S. 111-121). Duderstadt: Mecke.

Cammann, A. (2010). Protestantische Mafia. Im Missbrauchsskandal an der Odenwaldschule schauen das aufgeklärte, liberale Deutschland und seine Elite in den Abgrund. DIE ZEIT, 13/2010 vom 25.3.2010. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/2010/13/DOS-Missbrauchsskandal-Deutschlands-Elite>.

Carpenter, P. (1966). Das Herzog von Edinburgh - Leistungsabzeichen. In H. Röhrs (Hrsg.), Bildung als Wagnis und Bewährung. Eine Darstellung des Lebenswerkes von KURT HAHN (S. 248-254). Heidelberg: Quelle & Meyer.

Carpenter, P. (1991). Eine Göttinger Kindheit im Schatten des Nationalsozialismus – ein Leben im Exil. In W. Henze (Hrsg.), B. Zimmermann – H. Nohl – K. Hahn (Schriftenreihe des Niedersächsischen Instituts für Sportgeschichte Bd. 9; S. 28-40). Duderstadt: Mecke.

Christiansen-Weniger, F. (1952). Kurzschule Nehmten. Versuch einer Vorausbildung des nautischen Nachwuchses für unsere Handelsmarine. Hauptkurs 5. Oktober bis 14. November 1951. Die Sammlung, 7, 326-336.

Cölfen, H., Filiz, S. Helmer, K. & Herchert, G. (Hrsg.) (2016). „Aller Ehre werth und nicht leicht zu ersetzen ...“ Wissen, Weisheit und Bildung im Kontext von Gut und Dorf. Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr.

Conradi, P. (1993). „...eine von Frauen geführte Schule“. In W. Harder (Hrsg.), Minna Specht (OSO-Hefte, Neue Folge, H. 15; S. 99-102). Ober-Hambach: Odenwaldschule.

Conze, E. (2020). Schatten des Kaiserreichs. Die Reichsgründung von 1871 und ihr schwieriges Erbe. München: dtv.

Conze, E. (2021). Wilhelms Reich in neuem Glanz. DIE ZEIT, 2/2021 vom 7.1.2021, S. 17.

County Badge Experimental Committee (1941). The County Badge or the fourfold achievement. London u.a.: Oxford University Press.

Därr, K. & Därr, E. (1976). TransSahara. Ausrüstung und Durchführung. Heimstetten bei München: Eigenverlag.

Dahle, C. (2020). Waltraud Neubert. Eine Wegbereiterin der modernen Erlebnispädagogik? (Wegbereiter der modernen Erlebnispädagogik). Augsburg: ZIEL.

Dahmer, H. (2021). Psychoanalyse und gesellschaftliche Situation in Berlin und Wien vor 1933. Kritik-netz - Zeitschrift für Kritische Theorie der Gesellschaft. Verfügbar unter: https://www.kritiknetz.de/images/stories/texte/Dahmer_Psychoanalyse_vor_1933.pdf.

Dahrendorf, R. (1989). Einführung in die Soziologie. Soziale Welt, 40(1&2), 2–10.

Dehms, A. (1953). Leonard Nelson und die „Walkemühle“. In M. Specht & W. Eichler (Hrsg.), Leonard Nelson zum Gedächtnis. Frankfurt am Main - Göttingen: Verlag Öffentliches Leben.

Deller, (o.J.). Die letzten sieben Hingerichteten. Landsberger Zeitgeschichte. Verfügbar unter: <http://www.landsberger-zeitgeschichte.de/Geschichte/kriegsverbrecher/Hingerichtete.htm>.

Denart, K. (2011). Mr. Globetrotter. Meine Reisen, mein Leben. Haldenwang: Irisiana.

Denart, K. (2020). Eine Rede für Rü. Verfügbar unter: <https://www.globetrotter.de/magazin/nehberg/>.

Deutsche Bischofskonferenz (2020). Pressemitteilung 022 vom 17. Februar 2020. Verfügbar unter: <https://www.dbk.de/presse/aktuelles/meldung/deutsche-bischofskonferenz-und-zentralrat-der-juden-diskutieren-ueber-papst-pius-xii-und-die-shoah/>.

Deutsche Pfadfinderschaft St. Georg des Katholischen Jungmännerverbandes (Hrsg.) (1935). Rundbrief Georgspfadfinder, 2-3/1935. Verfügbar unter: https://dpsg.de/fileadmin/daten/dokumente/Bundesarchiv/rundbriefe_st_georgspfadfinder/1935%20-%20Georgspfadfinder%20Heft%201%20-%202012.pdf.

Deutsche Zentrale für Globetrotter (o.J.). Wer nie geht, kehrt nie heim. Verfügbar unter: https://reise.geschichte.de/doku.php?id=wiki:deutsche_zentrale_fuer_globetrotter_e.v#gruendungsgeschichte.

DIE ZEIT (Hrsg.). Wilder denken, freier lieben, grüner wohnen. Jugendbewegung und Lebensreform um 1900 (ZEIT Geschichte Bd. 1). Hamburg: ZEIT-Verlag.

Dönhoff, M. Gräfin (1946). Ritt gen Westen. DIE ZEIT, 5/1946 vom 20.3.1946. Verfügbar unter: https://www.zeit.de/2002/11/doenhoff_rittgenwesten.xml/komplettansicht Dönhoff, M. Gräfin (1950). Kriegsverbrechen und das Völkerrecht. DIE ZEIT, 47/1950 vom 23.10.1950. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/1950/47/kriegsverbrechen-und-das-voelkerrecht/komplettansicht>.

Dönhoff, M. Gräfin (1951a). Landsberger Begnadigungen. Todesurteile und Drohbriefe. Das Echo auf Landsberg im In- und Ausland. DIE ZEIT, 10/1951 vom am 8. März 1951. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/1951/10/todesurteile-und-drohbriefe>.

Dönhoff, M. (1951b). Mörder werden gute Staatsbürger. Gespräch mit dem griechischen Königspaar. Ein Land im Aufbau. DIE ZEIT, 37/1951 vom 13.9.1951. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/1951/37/moerder-werden-gute-staatsbuerger>.

- Doering-Manteuffel, A. (2013). Verstrickung und Verdrängung. Seitenblicke auf den westdeutschen Protestantismus nach 1945. In T. Sarx, R. Scheepers & M. Stahl (Hrsg.), *Protestantismus und Gesellschaft. Beiträge zur Geschichte von Kirche und Diakonie im 19. und 20. Jahrhundert* (S. 281-291). Stuttgart: Kohlhammer.
- Dohmeier, N. (2021). „Hüten Sie sich vor Lemmer“. *DIE ZEIT*, 13/2021 vom 25. März 2021, S. 17. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/2021/13/ernst-lemmer-nationalsozialismus-nazi-spitzel-geschichte-richtigstellung-archivfunde>.
- Doßmann, A. & Regener, S. (2018). *Fabrikation eines Verbrechers. Der Kriminalfall Bruno Lüdke als Mediengeschichte*. Leipzig: Spector Books.
- Dreyer, B. (1976). *Indien – Nepal – Ceylon. Handbuch für Selbstfahrer*. Aachen: Selbstverlag.
- Ebert, T. & Zühlke, R. (2021). Interview mit Hermann Huber. *alpinwelt*, 1/1921, S. 16-20.
- Elten, J.A. (1978). Friede durch den Großen Meister. *Stern*, 3/1978 vom 12. Januar 1978, 14–22.82-83.
- Elten, J.A. (1979). *Ganz entspannt im Hier und Jetzt. Reinbek bei Hamburg*: Rowohlt.
- Eltern, J.A. & Cropp, J.A. (1956). *In Allahs Hand. Eine abenteuerliche Orientreise im Auto*. Wien: Ullstein.
- Engels, F. (1849). Die revolutionäre Erhebung in der Pfalz und in Baden. *Der Bote für Stadt und Land*, 110/1849 vom 3. Juni 1849. Wiedergegeben in *MEW* Bd. 6 (S. 524-526). Berlin / DDR: Dietz. Verfügbar unter: http://www.mlwerke.de/me/me06/me06_524.htm.
- Erneaux, A. (2018). *Erinnerungen eines Mädchens*. Berlin: Suhrkamp (Original: *Mémoire de fille*; Paris: Gallimard, 2016).
- Ewald, M. (1966). Der Aufbau und Ausbau Salems (1919 – 1933). In H. Röhrs, H. (Hrsg.), *Bildung als Wagnis und Bewährung. Eine Darstellung des Lebenswerkes von KURT HAHN* (S. 108-126). Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Familie Winthrop-Young (o.J.). Jocelin Winthrop-Young. Verfügbar unter: <https://www.jocelinwinthropyoung.com/>.
- Feldbauer, G. (2014). Friedrich Engels in den Kämpfen der Badisch-Pfälzischen Revolutionsarmee. *Schattenblick, Memorial/103*. Verfügbar unter: <http://www.schattenblick.de/infopool/geist/history/ggm0103.html>.
- Fellner, F. (1934). Brief an Markgraf Berthold von Baden vom 10. Oktober 1934. Fundort: Kurt-Hahn-Archiv im Kreisarchiv Bodenseekreis.
- Ferdinand, H. (1987). Robert Wagner. *Badische Biographien. Neue Folge* 2 (S. 297-301). Stuttgart: Kohlhammer. Verfügbar unter: https://www.leo-bw.de/web/guest/detail/-/Detail/details/PERSON/kg1_biographien/117103896/Wagner+Robert+Heinrich.

- Fischer, D., Klawe, W. & Thiessen, H.-J. (Hrsg.) (1985). (Er-)Leben statt reden: Erlebnispädagogik in der offenen Jugendarbeit. Weinheim – München: Juventa.
- Fischer, F. (1992). Hitler war kein Betriebsunfall. Aufsätze. München: Beck.
- Fischer T. & Lehmann, J. (2021). Die erlebnispädagogische Bewegung zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Das reformkritische Werk von Jörg W. Ziegenspeck. Hohengehren: Schneider.
- Fluegelman, A. & Tembeck, S. (1976). new games. die neuen spiele. Pittenhardt-Oberbrunn: Ahorn Verlag.
- Foer, E.S. (2020a). Ihr sollt wissen, dass wir noch da sind. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Foer, E.S. (2020b). „Ich wusste, das ist meine letzte Chance“ – ein Video-Call-Interview in Zeiten der Corona. ZEIT MAGAZIN, 46/2020 vom 5.11.2020, 20-30. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/zeit-magazin/2020/46/esther-safran-foer-holocaust-familiengeschichte-buchveroeffentlichung>.
- Foster, S. & Little, M. (1980). The book of the Vision Quest. Washington, D.C.: Island Press.
- Freeman, M. (2011). From “character-training” to “personal growth”: the early history of Outward Bound 1941–1965. History of Education, 40(1), 21-43. DOI: 10.1080/0046760X.2010.507223.
- Friedrichs, J.-H. (2018). „Freie Zärtlichkeit für Kinder“. Gewalt, Fürsorgeerziehung und Pädophiliedebatte in der Bundesrepublik der 1970er Jahre. Geschichte und Gesellschaft, 44(4), S. 554 – 585.
- Fries, M. (2010). Es geht gar nichts vorwärts. Die Odenwaldschule tut sich schwer, die Vergangenheit aufzuarbeiten. Altvordere kleben an ihren Ämtern. Der Sprecher des Trägervereins dankt nun ab. DIE ZEIT vom 29.4.2010. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2010-04/odenwaldschule-vorstand-ruecktritt>.
- Friese, P. (2000). Kurt Hahn. Leben und Werk eines umstrittenen Pädagogen. Dorum: Eigendruck.
- G., J.-M. (2012). Massacre d’Ascq. Verfügbar unter: <https://www.lavoixdunord.fr/art/region/massacre-d-ascq-jean-marie-le-pen-condamne-pour-contestation-de-crimes-contre-l-humanite-jna0b0n286845>.
- Gallus, A. (2005). Biographik und Zeitgeschichte. Aus Politik und Zeitgeschehen, 1-2/2005, S. 40-46. Verfügbar unter: <file:///C:/Users/HANS-P~1/AppData/Local/Temp/53Q6NO.pdf>.
- Geißler, D. (2018). Bewegende Individualpsychologie. Körperliche Aktivität als gesundheitsförderndes Element in der Psychotherapie. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Gerhard, U. (2008). 50 Jahre Gleichberechtigung - eine Springprozession – Essay. Aus Politik und Zeitgeschichte, H. 24-25/2008, S. 3-10. Verfügbar unter: <https://www.bpb.de/apuz/31157/50-jahre-gleichberechtigung-eine-springprozession-essay>.
- Gerst. Th. (2008). Alice Ricciardi, geb. von Platen-Hallermund † – Spät erst fand sie Anerkennung in Deutschland. Deutsches Ärzteblatt, 105(11): A-583 / B-517 / C-505. Verfügbar unter: <https://www.aerzte>

blatt.de/archiv/59375/Alice-Ricciardi-geb-von-Platen-Hallermund-Spaet-erst-fand-sie-Anerkennung-in-Deutschland.

Giffei, H. (1987). Martin Luserke. Ein Wegbereiter der modernen Erlebnispädagogik? (Wegbereiter der modernen Erlebnispädagogik, Heft 6). Lüneburg: edition erlebnispädagogik.

Gilsdorf, R. & Kistner, G. (1995). Kooperative Abenteuerspiele. Velber: Kallmeyer.

Gissel, N. & Schwier, J. (Hrsg.) (2003). Abenteuer, Erlebnis und Wagnis –Perspektiven für den Sport in Schule und Verein? (Schriften der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft Bd. 134). Hamburg: Czwalina 2003. Verfügbar unter: https://www.sportwissenschaft.de/fileadmin/pdf/schriftenreihe/dvs134_gesamt_web.pdf.

Gotthelf, H. (1960). Sozialismus als Lebenshaltung. In H. Becker, W. Eichler & G. Heckmann (Hrsg.), Erziehung und Politik. Minna Specht zu ihrem 80. Geburtstag (S. 339-340). Frankfurt am Main: Verlag Öffentliches Leben.

Gross, J.J. & Thompson, R.A. (2007). Emotion regulation: Conceptual foundations. In J.J. Gross (Hrsg.), Handbook of emotion regulation (S. 3-24). New York: Guilford.

Griffith, E.B. (o.J.). The crown: What was Prince Charles really like as young boy – and why did he hate his time at Gordonstoun? RadioTimes. Verfügbar unter: <https://www.radiotimes.com/news/tv/drama/2019-03-25/the-crown-season-2-prince-charles/>.

Grünzinger, G. (1999). Evangelische Kirche im geteilten Deutschland. Ergebnisse und Tendenzen der Forschung. Evangelische Kirche im geteilten Deutschland. Ergebnisse und Tendenzen der Forschung. AHF Information Nr.13 vom 3.3.1999. Verfügbar unter: <https://web.archive.org/web/20140112025440/http://www.ahf-muenchen.de/Tagungsberichte/Berichte/htm/1999/13-99.htm>.

Haas, R. (1963). Theodor Bäuerle: Leben und Werk. Die Sammlung, 12(3), 160 – 167.

Haasis, H. G. (1999). „Den Hitler jag’ ich in die Luft“. Der Attentäter Georg Elser. Eine Biographie. Hamburg: Edition Nautilus.

Händel, U. (1986). Die Kurzschulen – ein außerschulisches Bildungsprogramm. In H. Röhrs (Hrsg.), Die Schulen der Reformpädagogik heute. Handbuch reformpädagogischer Schulideen und Schulwirklichkeiten (S. 371-381). Düsseldorf: Schwann.

Händel, U. (1995a). Outward Bound als Ereignis (Kleine Schriften zur Erlebnispädagogik H. 18). Lüneburg: edition erlebnispädagogik.

Händel, U. (1995b). Variationen zum Thema Erlebnispädagogik. In H. Kölsch (Hrsg.), Wege moderner Erlebnispädagogik (S. 5-33). München: Verlag Sandmann. Mit Rechtschreibe Anpassung wieder veröffentlicht in e&l, 5/2019, S. 1-9. Verfügbar unter: https://www.e-und-l.de/downloads/variationen_zum_thema_ep_ungekuerzt.pdf.

Hahn, K. (1908/1913). Gedanken über Erziehung. In K. Hahn (1958), Erziehung zur Verantwortung. Reden und Aufsätze (S. 9-27). Stuttgart: Klett.

Hahn, K. (1922). Brief an Theodor Bäuerle vom 9.10.1922. Fundort: Landesarchiv Baden-Württemberg – Generallandesarchiv Karlsruhe. Verfügbar unter: https://www2.landesarchiv-bw.de/ofs21/bild_zoom/zoom.php.

Hahn, K. (1925). Brief an Golo Mann vom 13. Februar 1925. Fundort: Landesarchiv Baden-Württemberg - Generallandesarchiv Karlsruhe (wiedergegeben bei Krimm, 2020, S. 91-93).

Hahn, K. (1928a). Brief an Herman Nohl vom 6. September 1928. Fundort: Landesarchiv Baden-Württemberg - Generallandesarchiv Karlsruhe.

Hahn, K. (1928b). Die Aufgabe der Landerziehungsheime. Referat auf einer Heimleiterbesprechung 1928 in Frankfurt am Main. Erstveröffentlichung 1931: Die Eiche. Vierteljahresschrift für soziale und internationale Arbeitsgemeinschaft, 19(3), 319-334. Zitiertext 1958: Kurt Hahn, Erziehung zur Verantwortung. Reden und Aufsätze (S. 28-43). Stuttgart: Klett.

Hahn, K. (1931). Brief an Herman Nohl vom 5. September 1931. Fundort: Landesarchiv Baden-Württemberg - Generallandesarchiv Karlsruhe.

Hahn, K. (1934). A German public school. The Listener vom 17. Januar 1934. Eine deutsche Übersetzung ist unter dem Titel „Ein Internat in Deutschland“ zu finden bei Knoll, 1986, S. 55-66.

Hahn, K. (1938). Education for leisure. Read to the conference of schoolmasters and college tutors at Magdalen College, Oxford, 6 January 1938. Oxford: University Press.

Hahn, K. (1947). Training for and through the sea. Journal of the Honourable Company of Master Mariners, 3(32), S. 569-573.

Hahn, K. (1948a). A Memorandum. New York, Mai 1948, 38 S. (Quellenangabe nach Schwarz, 1968, S. 241).

Hahn, K. (1948b). Lob der Einsamkeit. DIE ZEIT, 7/1948 vom 12. Februar 1948. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/1948/07/lob-der-einsamkeit/komplettansicht>.

Hahn, K. (1949). A letter to bishop Lilje. Inverness: Carruthers & Sons. Fundort: Kurt-Hahn-Archiv im Kreisarchiv Bodenseekreis.

Hahn, K. (1950). Brief an Hellmut Becker vom 23.2.1950. Fundort: Kurt-Hahn-Archiv im Kreisarchiv Bodenseekreis.

Hahn, K. (1951). Ein Weg zur Heilung der Jugend. Rettungsdienst und Kurzschule. 10. Mai 1951. Jugendrotkreuz Informationsdienst (Bonn), 14/1951 vom Dezember 1951, S. 5-6. (Diese Publikation erweist sich heute trotz intensiver Recherchen nach vielen Seiten als unauffindbar; der Text findet sich als erster Teil von Hahn, 1952a; so Schwarz, 1968, S. 242.)

Hahn, K. (1952a). Kurzschulen. Neue Zürcher Zeitung, 492 Nachmittagsausgabe vom 6. März 1952, Bl. 7. (Der erste Teil des Artikels ist eine Wiedergabe von Hahn, 1951; so Schwarz, 1968, S. 242).

Hahn, K. (1952b). Short term schools. Aberdeen: Aberdeen University Press. Fundort: Kurt-Hahn-Archiv im Kreisarchiv Bodenseekreis.

Hahn, K. (1953). Rückblick. Die Sammlung, 8(12), 573 – 579.

Hahn, K. (1954). Gordonstoun and a Europe mission. In American-British Foundation for European Education, The story of an experiment (S. 30-39). Verfügbar unter: <https://www.kurthahn.org/wp-content/uploads/2016/04/gston.pdf>.

Hahn, K. (1956). Erziehung zur Verantwortung. Vortrag in Duisburg am 28. Oktober 1954. Die Sammlung, 10(11), 246-258. (Auch in Hahn, 1958a, S. 70-81).

Hahn, K. (1957a). Stoff pauken genügt nicht. DIE ZEIT, 26/1957 vom 27.6.1957. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/1957/26/stoff-pauken-genuegt-nicht/komplettansicht>.

Hahn, K. (1957b). Origins of the Outward Bound Trust. In D. James (Hrsg.), Outward Bound (S. 1-17). London: Routledge & Kegan Paul.

Hahn, K. (1958a). Erziehung zur Verantwortung. Reden und Aufsätze (Aus den deutschen Landerziehungsheimen H. 2). Stuttgart: Klett.

Hahn, K. (1958b). Über das Mitleid. In K. Hahn, Erziehung zur Verantwortung. Reden und Aufsätze (Aus den deutschen Landerziehungsheimen H. 2; S. 50-56). Stuttgart: Klett.

Hahn, K. (1958c). Die nationale und internationale Aufgabe der Erziehung (Vortrag, gehalten am 22. April 1958 vor den Mitgliedern des Industrie-Clubs Düsseldorf). SV-Schriftenreihe zur Förderung der Wissenschaft, 7(5), S. 3-37.

Hahn, K. (1958d). Rückblick. In K. Hahn, Erziehung zur Verantwortung. Reden und Aufsätze (Aus den deutschen Landerziehungsheimen H. 2; S. 63-69). Stuttgart: Klett (mit Vorbemerkungen, die in Hahn, 1953 nicht zu finden sind).

Hahn, K. (1960). Die List des Gewissens. Widmung an Minna Specht. In Hellmut Becker, Willi Eichler & Gustav Heckmann (Hrsg.) (1960). Erziehung und Politik. Minna Specht zu ihrem 80. Geburtstag (S. 311-316). Frankfurt am Main: Verlag Öffentliches Leben.

Hahn, K. (1965). Harrogate Address on Outward Bound. London: Watford Printers. Verfügbar unter: <https://www.kurthahn.org/wp-content/uploads/2016/04/gate.pdf>.

Hahn, K. (1968). Brief an Robert Skidelsky vom 14. August 1968. Fundort: Der Brief befindet sich im Gordonstoun School Archive, Gordonstoun School, Elgin, Moray (Veevers, 2006, S. 135). Eine, wohl von Jocelin Winthrop-Young besorgte Fotokopie befindet sich im Kurt-Hahn-Archiv im Kreisarchiv Bodenseekreis; nach ihr wird im Text zitiert.

Hahn, K. & Richter, L. (1919). Angriffe auf den Prinzen, Arbeiten an Verteidigungsschrift (30.4.1919). Fundort: Landesarchiv Baden-Württemberg - Generallandesarchiv Karlsruhe.

- Hamann, B. (2000). *Lola Landau: Leben und Werk. Ein Beispiel deutsch-jüdischer Literatur des 20. Jahrhunderts in Deutschland und Palästina/Israel*. Berlin: Philo-Verlag.
- Hanimann, J. (2020). Ja, es ist wirklich ein Epos. *Süddeutsche Zeitung* vom 12. Oktober 2020. Verfügbar unter: <https://www.sueddeutsche.de/kultur/anne-weber-deutscher-buchpreis-annette-ein-heldinnenepos-rezension-buchkritik-1.4891164>.
- Hansen-Schaberg, I. (1992a). *Minna Specht – Eine Sozialistin in der Landerziehungsheimbewegung (1918 bis 1951). Untersuchung zur pädagogischen Biographie einer Reformpädagogin*. Frankfurt am Main u.a.: Lang.
- Hansen-Schaberg, I. (1992b). *Die erlebnis- und erfahrungsbezogene Pädagogik Minna Spechts (Wegbereiter der modernen Erlebnispädagogik H. 31)*. Lüneburg: edition erlebnispädagogik.
- Hansen-Schaberg, I. & Lost, C. (1993). *Minna Specht: Reformpädagogin und Sozialistin. Zur Geschichte doppelter Verdrängung und vertaner Chancen*. In W. Harder (Hrsg.), *Minna Specht (OSO-Hefte, Neue Folge, H. 15; S. 178-187)*. Ober-Hambach: Odenwaldschule.
- Harder, W. (Hrsg.) (1993). *Minna Specht (OSO-Hefte, Neue Folge, H. 15)*. Ober-Hambach: Odenwaldschule.
- Harpprecht, K. (2008). *Die Gräfin Marion Dönhoff. Eine Biographie*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Harrer, H. (1952) *Sieben Jahre in Tibet. Mein Leben am Hofe des Dalai Lama*. Wien: Ullstein.
- Hartmann, W.G. (1950). Brief an Kurt Hahn vom 23. Mai 1950. Fundort: Kurt-Hahn-Archiv im Kreisarchiv Bodenseekreis.
- Hechenblaikner, L. (2020). *Ischgl (2.Aufl.)*. Göttingen: Steidl.
- Heckmair, B. (2019). *Outward Bound Berchtesgaden. Ein Rückblick auf die Jahre 1968-1975*. e&l, 27(5), 18-20.
- Heckmair, B. & Michl, W. (2018). *Erleben und Lernen. Einführung in die Erlebnispädagogik (8., überarb. Aufl.)*. München: Reinhardt.
- Heekerens, H.-P. (1983). *Institutionelle Aspekte familientherapeutischer Arbeit in der Ambulanz für Kinder und Jugendliche. Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 32(3), 98-105.
- Heekerens, H.-P. (1984). *Aspekte der Berufstätigkeit von Gestalttherapeuten. Integrative Therapie*, 10, 162-169.
- Heekerens, H.-P. (1985a). *Die Zeichen-Quelle der johanneischen Redaktion. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des vierten Evangeliums (Stuttgarter Bibelstudien Bd. 113)*. Stuttgart: Verlag Katholisches Bibelwerk.
- Heekerens, H.-P. (1985b). *Gestalttherapie im Zerrspiegel. Gestalt-Bulletin*, 1985, 5, 17-34.
- Heekerens, H.-P. (1995). *Risiko und Gefahr*. In H. Kölsch (Hrsg.), *Wege moderner Erlebnispädagogik (S. 54-76)*. München: Fachhochschulschriften - Sandmann, 1995.

- Heekerens, H.-P. (2006). Wirksamkeitsforschung zur Erlebnispädagogik: Ergebnisse, Fragen, Anregungen. *Zeitschrift für Erlebnispädagogik*, 26(10), 3-57.
- Heekerens, H.-P. (2010). Die Reformpädagogik und die Missbrauchsdebatte. *erleben & lernen*, 18(4), 28-31.
- Heekerens, H.-P. (2012). Rezension vom 09.01.2012 zu Michl, W., 2011. *Erlebnispädagogik* (2. Aufl.). München: Reinhardt. Socialnet Rezensionen. Verfügbar unter: <https://www.socialnet.de/rezensionen/12688.php>.
- Heekerens, H.-P. (2014a). Rezension vom 17.07.2014 zu Reichardt, S., 2014. *Authentizität und Gemeinschaft*. Berlin: Suhrkamp. Socialnet Rezensionen. Verfügbar unter: <http://www.socialnet.de/rezensionen/16987.php>.
- Heekerens, H.-P. (2014b). Rezension vom 10.09.2014 zu Lieberman, E. J. & Kramer, R. (Hrsg.), 2014. *Sigmund Freud und Otto Rank. Ihre Beziehung im Spiegel des Briefwechsels 1906-1925*. Gießen: Psychosozial-Verlag. Socialnet Rezensionen. Verfügbar unter: <http://www.socialnet.de/rezensionen/16964.php>.
- Heekerens, H.-P. (2014c). Rezension vom 10.09.2014 zu Lieberman, E. J., 2014. *Otto Rank. Leben und Werk* (2., unveränderte Aufl.). Gießen: Psychosozial-Verlag. Socialnet Rezensionen. Verfügbar unter: <http://www.socialnet.de/rezensionen/16563.php>.
- Heekerens, H.-P. (2015a). Rezension vom 05.02.2015 zu Bruder-Bezzel, A. (Hrsg.), 2014. *Individualpsychologie in Berlin*. Gießen: Psychosozial-Verlag. Socialnet Rezensionen. Verfügbar unter: <http://www.socialnet.de/rezensionen/18009.php>.
- Heekerens, H.-P. (2015b). Rezension vom 05.02.2015 zu Bruder-Bezzel, A. & Lehmkuhl, G. (Hrsg.), 2014. *Alfred Adler. Briefe 1896 - 1937*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. Socialnet Rezensionen. Verfügbar unter: <http://www.socialnet.de/rezensionen/17909.php>.
- Heekerens, H.-P. (2015c). Rezension vom 21.07.2015 zu Mackenthun, G. (Hrsg.), 2015. *Alfred Adler - wie wir ihn kannten*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. Socialnet Rezensionen. Verfügbar unter: <http://www.socialnet.de/rezensionen/19236.php>.
- Heekerens, H.-P. (2016a). Rezension vom 04.07.2016 zu Hentig, H.v., 2016. *Noch immer Mein Leben. Erinnerungen und Kommentare aus den Jahren 2005 bis 2015*. Berlin: Was mit Kindern. Socialnet Rezensionen (<http://www.socialnet.de/rezensionen/20804.php>).
- Heekerens, H.-P. (2016b). *Psychotherapie und Soziale Arbeit. Studien zu einer wechselvollen Beziehungsgeschichte*. Coburg: ZKS-Verlag. Verfügbar unter: <https://zks-verlag.de/wp-content/uploads/Hans-Peter-Heekerens-Psychotherapie-und-Soziale-Arbeit.pdf>.
- Heekerens, H.-P. (2016c). Rezension vom 10.05.2016 zu Oelkers, J., 2016. *Pädagogik, Elite, Missbrauch. Die „Karriere“ des Gerold Becker*. Weinheim - Basel: Beltz Juventa. socialnet Rezensionen. Verfügbar unter: <http://www.socialnet.de/rezensionen/20502.php>.

Heekerens, H.-P. (2016d). Rezension vom 04.07.2016 zu Hentig, H.v., 2016. Noch immer Mein Leben. Erinnerungen und Kommentare aus den Jahren 2005 bis 2015. Berlin: Was mit Kindern. socialnet Rezensionen. Verfügbar unter: <http://www.socialnet.de/rezensionen/20804.php>.

Heekerens, H.-P. (2017). Ganztagschule – Viel Lärm um nichts. Socialnet Materialien. Verfügbar unter: <https://www.socialnet.de/materialien/27809.php>.

Heekerens, H.-P. (2018). Rezension vom 09.05.2018 zu Sands, P., 2018. Rückkehr nach Lemberg. Über die Ursprünge von Genozid und Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Frankfurt am Main: Fischer. socialnet Rezensionen. Verfügbar unter (<https://www.socialnet.de/rezensionen/24112.php>).

Heekerens, H.-P. (2019a). 100 Jahre Erlebnispädagogik. Rück-, Rund- und Ausblicke. 2019. Goßmannsdorf: ZKS-Verlag. Verfügbar unter: https://zks-verlag.de/wp-content/uploads/FINAL-Heekerens_1.8 PaperbackInnenteil.pdf.

Heekerens, H.-P. (2019b). Rezension vom 13.06.2019 zu Jähner, H. (2019). Wolfszeit. Deutschland und die Deutschen 1945-1955. Berlin: rowohlt Berlin Verlag. socialnet Rezensionen (<https://www.socialnet.de/rezensionen/25615.php>).

Heekerens, H.-P. (2019c): Rezension vom 04.07.2019 zu Winkler, W. (2019). Das braune Netz. Wie die Bundesrepublik von früheren Nazis zum Erfolg geführt wurde. Berlin: rowohlt Berlin Verlag. socialnet Rezensionen: Verfügbar unter: <https://www.socialnet.de/rezensionen/25788.php>.

Heekerens, H.-P. (2019d). Rezension vom 07.10.2019 zu Keupp, H., Mosser, P., Busch, B., Hackenschmied, G. & Straus, F., 2019. Die Odenwaldschule als Leuchtturm der Reformpädagogik und als Ort sexualisierter Gewalt. Eine sozialpsychologische Perspektive. Wiesbaden: Springer. socialnet Rezensionen. Verfügbar unter: <https://www.socialnet.de/rezensionen/25374.php>.

Heekerens, H.-P. (2019e). Rezension vom 08.10.2019 zu Brachmann, J., 2019. Tatort Odenwaldschule. Das Tätersystem und die diskursive Praxis der Aufarbeitung von Vorkommnissen sexualisierter Gewalt. Bad Heilbrunn: Klinkhardt. socialnet Rezensionen. Verfügbar unter <https://www.socialnet.de/rezensionen/25518.php>.

Heekerens, H.-P. (2019f). Rezension vom 16.01.2019 zu Geißler, D., 2018. Bewegende Individualpsychologie. Körperliche Aktivität als gesundheitsförderndes Element in der Psychotherapie. Gießen: Psycho sozial-Verlag. socialnet Rezensionen. Verfügbar unter: <https://www.socialnet.de/rezensionen/25148.php>.

Heekerens, H.-P. (2019g). Rezension vom 22.02.2019 zu Heckmair, B. & Michl, W., 2018. Erleben und Lernen. Einführung in die Erlebnispädagogik (8., überarb. Aufl.). München: Reinhardt. socialnet Rezensionen. Verfügbar unter: <https://www.socialnet.de/rezensionen/24926.php>.

Heekerens, H.-P. (2020a.). PISA. socialnet Lexikon. Bonn: socialnet. Verfügbar unter: <https://www.socialnet.de/lexikon/PISA>.

- Heekerens, H.-P. (2020b). Rezension vom 29.07.2020 zu Michl, W., 2020. Erlebnispädagogik (4. aktual. Aufl.). München: Reinhardt. socialnet Rezensionen. Verfügbar unter: <https://www.socialnet.de/rezensionen/27266.php>.
- Heekerens, H.-P. 2021(a). Rezension vom 06.05.2021 zu Schule Schloss Salem e.V. (Hrsg.), 2020. Schule Schloss Salem 1920-2020. Beständigkeit und Wandel. Stuttgart: Kohlhammer. socialnet Rezensionen. Verfügbar unter: <https://www.socialnet.de/rezensionen/27708.php>.
- Heekerens, H.-P. (2021b). Rezension vom 03.06.2021 zu Kamuf, U., 2020, Ungiftige Leidenschaften! Kurt Hahn und die Erlebnistherapie, die Schule Schloss Salem und der Wehrsport. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren. socialnet Rezensionen. Verfügbar unter: <https://www.socialnet.de/rezensionen/27919.php>.
- Heekerens, H.-P. (2021c). Rezension zu Wahl, W., 2021, Erlebnispädagogik. Praxis und Theorie einer Sozialpädagogik des Außeralltäglichen. Weinheim – Basel: Beltz Juventa Verlag. socialnet Rezensionen (im Publikationsprozess).
- Heekerens, H.-P. & Henkelmann-Strickler (1980). Von der herkömmlichen zur familientherapeutischen Beratung. Mitteilungen der Ev. Landeskirche in Baden, 10/1980, 38-42.
- Helmer, K. (2016). Kurzschnur im Geist der Landerziehungsheime. Kurt Hahn und die Gründung in Weissenhaus. In H. Cölfen, S. Filiz, K. Helmer & G. Herchert (Hrsg.) (2016). „Aller Ehre werth und nicht leicht zu ersetzen ...“ Wissen, Weisheit und Bildung im Kontext von Gut und Dorf (S. 33-48). Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr.
- Helmrich, F. E. (1970). Brief an Eugen Löffler vom 9. Dezember 1970. Fundort: Landesarchiv Baden-Württemberg – Hauptstaatsarchiv Stuttgart.
- Hensel, A., Neef, T. & Pausch, R. (2015). Von „Knabenliebhabern“ und „Power-Pädos“. Zur Entstehung und Entwicklung der westdeutschen Pädophilen-Bewegung. In F. Walter, S. Klecha & A. Hensel (Hrsg.), Die Grünen und die Pädosexualität. Eine bundesdeutsche Geschichte (S. 136-159). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hentig, H.v. (1966). Kurt Hahn und die Pädagogik. In H. Röhrs (Hrsg.), Bildung als Wagnis und Bewährung. Eine Darstellung des Lebenswerkes von KURT HAHN (S. 41-82). Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Hentig, H.v. (1975). Vorwort zur deutschen Ausgabe. In P. Ariès, Geschichte der Kindheit (S. 7-44). München – Wien: Hanser.
- Hentig, H.v. (2016). Noch immer Mein Leben. Erinnerungen und Kommentare aus den Jahren 2005 bis 2015. Berlin: Was mit Kindern.
- Henze, W. (Hrsg.) (1991a). B. Zimmermann – H. Nohl – K. Hahn (Schriftenreihe des Niedersächsischen Instituts für Sportgeschichte Bd. 9; S. 10-27). Duderstadt: Mecke.
- Henze, W. (1991b). Bernhard Zimmermann. In W. Henze (Hrsg.), B. Zimmermann – H. Nohl – K. Hahn (Schriftenreihe des Niedersächsischen Instituts für Sportgeschichte Bd. 9; S. 10-27). Duderstadt: Mecke.

- Herbold, B. (1950). Neckargerach im Kriege. Neckargerach: Privatdruck.
- Hesse, H. (1919). Wanderung übers Gebirg. Die Schweiz: Illustrierte Zeitschrift, 23, S. 175-181. Verfügbar unter: <https://www.e-periodica.ch/digbib/view?pid=dis-001%3A1919%3A23#218>.
- Hirschberg, (1998). Jude und Demokrat. Erinnerungen eines Münchener Rechtsanwalts 1883 bis 1939 (Biographische Quellen zur Zeitgeschichte Bd. 20). München Oldenbourg.
- Hof, T. (2020). Zusammenfassung - Vorstudie über ein historisches Porträt von Dr. Alfred Bauer (1911-1986). Verfügbar unter: https://www.berlinale.de/media/download/presse/pressemitteilungen/ifz_studie_alfred_bauer_zusammenfassung_september2020.pdf.
- Hoffend, A. (2005). Frauen und die Stunde Null. Frauenalltag bei Kriegsende und in der Nachkriegszeit. Online-Texte der Evangelischen Akademie Bad Boll. Verfügbar unter: <https://www.ev-akademie-boll.de/fileadmin/res/otg/530605-Hoffend.pdf>.
- Hofmeyer, R. (2014). Theodor Frey. Verfügbar unter: <https://www.eberbach-history.de/frey-theodor>.
- Hornstein, W. (1966). Jugend in ihrer Zeit. Geschichte und Lebensformen des jungen Menschen in der europäischen Welt (das moderne sachbuch Bd. 46). Hamburg: Marion von Schröder Verlag.
- Huber, E.R. (1937). Verfassungsrecht des Großdeutschen Reiches. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt.
- Huber, E.R. (1939). Verfassungsrecht des Großdeutschen Reiches (2. stark erw. Aufl.). Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt.
- Institut für Konflikt- und Gewaltforschung & Stiftung „Erinnerung Verantwortung Zukunft“ (2020). Multidimensionaler Erinnerungsmonitors III. Verfügbar unter: https://www.stiftung-evz.de/fileadmin/user_upload/EVZ_Uploads/Publikationen/Studien/EVZ_Studie_MEMO_2020_dt_Endfassung.pdf.
- Jähner, H. (2019). Wolfszeit. Deutschland und die Deutschen 1945-1955. Berlin: rowohlt Berlin Verlag.
- Jäkel, G. (2013). ... usque in praesentem diem. Kontinuitätskonstruktionen in der Eigengeschichtsschreibung religiöser Orden des Hoch- und Spätmittelalters. Münster: LIT-Verlag.
- Jagenlauf, M. (1989). Outward Bound – Zur Modernität der Erlebnispädagogik Kurt Hahns. Bildung und Erziehung, 42(2), 203-219.
- Jagenlauf, M. (1992). Wirkungsanalyse Outward Bound. Ein empirischer Beitrag zur Wirklichkeit und Wirksamkeit der erlebnispädagogischen Kursangebote von Outward Bound Deutschland. In A. Bedacht u.a. (Hrsg.), Erlebnispädagogik. Mode, Methode oder mehr? (S. 72-95) München: Sandmann.
- Jagenlauf, M. & Bress, H. (1990). Wirkungsanalyse Outward Bound. Kurzbericht 1990. München: DG-fEE.
- Joffe, J. (2020). Was würde Freud dazu sagen? DIE ZEIT, 54/2020 vom 23.12.2020, S. 48. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/2020/54/antisemitismus-israel-bds-kampagne-initiative-gg-53-weltoffenheiterrfuegbar>.

- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.). (1955) Jugend zwischen 15 und 24. Zweite Untersuchung zur Situation der deutschen Jugend im Bundesgebiet. Bielefeld: EMNID-Institut für Meinungsforschung.
- Käppner, J. (2011). Ein Abschied von Legenden und Lebenslügen. Süddeutsche Zeitung vom 30.3.2011. Verfügbar unter: <https://www.sueddeutsche.de/wissen/verbrechen-im-nationalsozialismus-ein-abschied-von-legenden-und-lebensluegen-1.1076599>.
- Kamm, W. (2019). Globetrotter Spirit. Reisen als Lebensschule. Zürich: Orell Füssli.
- Kapitelman, D. (2021). Was macht eigentlich ein Antisemitismusbeauftragter? DIE ZEIT, 16/2021 vom 14. April 2021, S. 55-56. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/2021/16/antisemitismus-dmitrij-kapitelman-antisemitismusbeauftragter-deutschland>.
- Kennedy, J. & Russel, C. (2020). Hegemonic masculinity in outdoor education. Journal of Adventure Education and Outdoor Learning. DOI: 14729679.2020.1755706.
- Kerber, C. (2019). Es gab "nur zwei Dinge: Hier sein und mitmachen." Interview mit Ernst Haller. e&l, 27(5), 24-25.
- Kerschensteiner, M. (1939). Georg Kerschensteiner. Der Lebensweg eines Schulreformers. Oldenbourg, München – Berlin: Oldenbourg.
- Kershew, I. (1998). Hitler 1889 – 1936. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Keupp, H., Mosser, P., Busch, B., Hackenschmied, G. & Straus, F. (2019). Die Odenwaldschule als Leuchtturm der Reformpädagogik und als Ort sexualisierter Gewalt. Eine sozialpsychologische Perspektive. Wiesbaden: Springer.
- Kilz, H. W. & Lebert, S. (2020). Bruno und Mario. DIE ZEIT, 36/2020 vom 27.8.2020. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/2020/36/mario-adorf-bruno-luedke-serienmoerder-film-nationalsozialismus>.
- Klawe, W. & Bräuer, W. (1998). Zwischen Alltag und Alaska – Praxis und Perspektiven der Erlebnispädagogik in den Hilfen zur Erziehung. Hamburg: Juventa.
- Klee, E. (1985). „Euthanasie“ im NS-Staat. Die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“. Frankfurt am Main: Fischer.
- Klee, E. (1986). Was sie taten – was sie wurden. Ärzte, Juristen und andere Beteiligte am Kranken- oder Judenmord. Frankfurt am Main: Fischer.
- Knoll, M. (o.J.). Kurt Hahn – Lebensdaten. Verfügbar unter: <http://www.mi-knoll.de/41368/43440.html>.
- Knoll, M. (Hrsg.) (1986a). Kurt Hahn: Erziehung und die Krise der Demokratie. Reden, Aufsätze, Briefe eines politischen Pädagogen. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Knoll, M. (1986b). Salem – eine pädagogische Provinz. In H. Röhrs (Hrsg.), Die Schulen der Reformpädagogik heute. Handbuch reformpädagogischer Schulideen und Schulwirklichkeiten (S. 113-127). Düsseldorf: Schwann.

- Knoll, M. (Hrsg.) (1998). Kurt Hahn: Reform mit Augenmaß. Ausgewählte Schriften eines Politikers und Pädagogen. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Kölling, M. (2020). E pluribus unum. Die Salemer Pädagogik der Anfangszeit in Internat und Schule. In Schule Schloss Salem (Hrsg.), Schule Schloss Salem 1920 2020. Beständigkeit und Wandel (S. 43-66). Stuttgart: Kohlhammer.
- Koerrenz, R. (1989). Hermann Lietz. Grenzgänger zwischen Theologie und Pädagogik. Eine Biographie. Frankfurt: Peter Lang.
- Koerrenz, R. (1994). Hermann Lietz - ein Wegbereiter der modernen Erlebnispädagogik? (Wegbereiter der modernen Erlebnispädagogik, Heft 8). Lüneburg: edition erlebnispädagogik.
- Köppen, W. (1967). Die Schule Schloß Salem in ihrer geschichtlichen Entwicklung und gegenwärtigen Gestalt (Heidelberger Studien zur Erziehungswissenschaft). Ratingen: Henn.
- Kogon, E. (1946). Der SS-Staat. München: Karl Alber.
- Komitet fun gewezene jidisze politisze gefangen (1945). Landsberger Lager – Cajtung, 1(6) vom 15. November 1945. Verfügbar unter: <http://www.landsberger-zeitgeschichte.de/Geschichte/dplager/DPZeitung.pdf>.
- Krimm, K. (2020). Unordnung und früher Streit: Golo probt den Aufstand. Eine Quellenerkundung. In Schule Schloss Salem (Hrsg.), Schule Schloss Salem 1920-2020. Beständigkeit und Wandel (S. 79-105). Stuttgart: Kohlhammer.
- Kutulas, A. (2020). Königin Friederike von Griechenland & Marion Gräfin Dönhoff. Verfügbar unter: <https://asti-blog.de/2020/09/21/friederike-von-griechenland/>.
- Lahme, T. (2009). Golo Mann. Biographie. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Lambrecht, P., Landgraf, H. & Schulz, W. (Hrsg.) (1990). Meldorfer Gelehrtenschule 1540 bis 1990 – „Eine geine Schole vor de Joget des gantzen Landes“. Heide: Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co.
- Landau, G. (Hrsg.) (1985a). Erlebnistage im Schulsport. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Landau, G. (1985b). Erlebnistage im Schulsport – eine Einführung. In G. Landau (Hrsg.), Erlebnistage im Schulsport (S. 7-10). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Landesgeschichtliches Informationssystem Hessen (o.J.). 8. Frauenkonferenz der SPD in Kassel, 9.-10. Oktober 1920. Verfügbar unter: <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/xsrec/current/1/sn/edb?q=YToxOntzOjExOjZjYWN0YmVncmlmZiI7czo5NToiSW50ZXJuYXRpb25hbGVyIEZyYXVlbnRhZyI7fQ>.
- Landsberg Kaufering erinnern (o.J.). Erinnerungsorte des ehemaligen KZ-Außenlagerkomplexes Landsberg/Kaufering. Verfügbar unter: <https://www.landsberg-kaufering-erinnern.de/>.
- Lausberg, M. (2007). Kinder sollen sich selbst entdecken. Die Erlebnispädagogik Kurt Hahns. Marburg: Tectum.

Lausberg, M. (o. J.a). Die deutschen erlebnispädagogischen Kurzschulen. Verfügbar unter: http://www.michael-lausberg.de/index.php?menue=exklusiv&inhalt=deutsche_erlebnisp%C3%A4dagogische_kurzschulen.

Lausberg, M. (o. J.b). Curriculum Vitae. Verfügbar unter: <http://www.michael-lausberg.de/index.php?menue=cv>.

Lennox, S. (2005). Warum gingen die Trümmerfrauen zurück an den Herd. Gender im Kalten Krieg. *Freiburger Frauenstudien*, 16, 57-73. Verfügbar unter: <https://www.budrich-journals.de/index.php/fgs/article/viewFile/2983/2518>.

Leinemann, J. (1988). 68 – eine Art Erbschaftsverweigerung. In SPIEGEL-Verlag (Hrsg.), *Die wilden 68er. SPIEGEL-Serie über die Studentenrevolution* (S. 59-69). Hamburg: SPIEGEL-Verlag.

Leicht, R. (1986). Krach in Salem: Vor Sonnenuntergang? Dem Markgrafen von Baden paßt die ganze Linie nicht mehr. *DIE ZEIT*, 9/1986 vom 21. Februar 1986. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/1986/09/vor-sonnenuntergang>.

Lepp, C. (2019). Ein protestantischer Think Tank in den langen sechziger Jahren der Bundesrepublik: Georg Picht und die Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft. *Mitteilungen zur Kirchlichen Zeitgeschichte*, 13, 109-132.

Lepsius, J. (1919). Brief an Alice Lepsius vom 9. März 1919. Fundort: Lepsius Archiv Potsdam.

Lepsius, M.R. (2010). Johannes Lepsius und Kurt Hahn. Verfügbar unter: http://www.lepsiushaus-potsdam.de/uploads/images/Publikationen/Konferenzen/Lepsius%202010/rainer-lepsius_-lepsius-und-kurt-hahn.pdf.

Levin, W. & Birkner, G.K. (2020). SRSV 1951-1960. Verfügbar unter: http://www.srsv.de/wp-content/uploads/2020/03/srsv_memories_birkner.pdf.

Liebig, F. (1976). 1000 Jahre Neckargerach – 1200 Jahre Guttenbach. Neckargerach: Gemeinde Neckargerach.

Linn, F. (1960). Die Vorsitzende der „Vereinigung Deutscher Landerziehungsheime“. In H. Becker, W. Eichler & G. Heckmann (Hrsg.), *Erziehung und Politik. Minna Specht zu ihrem 80. Geburtstag* (S. 351-355). Frankfurt am Main: Verlag Öffentliches Leben.

Loschew, P. (1951). Kutter, Knoten und Kadetten. Das Experiment von Nehnten: Ordnung ohne Drill und selbstverständliche Kameradschaft. *DIE ZEIT*, 49/1951 vom 6.12.1951. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/1951/49/kutter-knoten-und-kadetten>.

Lost, C. (1993). Mitteilungen zu Minna Specht: Moskauer Tagebuch 1927. In W. Harder (Hrsg.) (1993). *Minna Specht (OSO-Hefte, Neue Folge, H. 15; S. 149-162)*. Ober-Hambach: Odenwaldschule.

Lost, C. (2000). *Sowjetpädagogik. Wandlungen, Wirkungen, Wertungen in der Bildungsgeschichte der DDR*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.

- Lukács, G. (1923). Geschichte und Klassenbewusstsein. Studien über marxistische Dialektik (Kleine revolutionäre Bibliothek Bd. 9). Berlin: Malik. Neuauflage (als Frühschriften Bd. 2) 1968 bei Luchterhand, Neuwied.
- Lukács, G. (1926). Der Nelson-Bund. Die Internationale. Zeitschrift für Praxis und Theorie des Marxismus, 9(5), 158–160.
- Lucas, R. (1969). Ein Monarch von morgen. Wie Prinz Charles Wales eroberte und die Traditionalisten aus dem Feld schlug. DIE ZEIT, 27/1969 vom 4.7.1969. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/1969/27/ein-monarch-von-morgen/komplettansicht>.
- M. (1951). Recht in Bordeaux. DIE ZEIT, 1/1951 vom 4.1.1951. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/1951/01/recht-in-bordeaux>.
- Machtan, L. (2018a). Der Endzeitkanzler. Prinz Max von Baden und der Untergang des Kaiserreichs (mit einem Nachwort versehene Neuauflage). Darmstadt: wbg Theiss.
- Machtan, L. (2018b). Kaisersturz. Vom Scheitern im Herzen der Macht 1918. Darmstadt: wbg Theiss.
- Mackenthun, G. (2014). Adler, Nietzsche und der „Wille zur Macht“. Verfügbar unter: [file:///C:/Users/HANS-P~1/AppData/Local/Temp/Adler,%20Nietzsche%20und%20der%20Wille%20zur%20Macht%20\(2009\).pdf](file:///C:/Users/HANS-P~1/AppData/Local/Temp/Adler,%20Nietzsche%20und%20der%20Wille%20zur%20Macht%20(2009).pdf).
- Makarenko, A.S. (1951). Der Weg ins Leben. Ein Pädagogisches Poem. Berlin: Aufbau-Verlag. (Original: Pedagogitschskaja Poema, 1933 – 1935; verfügbar unter: http://makarenko-museum-museum.narod.ru/Classics/Makarenko/Makarenko_A_Pedagogic_Poem/Makarenko_A_Pedagogic_poem.htm.)
- Mann, G. (1966). Kurt Hahn als Politiker. In H. Röhrs (Hrsg.), Bildung als Wagnis und Bewährung. Eine Darstellung des Lebenswerkes von KURT HAHN (S. 9-40). Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Mann, G. (1970). Von Weimar nach Bonn. Fünfzig Jahre deutsche Republik. Osnabrück: Fromm.
- Mann, G. (1971). Wallenstein. Sein Leben erzählt von Golo Mann. Fischer, Frankfurt am Main. Fischer.
- Mann, G. (1986). Erinnerungen und Gedanken. Eine Jugend in Deutschland (2. Aufl.). Frankfurt am Main: Fischer.
- Mantler, R. (1979). Über die Notwendigkeit der Integration von Freizeit und Bildungsarbeit. Außerschulische Bildung, 10(4), 106 -111.
- Mantler, R. & Schneider, A. (1978). Soziales Lernen und Aktion - zur erlebnispädagogischen Konzeption außerschulischer Jugendbildung an der Kurzschule Berchtesgaden. Außerschulische Bildung, 9(4), 85-89.
- Marwell, D.G. (2020). Mengele. Unmasking the „Angel of Death“. New York: Norton.
- Mathesius, J. (1993). Erinnerungen. In W. Harder (Hrsg.), Minna Specht (OSO-Hefte, Neue Folge, H. 15; S. 99-102). Ober-Hambach: Odenwaldschule.

- Mchitarjan, I. (2000). John Dewey und die pädagogische Entwicklung in Rußland vor 1930. Bericht über eine vergessene Rezeption. *Zeitschrift für Pädagogik*, 46 (6), 881-903. urn:nbn:de:0111-opus-69298.
- McKittrick, T. (1950). Brief an Kurt Hahn vom 3. Februar 1950. Fundort: Kurt Kurt-Hahn-Archiv im Kreisarchiv Bodenseekreis.
- McLellan, D. (2002). J. Miner, 81; Led Outward Bound USA. Los Angeles Times vom 1.2.2002. Verfügbar unter: <https://www.latimes.com/archives/la-xpm-2002-feb-01-me-miner1-story.html>
- Meissner, E. (1965). *Asketische Erziehung. Hermann Lietz und seine Pädagogik*. Weinheim: Beltz.
- Mende, S. (o.J.). Verteidigung Joschka Fischers zum hessischen Minister für Umwelt und Energie, 12. Dezember 1985. Verfügbar unter: https://www.1000dokumente.de/index.html?c=dokument_de&dokument=0074_tur&object=context&l=de.
- Mester, L., (Hrsg.) (1961). *Freizeit-Pädagogik (Beiträge zur Lehre und Forschung der Leibeserziehung Bd. 9)*. Schorndorf: Karl Hofmann.
- Michl, W. (1991). ALFRED ADLER – EIN WEGBEREITER DER MODERNEN ERLEBNISPÄDAGOGIK? (Wegbereiter der modernen Erlebnispädagogik H. 17). Lüneburg: edition erlebnispädagogik.
- Michl, W., 2020. *Erlebnispädagogik (4. aktualisierte Aufl.)*. München: Reinhardt.
- Miner, J. & Boldt, J.R. (1981). *Outward Bound U.S.A.: Learning through experience in adventure-based education*. New York: Morrow.
- Mitten, D., Gray, T., Sandy Allen-Craig, S., TA Loeffler, T.A. & Cathryn Carpenter, C. (2018) The invisibility cloak: Women's contributions to outdoor and environmental education. *Journal of Environmental Education*. DOI:10.1080/00958964.2017.1366890.
- Mockler, M. (2015). Stuttgarter Schulderklärung. Jüdische Allgemeine vom 19. Oktober 2015. Verfügbar unter: <https://www.juedische-allgemeine.de/unsere-woche/wir-klagen-uns-an/>.
- Möhlmann, C. (1955). Die Kurzschule Weißenhaus der Deutschen Gesellschaft für Europäische Erziehung e. V.. *Die Sammlung*, 10, 271 – 280.
- Morsey, R. & Schwarz, H.-P. (Hrsg) (1983). *Adenauer Briefe 1945– 1947*. Berlin: Siedler.
- Mosse, G.L. (1979). *Ein Volk, ein Reich, ein Führer. Königstein im Taunus: Athenäum*.
- Mosse, G.L. (1997). Das gläserne Dach. *taz* vom 20.5.1997. Verfügbar unter: <https://taz.de/Artikel-von-George-L-Mosse/?s=&Autor=George+L.+Mosse/>.
- Mosse, G.L. (1999). Die Politik gegen Lesben und Schwule im Kontext nationalsozialistischer Machtausübung. In Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.), *Der homosexuellen NS-Opfer gedenken (S. 21-29)*. Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung.
- Mosse, G.L. (2003a). *Aus großem Hause. Erinnerungen eines deutsch-jüdischen Historikers*. München: Ullstein. (Original: *Confronting history: a memoir*. Madison: University of Wisconsin Press, 2000.)

- Mosse, G.L. (2003b). *Der nationalsozialistische Alltag*. Weinheim: Beltz-Athenäum.
- Müller, B. (1998). Das Konzept des Willens bei Otto Rank. *Psychosozial*, 73, 115-133.
- Müller-Marein, J. (1957). In England nicht gefragt? Kontroverse um Prinz Charles und Gordonstoun. *DIE ZEIT*, 26/1957 vom 27.6.1957. Verfügbar unter: https://www.zeit.de/1957/26/in-england-nicht-gefragt?utm_referrer=https%3A%2F%2Fwww.google.com%2F.
- Münder, R. & Dietl-Dinev, C. (1998). Der Arbeits- und Berufspädagoge Georg Kerschensteiner genauer unter die Lupe genommen. Entwurf. Verfügbar unter: https://www.gew-muenchen.de/fileadmin/dateien/Aktuelle_Homepage/Aktivengruppen/Personalrat_Vertrauensfrau/AK_Personalraete_und_Vertrauensleute/Kerschensteiner_Kopie-2.pdf.
- Naß, M. (2021). Eine Jahrhundertzeugin. Zum Tod der Publizistin und Auschwitz-Überlebenden Renate Lasker-Harpprecht. *DIE ZEIT*, 2/2021 vom 6. Januar 2021. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/2021/02/renate-lasker-harpprecht-auschwitz-ueberlebende-publizistin-verstorben>.
- Nekola, D. (2021). Geschichte der Theodor-Mommsen-Schule bis 1947. Verfügbar unter: <https://tms-od.de/index.php/geschichte/>.
- Neumann, U. & Reichert, P. (2019). Kindererholungskuren. Psychoterror und Folter. ARD-Dokumentation vom 3.12.2019. Verfügbar unter: <https://www.tagesschau.de/investigativ/report-mainz/kinderverschickung-misshandlungen-101.html>.
- Neubert, W. (1925). *Das Erlebnis in der Pädagogik* (Göttinger Studien zur Pädagogik Bd. 3). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Nicodemus, K. (2020a). Alfred Bauer – „Ein eifriger SA-Mann“. *DIE ZEIT*, 6/2020 vom 30. Januar 2020. Verfügbar unter: https://www.zeit.de/2020/06/alfred-bauer-filmbuerokratie-nationalsozialismus-berlinale?utm_referrer=https%3A%2F%2Fwww.google.com%2F.
- Nicodemus, K. (2020b). Penetrant und dreist – Eine Studie bestätigt die faschistische Verstrickung des Berlinale-Begründers Alfred Bauer. *DIE ZEIT*, 42/20 vom 8. Oktober 2020, S. 54.
- Niemeyer, C. (2005). *Klassiker der Sozialpädagogik. Einführung in die Theoriegeschichte einer Wissenschaft* (2., überarb. u. erw. Aufl.). Weinheim – München: Juventa.
- Noack, H.-J. (2019). *Die Weizsäcker. Eine deutsche Familie*. Stuttgart: Siedler.
- Noelle, E. (1933). Brief an Fred von Hoerschelmann vom 30. Januar 1933. Fundort: Privataarchiv Elisabeth Noelle, Piazzogna. Das verwendete Zitat ist verfügbar unter: <https://noelle-neumann.de/biographie/kindheit-und-jugend/>.
- Nohl, H. (1927). Brief an Minna Specht vom 2. November 1927. Wiedergegeben in E. Blochmann, 1969, Herman Nohl in der pädagogischen Bewegung seiner Zeit. 1879 – 1960 (S. 226 Anm. 18). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- Nohl, H. (1931). Brief an Kurt Hahn vom 11. September 1931. Fundort: Landesarchiv Baden-Württemberg - Generallandesarchiv Karlsruhe.
- Nohl, H. (1933). Die pädagogische Bewegung in Deutschland. In H. Nohl & L. Pallat (Hrsg.), Handbuch der Pädagogik Bd. 1: Die Theorie und Entwicklung des Bildungswesens (S. 302-374). Beltz: Langensalza (zitiert nach der Faksimileausgabe von Beltz in Weinheim, 1966).
- Nohl, H. (1933/34). Die Grundlagen der nationalen Erziehung. Universitätsbibliothek Göttingen: Cod. Ms. H. Nohl 830: 1a.
- Nohl, H. (1951a). Die geistige Bedeutung der Leibesübungen. Leben und Arbeit, 3-4/1951. Zitiertext: Nohl, H. (1962b). Die geistige Bedeutung der Leibesübungen. In H. Nohl, Schuld und Aufgabe der Pädagogik (Beiträge zur Lehre und Forschung der Leibeserziehung Bd. 12; S. 55-61). Schorndorf: Hofmann.
- Nohl, H. (1951b). Vom Ethos des Sports. Die Sammlung, 6. Zitiertext: Nohl, H. (1962c). Vom Ethos des Sports. In H. Nohl, Schuld und Aufgabe der Pädagogik (Beiträge zur Lehre und Forschung der Leibeserziehung Bd. 12; S. 61-70). Schorndorf: Hofmann.
- Nohl, H. (1962a). Schuld und Aufgabe der Pädagogik (Beiträge zur Lehre und Forschung der Leibeserziehung Bd. 12). Schorndorf: Hofmann.
- Nohl, H. (1962b). Die geistige Bedeutung der Leibesübungen. In H. Nohl, Schuld und Aufgabe der Pädagogik (Beiträge zur Lehre und Forschung der Leibeserziehung Bd. 12; S. 55-61). Schorndorf: Hofmann.
- Nohl, H. (1962c). Vom Ethos des Sports. In H. Nohl, Schuld und Aufgabe der Pädagogik (Beiträge zur Lehre und Forschung der Leibeserziehung Bd. 12; S. 61-70). Schorndorf: Hofmann.
- Oelkers, J. (1989). Reformpädagogik. Eine kritische Dogmengeschichte. Weinheim – München: Juventa.
- Oelkers, J. (2011a). Eros und Lichtgestalten: Die Gurus der Landerziehungsheime. Vortrag in der Universität Bern am 26. Mai 2011. Verfügbar unter: <https://www.ife.uzh.ch/dam/jcr:00000000-4a53-efcb-0000-00006d2619e6/BernGurusdef.pdf>.
- Oelkers, J. (2011b). Eros und Herrschaft. Die dunklen Seiten der Reformpädagogik, Beltz, Weinheim – Basel: Beltz.
- Ohlendorf, O. (1945). Eidesstattliche Erklärung vom 5.11.1945. NS-Archiv: Dokumente zum Nationalsozialismus. Verfügbar unter: <https://www.ns-archiv.de/einsatzgruppen/ohlendorf/eidesstattliche-erklaerung-2.php>.
- Opaschowski, H.W. (1996). „Erlebnis“: Vom Leit- zum Leidbegriff der Freizeitwissenschaft. Spektrum Freizeit, 18(1), 7-12. Verfügbar unter: https://duepublico.uni-duisburg-essen.de/servlets/DocumentServlet/Document-26375/1996_1_Opaschowski_ErlebnisBegriffFZW.pdf.
- Ortmeyer, B. (2008). Herman Nohl und die NS-Zeit. Forschungsbericht (Frankfurter Beiträge zur Erziehungswissenschaft-Reihe Forschungsberichte 7.2). Frankfurt am Main: Johann Wolfgang Goethe-Universität. Verfügbar unter: https://forschungsstelle.files.wordpress.com/2012/06/ortmeyer_forschungsbericht_nohlunddienszeit.pdf.

Ortner, H. (1989). Der einsame Attentäter. Der Mann, der Hitler töten wollte. Tübingen: Klöpfer & Meyer.

Outward Bound Trust (o. J.). *Unsung heroines: Celebrating the women behind Outward Bound*. Verfügbar unter: <https://www.outwardbound.org.uk/blog/unsung-heroines-celebrating-the-woman-behind-outward-bound>.

Parkhurst, H. (1922). *Education on the Dalton plan*. New York: Dutton. Verfügbar unter: <https://archive.org/details/educationontheda028244mbp>.

Pessel, D. (1958). Die Kurzschule Baad, die Schule als Abenteuer. *Die Sammlung*, 13(4), 219 – 222.

Picht, G. (1965). *Die deutsche Bildungskatastrophe. Analyse und Dokumentation*. München: Deutscher Taschenbuch (Taschenbuchausgabe des 1964 im Walter-Verlag, Olten erschienenen Werkes).

Pietsch, H.-E. (1986). Chronologie eines Konfliktes. In J. Ziegenspeck (Hrsg.), *OUTWARD BOUND. Geschütztes Warenzeichen oder offener pädagogischer Begriff* (S. 149-200). Lüneburg: Neubauer.

Plath, J. (2020). Das Herz nicht in der Hose. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 27. August 2020. Verfügbar unter: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/buchkritik-zur-annette-ein-heldinnenepos-16808110.html>.

Platen, E. Graf (2016). Dienst am Nächsten – Dienst am Frieden. Die Kurzschule in Weissenhaus 1952 -1975. In H. Cölfen, S. Filiz, K. Helmer & G. Herchert (Hrsg.) (2016). „Aller Ehre werth und nicht leicht zu ersetzen ...“ Wissen, Weisheit und Bildung im Kontext von Gut und Dorf (S. 49-57). Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr.

Platen-Hallermund, A.v. (1948). *Die Tötung Geisteskranker in Deutschland*. Frankfurt am Main: Verlag der Frankfurter Hefte.

Poensgens, R. (1996). Die Schule Schloss Salem im Dritten Reich. *Viertelsjahreshefte für Zeitgeschichte*, 44(1), 25-54. Verfügbar unter https://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/1996_1_2_poensgen.pdf.

Poensgen, R. (2020). „Es war uns das Navigieren ins Unbekannte ein großer Spaß und wie ein Symbol des Lebens. Salem und zis: Reformpädagogische Gemeinsamkeiten und Besonderheiten. In *Schule Schloss Salem* (Hrsg.), *Schule Schloss Salem 1920 2020. Beständigkeit und Wandel* (S. 153-171). Stuttgart: Kohlhammer.

Pohl, M. (2017). Manfred Graf von Portalès (1912-1974) – Zwei Leben im 20. Jahrhundert. *SüdWestfalen Archiv*, 17, 370-385.

Posset, A. (1993). Die deutsche Jugend pilgert zur „Hitlerstadt“. Landsberg „Stadt der Jugend“. Landsberg im 20. Jahrhundert - Themenhefte zur Landsberger Zeitgeschichte, 3/1993. Verfügbar unter: <http://www.landsberger-zeitgeschichte.de/Geschichte/stadt/StadtJugend.htm>.

Pretzl, W. (2011). *Erlebnisse eines Erlebnispädagogen. Ulf Händel zum Gedenken*. Neckenmarkt (A): novum eco.

- Prüfer, T. (2021). Cooles Teil. ZEIT MAGAZIN, 5/2021 vom 28.1.2021. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/zeit-magazin/2021/05/anorak-jacke-inuit-winter-stil>.
- Raddatz, F.J. (1979). Grandseigneur von Geblüt: Golo Mann wird 70. DIE ZEIT, 14/1979 vom 30. März 1979. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/1979/14/grandseigneur-von-gebluet-golo-mann-wird-70>.
- Radisch, I. (2018). Ich fühle mich schuldig. DIE ZEIT 42/2018 vom 15.10.2018. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/2018/42/annie-ernaux-erinnerung-eines-maedchens-roman-frankreich-arbeitermilieu>.
- Radisch, I. (2020). Der Sinn ihres Lebens. In Memoriam Ruth Klüger. DIE ZEIT 43/2020 vom 15.10.2020, S. 51. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/2020/43/ruth-klueger-holocaust-ueberlebende-auschwitz-schriftstellerin-nachruf>.
- Raithel, T. (2013). Strafanstalt Landsberg am Lech. In: Historisches Lexikon Bayerns. Verfügbar unter: http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Strafanstalt_Landsberg_am_Lech.
- Ramelsberger, A. (2015). Als der Mann zur Last wurde. Süddeutsche Zeitung vom 7.5.2015. Verfügbar unter: <https://www.sueddeutsche.de/politik/frauen-das-kleine-bisschen-glueck-1.2468158>.
- Raulff, U. (2009). Kreis ohne Meister. Stefan Georges Nachleben. München: Beck.
- Rautenberg, H.-J. & Wiggershaus, N. (1967). Die „Himmeroder Denkschrift“ vom Oktober 1950. Militärgeschichtliche Zeitschrift, 21(1), S. 135-206. DOI: <https://doi.org/10.1524/mgzs.1977.21.1.135>.
- Rautenberg, H. (2021). Ein deutscher Heiland. DIE ZEIT, 13/2021 vom 25. März 2021, S. 51. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/2021/13/joseph-beuys-kunst-aktivismus-nationalsozialismus-holocaust-werk>.
- Reichardt, S. (2014). Authentizität und Gemeinschaft. Berlin: Suhrkamp.
- Reichardt, S. (2017). Rezension vom 15.3.2017 zu Tändler, M., 2017. Das therapeutische Jahrzehnt. Der Psychoboom in den siebziger Jahren. Göttingen: Wallstein. H-Soz-Kult. Verfügbar unter: www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-23756.
- Reiche, K. (1958). Musische Ferienlehrgänge im Schloß Nehnten. Die Sammlung, 12(11), 566 – 572.
- Reiners, A. (1993). Praktische Erlebnispädagogik. Neue Sammlung motivierender Interaktionsspiele (3. Aufl.). München: Fachhochschulschriften Prof. Dr. Sandmann.
- Reinhardt, V. (2005). Die Manns. In V. Reinhardt (Hrsg.), Deutsche Familien. Historische Portraits von Bismark bis Weizsäcker (S. 95-117). München: Beck.
- Reumschüssel-Wienert, C. (2020). 50 Jahre DGSP – eine Chronik. Soziale Psychiatrie, 44(4), 5-S. 5-13.
- Ricardi-von Platen, A. (1993). Die Erzeugung des vollkommenen Menschen. In G. Becker & J. Zimmer (Hrsg.) (1993), Lust und Last der Aufklärung. Ein Buch zum 80. Geburtstag Hellmut Beckers. Weinheim – Basel: Beltz, S. 111-119.
- Richter, G. (1953). Bericht über die Vorerkundungen des Unterzeichneten über die zur Zeit für die Schaffung einer Berg-Kurzschule gegebenen Voraussetzungen. Fundort: Landesarchiv Baden-Württemberg – Hauptstaatsarchiv Stuttgart.

- Richter, G. (1964). Bericht der Geschäftsführung über allgemeine, organisatorische und finanzielle Fragen. Fundort: Landesarchiv Baden-Württemberg – Hauptstaatsarchiv Stuttgart.
- Richter, G. (1966a). Die deutschen Kurzschulen – ihre Entstehung und Entwicklung. In H. Röhrs (Hrsg.), *Bildung als Wagnis und Bewährung. Eine Darstellung des Lebenswerkes von KURT HAHN* (S. 300-310). Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Richter, G. (1966b). Brief an Eugen Löffler vom 3. Januar 1966. Fundort: Landesarchiv Baden-Württemberg – Hauptstaatsarchiv Stuttgart.
- Richter, G. (1968). Brief an Eugen Löffler vom 5. Juli 1968. Fundort: Landesarchiv Baden-Württemberg – Hauptstaatsarchiv Stuttgart.
- Richter, G. & Münch, H. (1960). *Kurzschule und Charakterbildung. Ein Bericht aus der Arbeit*. München: Juventa.
- Richter, H.-E. (1972). *Die Gruppe*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Richter, H.-E. (1974). *Lernziel Solidarität*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Richter, L. (1919a). Brief an Max Weber vom 6.8.1919. Fundort: Landesarchiv Baden-Württemberg - Generallandesarchiv Karlsruhe. Verfügbar unter: <https://www2.landesarchiv-bw.de/ofs21/suche/ergebnis1.php>.
- Richter, L. (1919b). Brief an Marianne Weber vom 7.8.1920. Fundort: Landesarchiv Baden-Württemberg - Generallandesarchiv Karlsruhe.
- Rietzler, R. (1988). Muff unter den Talaren. In SPIEGEL-Verlag (Hrsg.), *Die wilden 68er. SIEGEL-Serie über die Studentenrevolution* (S. 41-49). Hamburg: SPIEGEL-Verlag.
- Robb, D. (2013). Zur musikalischen Rezeption des „Badischen Wiegenliedes“ in der deutschen Folkbewegung. Populäre und traditionelle Lieder. Historisch-kritisches Liederlexikon. Verfügbar unter: www.liederlexikon.de/lieder/schlaf_mein_kind_schlaf_leis/liedkommentar.pdf.
- Röhl, A. (2021). *Das Elend der Verschickungskinder. Kindererholungsheime als Orte der Gewalt*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Röhrs, H. (1955). Vom Sinn des Reisens. *Die Sammlung*, 10, 382 – 394.
- Röhrs, H. (Hrsg.) (1966). *Bildung als Wagnis und Bewährung. Eine Darstellung des Lebenswerkes von KURT HAHN*. Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Röhrs, H. (Hrsg.) (1986). *Die Schulen der Reformpädagogik heute. Handbuch reformpädagogischer Schulideen und Schulwirklichkeiten*. Düsseldorf: Schwann.
- Röhrs, H. & Tunstall-Behrens, H. (Hrsg.) (1970). *Kurt Hahn. From the German edition by H. Röhrs*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Roeper, M. (2021). Erlebnis Mensch. Bergführer: Berufsbild im Wandel. *DAV Panorama*, 73(3), 44-47.

Runder Tisch „Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren“ (2010). Abschlussbericht. Berlin: Eigenverlag der Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe.

Salzborn, S. (2020). Kollektive Unschuld. Die Abwehr der Shoah im deutschen Erinnern. Berlin – Leipzig: Hentrich & Hentrich.

Sartre, J.-P. (1994). Überlegungen zur Judenfrage. In J.-P. Sartre, Überlegungen zur Judenfrage (S. 9-37). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt. Verfügbar unter: <https://docplayer.org/85367-Ueberlegungen-zur-judenfrage.html>.

Sauer, K. (1986). BEGEGNUNG UND ERLEBNIS: Herman Nohl und das Landheim des Pädagogischen Seminars der Universität Göttingen. (Wegbereiter der modernen Erlebnispädagogik H. 10). Lüneburg: edition erlebnispädagogik.

Sauerteig, L. (2019). Sünde – Gefahr – Risiko – Management: Konzepte sexueller Gesundheit in der deutschen Sexualerziehung im 20. Kahrhundert. Virus: Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin, 18, S. 213-245.

Saupe, A. (2019). Rezension zu A. Doßmann & S. Regener, Susanne, 2018. Fabrikation eines Verbrechers. Der Kriminalfall Bruno Lüdke als Mediengeschichte. Leipzig: Spectator Books. H-Soz-Kult vom 11.03.2019. Verfügbar unter: www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-26173.

Saxon, W. (2002). Joshua L. Miner, 81, Founder of American Outward Bound. The New York Times vom 31.1.2002. Verfügbar unter: <https://www.nytimes.com/2002/01/31/us/joshua-l-miner-81-founder-of-american-outward-bound.html>.

Schad, N. (1993). Erleben und miteinander Lernen – Reflexionsmodelle in der Erlebnispädagogik. Reprint aus e&l, 2&3/93. Verfügbar unter: <http://www.niko-schad.de/docs/ErlebenundmiteinanderLernen.pdf>.

Schäfer, R. (2012). Carl Diem und der deutsche Sport in der Ambivalenz der Moderne. L.I.S.A. Wissenschaftsportal, Gerda Henkel Stiftung. Verfügbar unter: https://lisa.gerda-henkel-stiftung.de/carl_diem_und_der_deutsche_sport_in_der_ambivalenz_der_moderne?nav_id=3976&focus_comments=1.

Schäfer, W. (1922). Die dreizehn Bücher der deutschen Seele. München: Georg Müller.

Schaffeld, C. (2010). Die United World Colleges und ihre aktuelle pädagogische Bedeutung. Unveröff. Diss. der Deutschen Sporthochschule Köln. Verfügbar unter: <https://d-nb.info/1149691816/34>.

Schelkys, H. (1957). Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend. Düsseldorf – Köln: Diederichs.

Scheiblaue, M. (1960). Vertrauen um die Jugend. In H. Becker, W. Eichler & G. Heckmann (Hrsg.), Erziehung und Politik. Minna Specht zu ihrem 80. Geburtstag (S. 369-374). Frankfurt am Main: Verlag Öffentliches Leben.

Schiemann, H. (1960). Verwandtschaft und Freundschaft. In H. Becker, W. Eichler & G. Heckmann (Hrsg.), *Erziehung und Politik. Minna Specht zu ihrem 80. Geburtstag* (S. 356-366). Frankfurt am Main: Verlag Öffentliches Leben.

Schlüter, R. (2012). *Leben für eine humane Medizin – Alice Ricciardi-von Platen – Psychoanalytikerin und Protokollantin des Nürnberger Ärzteprozesses*. Frankfurt: Campus.

Schmidbauer, W. (1977). *Die hilflosen Helfer*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Schmitt, A. (2004). Der kleine M. im roten Samt. Eva D. Becker wirft in der Zeitschrift „Exil“ einen Blick auf das Verhältnis von Elisabeth Blochmann und Martin Heidegger. *literaturkritik.de*, 6/2004. Verfügbar unter: https://literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=7157&ausgabe=200406.

Schmoll, H. (2014). Das Nest der Bildungsaristokraten. Becker, Picht, Dönhoff und die „protestantische Mafia“ der frühen Bundesrepublik. In *Glanzlichter der Wissenschaft 2014* (S. 149-152). München: De Gruyter Oldenbourg

Schneider, A. (1986). Stellungnahme zum Begriff „Outward Bound“. In Ziegenspeck, J. (Hrsg.) (1986). *OUTWARD BOUND. Geschütztes Warenzeichen oder offener pädagogischer Begriff* (S. 147). Lüneburg: Neubauer.

Schubert, D. (1985). Streit um ein pädagogisches Markenzeichen. Wer ist Kurt Hahns Erbe? *DIE ZEIT*, 40/1985 vom 27.9.1985. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/1985/40/wer-ist-kurt-hans-erbe/komplettansicht>.

Schubert, V. (1984). *Identität, individuelle Reproduktion und Bildung. Probleme eines aneignungstheoretischen Konzepts von Vergesellschaftung als Vereinzelung*. Gießen: Focus, 1984.

Schule Schloss Salem (Hrsg.) (2020) *Schule Schloss Salem 1920-2020. Beständigkeit und Wandel*. Stuttgart: Kohlhammer.

Schulze, G. (1992). *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. Campus, Frankfurt am Main: Campus.

Schulze, T. (1979). „Der Sinn des Lebens liegt im Leben selbst...“ Ein neugieriger Rückblick auf die geisteswissenschaftliche Pädagogik zum 100. Geburtstag von Herman Nohl. *Neue Sammlung*, 19, 542-564.

Schuster, A. (2021). Wir haben bei null angefangen. *DIE ZEIT*, 9/2021 vom 25. Februar 2021, S. 9. Verfügbar unter: https://www.zeit.de/2021/09/75-jahre-zeit-erste-ausgabe-nullnummer-leseprobe?wt_zmc=fix.int.zonaudev.alias.alias.zeitde.alias.zeit-1945.x&utm_medium=fix&utm_source=alias_zonaudev_int&utm_campaign=alias&utm_content=zeitde_alias_zeit-1945_x.

Schwarz, K. (1964). Leistung und Bewährung in den Kurzschulen Kurt Hahns. *Recht der Jugend. Zeitschrift für Jugenderziehung, Jugendpflege und Jugendschutz, für Jugendfürsorge und Jugendschutz*, 12(6), 84-90.

Schwarz, K. (1966). Expedition und Rettungsdienst als pädagogische Zentren in den deutschen Kurzschulen. In H. Röhrs (Hrsg.), *Bildung als Wagnis und Bewährung. Eine Darstellung des Lebenswerkes von KURT HAHN* (S. 300-310). Heidelberg: Quelle & Meyer.

Schwarz, K. (1967). Wagnis und Abenteuer als erzieherische Mittel in den Kurzschulen. *Zeitschrift für Pädagogik*, 13(5), 421-435.

Schwarz, K. (1968). *Die Kurzschulen Kurt Hahns. Ihre pädagogische Theorie und Praxis* (Heidelberger Studien zur Erziehungswissenschaft). Ratingen: Henn.

Schwelien, M. (1982). Plädoyers für ein begrenztes Risiko. Interview mit Hellmut Becker. *DIE ZEIT*, 7/1982 vom 12.2.1982. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/1982/07/plaedoyer-fuer-ein-begrenztes-risiko>.

Seidl, C. (2007). Ich war Uschi Obermaier. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 28.1.2007. Verfügbar unter: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/das-wilde-leben-ich-war-uschi-obermaier-1408101.html>.

Senninger, T. (2000). *Abenteuer leiten – in Abenteuern lernen*. Münster: Ökotoxia.

Singer, K. & Frevert, U. (2014). 100 Jahre Hellmut Becker (1913-2013) – Dokumentation der Ausstellung zu Leben und Werk im Max-Planck-Institut für Bildungsforschung. DOI: 10.14280/08241.29.

Skidelsky, R. (1969). *English progressive schools*. London: Penguin Books. (Deutsche Übersetzung: *Schulen von gestern für morgen. Fortschrittliche Erziehung in englischen Privatschulen*. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg, 1975).

Söhner, F. (2017). Ricciardi-von Platen, Alice. Biographisches Archiv der Psychiatrie. Verfügbar unter: <https://biapsy.de/index.php/de/9-biographien-a-z/266-ricciardi-von-platen-alice>.

Specht, M. (1920). Hermann Lietz. Gedächtnisrede, gehalten am 10. Oktober 1919 auf dem ersten Bundestag des Internationalen Jugend-Bundes (Öffentliches Leben H. 12). Leipzig: Der Neue Geist / Peter Reinhold.

Specht, M. (1948a). *Gesinnungswandel. Die Erziehung der deutschen Jugend nach dem Weltkrieg*. Welwyn Garden City: Renaissance Publishing. (Das Buch ist die zweite, aber nicht als solche gekennzeichnete Auflage eines Buches, das 1943 im selben Verlag unter gleichem Titel veröffentlicht worden war; die Veränderung betrifft ausschließlich das Vorwort von Minna Specht auf S. 5, das auf das Jahr 1948 datiert ist.)

Specht, M. (1948b). An die Eltern unser Schüler und Schülerinnen. Rundbrief vom 28.1.1948: Fundort: Archiv der Odenwaldschule; jetzt im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt. Abdruck in W. Harder (Hrsg.) (1993), Minna Specht (OSO-Hefte, Neue Folge, H. 15; S. 22-31). Ober-Hambach: Odenwaldschule.

Specht, M. (1951). *Sozialismus als Lebenshaltung und Erziehungsaufgabe*. Villingen: Ring Druck und Verlag.

- Specht, M. (1953). Mein Besuch in der OSO. Der Kauz im Spiegel – Schülerzeitung der Odenwaldschule 1953. Fundort: Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung. Abdruck in W. Harder (Hrsg.) (1993), Minna Specht (OSO-Hefte, Neue Folge, H. 15; S. 34-35). Ober-Hambach: Odenwaldschule.
- Specht, M. (1956). Stadtrandschule und Landerziehungsheime. Die Sammlung, 11(4), 192-194. Specht, M. (1957). Erfahrungen mit der Ganztagschule — Bericht über eine Studienfahrt nach England . Die Sammlung, 12(5), 262-265.
- Specht, M. (1960). Minna Specht über sich selbst. In H. Becker, W. Eichler & G. Heckmann (Hrsg.), Erziehung und Politik. Minna Specht zu ihrem 80. Geburtstag (S. 369-374). Frankfurt am Main: Verlag Öffentliches Leben.
- Specht, M. & Eichler, W. (Hrsg.) (1953). Leonard Nelson zum Gedächtnis. Frankfurt am Main - Göttingen: Verlag Öffentliches Leben.
- Specht, M. & Eichler, W. (1953). Leonard Nelson. In M. Specht & W. Eichler (Hrsg.), Leonard Nelson zum Gedächtnis (S. 7-10). Frankfurt am Main - Göttingen: Verlag Öffentliches Leben.
- Staas, C. (2020). Vergeben und Vergessen. DIE ZEIT, 44/2020 vom 22.10.2020, S. 18. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/2020/44/75-jahre-nuernberger-prozesse-nachkriegsdeutschland-allierte-ns-entnazifizierung>.
- Staas, C. & Friederichs, H. (2021). Die ZEIT und die NS-Zeit. DIE ZEIT, 19/2021 vom 6. Mai 2021, S. 16-17.
- Stachorski, S. (2005). Fragile Republik: Thomas Mann und Nachkriegsdeutschland. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.
- Stangneth, B. (2011). Eichmann vor Jerusalem. Das unbehelligte Leben eines Massenmörders. Zürich: Arche, Zürich (englisch: Eichmann before Jerusalem. The Unexamined Life of a Mass Murderer. New York: Knopf, 2014).
- Steinbach, P. & Tuchel, J. (1999). Es schien, als schreckte die Öffentlichkeit vor Elser zurück. Der Widerstandskämpfer und das Attentat vom 8. November 1939 – Deutungen und Diffamierungen. Frankfurter Rundschau vom 18.11.1999. Verfügbar unter: <https://www.georg-elsler-arbeitskreis.de//texts/fr19991118.htm>.
- Steinhauer, G. (2021). Interview mit Jürgen Michaelson, Künstlername Yorn. DIE ZEIT, 17/2021 vom 21. April 2021. Online verfügbar unter: <https://www.zeit.de/2021/17/yorn-modedesigner-christian-dior-modeindustrie/komplettansicht>.
- Stern, F. (2010). Fünf Deutschland und ein Leben. Erinnerungen (3. Aufl.). München: dtv.
- Stierlin, H. (1995). Adolf Hitler. Familienperspektiven. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Stremlow, M. (1998). Die Alpen aus der Untersicht. Von der Verheißung der nahen Fremde zur Sportarena. Bern – Stuttgart – Wien: Paul Haupt.

- Strotzka, H. (1972). Mit Begleitung aus der Krise. DER SPIEGEL vom 17.4.1972. Online verfügbar unter: <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-42953776.html>.
- Sünker, H. (2016). Politische Produktivität Sozialer Arbeit und demokratische gesellschaftspolitische Perspektiven im 21. Jahrhundert. In R. Braches-Chyrek & H. Sünker (Hrsg.), Soziale Arbeit in gesellschaftlichen Konflikten und Kämpfen (S. 7-41). Wiesbaden: Springer VS.
- Tändler, M.(2016). Das therapeutische Jahrzehnt. Der Psychoboom in den siebziger Jahren (Veröffentlichungen des zeitgeschichtlichen Arbeitskreises Niedersachsen Bd. 30). Göttingen: Wallstein.
- Thielicke, E. (2021). Auszugsweise Übersetzung des Interviews von Laureline Dupont mit Emmanuel Macron vom Dezember 2020. DIE ZEIT, 2/2021 vom 7.1.2021, S. 6. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/2021/02/emmanuel-macron-frankreich-praesident-terrorismus-lexpress>.
- Theodorakis, M. (1988). Die Wege des Erzengels: Autobiographie 1925 – 1949. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ther, O. (1964). Bericht des Kurzschulleiters über die Arbeit der Kurzschule Baad im Kursjahr 1964. Fundort: Landesarchiv Baden-Württemberg – Hauptstaatsarchiv Stuttgart
- Thorwarth, (2020). Corona-Demos in Berlin: Von Reichsflagge bis AfD – eine Fahnenkunde. Frankfurter Rundschau vom 5.9.2020. Verfügbar unter: <https://www.fr.de/politik/coronavirus-corona-demo-proteste-berlin-hygienedemos-querdenker-fahnen-reichsflagge-reichskriegsfahne-90036343.html>.
- Tippelt, R. (Hrsg.) (2017). Zur Tradition der Pädagogik an der LMU München. Georg Kerschensteiner. Biographische, bildungs-, erziehungs- und lehrtheoretische Aspekte. München: Utz.
- Torsten (2019). George Mosses Erinnerung an den Klippen Europas und 50 Jahre Stonewall. Night Out @ Berlin vom 28.6.2019. Verfügbar unter: <https://nightoutatberlin.de/george-mosses-erinnerung-an-den-klippen-europas-und-50-jahre-stonewall/>.
- Treichler, R. (1978). Der billigste Trip nach Indien, Afghanistan und Nepal. Zürich: Regenbogen-Verlag.
- Trotzki, L. (1934). Anatoli Wassiljewitsch Lunatscharski. Neue Weltbühne, 3(2) vom 11. Januar 1934, 45-48. Verfügbar unter: <https://sites.google.com/site/sozialistischecklassiker2punkt0/trotzki/1934/leo-trotzki-anatol-wassiljewitsch-lunatscharski>.
- Tütting, L. (1973). Von Alaska bis Feuerland. Die Traumstrasse der Welt. Hagen: Selbstverlag.
- Tunstall-Behrens, H. (1956). Pamir. A voyage to Rio in a four-masted barque. London: Routledge & Kegan Paul.
- Tunstall-Behrens, H. (1966). Kurzschulen im Britischen Commonwealth. In H. Röhrs (Hrsg.), Bildung als Wagnis und Bewährung. Eine Darstellung des Lebenswerkes von KURT HAHN (S. 277-286). Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Uhl, H. (2018). Opferthesen, revisited. Österreichs ambivalenter Umgang mit der NS-Vergangenheit. Aus

Politik und Zeitgeschehen, 68(34/35). Verfügbar unter: <https://www.bpb.de/apuz/274259/oesterreichs-ambivalenter-umgang-mit-der-ns-vergangenheit>.

Ulrich, V. (2009). Mord in München. DIE ZEIT, 9/2009 vom 19.02.2009. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/2009/09/A-Eisner>.

Urban, S. (o.J.). Jüdische Displaced Persons: Trauma und Überlebenswillen. E-Newsletter von Yad Vashem. Verfügbar unter: <https://www.yadvashem.org/de/education/newsletter/8/jewish-dp-camps.html>.

Uslar, J. v. (2014). „Usli, warum widersprichst Du nicht?“. DIE ZEIT, 24/2014 vom 5.6.2014. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/2014/24/odenwaldschule-paedophilie-missbrauch>. (Die Internet-Version des Artikels ist fälschlicherweise dem ZEIT-Autor Moritz von Uslar zugeschrieben; sie stammt aber tatsächlich von dessen Vater Jochem von Uslar.)

Veevers, N. (2006). Your disability is your opportunity: A historical study of Kurt Hahn focusing on the early development of outdoor activities. Unveröff. Masterarbeit University of Edinburgh, Moray House School of Education. Verfügbar unter: https://www.jugendprogramm.de/bibliothek/media/kurt-hahn/dissertation_veevers.pdf.

Veevers, N. & Allison, P. (2011). Kurt Hahn: Inspirational, visionary, outdoor and experiential educator. Rotterdam – Boston - Taipei: Sense.

Verband Deutscher Berg- und Skiführer, (o. J.). Vom Träger zum Führer – zum VDBS. Verfügbar unter: <https://www.vdbs.de/ueber-uns/geschichte-50-jahre-vdbs.html>.

Vertinsky, P. (2007). Hitler shook the tree and England collected the apples: Comparing the impact of Kurt Hahn and Rudolf Laban on British physical education. Sportwissenschaft, 37(2), 139-150.

W., H. (1958). Was ist eigentlich Korruption? DIE ZEIT, 41/1958 vom 8. Oktober 1958. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/1958/41/was-ist-eigentlich-korruption/komplettansicht>.

Wachsmann, C. (2018). Vom Bauhaus beflügelt. Menschen und Ideen an der Hochschule für Gestaltung. Stuttgart: aedition.

Wahl, W. (2021). Erlebnispädagogik. Praxis und Theorie einer Sozialpädagogik des Außeralltäglichen. Weinheim – Basel: Beltz Juventa Verlag.

Warren, K., Mitten, D., D'Amore, C. & Lotz, E. (2018). The gendered hidden curriculum of adventure education. Journal of Experiential Education. DOI: 10.1177/1053825918813398.

Warwitz, S.A. (2001). Sinnsuche im Wagnis: Leben in wachsenden Ringen; Erklärungsmodelle für grenzüberschreitendes Verhalten. Hohengehren: Schneider (3. Aufl. 2021).

Weber, A. (2020). Annette, ein Heldinnenepos. Berlin: Matthes & Seitz, 2020.

Wendt, W. R. (2017). Geschichte der Sozialen Arbeit 2. Die Profession im Wandel ihrer Verhältnisse (2., überarbeitete und erweiterte Auflage). Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Weber, H. & Ziegenspeck, J. (1983). Die deutschen Kurzschulen. Historischer Rückblick –Gegenwärtige Situation –Perspektiven. Weinheim - Basel: Beltz.

Wensierski, P. (2006). Schläge im Namen des Herrn. Die verdrängte Geschichte der Heimkinder in der Bundesrepublik. München: Spiegel-Buchverlag in der Deutschen Verlags-Anstalt.

Werner, F. (2021). „Nürnberg war falsch“. Vehement kritisierte die ZEIT die alliierten Kriegsverbrecherprozesse. Auch Marion Gräfin Dönhoff plädierte für eine Amnestie. DIE ZEIT, 19/2021 vom 6. Mai 2021, S. 18.

Wiarda, J.-M. (2013). Der Strippenzieher. DIE ZEIT, 21/2013 vom 16. Mai 2013. Verfügbar unter: <https://www.zeit.de/2013/21/bildungssystem-hellmut-becker/komplettansicht>.

Wedemeyer-Kolwe, B. (2013). Leibesübungen. In W. Keim & U. Schwerdt (Hrsg.), Handbuch der Reformpädagogik in Deutschland (1890-1933). Teil 2: Praxisfelder und pädagogische Handlungssituationen (S. 1165-1188). Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang.

Winkler, H.A. (2021). War Hitler doch ein Betriebsunfall? DIE ZEIT, 6/2021 vom 4. Februar 2021, S. 15.

Winkler, W. (2019). Das braune Netz. Wie die Bundesrepublik von früheren Nazis zum Erfolg geführt wurde. Berlin: rowohlt Berlin Verlag.

Winteler, C. (2020). Ein Schweizer Fähnchen am Rucksack fand ich schon immer bünzlig. SonntagsZeitung vom 14.6.2020. Verfügbar unter: https://www.globetrotter-group.ch/fileadmin/user_upload/Medien/spiegel/2020-06-10-Walter_Kamm_in_der_SoZ.pdf.

Winthrop Young, J. (1966). Anavryta. In H. Röhrs (Hrsg.), Bildung als Wagnis und Bewährung. Eine Darstellung des Lebenswerkes von KURT HAHN (S. 228-234). Heidelberg: Quelle & Meyer.

Ziegenspeck, J. (1982). Die Kurzschule –Entwicklung und Konzeption einer pädagogischen Idee. Schulmanagement, 13(3), 28 –34.

Ziegenspeck, J. (1984). Erlebnispädagogik unter Segeln. Outward Bound in Norddeutschland, Sozialpädagogik, 26(4), 195-200 (Nachdruck unter gleichem Titel in J. Ziegenspeck, 1986a, S. 201-211 = Zitertext: Ziegenspeck, 1986).

Ziegenspeck, J. (1985). „Outward Bound“ - Erlebnispädagogische Programme für Jugendliche. In G. Landau (Hrsg.) (1984), Erlebnistage im Schulsport (S. 40-53). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Ziegenspeck, J. (Hrsg.) (1986a). OUTWARD BOUND. Geschütztes Warenzeichen oder offener pädagogischer Begriff. Lüneburg: Neubauer.

Ziegenspeck, J. (1986b). Lernen für's Leben – Lernen mit Herz und Hand. Ein Vortrag zum 100. Geburtstag von Kurt Hahn (1886-1974) (Wegbereiter der modernen Erlebnispädagogik H. 1). Lüneburg: edition erlebnispädagogik.

Ziegenspeck, J. (Hrsg.) (1990). Martin Luserke. Reformpädagoge - Dichter – Theatermann. Gründer und Leiter der „Schule am Meer“ auf der Nordseeinsel Juist (1925-1934) (Wegbereiter der modernen Erlebnispädagogik, Heft 6). Lüneburg: edition erlebnispädagogik.

Ziegenspeck, J. (2020a). Stellungnahme zu Heft 5 der Zeitschrift „erleben & lernen“. erleben & lernen, 3&4/2020. Verfügbar unter: <https://www.e-und-l.de/downloads/stellungnahme.pdf>.

Ziegenspeck, J.W. (2020b). Vorwort. In C. Dahle, Waltraud Neubert. Eine Wegbereiterin der modernen Erlebnispädagogik? (S. 5-8). Augsburg: ZIEL. Verfügbar unter: https://www.ziel-verlag.de/downloads/ee_ep-waltraud-neubert_buch_blick-ins-buch.pdf.

Ziegler, L. (1925). Das heilige Reich der Deutschen. Darmstadt: Reichl.

Zier, K. (1954). Die Odenwaldschule. Ober-Hambach: Odenwaldschule.

Zier, K. (1960). Minna Specht in der Odenwaldschule. In H. Becker, W. Eichler & G. Heckmann (Hrsg.), Erziehung und Politik. Minna Specht zu ihrem 80. Geburtstag (S. 287-308). Frankfurt am Main: Verlag Öffentliches Leben.

Zimmer, J. (2016). # Hentig an den Pranger. Notizen aus aufgeregter Umgebung. Verfügbar unter <http://noch-immer-mein-leben.de/hentig-den-pranger/>.

Vom selben Autor im ZKS Verlag erschienen:

**Psychotherapie und Soziale Arbeit –
Studien zu einer wechselvollen
Beziehungsgeschichte**

Autor:

Hans-Peter Heekerens

Seiten: 176

ISBN (Print): 978-3-934247-89-5



**100 Jahre Erlebnispädagogik – Rück-, Rund-
und Ausblicke**

Autor:

Hans-Peter Heekerens

Seiten: 264

ISBN (Print): 978-3-947502-85-1



Außerdem im ZKS Verlag erschienen:

**Ethische Grundlagen Klinischer Sozialarbeit
(2., ergänzte Auflage)**

Autor:

Anton Schlittmaier

Seiten: 68

ISBN (Print): 978-3-934247-70-3



**BEGEVAL – Begleitevaluation der Therapeutischen
Jugendwohngruppen in Berlin**

Herausgeberinnen:

Sandra Wesenberg

Christina Frank

Marilena de Andrade

Miriam Weber

Silke-Birgitta Gahleitner

Seiten: 152

ISBN (Print): 978-3-947502-92-9



**TWG – Das Therapeutische Milieu als Angebot
der Jugendhilfe
Band 5 – Krise, Interaktion, Veränderung**

Herausgeberinnen:

Silke Gahleitner

Annette Streeck-Fischer

Nadine Tournier

Benigna Gerisch

Sandra Wesenberg



Seiten: 228

ISBN (Print): 978-3-947502-46-2

**Case Management in der Sozialpsychiatrie.
Bedarfsgerechte Versorgung von Menschen mit
einer chronisch psychischen Erkrankung**

Autorin:

Lisa Gruber

Seiten: 136

ISBN (Print): 978-3-947502-93-6



Sinn-Bilder®

Bildkarten für Psychotherapie, Pädagogik und Coaching



In vier einfachen Schritten vom vagen Erleben zu präzisen Worten

„Drücken Sie mit präzisen Worten aus, was Sie bisher nur vage gespürt haben – steigen Sie mit den Sinn-Bildern® auf unkomplizierte Art und Weise in Erlebensprozesse ein.“
Jede Karte zeigt eine bildhafte Metapher. Alle Motive sind einerseits konkret, um sie sprachlich assoziieren zu können und andererseits offen für das subjektive Erleben.

Der Leitfrage „Was ist die Essenz?“ folgend wird anhand einer speziellen Sprachfindungs-Methode eine Kernaussage formuliert, für die es bisher noch keine Worte gab. Als Ergebnis steht eine Aussage, die die Sache auf den Punkt bringt!

Sinn-Bilder® sind grundsätzlich in jeder Situation einsetzbar, wo etwas Bedeutsames spürbar ist, das sich bisher noch nicht konkretisieren ließ.

Als praktisches Tool finden sie Anwendung in Psychotherapie, Beratung und Coaching sowie im akademischen Kontext.